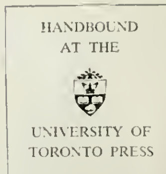



HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Die neue Rundschau

XXVIIIter Jahrgang der freien Bühne

1917

Band 2



Berlin / S. Fischer / Verlag


LIBRARY
JUL 7 - 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Hermann von Boetticher, Gedichte aus der Gefangenschaft . 1255
Alfred Döblin, Das verwerfliche Schwein 1377
Albert Ehrenstein, Gedichte 1117
Otto Flake, Distler 1229
Reinhard Goering, Der Erste 1630
Klabund, Franziskus 1662
Wilhelm Klemm, Gedichte 1403
E. F. Kullberg, Abendfeier 957
Peter Nansen, Ein Bridgeabend 1101
Hans Reisiger, Eros 966
Jakob Schaffner, Aus meinem Leben 1655
Wilhelm Scharrelmann, Drei Brüder 1500
Hermann Stehr, Der Heiligenhof 875, 1015, 1189, 1326, 1458, 1595
Wolff von Todenwarth, Meine Flucht aus russischer Gefangenschaft 897
Alfred Wolfenstein, Zwei Gedichte 1539
Paul Zech, Traum vom Balkon 1537
Otto Zoff, Das Abendmahl der Toten 1540

Aufsätze:

Hermann Bahr, Über Ernst Cassirer 1483
Alfred Döblin, Es ist Zeit! 1009
Arthur Eloesser, Goethe und Carl August 1244

Franz Eulenburg, Der „moderne Kapitalismus" 1441
Adolf Koelsch, Der Einzelne und das Erlebnis 1077
Paul Lensch, Drei Jahre Weltrevolution 1048, 1153
Emil Lucka, Buddhismus 945
Thomas Mann, Palestrina 1388
Franz Oppenheimer, Deutschlands wirtschaftliche Kriegsbilanz 1616
Samuel Saenger, Der Kampf um den Frieden 1585
Samuel Saenger, Stockholm 1211, 1361, 1516
Ernst Troeltsch, Luther und der Protestantismus 1297
Leopold von Wiese, Vom Liberalismus der Zukunft 865

Rundschau:

Oskar Bie, Sezession und anderes 1708
Carl Brinkmann, Zur Soziologie des Volkes 1422
Max Brod, Die jüdische Kolonisation in Palästina 1267
Julius Elias, Max Liebermann 990
Julius Elias, Degas 1564
Otto Flake, Über Keyserling 1705
Max J. Friedländer, Der Maler und seine Ausbildung . . 1119
Henriette Geerling, Das Feuilleton 1130
Stefan Großmann, Vom Mangel an politischen Schrift-
stellern in Deutschland 1417
Moritz Heimann, Zionismus und Politik 1690
Johannes V. Jensen, Über Literatur 1575
Karl Jentsch, Kulturkampf vor vierzig Jahren und heute . . 970
Junius, Chronik: „Vertrauen" 1140
Junius, Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung 1578
Junius, Politische Chronik 994, 1286, 1427, 1718
Alfred Kerr, Einleitung zu den Gesammelten Schriften . . . 1552
Herman Kranold, Zur Kenntnis Rußlands 1542
Eugen Lerch, Der junge Flaubert 1125

Eugen Lerch, Ein Gespräch mit dem Tode 1713
Oskar Loerke, Literarische Chronik 1277
Oskar Loerke, Sechs erzählende Bücher 1698
Samuel Saenger, Schwarzgelb 980
Emil Schaeffer, Gedanken Machiavellis 1569
Karl Scheffler, Glaubenspolitik 1413
Hermann Stehr, Walther Rathenau 1258
Robert Wilbrandt, Gustav Schmoller 1407

Anmerkungen:

Altaraz, Besinnung: Ein soziologisches Fragment 1149
Lou Andreas-Salomé, Nadja Straßers „Russin" 1148
B., Weihnachtslicht 1726
Oskar Bie, Pfitzner 1151
Carl Brinkmann, Das Heilige 1006
E. F., Krisis Europas 1582
Otto Flake, Annette Kolb 1439
Willi Handl, Burgtheater 1000
Max Herrmann, Der Born Judas 1292
H. E. Jacob, Besuch bei Frau von Staël 1725
Hanns Johst, Hans Reisiger 1005
Hanns Johst, Das Logbuch 1724
E. von Keyserling, Johannes V. Jensen 1438
Erich Lichtenstein, E. T. A. Hoffmanns Tagebücher 1003
Robert Müller, Österreich. Erde und Geist 1294
Robert Müller, Johannes V. Jensen 1728
Otto Pick, Tschechische Anthologie 1295
Anton Heinrich Rose, Aus Karl Jentschs Lehrzeit 1435
Albrecht Schaeffer, Vom Tode 1007
Will Scheller, Die Zuchthausballade 1583
Emil Waldmann, Max Liebermann über Kleist 1291
Willi Wolfradt, Ein Buch über deutsche Malerei 1581

Vom Liberalismus der Zukunft

von Leopold von Wiese

Wer neues, inneres Wachstum des deutschen Gesellschaftskörpers nach dem Kriege will, muß tiefer dringen, sich zu elementareren Zusammenhängen hindurcharbeiten und größere Zeiträume denkend und mitfühlend umspannen. Deshalb wird man auch, gerade wenn man nicht doktrinär oder abstrakt sein, sondern das wirklich gelebte Leben erfassen will, zu so allgemeinen Gedankensystemen geführt, wie sie das Wort Liberalismus enthält.

Wenn es überhaupt möglich ist, mit einigen dürren Worten das auszudrücken, worum es sich an dieser Zeitenwende beim Prinzipe des Liberalismus handelt — oder doch (bescheidener gesagt) vom Stande meines Erkenntnisvermögens betrachtet, handeln könnte — so möchte ich es, wie folgt, formulieren:

Es handelt sich darum, die Totalität des einzelnen Menschen für ihn selbst, seine Mitmenschen und die Nachwelt fruchtbarer zu verwerten als bisher. Um ein Bild zu verwenden: im Kulturleben von der Zwei- und Dreifelderwirtschaft, bei der viel Boden brachliegt, überzugehen zur Fruchtfolge und freien Nutzung. Jede bisherige geschichtliche Periode hat nur bestimmte Menschentypen ganz gedeihen und wirken lassen; andere entsprachen den äußeren Bedingungen der Gesellschaft nur teilweise oder erst nach mehr oder weniger gewalttätiger Umbiegung ihres Wesens. Immer nur ein Teil der von Natur vorhandenen Anlagen war für den gerade vorhandenen Kultur- und Zivilisationsstand verwertbar; viele von ihnen galten als schädlich und vernichtenswert. Die Summe des Leides und der Verschwendung, in der zur Blüte Fähiges verkommen oder gebrochen worden ist, geht über menschliche Vorstellungskraft hinaus. Die Mehrzahl der Menschen wurde erst nach Resignation nutzungsfähig für die Gesellschaft. In den letzten Jahrzehnten des Friedens waren wirklich angepaßt an die Gesellschaft der Bourgeois, der Offizier und der Beamte. Was nicht in diese Rubrik hineinpaßte, gehörte (mittelalterlich gesprochen) zu den „Unehrlichen", oder hatte sich zu modeln. Der Krieg brachte

danach noch stärker die zur Geltung, die dem preußischen Soldatentypus entsprachen. Der Mensch ist aber mehr als Soldat, Beamter, Bourgeois, Arbeiter. Er ist nur dann glücklich, wenn er in seinem privaten oder in seinem Berufsleben (am besten in beiden) möglichst die ganze Kraft seiner (widerspruchslosen) Anlagen entfalten und objektivieren kann.

Demgemäß müssen die großen ethischen und politischen Systeme und Organisationen — in erster Linie der Staat — in ihren Einrichtungen mannigfaltiger, unterschiedsreicher, elastischer und beweglicher werden, so sicher und fest sie auch fundamentiert seien. Die großen Institutionen der Gesellschaft (Familie, Kirche, Staat, Verein, Unternehmung) bedürfen von Zeitalter zu Zeitalter der Verfeinerung, daß sie ihre Aufgabe, dem Menschenheile dauernd zu dienen, erfüllen. Ihre bisherige Starrheit und Einseitigkeit (die aus der Schroffheit der idealistischen Ethik folgt, von der ihr Wachstum beeinflußt war), machte nur den Menschen das Dasein erträglich, die gerade in ihrem Begehren, Denken und Fühlen dem jeweilig obwaltenden Status angepaßt waren. Daß die anderen nur unter schweren Hemmungen, Energieverlusten, Ermüdungen und Unwahrheiten zur Geltung kamen, war nicht bloß deren eigener Nachteil, rächte sich vielmehr ebenso an der Gesellschaft selbst.

Je weniger dem einzelnen Menschen die Gebundenheit seiner eigenen Existenz an die gesellschaftlichen Institutionen, deren Größe und ewigen Wert bewußt war, je mehr er in Beschränktheit und kurzsichtiger Ichsucht nur seine engst individuellen Wünsche und Befürchtungen für beachtenswert hielt, desto einförmiger, starrer, zwingender mußten diese Institutionen sein. Je mehr deren Bedürfnisse und überindividuellen Aufgaben von den Einzelmenschen anerkannt werden, desto geräumiger und vielgestaltiger müssen Staat und Gesellschaft werden. Der Krieg brachte eine nicht vorherzusehende Annäherung des Menschen an den Staat, möge er nun auch die Annäherung des Staates an den Menschen bringen! Je breiter die Sphäre der Öffentlichkeit wird, je mehr Menschen der verschiedensten Anlagen und Fähigkeiten in ihm wirken und leben müssen, desto weitherziger muß seine Gesinnung, desto plastischer müssen seine Formen sein.

Das ist das Hauptprogramm des neuen Liberalismus. Der Fehler des alten war, daß er sich die Beziehungen der Menschen zu den ihnen übergeordneten Verbänden zu mechanisch vorstellte. In seinem Rationalismus unterschätzte er bisweilen historisch gewordene Bindungen und Genossenschaften. Er konnte sich nicht vorstellen, daß auch Gemeinschaften ein Geistesleben haben. Dazu kam, daß er allzu früh und noch vor seiner inneren Ausreifung vom geldwirtschaftlichen Geiste aufgesogen und beträchtlich gewandelt wurde. Die meisten seiner Anhänger verstanden ihn falsch oder nur halb, waren aus Unklarheit über sein Wesen zu Kompro-

missen und Abtrünnigkeiten geneigt, so daß er als politisches System — wenigstens in den letzten Jahrzehnten — häufig den Eindruck der Schwächlichkeit und Verschwommenheit machte.

Für die Zukunft gilt es, ihn überhaupt erst wahrhaft zu verwirklichen. Er ist keineswegs ein überwundenes System der Vergangenheit, sondern ein bisher noch nicht durchgeführtes System der Zukunft. Dabei kommt sehr viel darauf an, daß man einsieht, was bei ihm Problem ist, und was nicht. Es ist nicht der sogenannte Individualismus manchesterlicher Art. Im neuen Liberalismus ist gerade der Gegensatz von Einzelwesen und Gesellschaft versöhnt; denn er erkennt die Wechselbeziehungen ihrer Gegenseitigkeit an. Freilich richtet sich sein Augenmerk allein auf das Schicksal des Menschen, des lebendigen und des später kommenden. Insofern liegt ihm jeder „Universalismus", der den Institutionen des Staates und der anderen gesellschaftlichen Ordnungen einen Selbstzweck verleiht, fern. Aber ob der Staat einen größeren oder geringeren direkten Betätigungskreis besitzt, ist ihm (im Gegensatze zur älteren Auffassung) eine Frage der Zweckmäßigkeit. Läßt sich der Nachweis erbringen, daß dem Menschenglücke mehr durch irgendeine Form des wirtschaftlichen Sozialismus gedient ist, so widersetzt er sich ihr nicht. (Im „Staatssozialismus" habe ich zu zeigen versucht, daß hier vorsichtige Nachprüfung angebracht ist.) Auch das Problem der politischen Demokratie steht für ihn bei aller seiner Bedeutung doch erst an zweiter Stelle gegenüber der Grundforderung, mannigfaltigere Entwicklungsmöglichkeiten für Menschen verschiedener Art und Anlage zu schaffen. Lähmende Gebundenheiten, Borniertheiten ethischer oder politischer Systeme, Unduldsamkeiten, Überspannung der Macht, Ausbeutungen und Unterdrückungen sind auf jedem Lebensgebiete die Gewalten, die er bekämpft. Er ist auch „antikapitalistisch", nicht im Sinne der Gegnerschaft gegen die Erwerbswirtschaft schlechtweg, sondern insoweit, als Kapitalmacht zur Unterdrückung von Menschen verwendet wird. Er will in der Welt der Todfeind und Vernichter aller System gewordenen Dummheit, aller Monomanie und Maßlosigkeit, aller Hinopferung des Lebendigen an die leblose Idee sein. Er gibt für ein paar glückliche Augen sämtliche Doktrinen der Weltweisheit hin. Als Ziel für die Menschen schwebt ihm vor Fruchtbarkeit, Schönheit, Fülle, Selbstbewußtsein ohne Hochmut, offener Blick und Freude am Dasein! Das ist auch ein politisches System; denn ohne die Aufrechterhaltung freiheitlicher Grundrechte ist das alles für eine größere Menschenzahl nicht möglich. Könnten wir von diesen Gütern des Liberalismus nach dem Kriege bei einigem guten Willen, wenn wir uns diese oder jene Scheuklappen herunterreißen, nicht mehr erlangen als bisher?

Eine solche Politik ist nicht abhängig von einem bestimmten Zustande

der Wirtschaftsorganisation und Klassenbildung, sondern ist in erster Linie eine Frage der Einsicht und des Vertrauens. Liberalismus ist überhaupt Politik des Vertrauens; sonst könnte in ihm die Forderung nach Freiheit nicht eine so bestimmende Rolle spielen. Damit ist jedoch das Problem der Staatsverfassung nicht als belanglos bezeichnet. Praktisch ist der Liberalismus sogleich vor die Entscheidung gestellt, ob er der Monarchie, Aristokratie oder Demokratie den Vorzug geben will. Dazu schrieb ich — darin den Spuren Wilhelm Roschers und Heinrich von Treischkes folgend — früher einmal (vergleiche „Das Wesen der politischen Freiheit", Tübingen 1911, Seite 18): „Es ist einer der großen Irrtümer jeder Art von politischem Radikalismus zu glauben, es könne ein irgendwie geartetes Staatswesen nur auf einer oder zwei der drei Gewalten beruhen, also entweder nur demokratisch oder aristokratisch oder nur monarchisch sein oder nur zwischen zweien dieser Grundformen eine Vereinigung bilden. Wer tiefer sieht, erkennt, daß jedes gesunde Gemeinwesen auf der Dreieinigkeit der Staatsform aufgebaut ist, und daß es sich nur um die Frage handeln kann, welche Gewalt das Übergewicht besitzt ... Jeder der drei Verfassungsformen entspricht ein bestimmtes, sozial notwendiges Prinzip: Der Monarchie die Einheit, der Aristokratie die Auslese, der Demokratie die Gleichheit." Die Notwendigkeit dieser Dreieinigkeit besteht besonders für Deutschland infolge seiner geographischen Lage, seiner Geschichte und seiner sozialen Zusammensetzung. Indessen wird man als ein Gebot der Gegenwart ein Weiterschreiten auf der Bahn der Demokratisierung nicht verkennen dürfen, gerade wenn man die Fehler einer übertriebenen Demokratie vermeiden will, die Mommsen im Sinne hat, wenn er sagt: „Die Demokratie hat sich immer dadurch vernichtet, daß sie die äußersten Konsequenzen ihres Prinzips durchführt."

Es gibt eine Art Demokratie, die sich mit Liberalismus durchaus verträgt.* Wo das Gleichheitsstreben bedeutet: Beseitigung der Übermacht des Stärkeren, Widerstand gegen Vergewaltigung, wo es ferner Freiwerden von guten Anlagen und Begabungen unter den Massen, wo es schließlich Selbstverwaltung und Kontrollen durch die Parlamente bedeutet; da werden die Forderungen nicht vom Liberalismus abgewiesen, sondern als gemeinsame Postulate beider Richtungen vertreten.

Von Grund aus feindlich sollte sich jedoch der Liberalismus gegen den aus Neid hervorgehenden Demokratismus stellen, also gegen die mechanische Gleichmacherei und gegen die Befehdung des Ungewöhnlichen und Eigentümlichen. Neid, dem wir in Deutschland eine merkwürdige Duld-

---

* Vgl. meine Abhandlung „Liberalismus und Demokratismus in ihren Zusammenhängen und Gegensätzen" in der „Zeitschrift für Politik", IX. Band, Heft 3/4.

samkeit und Nachsicht entgegenbringen, führt zu schweren, verhängnisvollen Torheiten und untergräbt jede Freiheit und auch jede wahre Gleichheit. Hinter dem häufigen Rufe nach angeblich „ausgleichender" Gerechtigkeit verbirgt sich häufig Neid. Er verhindert jegliches klare Sehen.

Ferner trennt den Liberalismus von mancher demokratischen Richtung die andere Beurteilung des Zwanges. Sein Vertrauen zum freien Wettbewerbe, seine Tendenz zur Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Kräfte macht ihn mißtrauisch gegen die Vorteile der Zwangsmaßnahmen auf jedem Gebiete.

Hier fehlt es nicht an grundsätzlichen Unterschieden zwischen beiden: Der Liberale erkennt zwar, daß Machterlangung das Wesen aller Politik ist; aber er hat auch gelernt, daß aus dem Gebrauche unbeschränkter Macht leicht ihr Mißbrauch entsteht. Deshalb will er keiner Gruppe, am wenigsten den Massen, volle Macht innerhalb des Volkes geben, sondern der Gesamtheit des Volkes, damit es die Macht zur Verstärkung der Freiheit nutze.

Die Demokratie unterliegt jedoch nicht selten der Versuchung, zwar gegen die Macht aristokratischer Gruppen, aber um so mehr für die eigene Machterweiterung der Massen zu kämpfen. Dabei ist sie in ihrem Streben, die Macht der anderen zu stürzen und ihre sozialen oder politischen Gegner der Freiheiten zu berauben, so hemmungslos, daß sie ein Abbröckeln der allgemeinen oder (was dasselbe ist) persönlichen Freiheiten in Kauf nimmt, wenn nur bestimmte Einzelfreiheiten von (wirklich oder vermeintlich) Bevorrechtigten zuschanden werden. Während, wie gesagt, für den Liberalismus Zwang stets mehr oder weniger ein Übel ist, tritt die Demokratie manchmal für Zwang ein, wenn er nur allgemein genug ist. Sie will nicht, daß es irgendeiner Gruppe besser geht; es soll allen gleich schlecht gehen. Liberal gedacht ist es, zu sagen: wenn es schon wirklich nicht allen gut gehen kann, soll es wenigstens einem Teile gut gehen, damit des Daseins Fülle nur irgendwo Wirklichkeit werde, vorausgesetzt, daß dieses Glück eines Teils nicht durch Ausbeutung der anderen Teile erlangt ist.

Es gibt zwei Arten von Gerechtigkeit: die ausgleichende, zu der die Demokratie neigt, und die im Kerne ungerecht ist, weil die Menschen verschieden sind, und die unterscheidende Gerechtigkeit. Wer aufhört, Unterschiede zu erkennen, ist blöde geworden. Wer freilich gesellschaftliche Unterschiede hochmütig für gottgewollte Abhängigkeiten hält, ist nicht minder ein Irrgänger.

Damit sind auch, wie mir scheinen will, die leitenden Gesichtspunkte für die Einzelfragen des Verfassungsausbaus nach dem Kriege gegeben. Manches hiervon erscheint mir freilich wieder bloß als eine Zweckmäßigkeitsfrage und nicht als ein grundsätzliches sozialethisches Problem. Gegen-

über den Aufgaben der äußeren Politik, die auch für die innere bestimmend bleiben muß, sind diese Verfassungsfragen Gegenstände zweiter Ordnung.

Mir erscheint die Gefahr beträchtlich, daß die links stehenden Parteien die Bedeutung des Wahlrechts in Preußen, der Ministerverantwortlichkeit und des Parlamentarismus in gewisser Hinsicht überschätzen. In der Suche nach konkreten und rein politischen Forderungen geben sie sich dem Glauben hin, mit einer anderen Zusammensetzung des preußischen Landtages, mit der Ernennung von Ministern aus der parlamentarischen Mehrheit und einer anderen Wahlkreiseinteilung würde ein wesentlicher Wechsel des allgemeinen politischen Systems in der Richtung der Liberalisierung und Demokratisierung eintreten. Aber ganz abgesehen von der Abhängigkeit der inneren von der äußeren Politik, wäre damit herzlich wenig erreicht, wenn nicht dieser Wechsel der regierenden Personenkreise auch ein Fortschritt der Geistesrichtung ist. In dieser Hinsicht bin ich so lange nicht frei von Zweifel, als die liberalen Parteien nicht auch wirklich liberal – in dem Sinne dieser Blätter – sind. Alle Betrachtungen, die ich über politische Probleme anstellen kann, führen mich immer wieder zu der Einsicht: Der Geist ist wichtiger als die Organisationsform.

Es ist nicht so, daß in Deutschland eine große, wertvolle, die Majorität des Volkes bildende Gemeinde der Liberalen bestände, gewaltsam durch eine verfehlte Organisation in Machtlosigkeit gehalten würde zugunsten einer mächtigen aber bornierten Minorität, so daß es also nur einer Reform der Organisation bedürfte, um die wahren und großen Volksführer zu emanzipieren und ihnen zu ihrem Amte zu verhelfen. Vielmehr muß diese Gemeinde der Liberalen erst geschaffen und erzogen werden.

Wenn sich nun unsere Parteien der Linken allzusehr auf Forderungen der Verfassungsreform beschränken und den Glauben erwecken, mit ihrer Erfüllung geschehe dem Sehnen des Volkes Genüge, so kann eine bittere Enttäuschung nicht ausbleiben. Die Gegner dieser Reform täten von ihrem Standpunkte taktisch nicht unklug, wenn sie den Wünschen der fortschrittlichen Gruppen nach allgemeinem, gleichem oder nach Proportionalwahlrecht in Preußen, nach Parlamentarisierung der Regierung entgegenkämen, weil (wenn kein wahrhaft das Wesen erfassendes inneres politisches Wachstum eintritt) über kurz oder lang diese Demokratie abgewirtschaftet haben wird, so daß sich die Rechte schließlich doch behauptet. Versteifen sich jedoch die Konservativen gegen Erweiterung der Volksrechte, so schmälern sie ihr politisch-moralisches Ansehen und geben manchem Parlamentarier der Mittelparteien den Nimbus eines Freiheitshelden, was im Grunde nicht eigentlich Ziel des Ehrgeizes dieser Gruppe ist.

Schon um die Erstarrung des politischen Lebens zu vermeiden, sind aber sicherlich Verfassungsverbesserungen notwendig. Bei der Demokratie

hängt Erfolg oder Mißerfolg von den Eigenschaften und Absichten ihrer Führer ab. Deshalb ist es auch so schwer theoretisch zu bestimmen, welchen Grad von Demokratisierung das zukünftige Deutschland etwa vertragen könnte. Bei der großen Ordnungsliebe der meisten Deutschen, bei ihrem guten Willen zum Aufbau läßt sich annehmen, daß es davon einen beträchtlichen Grad vertragen kann, ohne einem zerstörenden Radikalismus zu verfallen. In die Opposition getrieben, neigen Deutsche zur Maßlosigkeit und blinden Ideologie; zur Mitarbeit berufen, setzen sie ihren Ehrgeiz darein, sich als positive, erhaltende Kräfte zu bewähren.

Von allen rein politischen Aufgaben im Innern des Staates und Reiches würde mir der Fortschritt zur parlamentarischen Regierungsform bei voller Abwägung des Für und Wider als eine Forderung erscheinen, die gerade auch im Zusammenhange mit den Anforderungen der äußeren Politik zu verwirklichen ist. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß das Zweiparteien-System als Voraussetzung des Parlamentarismus besteht. Auch würde gerade die parlamentarische Regierungsform der Zersplitterung der Parteien entgegenwirken. Eine in der Volksüberzeugung wurzelnde Monarchie wie die preußisch-deutsche würde nur noch enger mit dem Volksganzen verknüpft werden und vermutlich eher gestärkt aus dieser Verfassungsänderung hervorgehen, besonders wenn der Krone bestimmte Vetorechte gewahrt blieben. Sicherlich würde es aber falsch sein, etwa die britische Verfassung ohne wesentliche Änderungen nachzuahmen und auf das Deutsche Reich übertragen zu wollen, ohne zu beachten, daß das Parlament und die Regierungsverfassung in England das Ergebnis einer besonderen nationalen Geschichte sind. Das Prinzip des neuen deutschen Parlamentarismus müßte sich vielmehr als das folgerichtige Ergebnis der nationalen Sammlung dieses Krieges darstellen und jener dreieinigen Mischung der Regierungsformen entsprechen, die hier obenangestellt wurde. Das Wesentliche wäre dabei, daß sich die Verfassung als eine neubelebende Abschwächung des bisherigen Obrigkeitsstaates dokumentierte.

Von den älteren Formen des Liberalismus würde sich der neue wesentlich dadurch unterscheiden, daß er der fortgeschrittenen Politisierung des Volkes und der vermehrten Kraft des Staates Rechnung trüge. Die Mitwirkung aller Staatsbürger am öffentlichen Leben und ihre Verantwortung für das Schicksal der Nation ist größer als einst. Der unselige und für die Welt der Taten unfruchtbare Streit zwischen Mensch und Staat würde sich dahin erledigen, daß man die Wechselwirkung und innere Abhängigkeit beider voneinander anerkennt. Das Staatswesen ist das beste, das sich am meisten bewährt als fördernde Kraft für das innere Wachstum und das Gedeihen der Menschen, die ihm angehören. Alle Metaphysik und Ideologie des Staates zerschellt an der Realität. Der

Staat ist so viel, wie er leistet. Er ist nur eine Form, die mit lebendigem Inhalte zu füllen, Aufgabe der Menschen ist. Ein schlecht geleiteter und seinen Bürgern unausreichend dienender Staat ist wertlos und schlecht trotz aller unfruchtbaren Spekulation; ein blühendes Gemeinwesen zeugt jedoch eben durch sein segensreiches Sein und durch seine Taten für seinen Wert. Niemals aber kann man diesen Wert vom Werte der Menschen, die den Staat bilden, abtrennen und verselbständigen. Die Idealisten der Staatsidee verwirren nur die an sich gar nicht mystischen und metaphysischen Zusammenhänge. Die Anbeter der Staatstheorie, die seinen Ewigkeitswert übertreiben, sind in Wirklichkeit nicht die eigentlichen Förderer des Staatslebens; ja, sie können in praxi der politischen Entwicklung durch die Überspannung ihrer Ansprüche mehr Schwierigkeiten und Hemmungen bereiten als die Realisten, die einen Blick für die Grenzen und Mängel aller staatlichen Organisation haben, deshalb aber in der Wahl ihrer Mittel und in der Ausdehnung ihrer Ansprüche maßvoller und praktischer sind als jene. Die Hegelianer sind schlechte Politiker.

Der neue Liberalismus fordert also erstens mehr Mitwirkung aller Bürger und Bürgerinnen am öffentlichen Leben als der alte; er erkennt im Gegensatze zu ihm ferner den Primat der äußeren Politik über die innere an, und er ist schließlich in ganz anderem Maße sozialpolitisch orientiert.

Seine Ethik umfaßt das Wort Menschlichkeit in jenem allgemeinen, über den älteren Begriff Humanität hinausragenden Sinne, den ich ihm zu geben versucht habe; seine politische Methode ist — im Gegensatze zu dem Doktrinarismus des achtzehnten Jahrhunderts — Konkretheit. Er überschätzt nicht den Wert der abstrakten Gewalten, greift resolut und frisch ins wirkliche Leben; sucht jede Begabung zu fördern, zu entwickeln, zu nutzen. Schon diese Tendenz zur Konkretheit verhindert den Liberalismus, die abstrakte Staatsgesinnung zu überschätzen. Wahrscheinlich erreicht das System des nationalen, europäischen Staatentums und der absolut nationalen Gesinnung in diesem Kriege seinen Höhepunkt, seine Krisis und seinen Zusammenbruch. Wie einst die Idee des religiösen Bekenntnisses im Dreißigjährigen Kriege seine äußerste Zuspitzung und in ihm seine Widerlegung durch die Tat erfuhr, so scheint der extreme Nationalismus gegenwärtig seinen Kulminationspunkt zu überschreiten, um neuen, gesunderen und weniger einseitigen Postulaten Raum zu geben. Dabei braucht er keineswegs zugrunde zu gehen, wie auch die kirchlichen Konfessionen in der Neuzeit nicht geschwunden sind; aber ihre Alleinherrschaft im Geistigen ist gebrochen. Vermutlich werden sie nach dem Kriege die tiefer dringenden und aus Erfahrungen belehrbaren Geister vom absoluten Nationalismus frei machen, um — zunächst innerlich —

für neue Menschheitsziele und sittliche Maßstäbe Sinn und Kraft zu erlangen. Der gesunde Kern des Nationalismus, das natürliche vaterländische Empfinden, wird dadurch nicht getötet werden. Gerade die Abschwächung der Staatsgesinnung auf das sich vor der praktischen Vernunft rechtfertigende Maß, wie es der Liberalismus erstreben sollte, wird den Staatsgedanken retten und kräftigen, während ihn die krampfhaften Aufblähungen schließlich zerstören würden.

So erfasse ich eine zukünftige Politik des Liberalismus als eine Politik, die von dem Streben erfüllt ist, in der Regelung des Gemeinschaftslebens durch Gewaltenverteilung, Über- und Unterordnung und Machtausübung — den eigentlichen Aufgaben aller Politik — so viel Freiheit zu gewähren, als vernünftigerweise gewährt werden kann. Diese Vernunftgrenze ist aber keine abstrakte und ideologisch konstruierte Grenze, sondern ergibt sich aus einer unbefangenen, aus Wahrheitsdienste gewonnenen Erkenntnis der natürlichen Bedingungen unseres menschlichen Daseins. Nicht, wie gesagt, der allzu altruistische und ziemlich blaß-abstrakte Begriff der Humanität kann die Grenze bilden. Mit Recht sagt August Oncken („Geschichte der Nationalökonomie", Leipzig 1902, S. 228): „Nichts straft die Weltgeschichte strenger, als am unrechten Orte angebrachte Humanität." Das soll heißen: Menschen um des Prinzips willen Wohltaten zu gewähren, von denen sie aus Unreife keinen rechten Gebrauch machen können und wollen, ist verhängnisvoll. Das Utopische und Verklärende der Humanität ist ihre Schwäche. Die Idee der Menschlichkeit ist realistischer, konkreter und universeller. Sie umschließt, wie ich früher einmal schrieb, veredelte Triebhaftigkeit und Glücksverlangen. „Die Zukunft des deutschen Menschen muß auf der Versöhnung des Pflichtidealismus mit der so verstandenen Menschlichkeit beruhen." Der Liberalismus hätte in dem Ernste der von Pflichten erfüllten politischen Welt besonders auch die Aufgabe, die Verbindung zwischen dem harten „Soll" und dem Menschlichen herzustellen.

Ihm ist der natürliche, aus Leib und Seele bestehende Mensch der Sinn der Erde und damit aller Politik. Er erkennt, daß nur diese Hingabe an das Heil des natürlichen Menschen vor der krankhaften Einseitigkeit aller Hingabe an das Prinzip rettet. Der Mensch ist ihm der Schnittpunkt zahlreicher geistiger und biologischer Kräfte. Während in der Welt der Ideen ein Prinzip das andere ausschließt und bekämpft, finden sich die scheinbar unlösbaren Widersprüche im lebendigen Menschen sinnvoll vereint. Diesen lebendigen Menschen nicht dem Prinzipe, dem Ethos und der Idee zu opfern; allen Versuchen, dies mit den Gewaltmitteln der Politik zu bewirken, entgegenzutreten — das ist seine herrliche Aufgabe und Bestimmung. So versteht sich die Forderung: konkret und menschlich

zu bleiben! Die Universalisten und Sozialisten, die Pflichtethiker, die Kirchen und Konfessionen, die konservativen Autoritätsverehrer, die Nationalisten und Imperialisten, die Anhänger des geschlossenen und isolierten Staates — können diese Aufgabe nicht lösen, ja nicht einmal verstehen. Denn sie alle wollen den vielseitigen, widerspruchsreichen Menschen irgendeinem Prinzip opfern, von dem sie annehmen, daß der Mensch die Bestimmung habe, dafür zu leben und zu sterben. Dem Liberalen sollte der Mensch über allen Ideologien stehen. Er erkennt die nur sehr beschränkte Gültigkeit abstrakter Wahrheiten. Er sucht gebundene Kräfte zu befreien; jegliches Leben zum Blühen und Früchtetragen zu bringen; Haß und Verbohrtheit zu zerstreuen und immer wieder frisches Wachstum zu erzielen, während aller abstrakte Antiliberalismus infolge idealistischer Verblendung hemmt, einengt, ablenkt und verkürzt.

Es scheint mir unzweifelhaft, daß nach dem Kriege das deutsche Volksleben eines starken Zusatzes an solchem Liberalismus bedürfen wird, wie auch immer das Ergebnis des Kampfes sein mag. Neuschaffen, Geist und Hände regen, freudig sein, arbeiten und genießen, Begabungen nutzen, zeugen, gebären und das Leben ausschöpfen, um zu wachsen und sich zu kräftigen — das wird notwendig sein. Die Verhärtung des Daseins, zu der der Krieg führt, kann das nicht herbeiführen; mit der Verhärtung geht die Erstarrung. Um so notwendiger sind die Ergänzungen und Reaktionen des Liberalismus.

Es müßte sich ein großer Jugendbund auf diesem Programm aufbauen, der die Wacht übernimmt, auf daß in liberalem Geiste lebendiges Menschentum neu erstehe.

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Fünfundzwanzigstes Kapitel

In jenen Wochen flog durch das Leben und Wesen des Lenleins ein Wiederglanz aus der musikalischen Schwarmzeit, die das Mädchen mit dem Harmonika-Gottlieb erfahren hatte. In den angefieberten Nächten, die der Verwundung auf dem Brindeisenerhofe folgten, fuhr sie manchmal im Schlaf in die Höhe und ohne recht zu erwachen, schaute sie wie suchend umher, um dann ermüdet langsam wieder zurückzusinken und im Traume all die Gassenhauer Gottliebs leise durcheinander zu singen. Einmal bemerkte Johanna sogar, daß ihr Kind dabei die auf dem Deckbett liegenden Arme so stellte, als halte sie tanzend das Kleidchen gerafft und vollführte mit dem ganzen schlafgebundenen Leibe die Bewegungen eines Menschen, der sich dem Wogen rhythmischer Weisen überläßt.

Auch im wachen Zustande jener Zeit verfiel sie wieder öfter wilder und wirrer Widersetzlichkeit, verfing sich in heißes Gemütsjächen, war viel unter dem Gesinde und ging manchmal mit so kecken, leidenschaftlichen Schritten einher, daß alle, die es sahen, in Furcht versetzt wurden, es könne sich mit schlimmerem Ausgange der Unfall wiederholen, den das Kind eben überstanden hatte. Wenn auch nicht deutlich, so doch ungefähr, überkam die Bäuerin die Empfindung, das Lenlein sei wie ein Strauch im Dämmern, der plötzlich im Scheine einer fernen Glut feurig aufleuchte.

Und all das wurde ihr nicht leicht zu tragen, weil sie zu niemand davon sprechen konnte. Einmal galt es, das Gemüt des Lenleins von jedem Schatten frei zu halten, den es nicht verstehen konnte, zum andern mußte Johanna bestrebt sein, alle Äußerungen heimlicher Besorgnisse vor den Augen ihres Mannes zu verbergen. Der ging helläugig, gesicherter und klarer denn je umher.

Von dem Begräbnis des Brindeisenermalchens an beginnt die fast wunderbare, höchste Zeit, die dem Heiligenbauer in seinem Leben beschieden war. Es sind die langen Jahre, etwa acht oder zehn, in denen der Sintlinger das erreichte, was sich die meisten, auch ausgezeichnete Menschen, nur durch die Bilder ihrer Sehnsucht aneignen können. Sein Schicksal fiel ihn von allen Seiten als ein Glänzen an. War sein Leben früher scharf und verderblich gleich einer Flintenkugel auf das Ziel zugeflogen, jetzt glitt es vorwärts, wie Kreise sich auf einem Teich ausbreiten, ja, sein Dasein war in diesen Jahren, gleich dem Schall, der im Vorwärtsschreiten überall hinwandelt.

Schier zahllose Legenden und Anekdoten existieren, die sich mit dem

wundersamen Leben des Heiligenbauers in diesen Lichtjahren beschäftigen und ihn, je nach dem Wesen des Beobachters, als Weisen zeigen, der einer neuen Religion zustrebt, als verirrten Träumer, klugen Menschenfreund, ja, sogar als Hexenmeister.

Man fand ihn vor Bäumen stehen und ehrfürchtig und ergriffen staunen, wie andere vor dem Allerheiligsten in der Kirche. Er belauschte den Wind gleich einem Schüler, dem eine unergründliche Belehrung zuteil wird. Besonders aber hatten es ihm die Spiegel stiller Wasser angetan, und der Hornwassermüller sah ihn einst an einem einsamen Teiche sitzen und richtig mit dem Wasser reden, als sei es ein Mensch und kein Ding.

Ja, derselbe Müller Wiehr will gesehen haben, daß auf die versunkenen Worte des Heiligenbauers ein Kräuseln über den Teich gelaufen sei, als verstände das Wasser die Menschenworte des Sintlingers und gäbe ihm Antwort.

Weit hinaus, ganz aus den Grenzen seines Standes, ja der meisten Menschen, wandelte der Sintlinger und genoß dabei den Vorteil vor ganz einsamen Geistern, daß ihn, wenigstens vor der Hand, niemals Bangen und Ratlosigkeit ob seines fast vollkommenen Bruches mit den Anschauungen seiner Umgebung befielen. Denn eigentlich, recht gesehen, führte ihn, wie er es sich vorgenommen hatte, das traumhaft-schöne Wunderwesen seines Lenleins in diese neue Welt. Er erschuf nichts, so empfand es der Sintlinger immer, sondern nahm nur auf, was ihm geboten wurde.

Die Unruhe, die der volle Mond über den Geist der Menschen bringt, der klärende Drang seiner zunehmenden Vollendung und das Stocken und Zagen während der Abnahme seiner Lichtgestalt, das und vieles andere erwarb sich der Heiligenbauer von der Seele seines Kindes her. Tiefer und unsagbarer empfand er lange vorher die Bildung von Wettern und schloß aus übersehenen Zeichen, etwa dem Klang, den der Hornpflug der Käfer hervorbringt, dem Nachhall, den der Aufschrei eines Vogels am Walde verursacht, ja, aus den Gebärden der Bäume und Feldkräuter so sicher auf die Veränderungen im Luftraum, daß er in Aussaat und Ernte selten die rechte Zeit verfehlte.

Sein Reichtum wuchs mit den gehäuften Fudern, die ihm das Feld in die Scheunen schickte, aber auch mit dem Gedeihen des Viehes, für dessen Wohl Johanna alle stille Achtsamkeit aufopferte, deren sie so leicht fähig war.

Dieses ruhige, sichere Anschwellen des Sintlingerschen Wohlstandes verlieh seinem ungewohnten Leben auch eine Überredungskraft unter den Leuten, daß bald da und dort der Gedanke hervortrat, womöglich des greifbaren Nutzens eines solchen Daseins, aber mit dem alten Glauben

und ohne Teufeleien teilhaft zu werden. Besonders unter den Verarmenden aus Not oder Schuld regte sich diese Partei der Anhängerschaft in immer steigender Anzahl, und wo zwei oder drei Bauern mit geflickten Kitteln zusammenkamen, verwunderte man sich über des Sintlingers Reichtum.

Endlich beschlossen einige, den Heiligenbauer direkt zu fragen. Der Sicherheit halber, weil zwei Paar Ohren immer mehr hören als ein Paar, taten sich mehrere solcher Bruchbauern zusammen und wählten den Meixner-Elis aus Querhoven zu ihrem Sprecher. Der war durch sein fortwährendes Genußtollen wieder tief in Schulden geraten und glaubte einfach, durch Erfahrung eines gewissen Kniffes auf leichte Weise abermals zu einem ungemessenen Haufen von Ludertalern zu kommen. Außerdem stach ihn der geheime Neid und eine Feindseligkeit gegen den Sintlinger, die ihren Grund mehr in der verschiedenartigen Natur der beiden Männer hatte als in dem Unwillen über die Ungerechtigkeit des Heiligenbauers gegen seinen Neffen, den Harmonika-Meixner. Allen aber machte er weiß, daß er den Sintlinger eigentlich liebe, wenn er ihm einzig nur vergessen könnte, daß er den Gottlieb zugrunde gerichtet habe. Denn der gehe, seit das Rasen in ihm aufgehört habe, umher wie ein Huhn, das den Pips habe, ohne Mut und Sinn.

In diesem alten Zorn plauderte der Meixner auch an dem Tage, da er mit den anderen auf den Heiligenhof ging, und sagte, daß sie sich auf ihn verlassen könnten, habe der Sintlinger einen geheimen Trumpf, so wolle er ihn schon in die Hand kriegen, und wenn der kleine Hübelhexer auch flugs darauf sitzen sollte.

Die Männer wurden aus Versehen von der Magd in die Stube der Strauchfahrer geführt. Einige waren über diese Geringschätzung traurig, andere zürnten, vor allem der Meixner-Elis. Sein rotbärtiges Gesicht verfärbte sich. Er setzte sich höhnisch auf die Bummlerbank, sprang wieder auf und durchmaß mit großen empörten Schritten den Raum.

Darüber trat der Heiligenbauer ein, entschuldigte sich über die Ungeschicklichkeit der Stubenmagd, begrüßte alle aufs freundlichste und bat sie, in sein Zimmer mitzukommen. Dort könnten sie sagen, was sie von ihm wünschten. Die anderen alle vergaßen vor der Würde und der lichten Kraft des Sintlingers sofort ihren Unmut. Der Meixner-Elis aber verfiel in sein gewohntes Schnapsgepolter und fragte ihn, und das fast so, als führe er Klage, wie er es anstelle, daß ihm das Leben, die Wirtschaft, der Frieden des Hofes, seine Ehe, ja, sogar sein Unglück so ins helle Glück geschlagen sei, obwohl er doch nicht mehr glaube, als daß ein Pfund Rindfleisch eine gute Suppe gebe.

Diese Worte sprach er mit dem Hohnlachen und der Verbitterung eines richtigen Bankrottbauern.

Der Sintlinger sah ihn aufmerksam und ruhig an, setzte sich kopfnickend zu den übrigen auf die Stromerbank und sagte eine Weile gar nichts. Als aber die anderen dem Querhovener wegen seiner Ungebührlichkeit Vorwürfe zu machen begannen, sprang der Sintlinger dem Bedrängten gar noch bei und entschuldigte sein Betragen. Denn wer von Natur große Füße habe, brauche derbe Stiefeln und bringe es dann nicht fertig, leise aufzutreten.

„Das mit dem Pfunde Rindfleisch ist auch nicht so einfach, Meixner," sagte er dann sich an den Betretenen wendend in heiterem Ernst. „Denn es ist doch sonderbar, daß dieses Pfund Rindfleisch bei den verschiedenen Menschen so verschieden wirkt: bei dem einen Hurerei, Trägheit, Betrug, Zorn und Heuchelwesen, bei dem anderen Liebe, Sanftmut, Beständigkeit und klugen Sparsinn.

Mein Lieber, das liegt nicht am Fleisch, sondern an der Kraft unseres Innern." Der in seiner Seele abgestorben sei, der könne die Nahrung wohl verdauen, aber nicht verwandeln – und die Speise wirke in einem solchen nur nach ihrer Natur. Dann könne es sehr wohl passieren, daß man von Rindfleisch grob wie ein Ochs und dumm wie eine eingesperrte Kuh werde. Wegen dem Glück, da wäre zu sagen, man müsse auf das Fernste und Feinste hören, wenn man sein Nächstes so tun wolle, wie es richtig ist.

„Ja gut," meinten nun die armen Bauern, die sich von ihrer Betretenheit erholt hatten. Aber wie das zu machen sei, das wüßten sie gern.

Da solle man mit seiner Seele verfahren, wie jemand, der in seinem Hause einen Raum sucht, wo er am ungestörtesten ist. Denn alles könne die Seele vertragen, nur keinen Lärm. Sie ist still und geheimnisvoll wie das Lautlose, aus dem der Getreidehalm wächst und der Klee blüht. Die mit Gedonner laufen wie ein Pferd, kämen nie, niemals zu ihr.

Die Bauern verstanden ihn nicht, sahen einander ratlos an und wagten doch nicht zu fragen.

Der Meixner-Elis aber hatte sich indessen wieder gesammelt und sagte, ob der Sintlinger die Kirchenseele oder eine meine, die alle Menschen ohne Unterschied hätten.

„Alle Menschen ohne Unterschied," antwortete der Sintlinger. „Wer es imstande ist, der handle wie ich.

Ich setze mich etwa vor den Hof auf einen Stuhl und regiere von hier alles. Da kommen die Boten, fünf, sechs mit allerhand Anliegen. Ich lasse sie warten und rege mich nicht. Endlich kommt der Weise, Ferne, Strahlende, den man kaum sieht und winkt in mir. Da erhebe ich mich und befehle. So geht alles glücklich, was ich tu und was mir geschieht. Und wer so ist wie ich, der wird mich verstehen und darnach handeln."

Die Bauern aber gingen verwirrter davon, als sie gekommen waren. Hinter dem Hübel, auf dem Grenzwege fing Prahlmeixner an, aus vollem Halse zu lästern, und keiner der Männer verwies es ihm mehr, denn jeder meinte, entweder habe der Heiligenbauer sie nur foppen wollen, oder seine Wahrheit sei so kurios, daß niemals ein anderer davon werde Gebrauch machen können.

Trotzdem hörte es nicht auf, daß fortwährend Leute mit allerlei Anliegen auf den Heiligenhof kamen, um des Bauers Rat zu hören. Der wollte das Sympathiemittel wissen, das der Sintlinger seinem Weibe für die Pflege des Viehs an die Hand gegeben haben müsse. Der andere wieder fragte ihn, was er angewendet habe, daß jede Wut für immer in ihm erstickt sei, während er bei geschlossenem Munde nur die Zunge rühren dürfe, so fluche und sakramentiere es von selber in den Stockzähnen, daß ihm die Ohren nur so knackten.

Jedem gab er eine Antwort, keinem eine geradezu, denn die meisten kamen eigentlich nicht, um sich zu bessern, sondern aus Eitelkeit, um auch gefragt zu haben. Allein waren sie wieder daheim, so machten sie doch vieles anders, und von dem Zusammensein mit dem Heiligenbauer brachte gar mancher sogar einen anderen Geist in sein Leben mit.

Einst bekam der Sintlinger einen neuen Knecht, der so fleißig war, daß ihm die Sonne nie zeitig genug aufging und der Tag immer zu kurz geriet. Wo die andern gingen, lief er und hatte doch nie am Feierabende ein fröhliches Gesicht. Selbst im Traume drosch er oder ackerte, kurz mühte sich an der Arbeit, mit der er am Tage nie fertig werden konnte, weil er sich zuviel vornahm.

Als ihm der Bauer eine Zeit zugesehen und ihn umsonst ermahnt hatte, sich Muße zu nehmen und nicht während des ersten Schrittes mit den Beinen schon nach dem zweiten zu langen, entließ er ihn eines Tages vom Felde weg.

Denn, sagte er, ein solcher Arbeitsfüchtling sei ein schlechter, innen zerstörter Mensch, nicht besser als ein Trinker, Geiziger oder einer, der sich an sein Glied verloren habe. Die Lasterhaftigkeit des übertriebenen Fleißes sei nur viel gefährlicher, weil sie allgemein für hohe Tugend gehalten wird. Die rechte Arbeit sei wohl ein guter Weg in den Himmel. Doch nur der Gelassene finde ihn, jener, der zwar jeden Tag ein Stück hinter dem Raser zurückbleibt, am Ende des Lebens aber tausendmal weitergekommen ist als er. Und der Käfer, der immer eine große Kotkugel hinter sich her drehe, sei darum nicht vornehmer als einer, der das nicht tue. Der Reichtum der Menschen aber gelte nicht mehr wie so eine Dreckpille.

Es kam so weit, daß kaum einer ohne des Sintlingers Rat etwas Wichtiges tat, und alles Gelungene, Ersprießliche auf zehn Meilen in die

Runde geschah wie auf seinen Antrieb, auch wenn er gar nichts davon wußte. Doch blieb der Heiligenbauer seinem Grundsatz treu. Er ging einsam wie sonst, sammelte nie Anhänger und Gleichgesinnte, erteilte nur gebeten Rat, griff nie in eines andern Leben ein und hielt sich von jedem Amt fern.

Erst wollte man ihn zum Gemeindevorsteher von Hemsterhus machen, nachher zum Amtsvorsteher, und endlich trug man ihm die Würde eines Kreisdeputierten an. Er schüttelte zu allem lächelnd den Kopf und fuhr fort, handverschlungen mit seinem Lenlein durch sein fernes, wundersames Leben zu wandeln. Als indessen die Bestrebungen nicht aufhörten, seine seltene Kraft und sein Ansehen dem Dienst gemeinnütziger Vereine und Einrichtungen zu gewinnen, soll er, entgegen seiner erworbenen Güte, eine schroffe Antwort gegeben haben.

Und als ihm zu Ohren kam, daß viele Anstoß nahmen, weil er und sein Lenlein allem Kirchenwesen aus dem Wege gingen, sagte er: „Laßt mich mit den Bekehrern in Ruh. Ihre leiblichen Brüder sind die Totschläger."

So ganz ging der Sintlinger in der Hingabe an diese unräumliche, unvorstellbare Welt unter, daß sogar die Grundmauern seiner Natur verrückt wurden.

Die Jahre kamen nämlich heran, da Helene nicht mehr in demselben Zimmer mit ihren Eltern schlafen konnte. Sie siedelte in eines der Zimmer des oberen Flures über neben die Stube des Sintlingers, und es ergab sich wie von selbst, daß nicht ihre Mutter, sondern der Heiligenbauer mit seinem Kinde von nun an Wand an Wand schlief, um gegebenen Falles bei der Hand zu sein.

Johanna fand diese Lösung ja ganz dem innigen Verhältnis entsprechend, in dem die beiden zueinander standen und drängte von selbst darauf. Aber als sie das erste Mal allein in dem Schlafzimmer neben der Gesindestube lag, das Licht ausgelöscht hatte und schon halb im Traum noch einmal nach dem Bette ihres Mannes hinüberfühlte, griff ihre Hand ins Leere, und da sie sich erschrocken aufrichtete und den Namen ihres Mannes rief, klang der Nachhall ihrer Stimme von den Wänden des halb ausgeräumten Zimmers zurück, als komme er aus einer ausgestorbenen Welt.

Die Heiligenhofbäuerin lächelte wohl über ihre Empfindsamkeit, konnte aber doch gegen die tiefe Erschütterung ihres Innern nichts ausrichten, beugte sich nieder und raffte mit beiden Händen das Deckbett zu einem Knäuel zusammen, den sie krampfhaft gegen ihr Gesicht drückte. So mit zusammengebogenem Körper überließ sie sich der Flut von Tränen, die gar nicht aufhören wollten.

Jetzt, das fühlte sie, war ihr Mann, in dessen unerreichbare Weisheit

sie sich ja nie fand, noch weiter gerückt. Und so kam es auch. Der Heiligenbauer wurde so weit von ihr fortgeführt, daß er wohl noch Liebkosungen, Herzlichkeiten, Mitgefühl und alles Verstehen treuer Güte, allein nicht mehr jenen Strom der Inbrunst ihr mitteilte, durch den Frauen aufs neue von dem Manne mit der Kraft ihres Wesens beschenkt werden.

Unter den geheimnisvollen Umarmungen durch den Geist, zu dem ihn sein blindes Kind führte, hörte endlich ganz die Lust auf, durch Umarmungen seines Weibes in heißem Blühen hinzuschmelzen. Und da Johanna die Sehnsucht empfand, ihr aber aus Keuschheit den rechten Namen zu geben scheute, machte sie sich durch doppelte Arbeit taub, durch zwiefache Sorgenbesessenheit stumpf und konnte doch nicht verhüten, daß sie immerfort nach etwas Verlorenem suchte, Drohendes über sich fühlte und Gefahren nahe sah.

Aus diesem Grunde auch ging sie ganz am Ende der Prozession, in der von allen Seiten her begeisterte, wundersüchtige und ehrliche Sucher hinter ihrem Manne und ihrem Kinde zusammenströmten.

Bei dem abendlichen Überfall, den die Rütschin von einem Unbekannten auf der Waldwiese zu erdulden gehabt hatte, war dem neuen Leibkinde ein Schaden zugestoßen, denn sie brachte wohl zur bestimmten Zeit ein Mädchen zur Welt, das neben der Schönheit des Weißköpfchens die engelhafte Zartheit des Heiligenlenleins besaß, aber nur ein paar Tage lebte und das, ohne die Brust der Mutter auch nur zu berühren. Dann starb es schnell und ohne Krampf, ohne eine Miene zu verziehen, so als sei es gar nicht auf der Welt gewesen.

Sie hatte schon nach dem Tode ihres geliebten Söhnleins einen inbrünstigen Rückschlag in den wiedertäuferischen Glauben erlitten, indem sie ihre übrigen drei Jungen nächtlicherzeit durch das Wasser des Waldteiches einem neuen, höheren Leben wiedergab. Aber nun, nach dem Erbleichen ihres letzten Kindes ließ sie die Gewalt des neuen Geistes aus der gehüteten Heimlichkeit immer offener in ihr Leben einbrechen, saß jeden Abend vor dem Schlafengehen einige Zeit über der alten Bibel und fing auch so mit der einsamen Lesung irgendeiner Stelle ihren Tag an, der, wenn es die Arbeit nur immer zuließ, zu einer dauernden Meditation und Hinkehr nach jenen höheren Regionen des Daseins wurde, in die sie Wachen und Schlafen durch die Kraft heiliger Worte immer emporzuheben, nicht nachließ.

Unter den Folgen ihrer „Erweckung" litt weder der Gang der häuslichen Geschäfte, noch ihr Verhältnis zu Mann und Kindern, noch auch ihr Wesen im mindesten eine Veränderung zum Schlimmen. Darum ließ ihr Mann, der gute Rütsch, sie nicht bloß gewähren, nein, nachdem

er wegen der Verletzung seiner Treue gegen den katholischen Glauben der Väter durch ein verheimlichtes Verdunkeln der Seele gegangen war, nahm er sogar diesen und jenen Hauch des Geistes an, dem seine über alles geliebte Ursel in dem Hause der Wuhle eine Heimstatt schuf.

Aber nicht er allein wurde von der Gewalt ergriffen, die immer tiefer in das Leben seines Weibes einzog. Ganz Querhoven, soweit es nicht aus später zugewanderten Familien bestand, begab sich lautlos, wie den Bildern eines uralten Traumes nachwandelnd, auf den Weg, den die schöne Rütschin geführt wurde. Klänge aus Jahrhunderten stammend, die längst den hörbaren Zauber verloren hatten und zu unruhvollem Blutkreisen, grillenhafter Gemütsspannung oder verbohrter Schrullenhaftigkeit, kurz zu einem quirligen und quengigen Wesen geworden waren, begannen mit leisem, zauberhaftem Wohllaut durch die tiefste Seele zu wehen. Das Erstaunen, wie über ein nahendes Zeiterwachen, das diesem Nest der armen Speilhobler und Spunddreher geschenkt worden war, hatte durch die Pläne des Sintlingers, von denen entschiedene Verbesserungen der Lebensumstände zu erhoffen waren, einen wirklichen Boden, sichtbare Ziele und denkbare Wege erhalten. Der alte unterirdische Wundersuchtsstrom Querhovens war ans Licht gehoben worden.

Vielleicht geschieht einem einzelnen Menschen etwas Ähnliches, dem in den Dämmerungen des Alters plötzlich seine erste Liebe das Herz heiß durchbraust, obwohl es keinen Zug jenes Bildes mehr aufbewahrt hat, den es deuten, keinen Ton, der es ergreifen, keine Gebärde, die es hinreißen könnte. Es wird nur glückhaft betört.

So sinnlich diese einfachen Menschen ihre Seele erlebten, so sinnlich erfuhren sie auch die Heimsuchung des neuen Geistes. Auf dem Kätnerwesen des Vanlyßender, aus dem die Ursula Rütsch stammte, schimmerte an manchen finsteren Abenden jene Mauer des Hauses in einem unsagbar schwebenden Licht, die noch nie von einem anderen als dem Strahl der letzten Sonne getroffen worden war. Der Müller hörte die verstoßenen weiblichen Dämonen jener Gegend nach einem halben Jahrhundert wieder das erstemal im Morgengrau von Uferloch zu Uferloch sich im Mühlgraben murmelnd unterhalten und mit Geschluchz fortwandern, das aber in der Ferne immer heiterer geworden war und endlich in einem leisen, herrlichen Gesang sich verloren hatte. Am Waldteiche sahen heimkehrende Holzfäller die weiße Gestalt der Katharina Tauche wandern und beim Herannahen mit auseinander geworfenen Armen und glückhaftem Lachen wieder in dem Wasser verschwinden, in welchem sie sich vor langer, langer Zeit aus religiöser Schwermut ertränkt hatte.

Zu der verschwiegenen Unterhaltung zweier Vertrauter über neue, merkwürdige Vorkommnisse gesellte sich der herzliche Freund des einen und der

treue Bruder des anderen, die Ergriffenen entzündeten sich gegenseitig, die Scheu vor sich selbst und der erzählten Seltsamkeit schwand mehr und mehr, die einsame Inbrunst, die so leicht erlahmt, verlangte nach der Glut des andern Herzens, und so, über die eigene Kraft hinausgesteigert, schwelgte es bald aus dem Schauern an verborgenen Gesichten in die heißen Feuer der lauten Verkündigung vor allen. Das „Zungenreden" in religiösen Geheimzirkeln war da, ein Mittelpunkt geschaffen, an dem sich der Taumel des einzelnen neu beleben und immer tiefer dringen konnte.

Niemand wußte zu sagen, wie es zugegangen war, aber nach Verlauf von kaum zwei Jahren war das religiöse Leben der Querhovener zu einer zwar phantastischen, aber festen Ordnung gelangt, der sich kaum einer entzog, der von den Ahnen her eine wiedertäuferische Fiber im Leibe hatte.

In jener Zeit waren die Verhandlungen über den Bau der neuen Kunststraße an den Rhein so weit geschlichtet, daß in den Gemeindevertretungen der drei beteiligten Dörfer Hemsterhus, Brederode und Querhoven die endgültige Beschlußfassung zugunsten der Waldstraße ausfiel, die durch den Wald der beiden Fremdbauern führte, wie der Sintlinger und der Brindeisener noch immer hießen, sobald man sie zusammen nannte.

Der Plan begann sich der Ausführung zu nähern, den der Sintlinger vor langem beiseite geschoben und nur in einem achtlosen Spaß gegen den Brindeisener gefördert hatte. Gleichgültig willigte der Heiligenbauer in die Abtretung gewisser Gebietsstreifen seines Feld- und Waldbesitzes und genoß auch nur wenig das Vergnügen an der standhaft verheimlichten Wut des alten Brindeisener über die Verhunzungen seiner schönsten Gewanne durch den neuen Straßenlauf.

Dieser fluchte wohl, aber nur mit hauenden Schritten beim Gange, schimpfte auch, doch bloß mit den Augen und lästerte in dem bellenden Ton seines Hustens. Mit bösem Augenglimmen empfing er die Katasterbeamten zur Vermessung auf seinem Gut, und wäre es nach ihm gegangen, er hätte die rotweißen Pfähle aus der Erde gerissen und an ihren Köpfen kurz und klein geschlagen. Das Allerärgerlichste aber an der ganzen Angelegenheit war die Tatsache, daß der Heiligenbauer ohne sein Zutun auch hier wieder schon bald der Mittelpunkt geworden war, von dem aus alle Maßnahmen ihren Sinn erhielten, mochte sich der alte Anton noch so sehr bemühen, auch mit seinen Räten Raum und Geltung zu gewinnen.

Die übrigen Bewohner von Hemsterhus, nachdem sie lange Monate in leerer Besserwisserei um das Projekt geschwärmt waren, kehrten, weil es zu lange dauerte, an ihre häuslichen Geschäfte zurück, der an die Schnitzbank, jener hinter sein Gespann, manche zu dem ewigen Zank mit ihrem Weibe und andere zu Spiel und Trunk.

Allein die Querhovener hörten nicht auf, mit der lebendigsten Anteilnahme allen Wendungen und Verwandlungen in der Ausführung des Bauplanes zu folgen. Nicht allein deswegen, daß die Straße durch einen Teil des Ortes führte und sie, die immer beiseite Geschobenen, nun bedeutsam in das Getriebe der Welt einfügte, nein, vor allem, weil in ihrer Schwarmsucht die Meinung entstanden war, dieser neue Weg, der sie hinauswies, müsse durchaus als „dingliche Verheißung der Vorsehung" aufgefaßt werden, daß eine neue Zeit anbreche, das große Neujahr der Menschheit, da, wie immer „die Leeren und Sündhaften sich auch stellen mögen", das himmlische Zion auf allen Wegen unter die Menschen dringe. Und weil diese Unternehmung, die ihrem äußeren und inneren Leben ein so bedeutendes Licht brachte, von dem Heiligenhofe ihren Anfang genommen hatte, gab sich ihr Glaube erst recht Mühe, hinter dieser profanen Angelegenheit eine rätselvolle Fügung Gottes zu ahnen. In ihren geheimen nächtlichen Zusammenkünften, die reihum bei den edelsten Eiferern abgehalten wurden, suchte man in der Heiligen Schrift nach Stellen, die dem Wahne recht gaben, aus ihrem Winkel werde die Erneuerung der Christenheit den Anfang nehmen, wenn das Maß der Glaubenssünden voll sei. Und so geschah es, daß sie immermehr des Stolzes aller Sektierer voll wurden. Obwohl sich langsam ihre religiösen Übungen in die feste Form gewisser Zeremonien gewöhnten, nahm doch der Geist, von dem sie getrieben wurden, je nach der Natur der hauptsächlichsten „Verkünder" ein immer verschiedenes Wesen an, bald lockte das ungeduldig kindliche Schwelgen des Adventismus, bald kochte die finstre Glut der Exorzisten, und bald wieder schwang sich die wilde Schwärmerei des Anabaptismus über alle Berge der Welt. Diese Vielgestaltigkeit der Erscheinung des neuen Geistes war einer der Hauptgründe seiner Werbekraft. Der Kreis seiner Anhänger wuchs fortwährend, weil sich jeder einmal durch den Mund eines Erweckers mit dem Klang seiner eigenen Natur im Innersten getroffen fühlte.

Zuletzt hielten sich in ganz Querhoven nur zwei von dem Strome abseits, der die Menschen dieses armen Dorfes dem Schimmer einer unbeschreiblichen, fernen Erwartung entgegen trug: Gottlieb, der Neffe des alten Zenker, der auf so abenteuerliche Weise vor langer Zeit den Heiligenhof verlassen hatte, und sein Onkel, der Prahlmeixner auf dem einzigen Großbauernhofe über der Mühle.

Man sagt, der große Elis habe in dieser Periode, da beide außerhalb der Bewegung standen, durch schief gestellte, hämische Worte, wie es eben seine Art war, versucht, in Gottlieb das alte Polterwesen zu wecken und gegen das geheime Treiben der Eiferer zu lenken. Allein der junge Mensch war seit seiner Echternacher Wallfahrt so von Grund aus verändert, daß

er mit nichts in die laute Ausbündigkeit seiner früheren Heiligenhoffeindschaft zu bringen war; aber auch die sorglose Heiterkeit seines angeborenen Wesens, sein Harmonikaleiern, schien für immer von ihm abgefallen.

Er hatte sich in der Stube seiner Mutter eine Hobelbank aufgestellt und stieß vom grauen Morgen bis in den späten Abend mit dem mehrfach geöhrten Eisen Speile aus eingepflöckten Scheiten, ohne um- und aufzusehen, gleichgültig gegen seine bekümmerte Mutter, gegen die Welt, ja, wie es den Anschein hatte, sogar gegen sich selbst. Sein hügeliges, großes Gesicht war blaß und abgemagert, seine kleinen Augen hatten ihre jachen Unruheüberfälle eingebüßt und lagen verloren und regungslos auf dem Grunde der geräumigen Höhlen, und wenn etwas in diesem schnell erloschenen Leben noch deutlich zu erkennen war, so bestand es in einem unabwendbaren, schon fast schmerzlos gewordenen Kummer. Höchstens, daß er öfter und länger, die Hände zwischen die Knie geklemmt oder den Kopf aufgestützt, an dem Fenster saß, das nach der Lehne zu hinausging, die Querhoven von dem Gebiet der Fremdhöfe schied, so daß man hätte denken können, das Kreisen verborgener Träume schweife noch immer nach dem Heiligenhofe hin, wo seinem Leben ein Stoß versetzt worden war, den niemand verstand. Aber als seine Mutter ihn einst deswegen geradezu fragte, antwortete er nicht, ja, sah nicht einmal herum, sondern stand auf, ging hinaus und vermied es, von diesem Tage an je wieder von dem Platze her Ausschau zu halten. Die Stunden seiner Muße verbrachte er nun außerhalb des Hauses, am liebsten an den dunkelsten Stellen des Waldes. Dort lag er auf dem Rücken und starrte unverrückt in die Kronenfinsternis über sich oder warf sich wohl gar aufs Gesicht und drückte die Stirn so in das Moos, als grübe er am liebsten seinen Kopf in die Erde. Wegen dieser vollkommenen Abwendung seines Lebens, kam seine Mutter endlich auf die schreckenvolle Vermutung, ihr Sohn habe eine geheime Untat auf sich geladen, die ihn nun von innen her auffraß.

In dieser höchsten Not trat in seinem Leben eine Wendung ein. Es geschah an einem Abende, da sich die Gläubigen Querhovens im Hause des Vanlyßender versammelt hatten. Der Natur dieser sanften Familie gemäß fanden sich alle gemütstillen, seelentiefen, stummbewegten Menschen, die in aufgelöster Andacht gewohnt waren, über blaue Wolkenberge von Träumen sich Gott nahe zu heben. Nach der achten Abendstunde des frühen Herbsttages begann sich die geräumige Stube mit Gläubigen zu füllen, die mit dem leisen Gruße: „Gott blühe uns!" eintraten und von dem Hausvater und seinem Weibe empfangen wurden. Als ein Viertel nach acht auf eine kurze Zeit der Strom der Ankömmlinge anschwoll, beteiligten sich auch Rütsch und seine Frau, die inzwischen eingetroffen waren, an der Ordnung der Menschenschar, insbesondere holten sie diesen

und jenen Alten, der bescheiden an der Tür stehengeblieben war, näher an den Tisch heran und wiesen ihm einen Platz auf einem Stuhle oder der umlaufenden Wandbank an. Bald war der große, niedrige Raum voll von Besuchern, die schweigend oder nur gedämpft karge Worte tauschend, in den verschiedensten Stellungen dem Beginn der Erbauungsstunde entgegensahen: die einen saßen in gesammelter Demut, wie saugend in sich zusammengesunken, andere, an straffen Armen die Hände fest ineinandergeschlungen, standen gereckt, den Kopf horchend gehoben, die lehnten versunken an der Wand, die kauerten in Winkeln, die meisten saßen kniend auf ihren Beinen bis nahe an den Tisch heran, über dem die kleine Schirmlampe in einem dumpf-rötlichen Ballen Licht hing. Die Plätze um den Tisch waren bis auf einen besetzt. Die Ursula Rütsch hatte neben ihrer Mutter auf der Ofenbank Platz genommen. Als niemand mehr kam, floß die Erwartung der Gläubigen in eine wortlose Forderung zusammen. Die Ursula hob den Kopf, blickte in die nach dem Tisch zugewandten Gesichter der Brüder und Schwestern, nickte ihnen fragend zu, und alle gaben zur Antwort ein Nicken der Einwilligung zurück. Darauf erhob sich die Ursula und holte ihren Vater, den alten Vanlyßender, hinter dem Ofen hervor, wo er sich verborgen hatte, und führte den betreten lächelnden, greisen Mann an den Ehrenplatz unter der Lampe, ihm damit für diesen Abend den Vorsitz übertragend. Nachdem der Alte sich niedergelassen und, die gekreuzten Hände auf der Bibel haltend, ein Weilchen verharrt hatte, war es ihm gelungen, aus sich heraus in das größere Wesen zu sinken, das alle erwarteten. Die Betretenheit schwand aus seinen Mienen. Er faltete die Hände, erhob sich und sprach eingesunkenen Auges mit tiefer Inbrunst das Gebet der Erweckung:

„Über den Bergen, o Gott, stehen deine Augen und schlafen nicht. Mit den Winden wandern, mit den Wassern reisen deine Füße über die Erde und ruhen nicht. Deine Träume wachsen als Blumen auf allen Feldern Du redest im Brausen der Wälder und erfüllst mit deiner Stimme den Gesang der Vögel.“ Und als er nun zu den Stellen kam, die von der Gleichgültigkeit der Menschen diesem tausendfachen Ruf Gottes gegenüber handelte, steigerte sich seine Stimme zur leidvollen Ergriffenheit. Den Schluß aber, „die Bitte um Lösung der Fesseln vom eigensüchtigen Herzen und der Gefangenschaft des eigenen Willens“, sprach er erschüttert. Seine hohe, kindhaft reine Greisenstimme wurde von dem Beben der Andacht vielfach erstickt. Den Ruf nach Erweckung brachte er wie einen Schrei heraus und mußte sich dann schnell und fallend setzen. Da und dort tönte unterdrücktes Seufzen, Stöhnen, ja sogar Schluchzen aus der Versammlung. Aber als das Eingangslied gesungen worden war: „O Sünder, komm herbei und laß dein Herze rühren. Dein Heiland

steht dir bei, will dich mit Gnade zieren", hatte sich die schmerzvolle Aufregung der Gläubigen in eine stille, hohe Spannung der Seele gesänftigt.

Darauf rief der alte Ender, wie es Sitte geworden war, „nach einem unschuldigen, einfältigen Herzen, das den Versammelten für heute den Weg zur frommen Höhe" weise. Nach einigem Zögern trat ein zartes Mädchen, eben der Kindheit entwachsen, zaghaft an den Tisch, schloß die Augen und tastete mit den Händen nach dem hingeschobenen Bibelbuch. Als sie es erfaßt hatte, drückte sie einen Kuß darauf und öffnete es dann. Alle Anwesenden folgten mit Spannung dem Ausfall „der Wahl". Vanlyßender zog das aufgeschlagene Buch an sich und las: „Das Büchlein Ruth, erstes Kapitel, sechzehnter Vers."

Über die Gesichter der Gläubigen ging ein glückhaft erstauntes Erhellen, daß das Kind, von seiner unschuldsvollen Seele geführt, in diese lieblichste Gegend des Gartens Gottes geraten war. Ungefähr diese Worte gebrauchte der greise Ender, um das gläubige Erstaunen aller auszudrücken, wie sichtbar der Herr durch das Kind im Geiste dieser Stunde sei. Dann aber begann er zu lesen: „Und sie antwortete: Sei mir nicht entgegen, so daß ich dich verlassen und zurückkehren sollte; denn wo du auch hingehst, gehe ich hin und wo du bleibest, bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott mein Gott."

Der Vanlyßender las die Worte langsam, mit psalmodierender Stimme, und da er etwa in der Mitte des Verses angelangt war, öffnete sich wie von ungefähr die Tür. Das leise Brausen des fernen Waldes floß in die Stube und begleitete wie himmlisches Orgelrauschen das singende Sprechen des greisen Mannes.

Alle empfanden das als ein Zeichen von oben und richteten nach einem betroffenen Blick auf die Tür die glänzend gewordenen Augen und erblaßten Gesichter nach dem erleuchteten Tisch. Am tiefsten wurde die Ursula aus der Wuhle erfaßt. Die Mienen ihres schönen Gesichtes zerflossen in traumwandlerischer Entrücktheit, und so, frohlockenden, starren Auges, erhob sie sich, nahm sanft ihrem Vater das Buch aus der Hand und las weiter: „Das Land, das dich im Tode aufnimmt, darin will ich sterben, und da soll der Ort meines Begräbnisses sein." Schon bald nach den ersten Worten verwandelte sich der Ton ihrer fraulichen Stimme in die schwingende, hohe Süße kindlicher Sprechweise. Dann brach sie im Lesen ab. Es hatte sie ergriffen. Sie richtete ihre entzückten Augen auf die offene Tür und lauschte eine Weile in das leise Brausen des fernen Waldes. Und jetzt begann sie: „Und wenn Gott über uns Menschen den Tod eines Lieben verhängt hat, so sind wir mit nichten von denen geschieden, die von uns genommen sind. Die Toten treten verklärt durch

das Tor unseres Herzens in unser Leben ein. Und wenn wir essen, so sitzen sie neben uns, langen in die Schüssel mit uns und sättigen sich an dem Mahle, das uns speist. Mein Schlaf ist erfüllt von ihrer Gestalt, auf dem Wege begegne ich ihnen." So schwelgte die Rütschin noch eine Weile in der Trauer um ihre verstorbenen Kinder. Es war allen, die ihr Weißköpfchen gekannt hatten, als spräche der Verstorbene aus ihrem Munde. Aber gegen das Ende hin wandelte sich der Klang ihrer Stimme abermals: sie redete weich, wie mit dem Ton eines silbernen Glöckchens, leicht wie Hauchen. Und kaum hatte sie so ein paar Sätze gesprochen, so flüsterten sich die Zuhörer zu: nun rede das Heiligenhoflenlein aus ihr.

Die Verzückte mußte die leisen Bemerkungen gehört haben, denn nach einem Stutzen sagte sie, die Zuhörer direkt anredend: „Ihr habt recht, ihr Schwestern und Brüder, die Zeit naht sich der Erfüllung. Das Sion, das neue Sion auf dem Berge ist nahe. Durch ein Kind kommt uns abermals Gnade, und die Heilige, die Gott sendet, ist schon mitten unter uns. Wer an sie glaubt, wird erhoben werden in seinem Herzen; aber wer sich ihr widersetzt, der wird ins Dunkel verstoßen werden und wandert im Finstern. Wehe den Verblendeten! Wehe ihnen!"

In der Totenstille, die diesem Ausruf folgte, enstand an der Tür plötzlich ein Geräusch, als sinke ein Mensch zusammen, und unterdrücktes Schluchzen ertönte. Die Zunächstknienden wandten sich um, der Kreis öffnete sich, und man sah den Meixner-Gottlieb noch halb im Vorraum, das Gesicht in den Händen vergraben, auf der Schwelle liegen. Er stotterte schmerzvoll immerfort vor sich hin. Dem Klang der Stimme nach waren es Selbstanklagen. Und da man ihn aufgehoben hatte, stand er blaß mit niedergeschlagenen Augen da und wagte niemand anzublicken. Alle waren glücklich über die Erweckung des Burschen, der sich so lange ferngehalten hatte, traten der Reihe nach heran, drückten ihm die herabhängende Hand und gingen erhoben nach Hause. Der Harmonikameixner rührte sich nicht von der Stelle in dem Vorraum, wohin er zurückgetreten war. Aber, da Anselm Rütsch und seine Frau als letzte davongingen, trat er auch aus dem Hause und folgte ihnen von ferne bis in die Wuhle hinauf. Und dann sahen sie ihn im Lichte des späten halben Mondes noch lange wie eine Bildsäule stehen und nach dem Rütschhause blicken.

Allein jene, die in der Erschütterung Gottlieb Meixners nur seine Erweckung zum Dasein der Auserwählten sahen, täuschten sich. Auch seine Mutter. Er bat weder um die Wiedertaufe, noch auch gab er andere als hinhaltende Antworten auf das Drängen, endlich in das Bad des Lebens zu steigen. Ja, als ihm eines Tages von irgendwem das weiße Taufhemd mit einem Mahnzettel in verstellter Schrift kurzerhand ins Haus geschickt wurde, gab er es bald durch einen Angesehenen der geheimen Gemeinde

zurück. Und weil er gleichwohl fortfuhr, wenn auch nur als Türsteher, alle Versammlungen zu besuchen, in denen sich die Ursula Rütsch einfand und nie aufhörte, die schöne Frau durch scheue, kummervolle Verehrung auszuzeichnen, mußte man erkennen, daß der Bursche von einem anderen als dem heiligen Geiste erfaßt worden war. Aber die Vermutungen hielten auch nicht stand, Gottlieb sei in Liebe zu der schönen Ursula entbrannt, denn nie trat er aus seiner fernen Scheu heraus, in der er sie ansah, ihr lauschte und von weitem folgte, so oft sie im Dunkel nach Hause ging. Aber einige Monate nach dem Beginne seines Dienstes um die Rütschin, im Mai des nächsten Frühjahrs, fand die Schwerdtnerin auf der Schwelle ihres kleinen Häuschens in Hemsterhus eine neue Gitarre liegen und nahm sie nach glückhaftem Verwundern als die geheime Gabe jenes Unbekannten an sich, der ihr bei dem Überfall in der Nähe des Brederoder Steinbruches einst die alte Zupfgeige zertreten hatte.

Niemand kam auf den Gedanken, jener reuevolle Übeltäter an der armen Straßensängerin und der scheue Verehrer der Rütschin könne ein- und dieselbe Person sein. Die Schwerdtnerin zog wieder mit dem Klange der Stimme des Heiligenhoflenleins in ihren gräserleisen Liedern von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und die Menschen rechneten bald die rührende Schönheit dieser späten Wiedervergeltung zu den anderen wundersamen Eigenschaften der kleinen Witwe.

Zudem brachen auch nicht lange darnach unruhvolle Zeiten über jene Gegend aus und verhinderten, den verborgenen Irrwegen eines leidenschaftlichen Gemütes nachzugehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Die Querhovener Aberchristen hatten es im Munde der Leute auf den Dörfern rundum natürlich nicht zum besten und der gelindeste Ausdruck für ihr heimliches Kirchen- und Gnadengewese, „Himmelsknorzen“, war doch sehr bezeichnend für ihre peinlich-schroffe Abschließung gegen alle Verunreinigung durch sektiererische Flugsamen von außen. Sie bewahrten ein vollkommenes Stillschweigen über ihre innere Einrichtung und Lehre, trieben keinen Seelenfang und ließen allen Spott in nachsichtiger Güte an sich unwirksam werden. Doch als alle Draußenstehenden noch glaubten, der tiefste Frieden herrsche unter ihnen, bereiteten sich Mißverständnisse und innere Reibungen vor. Die unbesiegliche Hartnäckigkeit Gottlieb Meixners, trotz aller Lockungen seinen Platz im Vorraum an der Tür der Schwarmkirche nicht aufzugeben, sondern immerfort, halb Horcher und halb Hörer, von draußen das Gnadentreiben zu beobachten, wirkte erst beunruhigend und führte dann zu richtigen Mißhelligkeiten. Denn der Wortführer des exorzistisch angehauchten Teiles machte jener um den

Vanlyßender gruppierten Partei einen Vorwurf zu großer Unbestimmtheit, zu weichlicher Gefühlsschwelgerei, weswegen ergriffene Seelen gleichsam nur am Saume berührt, nicht bis in die Tiefe heilsam erschreckt und aufgewühlt, im Sturm dem Glauben gewonnen, sondern nur laulich hin- und hergeschaukelt würden. Einer legte in einer Versammlung „der Weichen" gar ein hölzernes Schwert vor den Vanlyßender auf den Tisch und fragte mit lauter, vorwurfsvoller Stimme alle Anwesenden: „Wißt ihr nicht, daß unser Herr Jesus den Kampf gebracht hat? Auch sagt der Herr: Ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu werfen."

Und damit verschwand er aus dem Kreise. Denn gar zu leicht vernachlässigen innerlich Besessene bei dem steten Glühen für ihre hohe Absicht die Form ihrer äußeren Handlungen und blasen, könnte man sagen, auf einem Grashalm Posaunen. Und so vergriff sich nicht nur dieser streitbare Exorzist unter den Querhovener Gläubigen, sondern auch die anderen beiden Parteien erhoben sich zu gar oft komischen Rechtfertigungen ihrer besonderen Weise. Es erschienen Plakate an den Zäunen mit der großen Frage: „Bin ich ein Lauer?" Und so oft ein Sanfter in die Nähe eines heißen Schwarmhauses kam, begann die ganze Familie drin das Kampflied zu singen: „Spring auf, mein Herz, und wappne dich." Aus dem Streit um den Schritt wurde unversehens ein Streit ums Bein, man wich in der Auslegung der Grundwahrheiten auseinander, und aus dem ehrlichen Bestreben, sich zu verständigen, entzündete man sich immer mehr. Denn nichts empört so sehr, als die Ablehnung einer Kleinigkeit. In diesem Kochen gerieten die Gelassenen auf den Gedanken, dem Heiligenbauer das Amt des Schiedsrichters zu übertragen. Denn wenn er sich auch abseits von ihnen hielt, er war seinem Wesen nach doch einer der ihren, und eigentlich von seinem Hofe her hatte die Erweckung des ganzen Dorfes den Anfang genommen.

Der Vanlyßender wurde also an den Sintlinger mit der Frage gesandt, ob man in der Seele um des Glaubens halber Gewalt gebrauchen oder alles dem Wirken Gottes anheimstellen solle.

Der Heiligenbauer hörte die langen Auseinandersetzungen des bekümmerten Greises an, überlegte lächelnd eine Weile und sagte dann: Beim Pfeifen komme es nicht aufs Mundspitzen, sondern aufs Lied an. Aber das rechte Lied ordne die Lippen von selber. Das sollten sie bei sich bedenken. Im übrigen bäte er, ihn mit solcherlei Anfragen nicht mehr zu behelligen. Aber die Querhovener hörten nicht auf, ihm jedes Glaubensgericht zur Begutachtung zu übersenden, das ihre Unruhe verdorben zusammengebraut hatte. Und als der Sintlinger noch einige begütigende Ausweichungen aufgebracht hatte, wurde er unmutig. Und nach der Meinung der einen soll er nun den Ausspruch über die Fische als Antwort

gegeben, nach anderen aber sie erregt mit folgenden Worten vom Hofe gewiesen haben: „Ich bin nicht euer Papst, und wenn ihr noch etwas wissen wollt, so gebt acht auf das Wasser, wenn es sich in eurer Hand zum Tropfen zusammenrollt und so ein Abbild der ganzen Welt wird. Wenn ihr hört, daß es dabei einen Laut hervorbringt, so habt ihr recht, mit Geschrei und Zank auf Gott und eure Seele Jagd zu machen."

Dieser Bescheid des Heiligenhofbauern verhalf dem Geiste der stillen Inbrunst in Querhoven wieder zum Siege, und alle kehrten auf den Weg des sanften, verzückten Dienstes zurück. Der Sintlingerstein unter den Torlinden des Heiligenhofes war eines Morgens über und über mit roten Heckenrosen besteckt, die Ursula Rütsch, der man diese Huldigung zuschrieb, sang das Lob des „Gottessichtigen" Lenleins wieder öfter, und Gottlieb Meixner fand sich als abseitiger Mitgänger unbelästigt wieder in den Versammlungen ein.

Aber so tief, wie viele glaubten, hatte sich das andächtige Hinauswachsen der Querhovener aus dieser Welt nicht wieder bewurzelt, sonst hätte der Prahlmeixner nicht zu einer solchen unseligen Bedeutung unter ihnen gelangen können.

Damals steckte dieser verlotterte Großbauer wieder in einer argen Geldklemme. Es waren ihm wegen tausend Mark, die er zur versprochenen Zeit nicht hatte zahlen können, seine letzten vier Kühe gepfändet worden. Sein Weib war ehemals als Tochter des einzigen Querhovener Großbauern ein stolzes und schönes Mädchen gewesen. Nun ihr das Schicksal alle Hoffnungen zerschlagen hatte, saß sie bei diesem Vorfall, der doch schon oft über sie gekommen war, kleinmütig umher und fuhr bei jeder fremden Stimme, die im Hofe ertönte, zusammen, lief in die Schlafstube und vergrub den Kopf in die Betten. Denn sie glaubte immer, der Gerichtsvollzieher sei da und hole ihre letzten Kühe, und wenn das geschehe, so werde sie es bestimmt nicht überleben. Sie habe es überstanden, daß die Balken aus dem Dachgesparre gesägt und verfeuert worden, daß ihr einziges Kind, ihr Mathinklein, von der Töchterschule habe genommen werden müssen, aber nun ersticke sie, wenn ihr das nicht erspart bliebe. Der große Elis, ihr Mann, lachte sie aus, pfiff umher und tröstete sie. Wegen dieser paar Lumpenböhmen brauchte er nur auf dem ersten besten Wege die Hand in die Höh zu halten, so flögen sie ihm doppelt und dreifach zwischen die Finger. Mit standhaft gespielter Lustigkeit machte er sich jeden Tag zu einem anderen Freunde auf die Beine, der angeblich gebeten hatte, ihn bei einer eintretenden Gelegenheit doch ja nicht zu übergehen. Denn Geld sei immer in seinem Hause, und jemehr der große Meixner brauche, desto besser sei es für den Geldgeber.

Aber die reichen Helfer spukten nur in seinem Kopfe, und hatte er

glücklich den nächsten Hübel hinter sich gebracht, so lenkte er in die erste beste Dorfschenke ein, begann sogleich nach seiner wilden Art auf alle Welt zu lästern, trank ohne Unterlaß dazu und kam jeden Abend mit leeren Händen und in einem Zustand nach Hause, daß er kaum die Lügen herausbrachte, mit denen er seine arme Frau trösten zu können glaubte. Die aber hatte nach kurzer Zeit alle Hoffnung aufgegeben und ging wie ein krankes Huhn während eines Landregens umher. Das Mathinklein, ihre vierzehnjährige Tochter, war zwar immer in Liebe und Trost um sie. Aber was kann ein Kind von der Not des Alters fassen? Mitten im Trost, mitten im Weinen um ihr und des Hauses Unglück wurde das Mädchen plötzlich von dem Wirbel ihrer Jugend angefallen und sagte, glücklich heraus lachend, das Beste sei, sie und ihre Mutter gingen von diesem abscheulichen Hofe fort in die Welt. Und jedesmal, wenn sie ihrer armen Mutter das sagte und zur Beteuerung die Hand aufs Herz legte, fühlte sie ihren keimenden Busen. Da loderte es wie ein Feuer durch sie, wie schön sie sei. Ja, das wurde manchmal so toll in ihr, daß sie schnell hinausging, sich in einer entlegenen Stube des großen, öden Hauses einschloß und dann laut zu singen und zu tanzen begann, bis sie erschöpft in einem Winkel zusammensank und leise in sich hineinweinte. Die Mutter aber, wenn die Tochter von der Sucht nach Wirbeln so von ihr fortgezogen wurde, sah hinter ihr her, nickte ihr toten Auges nach und sagte dann: „Ja ja Kind, das Beste, du hast recht, ist, von hier fortzugehen; aber nicht in die Welt, sondern aus der Welt.“ Diese grauen Eulenflügel huschten ihr öfter und öfter in die Seele, daß sie zuletzt keinen Ausweg wußte, als in dem allgemeinen, verborgenen Gottesschwärmen des ganzen Dorfes Ruhe zu suchen. Unter einem Vorwande schloß sie sich dem Gottlieb an, stand mit ihm schweigend an der Tür und sog sich aus dem Schwelgen der Frömmigkeit voll eines entrückten, friedevollen Taumels. Allein kaum zog sie beim Nachhausekommen das schiefe, zerfallende Beitürchen des Hofes hinter sich zu, so hing sie schon wieder an dem Kreuz ihrer alten Verzweiflung.

Auf diese Weise rückte der Termin für den öffentlichen Zwangsverkauf der Kühe immer näher. Die Frau hatte noch immer keinen Boden unter die Füße und ihr Mann kein Geld und keinen Helfer gefunden. Da entschloß sich der Bauer endlich, nach einer Rettung zu greifen, die er bisher immer aus Scham und Wut in sich abgelehnt hatte. Er machte sich den Tag vor der Versteigerung auf den Weg nach Hemsterhus zu dem Heiligenbauer. Hilft der nicht, dachte er im Gehen bei sich, dann soll die Welt einmal etwas erleben. Aber doch, während er so in dumpfer Wut vor sich hindrohte, mußte er schon wieder höhnisch auflachen. Denn wenn er seine richtigen Flöten spielen ließ und dem Sintlinger den Handel

mit den Querhovenern recht um den Mund schmierte, so werde der Kleine, ohne zu wissen, was ihm geschehe, nicht nur in das erste, sondern vielleicht in das zweite Tausend hineintanzen.

Am Fuße des Sintlingerhübels war Meixner den Katzenjammer des Bankrotteurs schon los, und als er in den Heiligenhof trat, hatte er den breiten, wuchtigen Schritt des großen Elis und stieß unter der Tür einen blassen, schüchternen Landstreicher fast um, der um Entschuldigung bat und mit Tränen in den Augen davoneilte.

Er fand den Heiligenbauer in der Armenstube, das Lenlein mit herabgeglittenem Arm halb umschlungen haltend, und als der Sintlinger sich erhob, dem Meixner einen Schritt entgegenzugehen, lag über sein ganzes Gesicht in die Tiefe seines Auges hinein das ernste Feuer schwerer Betrachtsamkeit. Er hatte soeben die Beichte eines verfehlten Lebens abgenommen. Die Türklinke war noch warm von der Hand des Davongegangenen, und die laute schmerzvolle Erinnerung eines herzlichen, aber irren Menschenstrebens bebten noch in der Luft. Und herzlicher wie es seine Art war, begrüßte er darum den verwitterten Bankrottbauern und bot ihm in Erinnerung eines früheren Vorfalls ein anderes Zimmer zu der Unterredung an. Meixner war von der fernen, fremden Geschlossenheit des Sintlingers so betroffen, daß er alle pfiffige Schlauheit im Augenblick vergaß und in ein kordiales Verlegenheitsgelächter ausbrach. „Das, mein Lieber, is gerade die rechte Stube für mich," dröhnte er in fortwährendem Lachen und schlug dabei den Sintlinger humorvoll auf die Schulter. „Is das nicht die Bummlerbank?" fragte er und ließ sich schwer auf die Bank fallen. „Ja! Und das ist also die Fechterstube?" fragte er wieder nach einer schneidenden Pause und sah sich mit verstörter Lustigkeit in dem großen, kahlen Raum um. Fast wäre ihm herausgefahren: Gerade gut für mich. Aber noch konnte er die Worte zurückhalten, und der Sintlinger sah unter den Zupfeln seines rötlichen Bartes nur das Kinn beben und den Mund zucken.

Der Heiligenbauer dachte im Augenblick, Meixner sei schon am Morgen trunken, erinnerte sich aber des morgigen Termines und wußte nun, daß den Armen schmerzvolle Scham und verzweifelter Stolz also beutelten.

Deswegen redete er ihm mit behutsam gütigen Worten zu. Aber anstatt sich nun kurzerhand seiner Bitte um ein Darlehen zu erledigen, denn er sah doch, der Heiligenbauer sei zu allem bereit, griff Meixner nach seinem schlauen Plane, sprang auf, lief durch das Zimmer, wehrte mit den Händen ab und sagte dann gedankenvoll seinen Bart zergrabend: „Nicht doch, Bruder, nicht doch."

Das Lenlein rückte furchtsam an den Heiligenhofbauer, der eine halbe Wendung auf der Bank machte und sie so mit seinem Rücken verdeckte.

Indessen war Prahlmeixner wieder auf die Bank zurückgekehrt und begann mit einem spaßhaften Stoß gegen des Sintlingers Bein ein verworrenes Geschwätz über das „Hocken", „Plärren" und „Rammdösen" der Querhovener, über ihr geheimes Gezänk und ihre belästigenden Botschaften auf den Sintlingerhof. Und alles, was er sagte, war durchjaucht von Hochachtung und widerlichem Lob der guten Eigenschaften des Heiligenbauers, und je mehr Prahlmeixner in dieses honigsüße Hudeln hineinkam, desto wütender wurde er auf sich, seine Lage und den Sintlinger, und aus wachsendem Haß lobte er doch immer dicker, bekam fahle Flecken ins Gesicht, lachte heiter und sprang zuletzt mit einem Satz wie gestochen in die Höh', in Not, nahe am Erwürgen.

Davon schrak das Lenlein so zusammen, daß sie in den Heiligenbauer kroch und aufschrie: „Jag' den Mann hinaus, Vaterlein! Siehst du nicht, er hat ein Hundegesicht!" Dabei bebte sie am ganzen Leibe und begann, laut aufzuweinen.

Der Sintlinger tröstete das Kind, sprach einige entschuldigende Worte zu dem Meixner und führte die Weinende davon. Der Bankrotteur lachte gezwungen und tartschte kosend nach dem Kopfe des Mädchens. Aber seine Hand bebte, und als sich hinter den beiden die Tür geschlossen hatte, packte ihn eine solche Wut, daß er weiß wie Kalk und steif wie ein Stock wurde, und da er nicht toben durfte, schossen ihm die Tränen aus den Augen. So wie eine Bildsäule des Hasses, fast besinnungslos mitten in der Stube stehend, traf ihn der wieder eintretende Heiligenbauer und war betroffen beim Anblick dieser wilden Zerrüttung.

„Nimms dem Kind nicht übel, Meixner," sagte er besänftigend, nahm ihn bei der herabhängenden Hand und führte ihn auf die Bank zurück. „Du weißt, der Kindermund ist ein Taubenhaus. Aber es packt dich wohl auch nur so, wegen morgen, nicht?" so redete der Sintlinger gütig, und der wutsteife, fahle Mann bekam von der Berührung einer wahren Menschenhand einen förmlichen Krampf, sein Gesicht zuckte, die Zähne knirschten, die Tränen stürzten nur so, und endlich schluchzte er röchelnd, daß es seinen riesigen Leib zum Zerspringen schüttelte.

„Hör auf, Meixner," sagte der Heiligenbauer, „es wird alles wieder gehen. Wieviel fehlt dir denn?"

Meixner faßte sich gewaltsam und schüttelte den Kopf.

„Sind tausend Mark genug?" fragte der Sintlinger wieder.

Der Bankrotteur verneinte wortlos.

„Da hast du zweitausend. Ich hab gestern drei Ochsen verkauft. Nimm sie und wenn du kannst, gibst du sie wieder."

Mit diesen Worten schob der Heiligenbauer zwei Tausendmarkscheine tief in die Seitentasche seines Rockes, faßte dann Meixners Hände und

sprach: „Jetzt geh, und grüß mir deine Frau. Laßt es euch nur inwendig gut gehen, so läuft das Auswendige von selber gut hinten nach."

Wie im Traume kam der Prahlmeixner über den Heiligenhübel hinunter und ging in einer unbeschreiblich hohen Luft den halben Grenzweg hin. Plötzlich fiel ihm ein Lied ein, das er seit seiner Knabenzeit nicht mehr gesungen hatte. Und mit lauter Stimme begann er zu singen: „Ich geh durch einen grasgrünen Wald und höre die Vögelein singen." Doch das reine Blühen seiner Seele stürzte schon nach wenigen Augenblicken in ihm zusammen. Er griff nach den Scheinen in der Tasche, zog sie heraus, besah, befühlte sie und brach, als er sich überzeugt hatte, daß es wirklich, wahrhaftig, richtig „zweitausend Mark" seien, in ein lautes, wildes Gelächter aus. Dann schwang er seine Beine in tanzendem Gange. So schoß er in die Hemsterhuser Schenke, ließ sich hinter einen Tisch fallen, hieb mit der Faust auf und verlangte eine Flasche Wein, aber „Meixnerwein, vom besten, nicht solch verfluchten Krötenseich."

Er trank über den Mittag hinaus, und als ihn der Wirt, ein entfernter Verwandter der Frau, endlich zum Nachhausegehen bewogen hatte, stolperte er davon, aber nicht nach Querhoven, sondern nach Brederode hinüber und sammelte dort allerhand Pack um sich, mit dem er bis tief in die Nacht lärmte.

Aber heute trank er sich nicht aus der Not in immer keckere Zuversicht hinein. Er taumelte tiefer und tiefer in Zerknirschung, in Selbstanklagen, in Verwünschungen seiner reichen Heirat hinein, und als er in der Finsternis seinem Hof zuschritt, hatte sein Zorn eine Höhe erreicht, daß die Flüche nur so von den Lippen pfiffen. „Mein Weib ist schuld mit ihrem Nobeltun, daß ich ein Hundegesicht gekriegt habe."

Als Wüterich drang er in den Hof, riß sein Weib und seine Tochter aus den Betten, begann, auf sie einzuschlagen, was er noch nie getan hatte und trieb sie durch alle Räume, indem er ohne Aufhören brüllte: „Ich habe ein Hundegesicht, und ihr seid schuld an allem!" Zuletzt sah er niemand mehr vor sich. Er stieß an etwas, wurde sterbensmüde, fiel in sich zusammen und schlief ein.

Der Müller drunten am Hornwasser, der aus der Mühle getreten war, hörte ihn toben und sagte bei sich: „Na ja freilich, morgen ist der Termin oder vielmehr heute. Denn es wird schon grau über den Vördner Hübeln." Unvermittelt brach das Toben des Trinkers und das Gekreisch weiblicher Stimmen ab.

„Nanu schlaf," sagte der Müller zufrieden. „Man kann schon einen trinken; aber so was ist Unflat." Ehe er in die Mühle zurückging, sah er noch einmal den Meixnerhof an, der jetzt lautlos im Grau auf dem Felsenstoß droben lag.

Da glitt eine weiße Gestalt aus einem der Gebäude, stutzte, huschte

geduckt durch den Garten, kam an den zerfallenen Staketenzaun und bog ihn auseinander.

„Was ist denn das?" fragte der Müller beklommen, aber ehe er die Worte zu Ende sprechen konnte, schrillte ein Schrei auf, wie ein weißer Strich fiels durch die graue Luft und schlug ins Hornwasser, daß der Gischt weiß aufspritzte.

Dann wars totenstill ...

Am Morgen fand man die Querhovener Großbäuerin zerschlagen, blutig und ertrunken im Hornwasser. Die Polizei schaffte sie in die Leichenkammer des Kirchhofes, und der Totengräber verscharrte sie am anderen Abend in der Ecke der Unheiligen. Die Mathinka suchte Schutz bei ihrem Verwandten, dem Hemsterhuser Gastwirt, der sich gern des schönen, wildfeurigen Mädchens annahm. Prahlmeixner stand am Küchenfenster seines Hofes und schaute mit ratlos bohrenden Augen durch den Garten auf die Zaunlücke, die sein Weib auf ihrem letzten Wege gebrochen hatte. So soll er Tag und Nacht und Nacht und Tag gestanden haben, bis er gefunden hatte, was er suchte. Dann verbrannte er bis aufs Hemd die Kleider, die er in der Unglücksnacht auf dem Leibe getragen hatte, überließ den Hof seinen Gläubigern und schaffte sich mit dem Gelde des Heiligenbauers in einem kleinen Hause ein neues Leben, indem er an die Bank der Speilhobler zurückkehrte, von wo ihn einst die Liebesraserei der Großbauerntochter weggelockt und um Glück und Ehre gebracht hatte. Er trank nicht mehr. Dafür hatte sich in seinen versteckten Augen ein unheimliches Glühen entzündet, und wenn er nach getaner Arbeit des Abends auf dem Bänklein seiner niedrigen Hütte saß, einsam und drohend wie halb im Schlaf, aus dem er dann und wann aufschrak, so hatte er etwas von einem versprengten, ausgehungerten Raubtier, das von seinem Lager zeitweise nach Beute in die Luft schnobert.

Der Heiligenbauer war von dem schrecklichen Geschick auf dem Meixnerhofe tief erschüttert, weil der zermalmende Stein durch sein Lenlein ins Rollen gekommen war. Niemand kam auf den Grund, warum sich der wilde Prahlmeixner gerade an dem verhängnisvollen Tage mit einem „Hundegesicht" behaftet gefühlt hatte, während er doch sonst immer mit andern über seine „Schönheit" zu spotten pflegte. Man hielt die Wildheit dieser Nacht überhaupt für eine Ausgeburt des Säuferwahns und begann, je länger, desto mehr den Prahlmeixner wieder zu achten, wegen des reißend entschiedenen Sprunges, mit dem er sich aus den Wirbeln des Verkommens wieder aufs feste Land gerettet hatte. Und der Sintlinger wollte dies schöne Erraffen nicht stören, darum behielt er für sich, was mit dem Meixner auf dem Heiligenhof geschehen war und drang auch nicht auf Wiederbezahlung des geliehenen Geldes. (Fortsetzung folgt)

Meine Flucht aus russischer Gefangenschaft

von Wolff von Todenwarth

In einem verabredeten Schlupfwinkel des Lagers von Tschita (Sibirien) erwartete mich um zehn Uhr abends unsere kleine Expedition, die K. zusammengestellt hatte. Wir waren im ganzen sechs Mann — — — drei Offiziere und drei Mannschaften. Die Teilnehmer waren folgende: Oberleutnant Freiherr von Todenwarth, Reichsdeutscher; Oberleutnant von K., Österreicher; Oberleutnant V., Österreicher. Wir Offiziere sprachen alle russisch. — Von Mannschaften wurde auf meine Veranlassung der Gefreite K. mitgenommen, den ich im Kosakenlager kennengelernt hatte. Wenn er auch unseren ohnehin sehr beschränkten Etat von insgesamt etwa 900 Rubel belastete, so konnte er uns doch dafür nützlich sein. Er war ein großer, strammer Mensch, hatte lange Jahre in Rußland gelebt und sprach geläufig russisch. K. hatte dann noch bestimmt, daß sein österreichischer Bursche und ein deutscher Kriegsfreiwilliger Dr. phil. G. aus Berlin mitkommen könnten. Mit dieser Maßnahme war ich nicht einverstanden, denn diese Leute vergrößerten unsere Unkosten und konnten uns, da sie weder russisch aussahen, noch russisch sprachen, nur hinderlich sein. Da die Expedition aber bereits zum Abmarsch fertig war, so hielt ich es nicht für angebracht, zu opponieren.

Für seine Ausrüstung hatte jeder selbst gesorgt. Da vorauszusehen war, daß die Flucht bereits am nächsten Morgen entdeckt wurde, so konnten wir nach den bei meinem Verschwinden gemachten Erfahrungen zunächst nicht die Bahn benutzen. Wir hatten daher für etwa zehn Tage Lebensmittel gekauft, die wir in Rucksäcken mit uns führten. K. und ich hatten jeder einen Revolver, ich hatte außerdem einen russischen Paß und gab V. einen alten, abgelaufenen Paß, K. einen alten abgelaufenen Waffenschein — Papiere, die ich in Tschita bekommen hatte.

Es war eine jener herrlichen sibirischen Winternächte; die Kälte hatte bereits nachgelassen, es waren etwa minus zwanzig Grad Réaumur, bei absoluter Windstille. Es war Neumond, das Tal war in tiefes Dunkel gehüllt, gegen den Horizont sind die Konturen der umliegenden Berge erkennbar und über diesen Bergen wölbt sich der Himmel in einer Klarheit und Sternenpracht, von der sich nur der eine Vorstellung machen kann, der vom Schicksal jemals in dieses wunderbare verrufene Land verschlagen wurde. — Wir schleichen einzeln in gewissen Abständen aus unserem Versteck, passieren an einer bestimmten, tagelang vorher beobachteten Stelle die Postenkette und sind bald auf dem Ingodaflusse. Ein kurzes Aufatmen, ein innerer Jubel: Du bist wieder frei, bist nicht mehr

gefangen! Dann geht es auf dem Flusse eilig weiter nach Osten. Dunkle Nacht, eine dunkle Zukunft liegt vor uns.

Wir begegnen einigen Schlittenkarawanen, die Holz und Heu nach der Stadt bringen — die Flüsse Sibiriens sind im Winter, vom November bis April, die besten Verkehrsstraßen, die man sich wünschen kann. Da es nur Naturwege gibt, die infolge ihrer schlechten Beschaffenheit nur in dringenden Fällen benutzt werden, so spielt sich der Hauptverkehr erst im Winter auf den Flüssen ab. Erst dann bringen die Bauern ihre im Sommer aufgespeicherten Produkte auf den Markt und die Flüsse sind belebt von zahlreichen langen Karawanen — einspännige Schlitten in Reihen hintereinander.

Die Dörfer in der Umgegend von Tschita sind zumeist von Kosaken oder Burjaten — einem Mongolenstamme — bewohnt, während in der Stadt selbst auch viele Chinesen wohnen. Ein Zusammentreffen mit Burjaten und Chinesen war für uns nicht gefährlich, wohl aber hatten wir uns vor den Kosaken zu hüten. Eine Bauersfrau aus Alexandrowka hatte mir gesagt: Die Uralkosaken seien die reinen Gentlemen gegen die Hunde, welche an der Grenze wohnten.

Meine beiden österreichischen Kameraden wollten daher möglichst schnell Bahn und Fluß verlassen und ins Gebirge eindringen. Ich dagegen sagte: „Im Gegenteil! Wir wollen nicht nur an der Bahn, sondern auf dem Bahnkörper selbst marschieren. Wenn wir uns ins Gebirge schlagen, kommen wir nie wieder heraus."

Mein Vorschlag wurde nach langem Widerstreben zunächst probeweise angenommen. Es sollte nachts auf dem Bahnkörper marschiert, am Tage abseits der Bahn gerastet und geschlafen werden.

Als es Tag wurde und wir uns zum ersten Male bei Licht besahen, bemerkte ich, daß der Doktor aus Berlin bereits so schwach und so mangelhaft ausgerüstet war, daß er die uns bevorstehenden Strapazen unmöglich überstehen konnte. Wir versuchten daher ihm klarzumachen, daß es für ihn und uns das Beste sei, wenn er sofort umkehren und sich wieder im Lager melden würde. Für uns war dies natürlich doppelt unangenehm, denn die Russen kamen uns dadurch auf die Spur. Aber es war so immer noch besser, als wenn er uns später liegen blieb. Er selbst wollte dies natürlich nicht einsehen und flehte uns an, wir möchten ihn doch mitnehmen. Erst als wir ihm sehr energisch erklärten, ihn unter keinen Umständen weiter mitzunehmen, verschwand er auf Nimmerwiedersehen.

Gegen Mittag legten wir uns an einen von der Sonne beschienenen Hang und rasteten bis zum Abend. Bei Einbruch der Dunkelheit gingen wir zur Bahn zurück und marschierten weiter. Die Bahn ist in jener Gegend nicht militärisch bewacht, wohl aber dicht besetzt mit Wärter-

häusern. Die Wärter haben wiederholt versucht, uns anzuhalten, wir haben uns jedoch nie daran gekehrt und sind ruhig mit dem Revolver in der Hand unseres Weges weiter gegangen. Die Stationen und Ortschaften mußten natürlich umgangen werden.

Es war dies sicher die einzige Art, wie wir durchkommen konnten, denn zweimal, wo wir uns nicht streng an unser Programm hielten und den Versuch machten, am Tage abseits der Bahn vorwärts zu kommen, hatten wir Unannehmlichkeiten mit den Einwohnern, die in jedem Fremden einen Räuber oder Flüchtling vermuten. Wir waren dadurch zu anstrengenden, zeitraubenden Märschen gezwungen, um unsere Verfolger irrzuführen. Außerdem konnten wir nur in den Mittagsstunden schlafen, denn die Nächte waren viel zu kalt, um ruhen zu können.

Da meine Begleiter nicht im Training waren, so kamen wir nur langsam vorwärts und erreichten erst nach etwa sieben Tagen die Gegend von Karimskaia, wo die bisher doppelgleisige Bahn sich teilt. Ein Schienenstrang geht in südöstlicher Richtung nach Mandschuria und Wladiwostock, der andere — die sogenannte Amurbahn — läuft den Amur entlang in nordöstlicher Richtung.

Hier erkrankte der Gefreite K. Sein ganzer Körper, besonders Kopf und Hände, waren stark angeschwollen. Sein Atem ging schnell und keuchend und er erklärte schließlich, wir möchten ihn liegen lassen, er könne nicht mehr weiter. Wir schafften ihn aus dem Tale hinauf ins Gebirge und legten uns in eine Hütte, die wir wie durch ein Wunder mitten im Urwalde gefunden hatten. Der Zustand unseres Kranken war sehr bedenklich. Er hatte bis zu vierzig Grad Fieber, nahm gar keine Nahrung auf, die Schwellungen wurden so stark, daß man denken mußte, die Haut müßte platzen: er hatte unlöschbaren Durst und starken Durchfall. — Wir wußten damals nicht, wie wir die Krankheitserscheinungen deuten sollten und führten sie auf Erkältung und Überanstrengung zurück. Später bin ich dann darauf gekommen, daß es der gefürchtete Flecktyphus gewesen sein muß. Diese Krankheit, welche bekanntlich durch Läuse übertragen wird, soll in manchen Gefangenenlagern Sibiriens verheerend aufgetreten sein. Es sollen ihr Tausende zum Opfer gefallen sein. In Tschita war der Flecktyphus nur in beschränktem Maße aufgetreten und hatte zu meiner Zeit nur in einzelnen Fällen zum Tode geführt.

Daß K., wenn er mit dem Leben davonkam, die Flucht mit uns fortsetzen konnte, war ausgeschlossen. Wir beschlossen, ihn so lange zu pflegen, bis er transportfähig war und ihn dann in Begleitung des österreichischen Burschen per Bahn nach dem Lager zurückzusenden. So blieben nur noch wir drei Offiziere übrig. — Ich erklärte den beiden Kameraden, die Reise nunmehr unter keinen Umständen in der bisherigen Weise fortzu=

setzen. Wenn sie sich nicht entschließen könnten, mit mir per Bahn zu fahren, so würde ich mich von ihnen trennen und allein mein Glück versuchen. — K. hatte immer eine mir unerklärliche Abneigung gehabt, die Bahn zu benutzen und wurde beinahe wild, wenn ich ihn dazu überreden wollte. Da er aber sah, daß unsere Expedition sich in Wohlgefallen aufzulösen drohte, so willigte er schließlich ein.

Für eine Bahnfahrt mußten wir uns neu ausrüsten. V., der von uns dreien am besten russisch sprach, sollte daher mit der Bahn nach Tschita zurückfahren. Ich gab ihm zu diesem Zweck meinen russischen Paß und einen Brief an ein mir befreundetes Ehepaar in Tschita, in dem ich unsere Lage auseinandersetzte und bat, meinen Kameraden aufzunehmen und in jeder Weise behilflich zu sein. Wenn möglich, sollte man ihm einen Chinesen mitgeben, der uns durch die Mongolei nach Peking führen könnte. — V. fuhr also nach Tschita, ich ging ins Dorf und kaufte Lebensmittel und K. pflegte unter Assistenz seines Burschen in rührender Weise unsern Kranken.

In dem Walde war natürlich keine Menschenseele. Unsere Hütte lag außerdem so versteckt, daß man sie erst sah, wenn man dicht davorstand. Abgestorbene Bäume lagen massenhaft umher, sie brauchten nur zersägt und herangeschafft zu werden, denn wir mußten dauernd, besonders nachts, ein starkes Feuer unterhalten, um schlafen zu können. In geringer Entfernung war sogar eine Quelle. Sie hatte im Laufe des Winters einen kleinen Eisberg gebildet, von Zeit zu Zeit durchbrach sie aber die sich immer wieder bildende Eisdecke und kündete durch lustiges Plätschern an, daß sie wieder bereit war, uns einen kühlen Trunk zu spenden.

K. hatte die Krisis glücklich überstanden, das Fieber ging zurück, er bekam wieder Verständnis und Interesse für das, was um ihn vorging.

Nach einigen Tagen kam V. von Tschita zurück und brachte zwei Chinesen, eine Menge Lebensmittel, sowie ein Schreiben meiner Freunde mit. Die Chinesen sollten mit uns nach Mandschuria fahren, uns dort unterbringen und dafür sorgen, daß wir weiterkamen. —

Wir verpackten unsere Sachen, wie es dort zu Lande üblich ist, in Säcke und begaben uns zum Bahnhof. K. und der österreichische Bursche blieben in der Hütte zurück und sollten am nächsten Tage, wenn wir die Grenze bereits passiert hatten, mit der Bahn ins Lager zurückfahren.

Da ich von meinen Bekannten in Tschita gehört hatte, daß in Mandschuria die Pässe der Reisenden revidiert werden, so wollten wir bis zu einer der letzten Stationen fahren und die Grenze zu Fuß oder per Wagen überschreiten. Wir nahmen also Fahrkarten vierter Klasse. — Unser Wagen war voll von Russen, Chinesen und Mongolen. Die russischen Wagen sind der langen Entfernungen wegen alle zum Schlafen ein-

gerichtet. Die vierte Klasse ist mit Liegebänken in drei Etagen übereinander versehen. Wir suchten uns die obersten Bänke aus, die Chinesen lagen eine Etage tiefer.

In der ungewohnten Wärme und dem ebenso ungewohnten Komfort war unser Vorhaben, möglichst viel zu schlafen, um nicht sprechen zu müssen, nicht schwierig durchzuführen. Der Zug lief etwa vierundzwanzig Stunden und wir schliefen mit kurzen Unterbrechungen während der ganzen Fahrt. Ich hätte sogar die Station verschlafen, wenn mich nicht V. geweckt hätte. Er flüsterte mir zu, die Chinesen hätten sich genau erkundigt: In Mandschuria sei keine Paßkontrolle, erst wenn man von dort weiterfahren wolle, würden die Pässe revidiert und abgestempelt. Man habe daher beschlossen, bis Mandschuria durchzufahren und die Chinesen hätten bereits drei Karten nach dort gelöst. – Ich war sehr ärgerlich, daß man mir dies jetzt erst mitteilte, konnte aber, da der Zug bereits weiterfuhr, an der Sache nichts mehr ändern. Meine Kameraden hatten im guten Glauben an die Zuverlässigkeit der Chinesen gehandelt. Ich selbst kannte den chinesischen Charakter damals noch nicht, hatte aber in meinem wechselvollen Leben erfahren, wie falsch es ist, jemandem blind zu vertrauen.

Als wir in Mandschuria ankamen und aussteigen wollten, fanden wir den Wagen verschlossen. Als bald darauf ein Gendarm kam und die Pässe verlangte, wurde die Situation kritisch.

Ich zeigte als erster von uns dreien meinen Paß vor, der auf den echt russischen Namen Iwánof lautete und besagte, daß ich Bürger aus Nertschinsk-Prawoslawe sei. Dem Gendarmen genügten diese auf den ersten beiden Seiten des Passes stehenden Angaben – ich konnte passieren, blieb aber noch im Wagen, um zu sehen, ob ich meinen Kameraden etwa helfen konnte.

V. zeigte seinen alten abgelaufenen Paß vor und wurde deswegen von dem Gendarm sofort zur Rede gestellt. Auf seinen Einwand, er könne nicht lesen und hätte auch nicht gewußt, daß in Mandschuria Pässe erforderlich seien, habe dieses Papier nur zufällig in der Tasche gehabt, teilte ihm der Gendarm mit, diese Sache müßte erst noch weiter geklärt werden, er möchte daher nachher mit ihm auf die Wache kommen. – K., der selbst den Waffenschein, den er von mir erhalten hatte, nicht einmal bei sich hatte, wurde ohne weiteres einem Mann übergeben, der ihn zur Wache brachte. – Die Chinesen hatten unter Zurücklassung unseres Gepäckes bereits das Weite gesucht.

Während der Gendarm noch die Pässe der übrigen Passagiere revidierte, sah ich V. unbemerkt aus dem Wagen verschwinden und folgte ihm in einiger Entfernung. Wir trafen uns dann mit den Chinesen unweit des Bahnhofes. Sie brachten uns zunächst zu Bekannten, in deren Lehm-

hütten wir Unterschlupf fanden. Von da aus schickten wir Kundschafter aus, die feststellen sollten, was aus K. und unserm Gepäck geworden war. Sie kamen nach einiger Zeit zurück und berichteten, K. säße — an jeder Seite ein Gendarm — in der Bahnhofswache, unser Gepäck sei verschwunden. Der Verlust meines Freundes ging mir so nahe, daß ich selbst noch einmal versuchen wollte, ihn wenigstens zu sehen. Ich streifte mit V. am Abend in der Nähe des Bahnhofs herum, mußte mich aber schließlich mit dem Gedanken abfinden, daß K. für uns verloren war.

Mandschuria liegt bereits jenseits der russischen Grenze auf chinesischem Gebiet, ist aber durch und durch russisch. Von hier läuft die Bahn über Chailar-Charbin zirka 1400 Werst durch chinesisches Gebiet bis Pogranitschnaia, wo sie wieder die Grenze überschreitet und bis Wladiwostock auf russischem Gebiete weiter geht. Rußland erhielt vor einer Reihe von Jahren von China die Konzession zum Bau und Betrieb dieser Bahn auf 99 Jahre. Das Gebiet zwei Werst rechts und links des Bahnkörpers wurde an Rußland verpachtet mit der Befugnis, alle zur Sicherung dieser Bahn nötigen Maßnahmen zu treffen. Demzufolge ist nicht nur die Verwaltung der Bahn russisch, sie ist auch auf ihrer ganzen Länge von russischem Militär stark bewacht; die Ortschaften an der Bahn stehen unter russischer Polizeigewalt und sind mit russischen Truppen besetzt.

In Mandschuria wimmelte es von russischen Grenzsoldaten, die in den Ortschaften den Polizeidienst versehen. Es war daher geraten, sich möglichst wenig blicken zu lassen. Die Bahn konnten wir nicht weiter benutzen, denn die Russen waren uns durch die Gefangennahme K.'s erneut auf die Spur gekommen. Wir mußten also auf unsern ursprünglichen Plan zurückgreifen und die Vorbereitungen für eine Reise durch die Mongolei treffen.

Leider hatten wir vor allem die klimatischen Verhältnisse nicht richtig eingeschätzt. In der Umgegend von Tschita hatte die Kälte im März bereits erheblich nachgelassen und wir hofften, daß wir im April in dem südlicher gelegenen Mandschuria erträgliche Temperaturen vorfinden würden. Aber schon auf unserer Fahrt nach dort wurden wir eines anderen belehrt, denn sobald wir aus dem Gebirge heraus in die Steppe kamen, blies ein Wind, wie wir ihn während unseres Aufenthaltes in Sibirien nie erlebt hatten. Gegen diesen schneidenden Wind war die Sonne machtlos und die unendliche Ebene war noch ein einziges Schneefeld.

Gegen diese schauderhafte Kälte bot die chinesische Lehmhütte in Mandschuria wohl Schutz; es war warm, nach unseren Begriffen sogar allzu warm da. Aber die armen Teufel von Chinesen hatten eine furchtbare Angst, unser Versteck könnte verraten werden, und sie hingen zu sehr an

ihrem erbärmlichen Leben, als daß sie es unseretwegen aufs Spiel setzen wollten. Es waren Kulis, die der Wind aus allen möglichen Teilen Chinas hierherverschlagen hatte. Ihre Weiber hatten sie, soweit sie überhaupt verheiratet waren, in der Heimat gelassen, um hier ein ungebundenes Junggesellenleben zu führen. Am Tage waren sie fast alle draußen auf Arbeit, einige hatten Pferde und Wagen und machten Lohnfuhren, die meisten taten gewöhnliche Kuliarbeit. Einer hatte als Koch zu Hause zu bleiben und die Wirtschaft zu führen.

Abends, wenn sie alle zu Hause waren, verwandelte sich die abgelegene, einsame Hütte in einen Tummelplatz echt chinesischen Treibens. Da wurden zunächst ungeheure Portionen der sonderbarsten Gerichte, die der Koch mit mehr Sachkenntnis als Reinlichkeit hergestellt hatte, verabreicht und mit Tee und Reisschnaps hinuntergespült. In allen Ecken hockten unsere gelben Freunde mit nacktem Oberkörper und untergeschlagenen Beinen und gaben durch lautes Schmatzen zu erkennen, daß ihr großer Chinesenmagen immer noch aufnahmefähig war. Nach dem Essen begannen die Beratungen und Verhandlungen über unser Weiterkommen, an denen sie möglichst alle teilnehmen wollten. Hoffte doch ein jeder im stillen, daß er dabei etwas herausschlagen konnte. Sie fühlten sich mit uns solidarisch den Russen gegenüber, in denen sie ihre Feinde und Unterdrücker erblickten. Dies hielt sie aber nicht ab, bei den Verhandlungen ab und zu durchblicken zu lassen, daß sie eventuell nicht abgeneigt wären, uns den Russen auszuliefern. Als sie merkten, daß wir uns dadurch nicht einschüchtern ließen, gingen sie endlich mit ihren Forderungen herunter.

Es wurde zunächst ein mongolisch sprechender Chinese als Führer durch die Mongolei nach Peking engagiert. Er war offenbar ein ganz armer Teufel, denn er hatte nichts als Lumpen auf dem Leibe. Wir mußten ihn von Kopf bis zu Fuß neu kleiden, ihm vor allem einen Pelz kaufen und versprachen ihm pro Person hundert Rubel, welche er bei unserer Ankunft in Peking erhalten sollte. Auf der Reise selbst bekam er keinerlei Geld, da er auf unsere Kosten verpflegt wurde. – Sodann kauften wir zwei Pferde mit mongolischen Sätteln für zusammen einhundertzehn Rubel, etwas Lebensmittel und Hafer und mieteten für zwei Tage einen einspännigen Wagen, auf dem uns unser Impresario aus Tschita noch einen Tag in die Steppe begleiten sollte.

Am fünften Tage nach unserer Ankunft in Mandschuria brachen wir um vier Uhr morgens auf. V. und ich ritten, die beiden Chinesen fuhren auf dem Wagen. Es war ein grimmig kalter Tag. Die erste Strecke entlang der Bahn bis zur Station Chalainoor wurde möglichst schnell zurückgelegt, dann bogen wir nach Süden ab in die Steppe hinein. Es waren etwa minus dreißig Grad Réaumur bei einem eisigen Nordwind

und wir waren immer wieder gezwungen, abzusitzen und zu Fuß zu gehen, um die Füße nicht zu erfrieren.

Unsere Hoffnung, noch vor Einbruch der Nacht auf Mongolen zu stoßen, in deren Jurten wir übernachten konnten, war vergebens. Es wurde Nacht, ohne daß wir eine frische Spur einer Herde entdecken konnten. Wir mußten auf der blanken Ebene im Schnee Halt machen. Die Pferde wurden gefesselt, so daß sie nicht weglaufen konnten, aber doch soviel Bewegungsfreiheit hatten, um den Schnee aufkratzen und das darunter befindliche dürre Gras fressen zu können. – Wir selbst sammelten zunächst eifrig Kuhmist – dicke Klumpen, die man mit dem Stiefelabsatz losschlagen mußte – und es gelang uns nach einiger Zeit, ein kleines Feuer zustande zu bringen. Um dieses Feuer hockten wir dann die ganze Nacht. Um die Pferde vor den Wölfen zu schützen, hatten wir sie auch ans Feuer herangezogen. – Ich habe noch nie in meinem Leben den Tag so sehnsüchtig erwartet wie in jener Nacht.

Sobald es hell wurde, trennten wir uns von unserem alten Begleiter aus Tschita, der mit seinem Wagen nach Mandschuria zurückfuhr, während wir mit unserem neuen Führer allein weiterritten.

Nach mehrstündigem Marsche durch tiefen Schnee zeigte unser Führer plötzlich Spuren freudiger Erregung. Er hatte frische Mongolenspuren gefunden, denen wir nun folgten. Gegen Mittag zeigte er auf einige schwarze Punkte am Horizont und rief freudestrahlend: „Monguli, Monguli!" Als wir näher kamen, bemerkten wir mehrere Viehherden und in weiten Abständen voneinander einzelne Zelte. Hunde kamen uns kläffend entgegen und alarmierten die Zeltbewohner, die uns am Eingang ihrer Jurte erwarteten. Unser Führer gab uns als russische Viehhändler aus und bat um Aufnahme, die bereitwilligst gewährt wurde. – Die Pferde wurden darauf abgesattelt und gefesselt und wir begaben uns mit unseren Proviantsäcken, die wir hinter dem Sattel am Pferde hatten, ins Zelt.

Zum Glück bestand die Familie nur aus dem Familienhaupt, zwei Frauen und einem Jungen, so daß für uns noch genügend Platz vorhanden war. Das kreisrunde Zelt der Mongolen wird getragen durch ein Holzgerüst, das wie ein kleines Karussel in kurzer Zeit aufgestellt und zusammengelegt werden kann. Zunächst werden die Seitenwände aus verschiebbarem hölzernen Gitterwerk zusammengestellt. Dann kommt das Dach bestehend aus einem hölzernen Reifen in der Mitte, von dem strahlenförmig Holzstäbe nach dem oberen Rande des Gitters laufen. Dieses Gerüst wird oben und an den Seiten mit entsprechend zugeschnittenen dicken Filzdecken bekleidet und ringsum mit wollenen Stricken verschnürt; in der Mitte am höchsten Punkte bleibt ein kreisrundes Loch zum Abziehen des Rauches; der Eingang wird durch eine herabhängende Filz-

matte geschlossen. Im Innern steht in der Mitte ein besonders geformtes rundes Eisengitter — der Ofen — in dem brennender Kuh-, Pferde- oder Kamelmist — das einzige Brennmaterial dieser Leute — einen ätzenden, alles durchdringenden Rauch verbreitet. Auf dem Dreifuß über dem Feuer steht eine Kupferschale, die zum Schmelzen von Schnee und zum Kochen dient. Die Familie, soweit sie nicht außerhalb beschäftigt ist, hockt den ganzen Tag auf Filzdecken im Kreise um das Feuer und raucht. Gesprochen wird bei diesem Steppen- und Wüstenvolk sehr wenig. Die Kleidung ist bei Mann und Frau dieselbe — Hosen aus Schaffell, die mit dem Pelz nach Innen auf dem bloßen Körper getragen werden, langes schlafrockartiges Pelzwerk mit über die Fingerspitzen reichenden Ärmeln, hohe spitze Pelzmütze und selbstgefertigte Pelzschuhe. Damit der Pelz nicht beim Reiten hindert, ist er an einer Seite geschlitzt; er wird durch einen Ledergürtel zusammengehalten, an dem sich das lange mongolische Messer befindet.

Da die Zelte die an sich geringe Wärme des offenen Feuers nicht halten, so sind sie im Winter recht ungemütlich kalt. Die Kleidung wird daher nur dann gelüftet, wenn eine dringende Entlausung vorgenommen werden soll. Für die Nacht werden Lager aus Fellen hergerichtet.

So komfortabel wie in diesem ersten Zelt sind wir jedoch selten untergekommen. Es ist uns wiederholt passiert, daß uns die Mongolen wegen Überfüllung ihrer Jurten überhaupt nicht aufnehmen konnten. Dann mußten wir uns außerhalb des Zeltes im Freien lagern.

Die Zelte dienen nicht nur der oft zahlreichen Familie als Wohnung, in ihnen werden vielmehr auch alle neugeborenen Lämmer oder Kälber der Herde zunächst untergebracht. Diese Tierchen werden sofort nach der Geburt in Felle eingewickelt und am Feuer getrocknet. Während der Nacht wird möglichst alles Jungvieh ins Zelt gebracht und es ist mir wiederholt passiert, daß ich des Morgens mit einem Lämmlein im Arme erwachte. Eins der mongolischen Kälber hat sich sogar einmal den dummen Scherz erlaubt, mir heimlich etwas „Brennmaterial" in die Tasche zu stecken.

Sobald wir uns nach der ersten Begrüßung mit der Familie am Feuer niederhockten, brachte unser Führer jedesmal aus seinem verlausten Pelz ein kleines Fläschchen zum Vorschein, öffnete es mit großer Feierlichkeit und überreichte es dem Hausvater, der sehr andächtig daran roch. Dann machte das Fläschchen die Runde bei der ganzen Familie. Nachdem jeder sein Riechorgan daran gehalten und das vorschriftsmäßige feierliche Gesicht dabei gemacht hatte, nahm es der Führer wieder in Empfang, korkte es unter atemlosem Schweigen der glücklichen Riecher wieder zu und ließ es stillschweigend unter seinem Pelz verschwinden. Das steinerne Fläschchen

enthielt nicht etwa, wie wir zuerst glaubten, irgendeinen geheimnisvollen mongolischen Gott, sondern ganz gewöhnlichen Schnupftabak. Nun erst konnten die Tagesfragen, die sich in der Hauptsache um Essen und Schlafen drehten, erledigt werden.

Die Nahrung besteht nur aus Fleisch, hie und da hatten die Leute etwas Hirse, die sie sich irgendwo auf ihren Zügen eingetauscht hatten. Wenn wir uns für irgend etwas besonderes erkenntlich zeigen wollten, so gaben wir dem Familienvater oder der Mutter aus unserem Vorrat ein Stückchen Brot, das dann, nachdem es die ganze Familie gebührend bewundert hatte, mit großer Ehrfurcht verzehrt wurde. Wir hatten überhaupt nichts, was nicht bewundert und betastet wurde, aber man war dabei absolut sicher, daß einem nie etwas gestohlen wurde.

Da wir in dem Zelte so gut untergekommen waren, so beschlossen wir, uns von den Schrecken der letzten Nacht erst gründlich zu erholen und einen weiteren Tag hier zu verbringen. Wir bekamen auf diese Weise gleich einen Einblick in die Sitten und Gebräuche dieses Nomadenvolkes, mit dem wir auf unserer weiteren Reise noch häufig in Berührung kommen sollten.

Wir besichtigten die Rinderherde, die sich draußen im Schnee mit unseren Pferden zusammen ihre kümmerliche Nahrung suchte. Die Tiere mit ihren Riesenhörnern bestanden nur aus Haut und Knochen. Gegen Abend wurde die Herde eingebracht und übernachtete in unmittelbarer Nähe des Zeltes und der Wagen. Diese Wagen sind das primitivste, was ich je von einem Fahrzeug gesehen habe. Ganz leichte, zweirädrige Karren mit hohen Rädern und einer Gabeldeichsel mit Joch, das irgend einem der Büffel auf den Hals gelegt wird. Auf diesen Karren, die nur aus Holz ohne jeden Nagel und das geringste Stückchen Metall zusammengebaut sind, werden dann eines Tages, wenn die Herde alles abgegrast hat, die einzelnen Teile des Zeltes verladen. Die Mongolen ziehen auch im Winter alle drei bis vier Tage, halten sich dabei aber an bestimmte Wege, die im allgemeinen in nord-südlicher Richtung laufen und bevorzugen besondere Gegenden, die ihnen einigen Schutz gegen die Winterstürme bieten.

Auf einem solchen Mongolenwege sind wir dann am nächsten Morgen weiter gezogen. Da wir nur zwei Pferde hatten, mit deren Kräften wir sehr haushalten mußten, so wurde viel zu Fuß gegangen, was unserem Chinesen sehr unangenehm war. Er steckte sich hinter V. und versuchte immer wieder mich zum Ankauf eines dritten Pferdes zu bewegen. Wir kamen auch bald in eine Gegend, wo Pferdeherden waren und ich sah mir eine Anzahl dieser Knochengerüste an, konnte mich aber nicht entschließen, eins zu kaufen.

Durch den in diesem Jahre besonders strengen Winter waren die Tiere in einem Zustande, der es gewagt erscheinen ließ, ihnen ungewohnte Arbeit zuzumuten. Zu Tausenden lag das Vieh – besonders Schafe, Ziegen und Rinder – verendet am Wege. Nur die Wölfe waren in diesem Winter dick und fett geworden.

Als ich daher den Kauf eines Pferdes immer wieder hinausschob, hieß es plötzlich: „Wir müssen ein Kamel kaufen", und da ich auch darauf nicht eingehen wollte, so machte man den Versuch, mich zu überrumpeln. Eines Morgens, als wir an Kamelherden vorbeizogen, verspürten meine Begleiter einen solchen Durst, daß sie nicht mehr weiter konnten. Wir mußten an einem Mongolenzelt haltmachen und Tee trinken. (Dieser – ein Nationalgetränk der Mongolen – hat eine verteufelte Ähnlichkeit mit Spülwasser. Er besteht aus Ziegeltee in Wasser gekocht, etwas Mehl und Hirse mit Sälz und Schmalz gewürzt.) Nachdem wir einige Schalen dieses köstlichen Getränkes zu uns genommen hatten, hieß es: „Jetzt wollen wir uns Kamele ansehen". Vor dem Zelte warteten bereits einige Tiere darauf, von uns gekauft zu werden. Ich machte also gute Miene zum bösen Spiel und ließ sie mir vorführen. Einen großen Kamelhengst griff ich dann heraus und fragte, wie alt er sei und was er kosten sollte. Der Mongole verlangte hundert Rubel – ich bot fünfzig. – Als der Mongole bis auf sechzig Rubel herunterging, drängte ich schleunigst zum Aufbruch. – Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß wir allein mit unserem Chinesen nicht durchkommen würden durch diese Schneewüste und daß wir unser Geld noch einmal sehr nötig brauchen würden.

Nachdem wir etwa zweihundert Werst in südlicher Richtung zurückgelegt hatten, kamen wir an einen großen See. Am Ufer bemerkten wir einige Häuser, die mir verdächtig vorkamen. Unser Führer steuerte sofort darauf los und behauptete, wir müßten dort übernachten, denn vor Einbruch der Nacht sei kein anderes Unterkommen erreichbar. – In dem Hofe arbeiteten eine Anzahl Chinesen und Koreaner – ein wildes Gesindel, mit dem uns unser Führer bekannt machte. Wir waren nun zwar zum ersten Male wieder unter Dach und Fach, fühlten uns aber in dieser Gesellschaft recht unbehaglich. Zu unserem Kummer tauchte am späten Abend noch ein Europäer auf – ein Russe –, der sich sehr eingehend nach dem Zweck unserer Reise und unseren Personalien erkundigte und uns schließlich mit zwei mongolischen Beamten bekannt machte, die unsere Pässe verlangten. Wir suchten uns so gut es ging aus der Affäre zu ziehen, merkten aber sehr wohl, daß auf uns irgendein Verdacht ruhe. Wir beschlossen daher, am nächsten Morgen so früh wie möglich zu verschwinden. Unser Führer, der längere Zeit mit den Mongolen verhandelt hatte, war damit einverstanden, erklärte aber, als die Häuser außer Sicht waren, er

ginge mit uns nicht weiter. Wir müßten zurück nach Mandschuria, um uns mongolische Pässe zu besorgen. Wir versuchten es im guten und schließlich mit Drohungen, ihn zum Fortsetzen unserer Reise zu veranlassen. Es war nicht möglich. Die Mongolen hatten ihm solche Angst gemacht, daß er lieber alles im Stiche ließ. Er lief uns einfach davon. – Da wir ohne Führer die Reise unmöglich fortsetzen konnten, wir noch sechshundert Werst von dem ersten größeren Orte Dolon-noor entfernt waren und bis dahin noch das schwierigste Gebiet auf der ganzen Strecke, die Wüste Gobi, zu durchqueren hatten, so blieb nichts anderes übrig, als umzukehren. Wir fingen also unseren durchgebrannten Führer wieder ein und gingen mit ihm zunächst denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich habe einige Wochen später eine Erklärung für das Verhalten unseres Führers gefunden. Vermutlich hatte der Russe und seine mongolischen Freunde den Verdacht, daß wir mit der Expedition des Militärattachés von Pappenheim zusammenhingen, die im Winter von Peking nach der Mongolei aufgebrochen war, um die Bahn nach Wladiwostock zu zerstören. Die Russen waren sehr bald dahintergekommen, hatten gerade zu jener Zeit zwei Expeditionen gegen Pappenheim entsandt, der seitdem mit der gesamten Expedition verschwunden ist, angeblich von Mongolen erschlagen wurde. – Aus dieser Pappenheimschen Expedition sollten uns später noch einmal Schwierigkeiten erwachsen.

Wir marschierten direkt nach Norden in Richtung auf die früher erwähnte Station Chalainoor. Der Plan unseres Führers, in nordöstlicher Richtung auf Chailar und von da nach Tzitzikar zu marschieren, um die Karawanenstraße Tzitzikar – Mukden zu erreichen, wurde nach reiflicher Überlegung fallen gelassen. Unsere Pferde waren nicht mehr in einem Zustande, daß sie eine Strecke von über tausend Werst aushalten konnten, überhaupt wollten wir nichts mehr mit dem Chinesen zu tun haben. Er war von Anfang an durch V. falsch behandelt worden, der glaubte, sich mit ihm anfreunden zu müssen. Die Chinesen sind ja wie die Kinder; sie müssen immer unter einem gewissen Druck gehalten werden, sonst werden sie unverschämt. Sein Verhältnis zu uns hatte dadurch, sowie durch unsere ganze Lage als Flüchtling eine Form angenommen, die uns unerträglich wurde. Als wir nach zwei Tagen von der Bahn entfernt waren und er uns wieder einmal den Stuhl vor die Tür setzen wollte, ließen wir ihn laufen. Darauf war er allerdings nicht gefaßt gewesen, denn er bildete sich ein, wir könnten ohne ihn überhaupt nichts anfangen. Nachdem er einige Zeit verschwunden war, tauchte er plötzlich hinter uns wieder auf, worauf wir antrabten und bald seinen Blicken entschwunden waren.

Nach einem vergeblichen Versuch, bei Mongolen unterzukommen, rasteten wir einige Stunden im Freien. Um ein Uhr nachts wurde aufgebrochen, um die Bahn bei Tagesanbruch zu erreichen. Es war stockfinster, sehr starker Wind aus Nordwesten erschwerte unser Vorwärtskommen. Als ich mich nach einiger Zeit nach V. umsah, der hinter mir ritt, war er verschwunden. Alles Rufen und Schießen half nichts, der Wind war so stark, daß jede Verständigung unmöglich war.

Ich saß daher ab und wartete; schließlich ging ich in derselben Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Einmal hörte ich einen schwachen Laut, dann war aber nichts mehr zu vernehmen. Plötzlich wurde mein Pferd unruhig und wollte sich losreißen. Ich glaubte zuerst, es seien Wölfe in der Nähe. Das Tier drängte mich immer wieder nach einer bestimmten Richtung, bis ich auf V. stieß, der ebenso verzweifelt nach mir gesucht hatte. Sein Sattelgurt war geplatzt. Da ich sein Rufen nicht hören konnte, war ich weitergeritten und wir hatten uns in wenigen Sekunden aus den Augen verloren.

Der Wind wurde immer stärker, die aufgehende Sonne zeigte eine unheimliche Färbung und aus Nordwesten näherte sich uns eine gelblich-schwarze Wolkenwand. Die Bahn lag bereits vor uns, als ein Schnee- und Staubsturm losbrach, der uns den ganzen Tag festhielt. An ein Gehen oder Reiten war nicht zu denken, wir lagen platt auf der Erde hinter den Pferden und der eisige Sturm mit wenig Schnee, aber sehr viel Staub sauste stundenlang über uns hinweg. – Gegen Abend, als der Sturm nachließ, suchten wir einen Platz in der Nähe der Bahn, wo wir die Nacht verbringen konnten. Wir fanden zu unserer nicht geringen Freude einen großen Heuhaufen. Das war das, was wir brauchten. Die Pferde, die auf unserer ganzen Reise noch kein Heu gesehen hatten, konnten sich hier einmal ordentlich satt fressen. Wir selbst krochen ins Heu und schliefen bis in den Tag hinein.

Dann ritten wir in einiger Entfernung von der Bahn weiter nach Osten. Da die Bahn auf jener Strecke militärisch bewacht ist, so war Vorsicht geboten. Nach Möglichkeit mußten die Blockhäuser, in denen sich die Wachen befanden, umgangen werden; ebenso die Stationen. Mongolen waren in der Nähe der Bahn nicht mehr zu finden; Ansiedelungen waren nur auf den Stationen, die wir nicht betreten durften. Wir mußten daher immer im Freien übernachten und konnten nur von unseren Vorräten leben, die bis auf einige Pfund Hirse aufgebraucht waren. Dies veranlaßte uns, das letzte aus den Pferden herauszuholen, was sie noch hergeben konnten, um möglichst schnell nach dem nächsten Ziel unserer Reise, der Stadt Chailar, zu gelangen. Da man aber bereits jeden Tritt aus den Pferden heraustreiben mußte, so war dieser

Ritt recht anstrengend für uns und es gelang uns selten, mehr als fünfzig bis sechzig Werst pro Tag zurückzulegen.

Wir passierten fünf Stationen, die in ziemlich gleichmäßigen Abständen von zirka dreißig Werst auseinanderlagen. Da heftige Schneestürme einsetzten, so konnten und mußten wir schließlich jedes Abweichen von der Bahnlinie vermeiden. Die vor den Blockhäusern stehenden Posten bemerkten uns erst, wenn wir dicht vor ihnen waren. Ehe sie sich entschlossen, die Wache zu alarmieren, waren wir bereits vorbeigetrabt und in dem Schneetreiben verschwunden.

Am fünften Tage nachmittags erreichten wir die Stadt Chailar. Hier wollten wir übernachten, die Pferde verkaufen und per Bahn weiterfahren.

Zunächst wurde am Rande der Stadt ein Unterkommen gesucht. Da die Chinesen und Mongolen es ablehnten, uns aufzunehmen, versuchten wir es bei den Russen. — Eine Frau, deren Mann nicht anwesend war, erlaubte uns endlich, die Pferde auf dem Hof zu füttern. — Ob wir uns vielleicht etwas waschen könnten? — Auch dieses wurde uns erlaubt. Wir bekamen ein leeres, aber warmes Zimmer angewiesen und konnten uns zum ersten Male seit unserer Reise in einem Spiegel besehen. — Wir sahen nicht gerade sehr vertrauenerweckend aus. Gesicht und Hände waren geschwollen und aufgesprungen, mit einer Kruste von Blut, Ruß und Schmutz bedeckt; die Vollbärte und Kopfhaare starrten oder klebten vor Schmutz. Unsere Pelze waren nicht mehr schwarz, sondern grau, zerrissen und an verschiedenen Stellen angesengt. Im Verlaufe von zwei Stunden gelang es uns mittels Seife, Wasser und Scheere, unser Äußeres soweit herzurichten, daß wir uns in die Stadt wagen konnten, um Einkäufe zu machen. — Was waren da für herrliche Läden mit Brot, Wurst und Butter! Wir wußten gar nicht, was wir zuerst kaufen sollten. Als wir mit unseren Schätzen nach Hause kamen, war es inzwischen dunkel geworden und es trat die dringende Frage an uns heran, wo wir übernachten sollten. In ein Hotel konnten wir schon deshalb nicht gehen, weil wir keine richtigen Pässe hatten. Wir sprachen also wieder mit der Frau und erhielten schließlich die Erlaubnis, uns in dem Zimmer ein Heulager zurecht zu machen.

Als der Mann unserer Wirtin nach Hause kam, war er zunächst nicht wenig erstaunt, uns als Gäste in seinem Hause vorzufinden. Wir stellten uns aber sehr harmlos, erzählten ihm, wir kämen aus dem Innern der Mongolei, wo wir Felle gekauft hätten. Unsere Karawane würde in zwei bis drei Tagen hier eintreffen. Wir seien vorausgeritten, wollten unsere Pferde hier verkaufen und mit der Bahn zurück nach Mandschuria fahren. — Als er nach unseren Pässen fragte, sagten wir, die hätten wir leider aus Versehen bei der Karawane gelassen.

Die Sache kam ihm bereits verdächtig vor. Da wir uns aber in seiner Wohnung schon eingenistet hatten, so wollte er uns am späten Abend doch nicht auf die Straße setzen. Er war glücklicherweise kein echter Russe, sondern ein Grusiner aus dem Kaukasus, der, wie er sagte, selbst mit der russischen Polizei auf Kriegsfuß stand. — Wir legten uns also auf unser Heu und schliefen so herrlich, wie seit Wochen nicht. — Am nächsten Morgen teilte uns aber unser Wirt mit, daß er uns nicht länger in seinem Hause behalten könne, er fürchte Schwierigkeiten mit der Polizei, wir möchten uns nach einem andern Unterkommen umsehen. Dies war uns natürlich sehr unangenehm und wir versuchten nun unsern letzten Trumpf auszuspielen und fragten ihn, ob er nicht unsere Pferde kaufen wolle. Als er aber die Kaufscheine sehen wollte, die wir nicht hatten, waren wir erst recht hineingefallen. — Wir wußten nicht, daß in der Mongolei, um den häufigen Pferdediebstählen zu begegnen, Pferde nur mit Kaufscheinen aus einer Hand in die andere übergehen. Die Chinesen in Mandschuria hatten uns dies verschwiegen und die Pferde ohne Scheine verkauft. — Jetzt hielt uns unser Wirt offenbar für Pferdediebe und wollte uns keine Sekunde länger in seinem Hause behalten.

Wir ließen uns aber nicht so ohne weiteres an die Luft setzen, sondern fragten ihn nun im Vertrauen, was wir mit den Pferden machen sollten. Nach einigem Zögern nannte er uns einen Juden am andern Ende der Stadt, der uns vielleicht helfen könnte.

Wir nahmen nun unsere Pferde und brachten sie außerhalb der Stadt in einem der zahlreichen offenen Schuppen unter, wo die großen mongolischen Pferdemärkte abgehalten werden. Auf die Angaben unseres Wirtes konnten wir uns nicht ohne weiteres verlassen; es war sehr leicht möglich, daß er uns irgendeinen Namen genannt hatte, um uns loszuwerden. Wir mußten zunächst einmal sehen, ob dieser Jude überhaupt existierte und was es für ein Mann war.

Da wir damit rechnen mußten, daß uns die Pferde inzwischen gestohlen wurden, so nahmen wir alles, was von unseren Sachen irgendwelchen Wert für uns hatte, zu uns und gingen in die Stadt.

Bald hatten wir das Haus des Juden gefunden. Die Familie war gerade beim Mittagessen und sprach unter sich deutsch: wir brachten daher unser Anliegen auch in deutscher Sprache vor. — Der Jude wollte gleich mitkommen, um sich die Pferde anzusehen. Da er aber nicht wissen sollte, daß wir kein Unterkommen hatten, so mußte dies verhindert werden. Wir verabredeten eine Zeit, zu der wir ihm die Pferde in seinem Gehöfte zeigen wollten, gingen zurück und ließen sie uns durch einen Chinesen nach seiner Wohnung bringen.

Als der Jude die Pferde sah, nahm er mich beiseite und sagte: „Ich

bin ein Mann, dem Sie alles sagen können. – Was ist's mit den Pferden?" – Ich teilte ihm darauf mit, daß wir deutsche Flüchtlinge seien, Zivilgefangene aus Sibirien. Wir hätten die Pferde in Mandschuria von Chinesen gekauft, seien hierher geritten und wollten sie jetzt verkaufen, da wir mit der Bahn nach Charbin weiter fahren wollten.

Der Jude nickte zustimmend mit dem Kopfe und sagte: „Ich kam gestern mit der Bahn von Mandschuria und habe Sie neben der Bahn reiten sehen. – Haben Sie sich von den Chinesen Kaufscheine geben lassen?" – „Nein, wir haben nicht gewußt, daß in der Mongolei derartige Scheine erforderlich sind." – „Dann werde ich die Pferde selbst nicht gebrauchen können, ich will aber sehen, daß ich sie anderweitig unterbringe."

Er führte uns in seine Wohnung, ließ uns in einem besonderen Zimmer zu essen geben und weihte einige dort befindliche Juden ein. Alle erkundigten sich sehr teilnehmend nach den Einzelheiten unserer Reise und gaben uns gute Ratschläge, wie wir weiterkommen könnten. Sie sagten: Nach Charbin kommen Sie ohne Paß hinein, aber Sie können dort nicht wohnen, die Kontrolle ist gerade in Charbin sehr streng; Sie können auch ohne Paß nicht wieder heraus. Wenn Sie nach Charbin kommen, so gehen Sie in das Hotel X. Der Besitzer ist ein sehr braver Mann, dem können Sie alles sagen. Wenn er Sie nicht selbst aufnehmen kann, so wird er Ihnen jedenfalls weiter helfen. –

Sehr interessiert waren alle, unsere Ansicht über den Ausgang des Krieges zu hören. – Deutschland wird siegen! – Wir beten zu Gott, daß es so sein wird. Die Unterhaltung wurde bei verschlossenen Türen im Flüstertone geführt und unser Wirt sagte, nachdem wir gegessen hatten, es sei besser, wir würden seine Wohnung jetzt verlassen und später wiederkommen. Wir gingen darauf in eine Badeanstalt. Als wir zurückkamen, hatte er einen Mann gefunden, der die Pferde für zusammen zehn Rubel nehmen wollte. Da der Zug nach Charbin bereits um fünf Uhr ging, so steckten wir die zehn Rubel ein und gingen nach dem Bahnhof. Dort wollte uns unser Wirt wieder sehen, wie er geheimnisvoll beim Abschied gesagt hatte. Wir sollten nur einstweilen Fahrkarten dritter Klasse nach Charbin lösen und uns im Wartesaal vierter Klasse aufhalten.

Unser Freund erschien dann auch einen Moment im Wartesaal, verschwand aber sofort wieder und wir sahen ihn erst im Zuge wieder. Dort standen wir sehr unglücklich in dem großen Wagen eingekeilt zwischen Russen und konnten keinen Platz finden, als mich jemand am Arm zupfte. Es war unser Freund, der uns andeutete, ihm zu folgen. Er führte uns in einen anderen Wagen, der für den Durchgangsverkehr mit einzelnen Kupees versehen war.

In dem einen Kupee saßen drei Herren, mit denen er uns bekannt machte. Er flüsterte uns zu, in Gesellschaft dieser Herren könnten wir unbesorgt nach Charbin fahren, wünschte uns alles Gute, umarmte und küßte uns und verschwand. Der Zug setzte sich in Bewegung und wir dampften mit unseren neuen Reisegefährten in der Richtung auf Charbin.

Die siebenhundert Werst bis Charbin durchläuft der Schnellzug in zirka zwanzig Stunden. Wir hatten also die ganze Nacht hindurch zu fahren und sollten am nächsten Mittag gegen ein Uhr ankommen.

Unsere Reisegefährten waren russisch gekleidet und sprachen russisch. Der eine der Herren trug dieselbe Rubaschka aus Rohseide wie ich sie hatte; er mußte also aus dem östlichen Teile Sibiriens oder der Mandschurei stammen. Wir kamen bald ins Gespräch, aus dem wir ersahen, daß die drei über uns im allgemeinen orientiert waren. Sie wollten sich aber nun selbst vergewissern, ob die Angaben unseres Freundes in Charbin stimmten. Da aus ihrem ganzen Benehmen hervorging, daß sie selbst kein reines Gewissen hatten, so hielten wir es für ungefährlich, ihnen genauere Angaben über uns zu machen.

Sie erzählten uns darauf auch einiges aus ihrem Leben: sie seien Anarchisten, die alle drei bereits einige Jahre Zwangsarbeit in Sibirien hinter sich hätten. Der eine habe erst vor kurzem den Polizeimeister von K. erschossen, es sei ihm aber gelungen, zu entkommen. Sie lebten vom Schmuggel. Nach Rußland schmuggelten sie anarchistische Schriften, aus Rußland nach China Opium. — Da sie die Bahn- und Paßverhältnisse in Charbin also genau kennen mußten, so fragten wir, was sie an unserer Stelle tun würden. Sie meinten: in Charbin könnten wir nicht bleiben, das sei zu gefährlich. Wir sollten noch am selben Tage um fünf Uhr nachmittags nach Mukden weiterfahren; entsprechende Pässe könnten sie uns in Charbin innerhalb einer Stunde verschaffen und zwar kostete jeder Paß sechzig Rubel. Da wir zusammen nur noch einhundertfünfzig Rubel hatten, so konnten wir so ohne weiteres auf diesen Vorschlag nicht eingehen. Wir sagten daher, sie möchten uns die Pässe bis vier Uhr nachmittags ins Hotel X. bringen, wo wir zunächst absteigen wollten, merkten aber, daß ihnen dieser Vorschlag nicht sehr sympathisch war.

Je näher wir Charbin kamen, desto unruhiger wurden sie. Bei unserer Ankunft bat mich der eine, ich möchte ihm doch den Gefallen tun, ihm den einen Koffer durch die Station zur Droschke mitzunehmen. — Ich war leichtsinnig genug, mich darauf einzulassen. Der Koffer, der offenbar Opium enthielt, war so schwer, daß ich ihn kaum bewältigen konnte. — An der Droschke versprachen sie nochmals, uns im Hotel aufzusuchen, und verschwanden eiligst im Getümmel der zahlreichen Wagen. — Wir

selbst nahmen ebenfalls eine Droschke und fuhren nach dem uns in Chailar empfohlenen Hotel.

Dort angekommen, ließen wir uns zunächst ein Zimmer geben und den Wirt zu uns bitten. Da man uns gesagt hatte: „Dem Manne können Sie alles sagen," so hielten wir es für das Beste, ihm von Anfang an reinen Wein einzuschenken. Die Situation mußte so schnell wie möglich geklärt werden, damit wir nicht etwa, wenn uns die Anarchisten im Stich ließen, am Abend auf der Straße saßen.

Als der Wirt erfuhr, daß wir deutsche Flüchtlinge seien, fiel ihm das Herz in die Hosen. Es half uns wenig, daß wir uns auf seine Freunde in Chailar beriefen; er stellte uns vor, welche schrecklichen Folgen es für ihn hätte, wenn es herauskäme, daß wir bei ihm gewesen wären und bat uns dringend, sein Hotel sofort zu verlassen. Nachdem er sich von seinem ersten Schreck erholt hatte, gelang es uns schließlich, ihn so weit zu bringen, daß er uns etwas zu essen gab. Dann sollten wir aber bald machen, daß wir fortkämen. Während er uns in einem der hinteren Zimmer selbst bediente, baten wir ihn im Vertrauen, uns zu sagen, was wir nun machen sollten. Da die Anarchisten mit den zur Weiterfahrt nötigen Päffen nicht erschienen, so mußten wir doch in Charbin bleiben. — Er sollte uns irgend jemanden — einen Deutschrussen oder Neutralen — nennen, bei dem wir eventuell eine Nacht bleiben könnten; wir würden sein Haus nicht eher verlassen, als bis er uns gesagt habe, wo wir unterkommen könnten.

In seiner Aufregung schien ihn jedes Gedächtnis verlassen zu haben, denn er lief immer wieder hinaus in die Küche, um seine Frau zu fragen. — Endlich hatte er zwei Leute gefunden, die für unsere Zwecke geeignet schienen.

Wir ließen uns eine Droschke kommen und erlösten unsern Wirt von seinen Qualen. Wir fuhren zu einem Herrn Y. Dort ließen wir den Wagen halten und gingen in den Laden. — Wir wünschten Herrn Y. zu sprechen, sagten wir auf russisch. Es erschien ein schmächtiges Männchen, den wir zunächst auch auf russisch anredeten. Als wir ihm sagten, wir wollten ihn gern einige Minuten im Vertrauen sprechen, er möchte uns doch in irgendeinen Raum führen, wo wir uns ungestört unterhalten könnten, zog er sich eiligst hinter seinen Tisch zurück.

Da wir trotz der Aufbesserung unserer Toilette in Chailar immer noch wenig vertrauenerweckend aussahen und bereits gehört hatten, wie groß die Unsicherheit in Charbin ist, so konnten wir Herrn Y. sein Benehmen nicht übelnehmen. Um ihn zu beruhigen, redeten wir nun sofort deutsch, klärten ihn über unsere Personen auf und baten ihn, uns in irgend einem Winkel seines Hauses für die Nacht Unterschlupf zu gewähren.

Es ging uns nun genau so, wie im Hotel X. Wir mußten unsere ganze Überredungskunst aufbieten, um zu verhindern, daß er uns einfach davonlief. Endlich hatten wir ihn weich; er wollte mit seinem Bruder sprechen, der aus der Wohnung herbeigeholt wurde und uns zunächst auch mit großem Mißtrauen begegnete. Wir kamen aber doch ans Ziel unserer Wünsche und erhielten die Erlaubnis, unsere Sachen in ein leeres Zimmer zu bringen, wo wir die Nacht verbringen sollten. – Bald tauten die Brüder auf, sie brachten uns Tee und Butterbrot und wir mußten von der Heimat, vor allem vom Kriege erzählen. Dann wurde beraten, wie wir weiterkommen könnten, denn länger als eine Nacht wollten sie uns unter keinen Umständen bei sich behalten.

Mein Plan war es von jeher gewesen, mit der Bahn bis Charbin zu fahren und von da über Petune-Chengchatan parallel der russischen und japanischen Bahn bis Hsinminfu hinunter zu gehen, wo wir die chinesische Bahn nach Peking benutzen konnten. Zur Ausführung dieses Planes reichte nun aber unser Geld nicht mehr, denn wir hatten bis Hsinminfu eine Strecke von zirka sechshundert Werst zu Pferde oder per Wagen zurückzulegen.

Die Brüder wollten daher eine Persönlichkeit zu Rate ziehen, die uns eventuell mit Geld und Verbindungen unterstützen könnte und verfielen auf einen Herrn M., der lange in Charbin lebte und die Verhältnisse jener Gegend genau kannte. Wir machten uns gegen Abend auf, um Herrn M. aufzusuchen, mußten aber unverrichteter Dinge zurückkehren, da er nicht zu Hause war. Da ich darauf bestand, mit dem Herrn zu sprechen, ehe wir weiteres unternahmen, so wollten wir ihn am nächsten Morgen nochmals in seiner Wohnung aufsuchen.

Inzwischen hatte der eine der Brüder den Gesuchten in der Stadt getroffen. Herr M. ging sofort mit ihm, um uns noch in der Nacht aufzusuchen. Seine Vermutung, wir könnten russische Spitzel sein, hat der Herr Y. von vornherein zurückgewiesen, mit der Bemerkung: „den beiden sieht man an, daß sie Wind, Wetter und Hunger hinter sich haben; sie müssen Schreckliches durchgemacht haben."

Wir hatten uns soeben zum Schlafen niedergelegt, als Herr M. ankam und zunächst eine genaue Prüfung unserer Personalien vornahm. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Verdacht unbegründet war, entschuldigte er sich und erklärte sich gern bereit, uns mit Rat und Tat zu unterstützen. Nach seiner Meinung war es ausgeschlossen, daß wir mit der Bahn durchkamen. Er fand die Idee über Petune-Chengchatun nach der chinesischen Bahn hinunterzugehen sehr gut, nur sollten wir diese Reise nicht sofort von Charbin aus unternehmen; dazu seien Vorbereitungen nötig, die man hier nicht treffen könne, ohne uns und unsere

Freunde den größten Gefahren auszusetzen. Er gab uns den Rat, uns zunächst nach dem nördlich Charbin auf chinesischem Gebiete liegenden C. durchzuschlagen; dort könnten wir uns erholen und die nötigen Vorbereitungen für unsere Weiterreise treffen. Für den Fall, daß wir später nach Petune kommen sollten, nannte er uns einen Bekannten, den wir aufsuchen sollten. —

Nach C. zu kommen, sei nicht allzu schwer. Keinesfalls dürften wir über die große Brücke gehen, die militärisch besetzt sei und nur mit besonderer Erlaubnis passiert werden dürfe. Wenn der Sungari etwa schon aufgetaut sein sollte, so sollten wir versuchen, in Fu-Chiechian in irgendeinem Chinesenhotel unterzukommen. Auf keinen Fall könnten wir in Charbin länger als eine Nacht bleiben. — Wir dankten Herrn M. für seine Ratschläge und zogen uns in unser Zimmer zurück, um noch einige Stunden zu schlafen.

Am nächsten Morgen gingen wir frühzeitig nach Fu-chie-chian und mieteten dort einen Chinesen, der uns unsere Sachen nachtrug. — Die Wagen nach C. gingen nicht mehr, da der Fluß bereits teilweise offen war. — In dem Chinesenhotel durften Europäer nicht aufgenommen werden und in andere Hotels konnten wir nicht gehen, da wir keine Pässe hatten. — Was sollten wir tun? — Wir stapften mit unserem Chinesen durch den fußhohen Schmutz nach dem Flusse, um zu sehen, ob wir nicht auf irgendeine Art nach dem andern Ufer gelangen konnten.

Der Sungari — ein Nebenfluß des Amur — hat dort eine Breite von etwa achthundert Metern. Die Gegend um Charbin war bereits schneefrei und der Fluß begann an seinen Ufern sich zu öffnen. In einigen Tagen wurde die in jedem Frühjahr auftretende große Überschwemmung erwartet. Da der Sungari nach Norden fließt, so schmilzt Schnee und Eis an seinem Oberlauf früher als am Unterlauf, wo sich infolgedessen das Eis staut und je nach den Schneeverhältnissen des Winters größere oder kleinere Überschwemmungen hervorruft.

Unterhalb der Eisenbahnbrücke in direkter Richtung auf C. bestand keine Möglichkeit mehr, den Fluß zu überschreiten; dagegen bemerkten wir oberhalb der Brücke einige schwarze Punkte auf dem Eise, die darauf schließen ließen, daß dort noch ein Übergang vorhanden war. Wir schlugen daher diese Richtung ein, passierten den Bahndamm und eine Anzahl Geleise, die mit Militärposten und Wachen stark besetzt waren, und kamen an die Stelle, an der tatsächlich noch einzelne Chinesen den Fluß überschritten. Am diesseitigen Ufer konnte man die offene Stelle bis zum Eis auf einem Steg überschreiten, am jenseitigen Ufer wurde man mit Kähnen ans Land gebracht.

Wir hatten nun den Hauptstrom überschritten, mußten aber wieder

über die Bahn, um nach C. zu gelangen. Um den Wachen und Patrouillen am Bahndamm aus dem Wege zu gehen, gingen wir zunächst parallel zur Bahn in nordwestlicher Richtung und kamen in das Überschwemmungsgebiet des Sungari, in dem wir nur unter den größten Anstrengungen vorwärts kamen. Da unser Chinese für kein Geld zu bewegen war, uns in dieses Sumpfgebiet zu folgen, so mußte ein jeder von uns seine Habseligkeiten selbst tragen. Zwei Nebenarme des Sungari passierten wir in der Weise, daß wir die offenen Stellen am Ufer durchschwammen, bis wir auf festes Eis kamen. Auf diesem Eis gingen wir dann weiter, bis wir am anderen Ufer wieder einbrachen und weiter schwimmen konnten.

Nachdem wir eine Stunde gerastet, unsere Kleider ausgezogen und an der Sonne getrocknet hatten, überschritten wir die Bahn, und gingen in der Richtung auf C. weiter. Auch hier in diesem bebauten Gebiet waren die Wege grundlos. Auf den Höhen des welligen Geländes standen chinesische Ansiedelungen, aber wie konnte man sie erreichen? — Die Äcker standen unter Wasser, der schwere mandschurische Boden war wie Leim. Wenn man einen Schritt vorwärts tun wollte, bekam man entweder die Beine nicht heraus und fiel, solang man war, in die Sauce, oder man bekam ein Bein heraus, dann blieb aber der Stiefel im Schlamm stecken. — Um einen Kilometer zurückzulegen, brauchten wir eine Stunde. — Die Chinesen beobachteten uns von ihren Ansiedelungen aus und johlten vor Vergnügen. Mein ganzer Zorn richtete sich gegen Herrn M. in Charbin, der uns in diesen Sumpf getrieben hatte. Ich belegte ihn mit allen Kosenamen, die dem Soldaten in solchen Fällen nur zur Verfügung stehen.

Im nächsten Chinesendorf machten wir Halt, gingen, ohne zu fragen, in die erste beste Lehmhütte und legten uns auf den Kang. Nachdem wir dem um uns versammelten Gesindel klar gemacht hatten, daß sie den Kang zu heizen und uns Essen zu geben hätten, machten wir es uns bequem, trockneten unsere Kleider und schliefen die Nacht mit den Kulis zusammen.

Am nächsten Morgen sollten uns die Chinesen eine Aba stellen, was sie jedoch ablehnten, mit der Begründung, die Wege seien in einem derartigen Zustande, daß die Tiere versinken würden. Da die Wegeverhältnisse in absehbarer Zeit nicht besser, sondern durch die bevorstehende Überschwemmung nur schlimmer werden konnten, so arbeiteten wir uns in derselben Weise wie am Tage vorher weiter bis zum nächsten Dorf. Dort gelang es uns endlich, eine Aba zu bekommen.

Es scheint wohl angebracht, den Leser mit dieser Aba — einem ebenso sonderbaren, wie weit verbreiteten Verkehrsmittel Chinas — bekannt zu

machen. Die Chinesen kennen keine Fahrzeuge mit vier Rädern, die ja auch bei den Wegeverhältnissen vollkommen unbrauchbar wären. Sie befördern Lasten sowohl wie Personen auf zweirädrigen Karren mit starken Rädern, die von einem oder mehreren Tieren gezogen werden. Unsere Aba, die uns glücklich nach C. brachte, hatte ein Maultier in der Schere und eine kleine Herde von sieben Stück — Maulesel, Pferde und Esel — die an kürzeren oder längeren Stricken beim Ziehen half. Vorn an der Deichsel kauert der Besitzer, der seine Tiere mit einem einige Meter langen, einer großen Angel sehr ähnlich sehenden Bambusrohr mit herabhängendem Strick, lenkt und mit stetem Zuruf: Oi, oi, oi, oi, oi in Gang erhält. Hinter dem Chinesen gerade über der Achse saßen wir. Da die Tiere meist bis an den Bauch, der Wagen bis an die Achsen im Wasser und Schlamm versanken, so kamen wir nur sehr langsam vorwärts, erreichten aber doch noch vor Einbruch der Dunkelheit unser Ziel.

C. ist eine reine Chinesenstadt, die schätzungsweise — genau weiß man so etwas in China nie — hunderttausend Einwohner zählen mag. Während sie in Friedenszeiten nicht mehr als zwei bis drei Europäer beherbergte, diente sie jetzt einer Anzahl Flüchtlinge als Zufluchtsort. Einige Kaufleute aus Charbin, denen es bei Ausbruch des Krieges gelungen war, sich durch rechtzeitige Flucht der russischen Gefangennahme zu entziehen, waren auf chinesisches Gebiet nach C. entkommen. Es waren dies zum größeren Teil Beamte einer dem chinesischen Staate gehörenden Zuckerfabrik. Da diese Fabrik auf chinesischem Gebiete steht, so wähnten sich die Beamten, fast alles Deutsche, in ihrer Fabrik sicher, bis sie eines Tages auf Befehl der chinesischen Behörden Hals über Kopf nach C. gebracht wurden. Am nächsten Tage bereits kamen die Russen in die Fabrik, um die Deutschen gefangen zu nehmen und waren nicht wenig erstaunt, das Nest leer zu finden. Sogar in C. hatten die Russen später einen Versuch gemacht, einen aus Charbin geflohenen Deutschen gefangen zu nehmen und sie hätten beinah ihre Absicht erreicht, wenn nicht die chinesischen Behörden im letzten Moment noch mit Militär dazwischen getreten wären.

Wenn auch das russische Pachtgebiet zwei Werst rechts und links der sibirischen Bahn zu Ende ist, so haben die russischen Besatzungstruppen doch die Berechtigung, Streifzüge über die Grenze hinaus auf chinesisches Gebiet zu unternehmen und es ist nicht selten, daß Kosacken-Sotnien bis hundert Werst ins Innere vordringen. Der Grund zu dieser sehr weitgehenden Machtbefugnis ist in dem Räuberunwesen der Mandschurei zu suchen. Es kommt jedes Jahr einigemal vor, daß die Bahn von Hunghudzen — chinesischen Räuberbanden — überfallen wird und daß dann Gefechte geliefert werden, aus denen das russische und chinesische Militär

nicht immer als Sieger hervorgeht. – Wen diese stark an unser Mittelalter erinnernden Zustände jener Gegend interessieren, sei auf das Buch des Freiherrn von Krieglstein: „Aus dem Lande der Verdammnis" aufmerksam gemacht.

Die beiden Deutschen, welche wir zunächst in der Stadt aufsuchten, nahmen uns sehr herzlich auf. Sie waren im höchsten Grade erstaunt und erfreut, endlich einmal etwas Interessantes zu erfahren, und die Weiblichkeit – eine Russin, die den Haushalt führte – sorgte dafür, daß die Nachricht über unsere Ankunft wie ein Lauffeuer über die Stadt verbreitet wurde. Die Folge davon war, daß bereits nach einer Stunde ein chinesischer Polizeioffizier ankam, der dem Gouverneur Aufklärung über unsere Personalien bringen sollte. Jetzt erfuhren wir erst, was die Russin angerichtet hatte. Sie hatte, obwohl sie kein Deutsch verstand, doch aus unserer Unterhaltung mit den Herrn herausgehört, daß wir flüchtige Offiziere waren und hatte es – vielleicht ohne böse Absicht – weitererzählt.

Ich ersah aus den Fragen des Polizeioffiziers sofort, daß er über uns mehr wußte, als für uns gut war. V., dem die Wasserpartie schlecht bekommen war, lag mit hohem Fieber zu Bett. Er war sich offenbar über unsere Lage vollkommen im unklaren, als er im Verein mit den beiden deutschen Herren mich zu überreden suchte, die Wahrheit einfach einzugestehen.

Ich protestierte aufs energischste dagegen und bestand auf meiner Aussage, daß wir Zivilgefangene – Angestellte großer Firmen – seien, die in Irkutsk interniert und von da entflohen seien. Unsere Papiere seien uns bei der Gefangennahme von den Russen abgenommen worden; ich gab an, Ingenieur zu sein, nannte mich Paul Wolff, während V. sich als Severin Franz, Vertreter einer österreichischen Firma, ausgab. Der Polizeioffizier nahm unsere Aussagen zögernd und kopfschüttelnd zu Protokoll und verließ uns mit dem Bemerken, wir würden jedenfalls am nächsten Tage vom Gouverneur selbst vernommen werden.

Am nächsten Morgen mußten wir denn auch vor einer Kommission erscheinen, die aus dem Zivilgouverneur, dem Militärgouverneur, dem Telegrapheninspektor für Englisch und dem Polizeioffizier als Dolmetscher für Russisch bestand. – Als wir unsere, dem Polizeioffizier am vorherigen Tage gemachten Angaben wiederholten, ließ uns der Gouverneur sagen, wir möchten doch die Wahrheit eingestehen, daß wir flüchtige Militärpersonen seien. Es würde uns gar nichts geschehen; wir würden keinesfalls den Russen ausgeliefert, sondern im Gegenteil vor den Russen geschützt werden, wir würden auf Kosten unserer Regierungen Verpflegung und Wohnung erhalten. Jeder von uns bekäme eine Frau und Geld; es sollte uns an nichts fehlen.

Ich ließ durch den Telegrapheninspektor unseren Dank für die uns zugedachte glänzende Aufnahme aussprechen, von der wir gewiß gern Gebrauch machen würden, wenn wir dazu berechtigt wären. Da wir aber leider Zivilgefangene seien, so könnten wir es weder vor unseren Regierungen noch vor unseren Gesellschaften verantworten, wenn wir uns hier einem Schlemmerleben hingeben würden. Wir bäten um die Erlaubnis, uns einige Tage in C. aufhalten zu dürfen, bis der Dampferverkehr auf dem Sungari eröffnet wäre. Alsdann beabsichtigten wir per Schiff weiter zu fahren, um auf irgendeine Weise nach Peking zu gelangen, wo sich Vertretungen unserer Gesellschaften befänden.

Ich erzählte dann dem Telegrapheninspektor noch, daß ich für die Telefunken-Gesellschaft in Berlin drahtlose Stationen am Amur gebaut habe, kurz vor Ausbruch des Krieges habe zurückkehren wollen und unterwegs in Irkutsk angehalten und als Kriegsgefangener interniert worden sei. Da ich ihm einige von uns gebaute Telefunken-Stationen in China nennen konnte und auch einige höhere chinesische Offiziere in Peking kannte, so gelang es mir, ihn für mich zu interessieren. Er selbst konnte über unser Schicksal nicht entscheiden, versprach aber, uns mit Rat und Tat beizustehen und lud mich ein, ihn auf seinem Telegraphenamt zu besuchen.

Nachdem der Gouverneur nochmals ohne Erfolg versucht hatte, aus uns ein Geständnis herauszulocken, ließ er uns mitteilen, wir könnten vorläufig in C. wohnen, könnten eventuell von ihm auch Geld für unsern Unterhalt bekommen, dürften aber die Stadt keinesfalls verlassen und sollten uns auf der Straße möglichst wenig zeigen, damit die Russen nicht auf uns aufmerksam würden. Nachts sollten wir nicht ausgehen, da er für unsere Sicherheit verantwortlich sei. — Wir versprachen, seine Instruktionen bestens zu befolgen, und waren entlassen. — Wir begaben uns zurück in unser Quartier zu den beiden Deutschen, deren Gastfreundschaft wir bis auf weiteres in Anspruch nahmen.

C. bot zunächst viel Interessantes für uns. Das war China wie es leibt und lebt. — Ein einziger großer Jahrmarkt, ein Rummel, wie etwa der „Dom" in Hamburg, nur viel bunter, viel mehr Lärm und viel mehr Schmutz. In der Hauptstraße balanzierte eine bunte Menschenmenge auf Bretterstegen, die Nebenstraßen waren zum Teil überhaupt unpassierbar.

Schon am frühen Morgen, wenn es soeben Tag wird, fängt der Trubel an. Die Straßenverkäufer und wandernden Barbiere ziehen durch den Ort mit ihren Körben, die sie an langen Stangen auf der Schulter tragen. Mit Trommeln, kleinen Metallschalen oder durch Rufen geben sie den Bewohnern im Innern der Lehmfansas zu erkennen, was sie feilzubieten haben. In der Hauptstraße ist bereits ein Hasten und Schieben. Die Restaurants und Garküchen sind in vollster Tätigkeit und fallen schon

von weitem durch ihren Rauch und brenzlichen Geruch auf die Nerven. Wenn man näher kommt, sieht man halbnackte Köche in einer Hölle von Glut und Rauch hantieren; allerhand Teig wird von schmierigen Gesellen verarbeitet, in kochendes Fett geworfen und in wenigen Minuten als Pastetchen, Kringel, Kuchen, herausgefischt und den wartenden Käufern verabreicht. Die Verkaufsläden sind nach der Straße zu meist offen, trotzdem aber nach außen mit langen vertikal angebrachten Tafeln oder Fahnen mit Schrift oder bunten symbolischen Zeichen versehen. — Wo noch ein Plätzchen frei ist, haben Krämer und Trödler ihre Tische aufgeschlagen.

Auf dem Fahrweg im Schlamm arbeiten sich die Abas von einer Herde Maultieren, Pferden und Eseln gezogen mühsam und unter großem Geschrei der Fuhrleute vorwärts. Dazwischen trippeln kleine mit Schellen behangene Eselchen mit ihrem Reiter; Hunde und halbnackte Kinder laufen einem zwischen die Beine; hier und da taucht aus der Menge eine auf ihren verkrüppelten Füßen daher watschelnde, wie ein Clown bemalte Chinesin auf.

Jetzt bewegt sich unter den Klängen einer fürchterlichen Katzenmusik ein Zug durch die Straßen, so bunt und grotesk, wie ihn kein Karneval je ersinnen konnte. Ein zu seinen Vätern Versammelter wird, nachdem man tagelang durch ein ähnliches Höllenkonzert von seiner Seele die bösen Geister verscheuchte, in seinem bunten Sarg zur wohlverdienten endlichen Ruhe getragen. — — Vom anderen Ende ertönen Fanfaren — — — — chinesische Kavallerie auf kleinen Schimmeln rückt aus zum Exerzieren.

Auch der Hafen hallt wider von lautem, geschäftigem Leben. Mit Schreien, Hämmern und Klopfen werden die Dschunken und Boote klar gemacht, denn in einigen Tagen wird der Fluß offen sein, das eingelagerte Getreide — Suya-Bohnen, Mais, Kauleang, die Hauptausfuhrartikel der Mandschurei — muß nach Charbin verfrachtet werden. Interessant ist es auch hier zu beobachten, mit welch primitiven, nach unseren Begriffen ganz unmöglichen Mitteln, die Chinesen hier arbeiten und Erstaunliches leisten.

Ich suchte nach einigen Tagen den Telegrapheninspektor auf und erfuhr von ihm, daß der Gouverneur über uns an seine vorgesetzte Behörde nach Tzitzikar berichtet und angefragt hatte, was mit uns geschehen solle. Der Gouverneur stand unsern Angaben sehr mißtrauisch gegenüber und glaubte nicht, daß wir Zivilgefangene seien. Er fürchtete, daß wir einen Anschlag auf die russische Bahn vorhätten. Wenn es später bekannt würde, daß er uns Unterschlupf gewährt hätte, so könnten der chinesischen Regierung diplomatische Schwierigkeiten seitens Rußlands erwachsen. Es war ferner nicht ausgeschlossen, daß die Russen versuchen würden, uns in C. gefangen zu nehmen, dann würde die chinesische Behörde uns entweder schützen

und es mit den Russen verderben, oder sie würde uns nicht schützen und sich diplomatische Schwierigkeiten mit Deutschland zuziehen. Der Telegrapheninspektor hielt es für das Beste, wenn wir eines Tages verschwinden würden, sah aber vorläufig keine Möglichkeit für uns, fortzukommen. Die Überschwemmung hatte inzwischen eingesetzt und war in diesem Jahre infolge des hohen Schnees größer, als je. Das Wasser stieg stündlich und hatte bereits das ganze Gebiet bis Charbin in einen einzigen großen See verwandelt, aus dem die Anhöhen mit ihren Ansiedelungen als kleine Inseln hervorsahen. C. war von der Außenwelt vollkommen abgeschnitten. Das war in einer Hinsicht günstig für uns — die Russen konnten von unserm Aufenthalt nichts erfahren — andererseits konnten wir aber auch nicht fort.

Wir machten bald die Bekanntschaft der übrigen deutschen Flüchtlinge. Der Direktor der Zuckerfabrik bei Charbin war mit seinen Beamten von der chinesischen Regierung auf einem Hügel außerhalb der Stadt untergebracht. Die Familien wohnten dort in Räumen, die früher Schulzwecken gedient hatten, von den Chinesen notdürftig hergerichtet worden waren und von chinesischen Soldaten bewacht wurden. In der Stadt selbst wohnte ferner ein Herr K., der sein Büro bei Ausbruch des Krieges gleichfalls nach C. verlegen mußte. Er war während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der Manschurei viel im Lande herumgekommen, kannte die Verhältnisse und hatte Verbindungen mit allen größeren Plätzen. Mit ihm wurde der Plan für unsere weitere Flucht festgelegt. Er erklärte sich sogar ohne weiteres bereit, eine kleine Expedition für uns aus eigenen Mitteln auszurüsten, was wir mit um so größerem Danke annahmen, als unsere Mittel mit der Zeit nahezu erschöpft waren.

Im geheimen wurden von K. die Vorbereitungen für unsere Weiterreise getroffen: Es wurde ein geeigneter Führer gemietet, drei Pferde gekauft, die nötigen Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel bereit gehalten. Wir wollten eines Tages heimlich aus C. verschwinden und zu Pferde über die russische Bahn nach Petune und von da in südlicher Richtung über Chengchatun-Fakumen nach Hsinminfu reisen.

Wir erwarteten mit Ungeduld das Zurückgehen des Hochwassers, um den Tag unseres Aufbruches festzusetzen und mußten jeden Morgen zu unserer großen Enttäuschung erfahren, daß das Wasser wieder um einige Zoll gestiegen war.

Inzwischen war bereits der Dampferverkehr zwischen C. und Charbin eröffnet worden, der uns lang entbehrte Genüsse aus Charbin zuführte. Leider waren aber auch einige Europäer — Russen und Engländer — zu vorübergehendem Aufenthalt in die Stadt gekommen, was uns veranlaßte, einen Wohnungswechsel vorzunehmen. Wir nahmen fortan die

Gastfreundschaft eines Herrn der Zuckerfabrik auf dem Hügel außerhalb der Stadt in Anspruch und ließen uns nur noch selten in der Stadt blicken.

Von dem Hügel aus hatte man einen herrlichen Blick über das Überschwemmungsgebiet, das sich von Tag zu Tag mehr mit chinesischen Segelbooten belebte. Unten am Fuße des Hügels, auf dem Richtplatz, spülte das Wasser die letzten Reste der vor einigen Tagen mit echt chinesischem Pomp hingerichteten und inzwischen von den Hunden bereits aufgefressenen Hunghudzen davon.

Eines Tages ließ uns der Gouverneur durch den Direktor der Zuckerfabrik mitteilen, wir möchten uns bereit halten, in zwei Tagen mit einem Motorboot nach Pelinzar zu fahren, wo wir laut Verfügung der Behörde in Tzitzikar untergebracht werden sollten. — Wir gerieten über diese Nachricht in begreifliche Erregung. Pelinzar liegt zirka hundert Werst nördlich der Stadt C. Wir waren dort unserem Ziele also um weitere hundert Werst entrückt und verloren vor allem die für uns so wertvolle Verbindung mit unserem Freunde.

Da eine schleunige Flucht infolge des Hochwassers noch immer nicht möglich war, so mußten wir versuchen, die Abreise nach Pelinzar hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen. Wir ließen daher dem Gouverneur sagen, daß wir uns mit seiner Maßnahme nicht ohne weiteres einverstanden erklären könnten. Wir bäten zunächst einmal mit ihm Rücksprache darüber nehmen zu dürfen.

Wir erschienen abermals vor einer Kommission, der diesmal auch ein General aus Tzitzikar angehörte. Der Gouverneur ließ uns durch den Dolmetscher mitteilen, daß seine vorgesetzte Behörde es aus verschiedenen Gründen für geboten erachte, uns von C. zu entfernen. Es geschehe dies vor allem unserer eigenen Sicherheit wegen. Da wir hier so nahe an der russischen Bahn wären, sei es nicht ausgeschlossen, daß die Russen von unserem Aufenthalt erfahren und uns eines Tages gefangen nehmen würden. Es seien für uns Quartiere in Pelinzar vorbereitet und er habe bestimmt, daß wir in Begleitung des Polizeioffiziers per Motorboot nach dort fahren sollten.

Ich dankte zunächst zugleich im Namen meines Kameraden V. für die außerordentlich freundliche Aufnahme, die uns in C. seitens der Behörde zuteil geworden sei und für den Schutz, den wir hier gefunden hätten. Es würde uns außerordentlich schwer, C., wo wir so günstige Verhältnisse vorgefunden und soviele Freunde gewonnen hätten, einzutauschen gegen einen Ort, der uns vollkommen unbekannt sei und wo wir, soweit wir unterrichtet seien, die einzigen Europäer sein würden. — Pelinzar liege noch hundert Werst weiter von unserem Ziele Peking entfernt,

an dem wir nach wie vor festhalten müßten. Da wir den Eindruck bekommen hätten, daß der Gouverneur unseren Aussagen keinen Glauben schenkte, so hätten wir an unsere Gesellschaften nach Peking geschrieben und gebeten, zu veranlassen, daß wir von dort aus identifiziert und freigelassen würden. Eine Antwort könnte in etwa drei bis vier Tagen hier sein. Diese Antwort wollten wir unter allen Umständen abwarten. Wir wären bereit, uns eventuell schriftlich zu verpflichten, alle Weiterungen, die ein längeres Verweilen in C. für uns zur Folge haben könnte, auf uns zu nehmen, damit die Behörde nicht dafür verantwortlich gemacht werden könnte. Sollte aber die Behörde trotzdem Schwierigkeiten fürchten, so würden wir uns verpflichten, die Stadt innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Nach Pelinzar gingen wir zunächst jedenfalls nicht.

Der Gouverneur teilte uns darauf mit, wir sollten die Antwort aus Peking abwarten und könnten einige Tage noch in C. bleiben.

Da wir nun jeden Tag auf Maßnahmen seitens der Russen oder der Chinesen gefaßt sein mußten, so wurde ein Nachrichtendienst eingerichtet und Boote für uns bereit gehalten, mit denen wir im Notfalle nach einer der vielen Inseln im Überschwemmungsgebiet flüchten wollten. Zu unserer Orientierung machten wir eines Morgens mit K. einen Jagdausflug auf das sehr zahlreiche Wasserwild und suchten dabei einen Schlupfwinkel aus, in dem uns kein Russe und kein Chinese gefunden hätte.

Als die Nachricht eintraf, daß die Wege außerhalb des Überschwemmungsgebietes passierbar seien, kehrten wir C., wo wir beinahe drei Wochen verlebt hatten, den Rücken. Wir machten wieder einen Jagdausflug, nahmen diesmal aber auf einem großen Boote die drei Pferde und den Führer mit und kehrten nicht wieder zurück. Nach fünfstündigem angestrengten Rudern und Segeln erreichten wir festes Land, verabschiedeten uns von unserem Freunde, überschritten noch am selben Abend die russische Bahn und ritten weiter in der Richtung auf Petune.

Unsere Reise ging ohne größere Schwierigkeiten vonstatten. Nach vier Tagen überschritten wir den Sungari auf einer Fähre und kamen bald darauf in die Stadt Petune, wo wir zunächst in einer Herberge abstiegen und dann den uns von Herrn M. in Charbin empfohlenen Herrn aufsuchten. Er lebte bereits achtzehn Jahre in China, sprach geläufig chinesisch und war mit den Verhältnissen des Landes derart verwachsen, daß er sich – wie er selbst sagte – in Europa nie mehr zurecht finden würde.

Er erzählte uns, mit welcher Begeisterung jeder deutsche Sieg von den Chinesen aufgenommen würde. Die höheren Offiziere seien, dank der ihm vom Konsulat regelmäßig zugehenden Nachrichten, über die Kriegslage immer auf dem Laufenden. Das Volk mache sich besonders von der deutschen Technik die wildesten Vorstellungen: die Deutschen hätten

große Maschinen, mit denen sie in den Feind hineinführen und ihn mit großen Messern kaput schnitten. – Sie führen auch in der Luft und ließen große Netze fallen, mit denen sie die vielen Russen fingen usw.

Als gründlicher Kenner des Landes konnte er uns gute Ratschläge für die Reise geben; vor allem instruierte er unseren Führer, wie wir uns bei einem Zusammentreffen mit Hunghudzen zu verhalten hätten. Wir sollten keinesfalls schießen, sondern mit den Leuten verhandeln, ihnen erzählen, daß wir deutsche Flüchtlinge sind, die um ihren Schutz bitten. Er begründete seine recht milde Ansicht über diese Räuberbanden mit einigen interessanten Beispielen aus seinem Leben. – Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, gab er uns das Geleit bis zur Fähre. Wir reisten fortan unter chinesischen Namen als Getreidehändler und erreichten nach weiteren vier Tagen die Stadt Chengchatun.

Da sich China damals im Konflikt mit Japan befand, das – Zeitungsnachrichten zufolge – die südliche Mandschurei und äußere Mongolei bereits mit Truppen besetzt halten sollte, so mußten wir auf unserer Hut sein.

In Chengchatun herrschte ungewöhnlich reges, militärisches Treiben; es schien dort eine Art Probe-Mobilisierung stattzufinden, denn die Straßen waren mit chinesischen Truppen aller Waffengattungen in feldmäßiger Ausrüstung mit scharfer Munition angefüllt. Wir begaben uns daher auf die Kommandantur, um womöglich etwas Genaueres in Erfahrung zu bringen und wurden, wie überall in China, als Deutsche mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen. Ein Krieg mit Japan war noch nicht ausgebrochen, aber man teilte uns mit, daß wir auf unserer weiteren Reise über Fakumen auf Japaner stoßen würden, und riet uns dringend, vorsichtig zu sein.

Da es nicht ausgeschlossen schien, daß uns die Japaner als Deutsche gefangen nehmen würden, so ließen wir uns auf Grund unseres chinesischen Passes für die Weiterreise bis Hsinminfu vier berittene Soldaten als Bedeckung geben. Wir konnten auf diese Weise wenigstens nicht sang- und klanglos von der Bildfläche verschwinden. Die chinesische Behörde war, nachdem sie einmal unseren Schutz übernommen hatte, für unser Leben und unsere Sicherheit verantwortlich.

Die Relaisstationen, auf denen unsere Begleitmannschaften wechselten, lagen bis Fakumen etwa zwanzig Werst, später nur noch fünf bis zehn Werst auseinander. Das Wechseln ging ohne nennenswerten Zeitverlust vonstatten, da die Stationen darauf eingerichtet sind. Wir gelangten auf diese Weise ohne irgendwelche Schwierigkeiten nach weiteren vier Tagen nach Hsinminfu, hatten also die etwa sechshundert Werst betragende Strecke in zwölf Tagen zurückgelegt.

Unsere Pferde waren stark abgemagert, aber noch leidlich frisch. Sie hatten nachts in dem oft strömenden Regen stets im Freien gestanden, denn Ställe oder Unterstände gibt es in den chinesischen Herbergen nicht. Es war ihnen aber jedenfalls bedeutend besser ergangen, als ihren Kameraden in der Mongolei, denn Kauleangstroh und Kauleangfrucht gibt es in der Mandschurei überall, so daß sie unter Hunger nicht zu leiden hatten. — Die Chinesen haben ebenso wie die Sibiriaken ihre eigenen Anschauungen in Punkto Pferdebehandlung, an denen sie mit echt chinesischer Zähigkeit festhalten. So sollten z. B. die Pferde stets hoch gebunden sein, damit sie sich nicht legen können. — Ich habe in Tschita Gelegenheit gehabt, Pferde zu sehen, die bei einer Kälte von vierzig Grad Réaumur Tag und Nacht hoch gebunden unter freiem Himmel im Hofe standen. — Dann sollen die Tiere nicht vor zwölf Uhr nachts gefüttert werden, morgens vor dem Abreiten bekommen sie gar nichts. Ich lebte infolgedessen in einem steten Kampf mit unserem Führer und den Mafus (Pferdewärtern) der Herbergen, denen ich häufig mit der Peitsche klar machen mußte, daß sie sich meinen Anordnungen zu fügen hatten. Einen langen ruhigen Reisetrab kennt der Chinese nicht, er jagt los, wie ein Verrückter, um nach etwa vier bis fünf Minuten wieder in Schritt zu fallen. Unsere Pferde hatten infolgedessen gar keinen Gang; sie bekamen erst nach einigen Tagen durch die langen Trabreprissen ruhige und geräumige Tritte. Unser Führer versuchte anfangs zu streiken, indem er behauptete, das lange Traben nicht aushalten zu können. Als wir ihm darauf erwiderten: dann könne er sich zum Teufel scheren, bequemte er sich notgedrungen unserer Gangart an, beklagte sich aber bei jeder Gelegenheit bitter darüber bei seinen gelben Freunden und hatte in den ersten Tagen solche Reitschmerzen, daß er zu nichts zu gebrauchen war. Später holte er das Versäumte nach, indem er eine fabelhafte Gefräßigkeit entwickelte. Die Folge davon war, daß er sich binnen kurzem den Magen gründlich verdorben hatte und wieder nicht zu gebrauchen war.

Überhaupt habe ich die in Deutschland verbreitete Ansicht, daß der Chinese in bezug auf Nahrung der genügsamste Mensch der Welt sei, nicht bestätigt gefunden. Qualitativ mag dies zutreffen, quantitativ sicher nicht. Ich habe gestaunt, wieviel die Leute zu sich nehmen.

Da unsere Vorräte, welche wir — wie in der Mongolei — in Säcken hinter dem Sattel mitführten, nur für etwa sechs Tage reichten, so mußten wir häufig mit der chinesischen Kost in den Herbergen vorlieb nehmen. — Es ging recht gut. Die Speisen waren alle sehr fett und stark mit Lauch und ähnlichen Kräutern vermengt. Wenn man sich nicht, wie unser Führer es machte, den Magen überlud, so hatte man bei der steten Bewegung an der frischen Luft keine nennenswerten Beschwerden. Das

Rülpsen, das in China und Japan zum guten Ton gehört, ließ sich freilich nicht ganz unterdrücken.

Die Herbergen, in denen wir übernachteten, machten beim ersten Anblick den Eindruck eines Stalles. In der Mitte befindet sich ein Gang aus gestampftem Lehm, rechts und links davon — wo bei uns die Pferde auf Stroh schlafen — schliefen hier die Menschen nebeneinander auf Strohmatten, mit denen die breiten Lehmbänke — die Kangs — bedeckt sind. Der Kang ist etwas ähnliches wie die Leschanka, welche man in russischen Bauernhäusern findet: — ein aus Lehm gebauter viereckiger Ofen, der sich in zirka zwei Meter Breite an den Wänden des Raumes entlang zieht und von außen geheizt wird. Auf dem Kang, der mit Strohdecken belegt und, wenn es hoch kommt, noch mit Schlummerrollen ausgestattet ist, liegt der Chinese den ganzen Tag. Auch die Mahlzeiten werden dort eingenommen. Es wird dann ein kleiner tischförmiger Aufsatz auf den Kang gestellt, die zahlreichen Schüsselchen und Näpfchen darauf gestellt und in hockender Stellung vor oder an der Seite des Tischchens fängt man nun an mit den Stäbchen zu hantieren. Auch die Schwierigkeit, mit den Stäbchen zu essen, hatten wir bald überwunden. Am Ende unserer Reise konnten wir die schwierigsten Sachen, wie Reis, Hirse usw. zu uns nehmen, ohne daß die uns beobachtenden chinesischen Gaffer in das sonst übliche schallende Gelächter ausbrachen.

Leider waren oft die Kangs nachts so heiß und die Matten so voll Läuse, daß man kaum schlafen konnte. Doch das sind Kleinigkeiten, über die man sich in China nicht aufregen darf. Jedenfalls war diese Reise ein wahres Vergnügen gegen das, was wir in der Mongolei erlebt hatten.

Als wir in Hsinminfu ankamen, brach ein Regen los, der an Dauer und Heftigkeit alles bisher Erlebte in den Schatten stellte. Zum Glück waren wir in einem leidlichen Gasthaus untergekommen, in dem wir sogar einen Raum für uns bekamen. Unsere Bemühungen, die Pferde zu verkaufen, schlugen zunächst fehl. Zwei der Tiere hatten tiefe, handgroße eiternde Druckstellen und waren als Reittiere jedenfalls in der nächsten Zeit nicht mehr zu gebrauchen. Außerdem stockte in der Stadt jeder Verkehr infolge des Regens und der in Sümpfe verwandelten Straßen. Wir saßen in unserem Zimmer und warteten auf die Ankunft der Käufer, die jedoch nicht erschienen. Unser Wirt, der sich angeblich um den Verkauf der Tiere bemühte, schien im Gegenteil jeden Käufer fernzuhalten, um uns noch möglichst lange schröpfen zu können. Da unser Geld immer mehr zusammenschmolz, so mußte dem ein Ende gemacht werden. Ich ging daher am dritten Tage kurz entschlossen mit meinem Paß zum Polizeimeister und bat ihn, mir beim Verkauf der Pferde behilflich zu sein.

Bald darauf kam ein Händler, an den wir die Tiere losschlugen. Mit

dem Erlös wollten wir per Bahn nach Tientsin weiter fahren. Wir setzten uns jeder in eine Droschke – einen mit einem Maultier bespannten zweiräderigen Karren, der viel Ähnlichkeit mit einer fahrenden Hundehütte hatte – und ließen uns nach dem Bahnhof fahren. Die Maultiere keuchten furchtbar, als sie uns durch den Sumpf der Straßen zogen. Die Führer sprangen zunächst ab, hüpften auf dem hohen, schmalen, schlüpfrigen Fußsteig entlang und hauten von oben auf die Tiere ein. Schließlich bleib ich mit meinem Wagen mitten im Sumpf stecken. Das Maultier war bis an den Bauch eingesunken, konnte nicht mehr heraus und legte sich einfach auf die Seite. Ich mußte also wohl oder übel heraus aus dem Kasten. Zum Glück war der Bahnhof nur noch etwa zweihundert Meter entfernt. Man half mir mit Brettern hinüber auf den Fußsteig und ich erreichte glücklich den Bahnhof vor Abgang des Zuges.

Am Abend kamen wir nach Shanhaikuan, wo wir übernachteten und uns am nächsten Morgen zunächst die an jener Stelle ans Meer grenzende große chinesische Mauer besahen. Dann fuhren wir weiter nach Tientsin, wo wir am 24. Mai eintrafen. Der österreichische Konsul nahm uns sehr herzlich auf, steckte uns in ein Bad und ließ uns durch einen Barbier gründlich bearbeiten. Unsere Kleider und Wäsche wurden verbrannt und ich suchte in einem vom Konsul entliehenen Kostüm das deutsche Konsulat auf, wo ich mir Geld zum Ankauf von Wäsche und Kleidern geben ließ.

In der ersten Zeit waren hauptsächlich die Gefangenen in Japan unterstützt worden. Da es diesen aber anscheinend gut ging – ich habe selbst Briefe gelesen, in denen die Gefangenen baten, man möchte nichts nach Japan schicken, sondern alles den Gefangenen in Sibirien zugute kommen lassen, so hatte man bald sein Interesse mehr und mehr auf Sibirien konzentriert. Um mit den Gefangenen zunächst einmal in Verbindung zu kommen, waren zwei Amerikaner entsandt worden, welche die Gefangenenlager besichtigen, über die vorgefundenen Verhältnisse berichten und Verbindungen mit den maßgebenden russischen Stellen sowie womöglich mit den Gefangenen selbst anknüpfen sollten.

Die Berichte, welche mir vorgelegt wurden, lauteten sehr verschieden. In einigen Lagern war die Behandlung der Gefangenen relativ gut, in anderen dagegen recht schlecht; in einige Lager – zum Beispiel unser Lager in Tschita – wurden die Amerikaner überhaupt nicht hineingelassen. – Daran war offenbar der Gouverneur in Tschita schuld.

Ich stellte also die gänzlich fehlende Verbindung mit den Lagern in Tschita her, übergab eine Liste der dort internierten deutschen Offiziere und einiger Mannschaften und veranlaßte, daß sofort Verbandmaterial an den deutschen Stabsarzt nach dort gesandt wurde.

Geldunterstützungen sollten nach meiner Ansicht Offizieren überhaupt nicht, Mannschaften in beschränktem Maße und in kleinen Beträgen gewährt werden. Dagegen sollte man die Zivilgefangenen in freigebigster Weise unterstützen. Leider fehlte mit diesen Gefangenen bis dahin noch beinah jede Verbindung.

In Tientsin trennte ich mich von meinem Kameraden V., der zunächst noch dort blieb, während ich am 29. Mai nach Peking fuhr.

In Peking setzte ich mich zunächst mit der Firma Siemens in Verbindung.

Dann meldete ich mich beim deutschen Gesandten Exzellenz v. H., der mir seine Anerkennung über unser Verhalten aussprach. — Eine andere Expedition — acht deutsche und österreichische Offiziere — welche auf dem Transport nach Wladiwostock vom Zuge aus geflüchtet war, hatte weniger Glück gehabt. Nachdem vier der Herren gefangen oder zugrunde gegangen waren, erreichten die übrigen vier chinesisches Gebiet. In vollkommener Verkennung ihrer Lage verlangten sie von der chinesischen Behörde nach Peking gebracht zu werden. Als sie statt dessen in einem kleinen Orte an der koreanischen Grenze interniert wurden, beschwerten sie sich bei der deutschen Gesandtschaft und verlangten ihre Freilassung und Einstellung in die chinesische Armee als Instrukteure. Nach längeren Verhandlungen mit der chinesischen Regierung setzte es die Gesandtschaft durch, daß die Herren in Kirin — einem größeren Orte in der Mandschurei — untergebracht wurden. Da der eine — ein österreichischer Rittmeister — auf der Flucht beide Beine erfroren hatte, so war gerade ein Arzt nach dort abgegangen, um ihm die abgestorbenen Gliedmaßen zu amputieren.

In Peking lernte ich China endlich auch von einer anderen Seite kennen. — Zwar das moderne Leben unterschied sich nur wenig von dem, was ich bisher gesehen hatte, aber die Stätten alter chinesischer Kultur — die zahlreichen Paläste, Tempel und Türme — besonders der märchenhaft schöne Sommerpalast mit seinen großartigen Terrassen, künstlichen Felsgruppen, Marmortreppen, Pavillons, Galerien und Lauben, Kanälen, Kaskaden, mit zierlichen Brücken verbundenen Teichen, seinen Pagoden, Tempeln und Tempelchen — auch die in einem Teile der „Verbotenen Stadt" eingerichtete Ausstellung der verschiedensten Kunstschätze — aus allem sprach Großzügigkeit, Prachtliebe, Phantasie und Geschmack. Ich war überrascht und erfreut zugleich; erfreut über die Schönheit dieser Schöpfungen und erfreut, von dem chinesischen Volke endlich etwas Gutes und Schönes zu sehen. Es sind Denkmäler vergangener Zeiten — gewiß — und durch den überall zutage tretenden Verfall wurden sie zu Anklägern der Gegenwart, aber kann man ein Volk restlos verurteilen, das einmal Großes und Schönes

geleistet hat? – Meine Antipathie gegen das chinesische Volk hat seitdem viel von ihrer Schärfe verloren.

Die Deutschen in China, welche alle für mich das weitgehendste Interesse bekundeten, erboten sich zunächst, mir eine Anstellung bei der chinesischen Regierung zu verschaffen, was ich jedoch dankend ablehnte. Dann wurde mir von verschiedenen Seiten der Vorschlag gemacht, eine Expedition auszurüsten, die über Afghanistan – Persien nach der Türkei gehen sollte. Unter unsern Landsleuten fand sich eine ganze Anzahl, die diese Gelegenheit gern benutzt hätten, um nach der Heimat zu gelangen. An Teilnehmern fehlte es daher nicht und das nötige Geld wurde mir auch von besonderer Seite zur Verfügung gestellt. – Diese Reise dauerte mindestens sechs Monate bis in den Winter hinein; ehe wir in Konstantinopel ankamen, konnte voraussichtlich der Krieg bereits zu Ende sein. Schließlich hatte ich nun auch genug von solchen Expeditionen. Da ich über die nötigen Sprachkenntnisse und Erfahrungen im internationalen Verkehr verfüge, zudem ein Äußeres habe, aus dem man ebenso gut einen Franzosen und Engländer wie einen Russen machen kann, so konnte ich auch auf schnellere und bequemere Weise nach Deutschland kommen.

Es ergaben sich für mich drei Möglichkeiten: ich konnte über Amerika fahren, wo ich von meinen früheren Reisen her zahlreiche Bekannte habe – ich konnte versuchen auf einem Umwege Niederländisch-Indien zu erreichen, wo ich ebenfalls gute Bekannte habe, die mir vielleicht nach Holland weiter geholfen hätten – und ich konnte schließlich über Rußland – Schweden fahren. Die Schwierigkeiten durchzukommen waren überall groß. Meine Bekannten hielten es überhaupt für ausgeschlossen, daß man zur jetzigen Zeit noch auf einem dieser Wege durchkommen könnte: wenn ich ihnen sagte, ich würde über Rußland fahren, so wurde dies von den meisten als guter Witz aufgefaßt. Der Weg über Rußland war sicher der kürzeste und billigste, aber auch der gefährlichste. Die Möglichkeit, erwischt zu werden, war nicht größer als anderswo, im Gegenteil, sie war vielleicht geringer, weil keiner auf die Idee kam, daß es ein Deutscher wagen würde, diesen Weg zu wählen, aber sie war mit direkter Lebensgefahr verknüpft. Auf einer Reise über Amerika oder Niederländisch-Indien konnte ich im schlimmsten Falle von den Engländern angehalten und als Kriegsgefangener interniert werden, wenn ich dagegen in Rußland als Deutscher mit einem falschem Paß erkannt wurde, so wurde ich wahrscheinlich als Spion behandelt. Andererseits reizte es mich die Verhältnisse in Rußland, über die so viele unkontrollierbare Gerüchte im Umlauf waren, aus eigener Anschauung kennen zu lernen; vielleicht konnte man auf dieser Reise Wichtiges in Erfahrung bringen. Dieser Umstand war ausschlaggebend für meinen Entschluß, die Route über Rußland zu wählen.

Vorbedingung für eine erfolgreiche Durchführung meines Planes war: strengste Geheimhaltung und ein guter Paß. – Die in der deutschen Gesandtschaft ein- und ausgehenden Personen wurden beobachtet: bei Ankunft und Abgang jedes Zuges konnte man eine Anzahl Japaner und Europäer beobachten, die offenbar nichts weiter zu tun hatten, als die ein- und aussteigenden Passagiere zu kontrollieren und zu überwachen: endlich mußte ich auch mit dem sogenannten Küstenklatsch in China rechnen – als ich mich einmal einem aus dem Süden Chinas eingetroffenen Deutschen in der üblichen Weise als „Herr Wolff aus Sibirien" vorstellen ließ, wurde ich mit den Worten begrüßt: „Von Ihnen habe ich schon vor drei Wochen in Wutschang gehört". – Ich mußte daher darauf bedacht sein, daß mein Inkognito streng gewahrt wurde. Einige Deutsche, mit denen ich oft im Klub zusammen kam, haben bis zuletzt nicht gewußt, daß ich Offizier bin, sie haben mich immer für einen Ingenieur der Firma Siemens gehalten. Ich hielt mich auch nie längere Zeit in Peking auf, sondern reiste sehr viel, tauchte plötzlich bald da, bald dort auf und verschwand wieder, ohne daß jemand wußte wohin.

Ich suchte abends die Kneipen auf, in denen amerikanische Soldaten verkehrten, biederte mich mit ihnen an, trank und spielte mit ihnen die halben Nächte hindurch und hatte bald einen Mann gefunden, der mir für meine Zwecke geeignet schien. Er war naturalisierter Amerikaner, in Rußland geboren, ein dem Spielteufel ergebener Mensch. Da er, wie gewöhnlich seine Löhnung verspielt hatte, so lieh ich ihm einige Dollar, damit er seine Zeche bezahlen konnte. Am nächsten Tage pumpte er mich natürlich wieder an. Als er nach einigen Tagen wieder Geld haben wollte, erklärte ich ihm unter vier Augen, daß ich ihm nichts mehr geben könne, es sei denn, daß er mir irgendeine Sicherheit bieten würde. – Am nächsten Tage war ich glücklicher Besitzer seines amerikanischen Bürgerpapieres. Dieses Papier war an sich gut, es deckte ohne weiteres die Mängel in meinen Sprachkenntnissen. – Es war erklärlich, wenn ich als russisch-Amerikaner nicht ganz gut englisch und nicht gut russisch sprach, – aber es reichte nicht aus für eine Reise ins Ausland. Zu Anfang des Krieges waren mehrfach deutsche Untertanen mit amerikanischen Pässen abgefaßt worden. Auf Betreiben von England hatten dann die Vereinigten Staaten sehr strenge Paßvorschriften erlassen, durch die Fälschungen soweit als überhaupt möglich ausgeschlossen wurden. – Ich konnte aber versuchen, mir auf Grund dieses Bürgerpapieres einen Paß ausstellen zu lassen.

Zu diesem Zwecke legte ich mir einen bis ins kleinste durchdachten Plan zurecht und ließ mir von einer deutschen Firma ein Zeugnis ausstellen, daß ich während einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte im Innern Chinas in ihren Diensten gestanden hätte. Eine zweite Firma

stellte mir einen Anstellungsvertrag aus, nach dem ich die Gegend von Charbin und Sibirien zu bereisen hatte.

Mit diesen Papieren fuhr ich eines Tages – nachdem ich mir den Bart hatte abnehmen lassen – nach Mukden, stieg im japanischen Hotel Yamato ab und begab mich von da auf das amerikanische Konsulat. Ich stellte mich dem Konsul als american citizen (amerikanischer Bürger) vor, teilte ihm mit, daß ich auf der Fahrt nach Charbin sei, unterwegs aber gehört hätte, daß eventuell meine Papiere von den russischen Behörden nicht als ausreichend angesehen werden könnten. Ich wollte ihn deshalb um Rat fragen. – Als er meine Papiere zu sehen wünschte, zeigte ich ihm den Bürgerbrief vor, den er sich zunächst von allen Seiten genau betrachtete. Es entspann sich darauf etwa folgendes Gespräch: „Ist das Ihr einziges Dokument?" – „Ja!" – „Sie müssen aber doch irgendwo registriert worden sein?" – „Nein!" – „Wie lange sind Sie in China?" – Zwei Jahre!" – „Wie kommt es, daß Sie sich in dieser Zeit nicht haben registrieren lassen?" – „Ich habe es nicht für nötig gehalten, auch habe ich im Innern des Landes gelebt, wo kein Konsulat in erreichbarer Nähe war." – Ich zeigte nun mein Zeugnis und meinen Anstellungsvertrag vor. Der Konsul stellte darauf ein eingehendes Verhör mit mir an: er fragte kreuz und quer, um mich eventuell hereinzulegen, was ihm jedoch nicht gelang. Schließlich erklärte er, mit diesem Bürgerpapier könnte ich keinesfalls nach Charbin reisen, ich müßte einen Paß haben. Worauf ich erwiderte: „Dann geben Sie mir doch einen Paß!" Nach längerer Überlegung ging er mit mir zu seinem Registraturbeamten und besprach mit ihm die Sache. Der Konsul selbst war geneigt, mir einen Paß ausstellen zu lassen, aber der Unterbeamte holte ein kleines Büchlein – die neuherausgegebenen Paßvorschriften – hervor und behauptete immer wieder, es ginge nicht. Nach längerer Beratung setzte mir der Konsul auseinander, daß er keinen Paß für mich beantragen könne, weil ich nicht registriert sei und mich auf der Durchreise befände. Da ich Reisender sei, müßte ich mich am Sitze meiner Firma registrieren lassen. Ich stellte ihm darauf vor, welch unangenehme Folgen diese Verzögerung für mich hätte und bat ihn dringend, mir diese Rückreise zu ersparen. – Es war nichts mehr mit ihm anzufangen. Er begleitete mich nach zweistündiger Verhandlung vor die Tür und wünschte mir alles Gute auf den Weg.

Ich suchte anderswo den amerikanischen Konsul auf, bestellte ihm herzliche Grüße von seinem Kollegen in Mukden und brachte mein Anliegen vor. Nach längerem Verhör erklärte sich der Konsul bereit, einen Paß für mich zu beantragen. Es wurden fünf Formulare mit Personalbeschreibung usw. für die Regierung in Washington und die Gesandtschaft in Peking ausgefüllt. Leider befand sich aber in dieser „application" ein Passus, der

sich „identification" nannte, in dem ein amerikanischer Bürger unterschriftlich bescheinigen mußte, daß er die betreffende Person genau kennt, und die gemachten Angaben für richtig hält. Der Konsul sagte: „Sie kennen hier doch sicher einen Amerikaner?" was ich unter Hinweis darauf, daß ich doch bisher nur im Süden Chinas gelebt hätte, mit Bedauern verneinte. Um ihn aber nicht stutzig zu machen, gab ich an, einen Freund in Peking zu haben; es wurden mir daher die ausgefüllten Formulare ausgehändigt, um sie in Peking unterschreiben zu lassen.

Jetzt wurde händeringend nach einem Amerikaner gesucht, der sich bereit finden würde, meine identification zu unterschreiben. — Deutschfreundliche Amerikaner waren hier und in Peking genug vorhanden. Das ganze amerikanische Militär — 1200 Mann — war mit wenigen Ausnahmen deutschfreundlich, aber Militärpersonen kamen für mich nicht in Frage. Es mußte ein amerikanischer Bürger in leidlich angesehener Position sein und diese lehnten es alle unter dem Hinweis, daß sie Familienväter oder Vertreter angesehener Firmen seien, ab, sich mit dieser Sache zu befassen. Sie konnten ja nicht wissen, ob meine Sache später nicht schief gehen würde. Dann hätten die englischen Blätter Ostasiens, die eine unglaubliche Deutschen-Hetze betrieben, schon dafür gesorgt, daß der betreffende unmöglich geworden wäre.

In den chinesischen Städten haben alle Nationen sogenannte Konzessionen — Viertel, in denen sie sich ankaufen und wohnen dürfen — und gerade die größten deutschen Firmen haben unglücklicherweise ihre Häuser in der englischen Konzession.

Als die Torpedierung der „Lusitania" bekannt wurde, kannte die Wut der Engländer keine Grenzen. Die Deutschen wurden, soweit sie nicht bereits vorgezogen hatten, auszutreten, aus den Klubs ausgeschlossen, und auf offener Straße beschimpft. Die Engländer faßten sogar den Entschluß, in die deutsche Konzession einzudringen, um das Denkmal, das Konsulat und den deutschen Klub zu zerstören. Da wir keine Schutzwacht mehr hatten, so wurde in Eile eine Bürgerwehr gebildet. Vor allem aber waren es die Amerikaner, welche die vollständig aus der Rolle gefallenen Vettern wieder zur Vernunft brachten, indem sie erklärten, den Schutz der Deutschen zu übernehmen, falls sie angegriffen würden. Da auch die englischen Truppen, welche aus Indern bestehen, Neigung zeigten auf deutscher Seite mitzukämpfen, so zogen die Engländer es vor, von dem geplanten Angriff abzusehen.

Später kam das bekannte „Verbot des Handels mit dem Feinde". Die deutschen Geschäftsführer, deutschen Teilhaber englischer Firmen wurden auf die Straße gesetzt. Man befürchtete kurz vor meiner Abreise aus China Beschlagnahme aller in der englischen Konzession lagernden deutschen

Waren und Güter, sowie der in deutschem Besitz befindlichen Häuser und Sperrung des Verkehrs nach der deutschen Konzession.

Ganz im Gegensatz zu den Engländern verhielten sich die Japaner im allgemeinen durchaus loyal. In der japanischen Presse war sogar eine gewisse Sympathie für Deutschland erkennbar. Wenn einmal die deutschen Telegramme ausblieben, so brauchte man nur die japanischen Zeitungen zu lesen, um gut und schnell orientiert zu sein. Dieses Ausbleiben der deutschen Telegramme kam leider öfters vor und zwar wurde es stets mit Kabeldefekt zwischen Amerika und China begründet. Zu Anfang des Krieges, als die drahtlose Verbindung Nauen — Sayville (New York) noch nicht funktionierte, kamen nur englische Reuter-Telegramme nach Ostasien. Unseren Landsleuten ist diese Zeit noch in schrecklicher Erinnerung. Die Engländer haben damals im Verein mit den Russen die unverschämtesten Lügen verbreitet und es ist schwer auszudenken, wie die Verhältnisse sich in China gestaltet hätten, wenn wir nicht nach einiger Zeit unsere Telegramme auf drahtlosem Wege nach Amerika und von da per Kabel nach Ostasien durchbekommen hätten. Die deutschen Telegramme erschienen im allgemeinen zweimal am Tage und wurden von allen Landsleuten mit Ungeduld erwartet.

Ebenso wie die Engländer, sorgten auch die Deutschen für Verbreitung ihrer Kriegsnachrichten unter dem chinesischen Volk. So trafen während meines Aufenthaltes zum Beispiel Kriegsfilms aus Deutschland ein, die den Chinesen vorgeführt werden sollten. Die Engländer hatten zunächst versucht, dies zu hintertreiben, hatten damit aber keinen Erfolg. Die Chinesen ließen sich die Films vor einer Zensurbehörde zeigen und gaben sie darauf für die Öffentlichkeit frei. — Da ich mich zu jener Zeit gerade in Peking aufhielt, so wohnte ich dieser Vorführung vor der Polizeibehörde bei. Sie fand in einem großen Theater statt, in dem bei unserer Ankunft noch gespielt wurde. Ich schlug daher zwei Fliegen mit einer Klappe und sah mir zunächst das Theater an. — Wir betraten eine mächtige, mit Galerien versehene Halle, in der eine dichtgedrängte Menschenmenge auf Holzbänken saß oder umherlief, schwatzte, rauchte, sich mit Fächern Kühlung zufächelte und Tee trank. Die bemalte Weiblichkeit thronte in einem gesonderten Raume auf der Galerie.

Auf der Bühne hantierten und sangen in hohen Fisteltönen einige grotesk gekleidete Gestalten, unter denen besonders eine durch ihre gold- und silberstrotzenden Gewänder auffiel — eine Prinzessin, wie mein Begleiter erklärte.

Nachdem ich der Aufführung einige Zeit mit Aufmerksamkeit gefolgt war, merkte ich, daß die Situation sich zuspitzte. Im kritischen Moment, als alles durcheinanderschrie, kam unter dem Rock der Prinzessin eine

große Puppe zum Vorschein, die von dieser sofort aufgehoben und abgeherzt wurde, während das Publikum seinen Beifall durch lautes Chau! Chau! (Gut! Gut!) zu erkennen gab. – Durch meinen Begleiter erfuhr ich dann – wenn ich es nicht bereits erraten hatte – daß die Prinzessin soeben schnell und schmerzlos Mutter geworden war.

Bei der Vorführung der Films vor den Polizeigewaltigen mußte ich mit Bedauern feststellen, daß die Bilder nicht gut gewählt waren. Man bekam fast gar nichts zu sehen von den technischen Errungenschaften der Neuzeit, von denen sich besonders die Chinesen eine so übertriebene Vorstellung machen. Im allgemeinen waren es Bilder, die man in Deutschland noch in Friedenszeiten in jedem Kino sehen konnte. Die Bilder vom Deutschen Kaiser und Hindenburg wurden mit lautem Chau! Chau! begrüßt.

Als ich nach zehntägigem eifrigen Suchen keinen Amerikaner gefunden hatte, der die Bürgschaft für mich übernehmen wollte, gab ich diese Sache auf. Es waren nun schon zu viele Leute eingeweiht worden: man konnte nicht wissen, ob sie alle reinen Mund halten würden.

Ich hatte inzwischen zwei weitere Pässe ausfindig gemacht – einen norwegischen und einen schweizer. Der schweizer Paß lautete auf einen französischen Namen, mußte aber erst durch ein französisches Konsulat visiert und durch Photographie und Personalbeschreibung ergänzt werden. Er schien mir deshalb wenig geeignet und ich entschied mich für den norwegischen Paß, der zwar vollständig war, aber den großen Nachteil hatte, daß ich kein Wort Norwegisch kann. Wenn auch nicht anzunehmen war, daß mich die Russen auf meine Muttersprache hin prüfen würden, so war es doch sehr leicht möglich, daß ich auf meiner Reise mit Norwegern zusammentreffen würde.

Nachdem ich mir wieder einen entsprechenden Roman zurecht gelegt hatte, ließ ich den norwegischen Paß durch meine Photographie vervollständigen und durch das russische Konsulat mit dem zur Reise nach Rußland erforderlichen Visum versehen. Dann reiste ich nach Peking, nahm in einem stockenglischen Hotel auf meinen neuen Namen Wohnung und ließ mir nach dort von verschiedenen Firmen und Bekannten in englischer Sprache Briefe verabredeten Inhaltes schreiben. Diese Briefe wollte ich auf meine Reise mitnehmen; sie sollten erforderlichen Falles meine Identität, den Zweck meiner Reise, sowie die Richtigkeit meiner sonstigen Angaben erhärten.

Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Entschluß, sofort zu fahren. Was ich zunächst zu befürchten hatte, war, daß die Russen von meinem Plan bereits Kenntnis erhalten und mein Signalement an die Grenzstationen telegraphiert hatten. Dann wurde ich dort unter allen Umständen

festgenommen – ganz gleich ob ich in drei Tagen oder in drei Wochen ankam. Vielleicht sickerte aber mein Plan erst nach einiger Zeit durch, dann konnte ich jetzt noch durchkommen, in drei Wochen aber vielleicht nicht mehr. Ich buchte also in Peking für den nächsten transsibirischen Expreßzug Schlafwagen zweiter Klasse von Charbin bis Christiania – die Strecke Peking-Charbin wollte ich in Etappen mit Lokalzügen zurücklegen.

Ich fuhr am 21. Juli von Peking zunächst nach Tientsin und in der nächsten Nacht weiter nach Mukden.

Mukden als Stadt vermag dem Fremden nicht viel Interessantes zu bieten. Es ist hauptsächlich bekannt geworden durch den russisch-japanischen Krieg und macht neuerdings wieder viel von sich reden durch eine Stellung, die es im chinesisch-japanischen Konflikt einnimmt. Schon seit Jahren einer der wichtigsten vorgeschobenen Posten der japanischen Invasion, bildet Mukden heute die Zentrale der während und infolge des europäischen Krieges zutage getretenen chinesisch-japanischen Gegensätze. Die japanischen Forderungen, die in der Hauptsache von der chinesischen Regierung bekanntlich anerkannt werden mußten, finden hier ihren Ausdruck in Boykott und Bombenattentaten gegen die bereits in großer Zahl ansässigen Japaner. – Es ist hier nicht am Platze, auf dieses auch Deutschlands Interessen stark berührende Problem des fernen Ostens weiter einzugehen.

Betreffs meiner Reise eröffnete man mir in Mukden keine günstigen Aussichten. Man behauptete unterrichtet zu sein, daß die russischen Besatzungstruppen an der Usuribahn zur Bewachung nach Petersburg und Moskau herangezogen seien und schloß daraus auf innere Unruhen in Rußland. Wahrscheinlich würde ich überhaupt nicht durchkommen, sondern unterwegs an irgendeinem Revolutionsherd stecken bleiben.

Ich fuhr dann in der Nacht mit der sehr komfortabel eingerichteten japanischen Bahn bis Changchun und von da mit der russischen Bahn weiter nach Charbin. Während dieser Fahrt machte ich meine erste Reisebekanntschaft: Ein Engländer – scheinbar Missionar –, der sich unter dem russischen Reisepublikum sehr vereinsamt fühlte, redete mich an, fragte nach meinem „Woher und Wohin" und teilte mir mit, daß er nach London fahre. Ich war natürlich sehr zurückhaltend in meinen Aussagen, teilte ihm mit, daß ich aus dem Süden Chinas komme und zunächst nach Charbin fahre. Da ich damit rechnen konnte, daß wir uns auf der Reise durch Rußland wieder sehen würden, so fühlte ich ihm etwas genauer auf den Zahn und konnte zu meiner Beruhigung feststellen, daß er ein gutmütiger, harmloser Mensch war.

Am 23. Juli nachmittags trafen wir in Charbin ein. Der von Wladiwostock kommende Transsibirische Expreß ging während des Krieges einmal

in der Woche mit einem bis Petersburg durchlaufenden Wagen der Internationalen Schlafwagengesellschaft; die übrigen russischen Wagen dieses Zuges wurden unterwegs öfters ausgewechselt. – Ich hatte in Peking für den internationalen Schlafwagen gebucht und erhielt in Charbin meinen Fahrschein bis Petersburg. Der Zug ging am selben Tage um 5 Uhr nachmittags ab und sollte am übernächsten Sonnabend in Petersburg sein, die etwa 9000 Werst betragende Strecke also in acht Tagen durchlaufen.

Als ich in Charbin den Schlafwagen bestieg, bemerkte ich zu meiner Freude, daß er ziemlich leer war, so daß ich mein Abteil, das für zwei Personen eingerichtet war, nicht mit einem anderen Passagier zu teilen hatte. An dem im Restaurantwagen stattfindenden Diner nahm ich am ersten Abend nicht teil, ich wollte zunächst Beobachtungen über meine Reisegefährten anstellen. In dem Schlafwagen befand sich eine kleine internationale Gesellschaft: Neben meinem Abteil links wohnten zwei Japaner, rechts ein alter russischer Oberst, weiter nach hinten zwei Amerikaner, von denen der eine – wie ich bereits wußte – der Gesandtschaft in Peking angehörte, ein Engländer – mein früherer Reisegefährte aus China –, ein englisch sprechender Europäer, dessen Nationalität ich nicht feststellen konnte, und drei russische Offiziere; die übrigen russischen Wagen waren mit russischen Reisenden stark besetzt. – Der Engländer war der einzige Passagier, den ich bereits persönlich kannte. Er war, wie gesagt, bei einiger Vorsicht für mich nicht gefährlich. Wie verhielt es sich aber in dieser Beziehung mit den übrigen Passagieren? – Ganz umgehen könnte ich deren Bekanntschaft nicht, denn es wäre auf der langen Reise aufgefallen, wenn ich mich von den wenigen Nichtrussen, die in dem Gros der Russen gewissermaßen eine Clique für sich bildeten, gänzlich abgeschlossen hätte. Ich mußte daher sehen, irgendeine Bekanntschaft anzuknüpfen, die für mich ungefährlich war. – Am geeignetsten hierfür schienen mir die beiden Japaner. Der eine sprach englisch, nicht russisch; der andere russisch, nicht englisch. Wenn ich mich als Freund dieser beiden ausgeben konnte, würden die Russen in mir am allerwenigsten einen Deutschen vermuten.

Ich gab also dem Kellner am nächsten Tage den Auftrag, mich zu den Mahlzeiten im Speisewagen mit den Japanern an einen Tisch zusammenzusetzen. – Neugierig, wie alle Japse, wollten meine Tischgenossen natürlich sofort wissen, wo ich herkäme, wo ich hinführe, was ich für eine Beschäftigung hätte usw. Ich teilte ihnen von meinem Roman soviel mit, als ich für nötig hielt, sagte, ich sei Kaufmann, schon lange Zeit in China, habe zuletzt in Whansien im Süden Chinas gelebt und hätte mir dort eine schwere Malaria geholt; infolge dieser Krankheit sei ich schwerhörig geworden und hätte meine Stellung aufgeben müssen. Da die Geschäfte in China infolge des Krieges darniederliegen, so sei es mir nicht gelungen,

eine andere Position zu finden; ich hätte mich daher entschlossen, nach meinem Geburtslande Norwegen zu fahren. Norwegen und Schweden machte ja jetzt durch den Krieg glänzende Geschäfte, so daß ich hoffen könnte, dort bald eine Tätigkeit zu finden. Der Klimawechsel würde hoffentlich günstig auf meinen Gesundheitszustand einwirken, so daß ich nach dem Kriege wieder meine Tätigkeit in China aufnehmen könnte. — Jetzt kam eine sehr unangenehme Frage: „In welcher Branche sind Sie denn in China tätig?" — „In der Getreidebranche! Als ich vor einigen Jahren von Amerika herüberkam, war ich zunächst in der Mandschurei — Charbin und Umgegend — für eine englische Firma ‚The Manchurian Co. Ltd.' tätig." — „O, dann sind wir ja Geschäftsfreunde! Kennen Sie einen gewissen Herrn K.?" — „Ja, den kenne ich sehr gut, er mußte von Charbin flüchten und lebt jetzt in C., erst vor wenigen Tagen erhielt ich einen Brief von ihm." — Damit war ich den Japanern gegenüber ohne weiteres legitimiert. Wir hatten eine Menge Anknüpfungspunkte, saßen im Restaurantwagen immer zusammen und unterhielten uns vortrefflich. Es war ein Glück, daß ich mit K. in C. viel über geschäftliche Dinge gesprochen hatte, so daß ich einigermaßen über den Getreidehandel in der Mandschurei orientiert war. Trotzdem kamen recht unangenehme Fragen — z. B. die Preise der Bohnen —, von denen ich keine Ahnung hatte und denen ich nur mit Mühe ausweichen konnte. Die Japaner waren aber felsenfest davon überzeugt, daß meine Angaben auf Wahrheit beruhten. Sie boten mir wiederholt an, mich einigen japanischen Firmen zu empfehlen, wenn ich wieder nach China zurückgehen würde, und sie haben mir später durch ihre Aussagen aus einer sehr schwierigen Situation geholfen.

Der Zug rollte Tag und Nacht durch mir wohlbekannte Gegenden über Tsitsikar—Chailar—Chalainoor und — nachdem die Paßkontrolle in Mandschuria glücklich überstanden war —, weiter nach Rußland hinein. Wir passierten meine alte Gefangenenstation Tschita, fuhren zehn Stunden lang um die Südspitze des Baikalsees herum über Irkutsk—Krasnojarsk—Tomsk—Omsk—Tscheliabinsk und durchquerten den Ural zwischen Ekaterinburg und Perm. Die Verpflegung im Restaurantwagen war ausgezeichnet und preiswert, alkoholische Getränke wurden aber auch hier nicht verabfolgt. Ich spielte meine Rolle als „chinaman" so gut, wie ich eben konnte, trug nur rohseidene Anzüge mit weißen Schuhen und weißem Tropenhut — nach dem Diner zeigte ich mich mit den Japsen zusammen im Kimono — japanisches Kostüm —, den ich mir vor meiner Abreise erstanden hatte. Ab und zu ließ ich in die Unterhaltung ein chinesisches Wort unterlaufen, was von den Japanern immer mit lautem Gelächter quittiert wurde. Auf den größeren Stationen war Maschinenwechsel. Der Aufenthalt von 10 bis 20 Minuten wurde allgemein dazu benutzt, auf dem Bahnsteig hin

und her zu wandeln. Zahlreiche Einwohner und besonders Einwohnerinnen waren zu dieser Expreßpromenade am Bahnhof erschienen. Je weiter wir nach Europa kamen, je mehr häuften sich die Zeichen des Krieges: Auf den Bahnstrecken arbeiteten nur noch Frauen und österreichische Kriegsgefangene, wir begegneten Gefangenen- und Lazarettzügen; auf den Stationen standen wiederholt Truppen zum Verladen bereit, deren Musikkapellen uns durch ein Promenadenkonzert erfreuten.

Meinen übrigen Reisegefährten ging ich nach Möglichkeit aus dem Wege. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß der englisch sprechende Europäer, dessen Nationalität ich zunächst nicht feststellen konnte, ein Norweger war. Da er viel mit den Amerikanern und dem Engländer verkehrte, so durfte ich nicht mit einem dieser Herren intimer werden. Ich mußte versuchen, ein Bekanntwerden mit meinem vermeintlichen Landsmanne so lange als irgend möglich hinauszuschieben. Tatsächlich gelang es mir auch zunächst bis Petrograd um ihn herumzukommen.

Der Zug hielt seine Fahrzeiten genau ein. Wir hatten bereits die Wolga überschritten, befanden uns in Europa und näherten uns über Viatka—Vologda, der Hauptstadt des Zarenreiches, Petrograd. Da die in Petersburg weilenden Fremden schon im Frieden besonderen Paßvorschriften unterworfen sind, so war ich jetzt, im Kriege, auf das Schlimmste gefaßt. Glücklicherweise sollten sich meine Befürchtungen als unbegründet herausstellen.

Bei unserer Ankunft am Nordbahnhof begab ich mich mit den beiden Japanern in das gegenüberliegende Hotel Du Nord. Ich suchte mich, meiner Rolle entsprechend, zunächst englisch zu verständigen, erhielt aber überall die barsche Antwort „tolko paruszki" und ersah aus den Mienen der Russen, daß ich als Engländer auf kein großes Entgegenkommen rechnen durfte. Erst als ich französisch sprach, heiterten sich ihre Mienen sichtlich auf, und ich erzielte eine Verständigung betreffs der Zimmer und der Pässe. Für die Japaner nahm ich ein Zimmer zu 16 Rubel, während mein einfaches Zimmer 14 Rubel kostete. Die Pässe wurden sofort zur Polizei geschickt, um mit dem zur Ausreise aus Petrograd und aus Rußland erforderlichen Visum versehen zu werden. — Dann ging ich mit den Japanern in die Stadt und besorgte auf dem Reisebüro die Fahrkarten zur Weiterreise über Finnland—Schweden nach Christiania. Da der finnländische Zug erst am nächsten Tage ging, so blieb uns der ganze Nachmittag und Abend zur Besichtigung der Stadt. Ich spielte dabei den Bärenführer. — Die Stimmung in Petrograd war sichtlich gedrückt — Warschau war noch nicht gefallen, aber schon vor einigen Tagen geräumt worden. Die Lebensmittelpreise waren recht hoch. — Wir bummelten an der deutschen Gesandtschaft vorbei, deren demolierte Fenster und Türen mit

Brettern verschlagen waren, und kamen in die Trophäen-Ausstellung, welche deutsches und österreichisches Kriegsmaterial, sowie Ausrüstungsstücke aller Art enthielt. Unter den erbeuteten Geschützen fielen besonders die von Przemysl in die Augen. Sämtliche deutschen Friedensuniformen – vom Kürassier bis zum Postboten – waren in der großen Halle ausgestellt und wirkten auf die zahlreichen Besucher durch ihre Farbenpracht.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr ging es mit der Bahn weiter nach Finnland. Da der eine Japaner in Petrograd blieb, so hatte ich nur noch einen Schützling bei mir. – Am finnländischen Bahnhof trafen wir all unsere internationalen Reisegefährten wieder. Wir bestiegen mit sehr gemischten Gefühlen den finnländischen Zug, hatten wir doch in Petrograd erfahren, daß wir noch eine Menge Paß- und Zollplackereien durchzumachen hatten, ehe es uns vergönnt war, dem heiligen Rußland endgültig den Rücken zu kehren. Da die Dampferverbindung Abo–Stockholm nicht mehr existierte, mit der man Stockholm in einem Tag hätte erreichen können, so hatten wir das Vergnügen, zunächst noch zwei Tage mit der wenig komfortablen finnländischen Bahn durch ganz Finnland nach Torneo und von da wieder zwei Tage an der schwedischen Küste entlang nach Stockholm zu fahren.

Einen internationalen Schlafwagen führte der finnländische Zug nicht. Wir mußten einen nach russischem Muster eingerichteten finnländischen Wagen benutzen, der im Zuge für den Durchgangsverkehr reserviert war. Unser ostasiatischer Klub war also glücklich wieder beisammen, war aber wieder – wie auf der sibirischen Linie – systematisch mit Russen durchsetzt. Ich kam mit dem Japaner in ein Abteil, in dem außer meinem alten Reisegefährten, dem Engländer, noch ein dicker Russe Platz nahm.

Um meine neuen Reisegefährten zunächst wieder in Ruhe beobachten zu können, stellte ich mich krank, klagte über Magenschmerzen, die ich mir angeblich durch den ungewohnten Genuß von Quaß (russisches Nationalgetränk) in Petrograd zugezogen hätte.

Bereits nach zweistündiger Fahrt, an der finnländischen Grenzstation Belooſtrow, fand die erste eingehende Prüfung unserer Personalien statt. Wir mußten den Zug verlassen und zunächst lange Fragebogen ausfüllen, auf Grund deren wir einem eingehenden Verhör unterzogen wurden. Sämtliche Koffer und Kleidungsstücke wurden untersucht, die Briefe gingen durch eine besondere Zensurbehörde, alles Goldgeld, sowie jeder Betrag über 500 Rubel in Papier wurde beschlagnahmt. Die Amerikaner hatten noch die besondere Freude, einer körperlichen Untersuchung unterzogen zu werden. Sie hatten diese Bevorzugung dem Umstande zu danken, daß einige Tage vorher vier deutsche Spione mit amerikanischen Päſſen in Finnland abgefaßt worden waren. – Ich als Norweger erfreute mich da-

gegen des besonderen russischen Wohlwollens. Besonderes Interesse erweckte nur mein Tropenhut, der von Hand zu Hand ging und allseitig bewundert und mit meiner gütigen Erlaubnis sogar aufgesetzt wurde.

Hier machte ich nun auch die Bekanntschaft meines norwegischen Landsmannes. Er hatte schon lange von den anderen gehört, daß ich auch Norweger sei und freute sich sehr, mich endlich kennen zu lernen. Mitten in der englischen Unterhaltung ging er plötzlich ins Norwegische über, was ich jedoch bei meiner angenommenen Schwerhörigkeit vollkommen ignorierte. Ich sprach ruhig weiter englisch mit ihm, schlüpfte aber sehr bald — indem ich mein Magenübel vorschützte — in den Wagen.

Nach mehrstündigem Aufenthalt ging es endlich weiter über Wiborg nach Uleaborg. Ganz Finnland war, soweit ich vom Zuge aus sehen konnte, mit russischem Militär stark besetzt. Während der Fahrt durch die Festungen wurden die Fenster verschlossen und verhängt. — Inzwischen hatte ich festgestellt, daß in dem Nebenabteil ein russischer Gendarmerieoffizier fuhr, der über auffallende Sprachkenntnisse verfügte. Er suchte Gelegenheit sich mit jedem von uns Internationalen zu unterhalten und nahm wiederholt einen Anlauf, auch mich anzureden. Da ich ihm aber stets mit einer zufälligen Unterhaltung oder Beschäftigung zuvorkam, so nahm er Gelegenheit, sich mit dem Japaner über mich zu unterhalten. Ich hörte unter anderem, wie dieser zu ihm sagte: „he is interested in beans“ — auf deutsch: „Er macht in Bohnen.“

Später hinter Uleaborg — während ich mich schlafend stellte — hörte ich in dem Nebenabteil des Gendarmerieoffiziers ein verdächtiges Gespräch. Ein Russe redete sehr laut und eindringlich auf jemanden ein: Englisch spricht er, aber er ist kein Engländer — französisch spricht er, aber er ist kein Franzose — ich glaube, er ist aus Deutschland. — Da es mir keinen Moment zweifelhaft war, daß dieses Gespräch sich auf mich bezog, so stand ich auf, stellte mich auf den Gang und sah — dem Abteil des Gendarmerieoffiziers gegenüber — zum Fenster hinaus. — Das Gespräch, das der dicke Russe aus unserem Abteil geführt hatte, verstummte. Ihm gegenüber saß der Gendarmerieoffizier und ein zweiter Russe in Zivil.

Mir war recht unbehaglich zumute, als wir kurz darauf an der Grenzstation Torneo anlangten und zum letzten Male der russischen Zoll- und Paßkontrolle unterworfen wurden, und ich habe es beinah als ein Wunder angesehen, daß mir dort gar nichts passierte. Noch im Wartesaal während unseres zweistündigen Aufenthaltes, der mir wie eine Ewigkeit erschien, konnte ich den dicken Russen beobachten, wie er im Kreise einiger Moskowiter Vorträge über mich hielt: „Ich wette, er ist aus Berlin — wahrscheinlich aus dem Tiergarten.“ Zum Glück wurde dieser Schwätzer von seinen eigenen Landsleuten nicht allzu ernst genommen. Er hatte mir zwar

schon vor Abfahrt des Zuges in Petrograd versichert, er sei ein echter Russe, aber offenbar war er ein getaufter Jude, der seine patriotische Gesinnung auf jede Weise hervorkehren wollte. – Der Gendarmerieoffizier ließ sich jedenfalls in seiner durch die Aussage des Japaners gefestigten Meinung über mich nicht irre machen.

Auch diese furchtbare Zeit des Wartens ging vorüber. Auf das Signal zum Aufbruch versammelten wir uns an der Landungsbrücke, erhielten dort unsere Pässe zurück und konnten den Dampfer besteigen, der uns ans andere Ufer des Flusses nach dem schwedischen Haparanda bringen sollte. Uns allen fiel in diesem Moment eine Zentnerlast vom Herzen. Es war nicht ein einziger unter uns, der nicht versicherte, diese Reise zu den schlimmsten Erinnerungen seines Lebens zu zählen. Alle waren sich einig, auf keinen Fall wieder über Rußland zurückzufahren. Sie wollten lieber zehn Wochen zwischen deutschen Unterseeboten und Minen herumschwimmen, ehe sie noch einmal diese russischen Plackereien über sich ergehen lassen würden.

Um so schöner erschien uns nun das zivilisierte Schweden. Die Freude stand jedem auf dem Gesichte geschrieben, als wir endlich unseren Fuß auf neutralen Boden setzen konnten. Der freundliche Engländer ließ es sich nicht nehmen, meinen schweren Koffer höchst eigenhändig nach der Zollstation zu tragen, nur damit ich möglichst schnell von dem Dampfer herunterkäme. –

Nach Erledigung der Zoll- und Paßformalitäten strömten alle in das kleine Städtchen, um endlich wieder einmal mit Genuß Mittag zu essen, eine Flasche Wein zu trinken, europäische – nicht durch die russische Zensur geknebelte – Zeitungen zu lesen.

Ganz im Gegensatz zu uns zeigten jetzt die russischen Reisenden ein gedrücktes Wesen. Der dicke Russe war ganz kleinlaut geworden, so daß ich ihn besorgt fragte, ob er etwa auch Magenschmerzen bekommen hätte. Um ihn aufzuheitern, ging ich mit ihm in die Stadt. Wir wollten uns zunächst rasieren lassen. – Der Friseur sprach schwedisch und ich sprach plötzlich deutsch. Der Russe sah mich zuerst betroffen an und sagte dann: „Sprechen Sie nicht schwedisch? Als Norweger müßten Sie doch auch schwedisch können.“ – „Nein,“ erwiderte ich, „ich spreche nicht schwedisch und auch nicht norwegisch, aber sehr gut chinesisch und noch besser deutsch – ich bin nämlich in China geboren.“ –

Bei Abgang des Zuges nach Karungi saß mein dicker Freund wieder im Kreise seiner russischen Clique. Da es mich interessierte, was er nun vortragen würde, so nahm ich unbemerkt in seiner Nähe Platz und konnte Bruchstücke der Unterhaltung hören: „Ich habe es dem Gendarmerieoffizier gesagt ... man konnte nichts mehr machen ... der Konsul in Haparanda ...“ usw.

Von Karungi aus rollte der Zug dann weiter nach Stockholm. Sehr eilig hatte er es nicht, aber dies war eher ein Vorzug als ein Nachteil, denn die Gegend — endlose Wälder, Seen und Schluchten mit Wasserfällen — war so unvergleichlich schön, die schwedischen Büffets auf den Erfrischungsstationen so ausgezeichnet, die Bevölkerung so freundlich und aufmerksam, daß es ein wirkliches Vergnügen war, durch dieses Land zu reisen. Die Freude über das Gelingen meiner Reise ließ mich zunächst nicht schlafen. Ich stellte mich am Ende des Wagens auf die Plattform und ließ den Reiz der nordischen Landschaft mit ihren während der ganzen Nacht in Purpur erstrahlenden Seen auf mich wirken.

Ich war nicht der einzige Naturschwärmer, bald gesellte sich ein russischer Großindustrieller aus Moskau zu mir. Er gehörte nicht zum Kreise meines dicken Freundes und glaubte daher noch, daß ich Norweger sei. Wir unterhielten uns bis in den Morgen hinein über die verschiedensten Dinge, besonders über den Krieg. — Die Niederlagen, sagte er, schaden Rußland gar nichts. Im Gegenteil, sie sind bis zu einem gewissen Grade uns sehr willkommen, denn durch sie wird einwandfrei bewiesen, daß die Regierung in Petrograd nichts taugt. Wir in Moskau wissen dies schon lange, aber wie konnten wir es dem Volke beweisen und was können wir dagegen tun. Der Mißstand in der Regierung kann überhaupt nicht besser bewiesen werden als durch diesen Krieg. — Moskau steht hinter Nikolajewitsch und bekämpft das Regierungssystem des Zaren in Petrograd. Daher die gedrückte Stimmung in Petrograd — in Moskau ist davon absolut nichts zu merken. Man sagt ja auch in Rußland: „Der Krieg ist zwischen Nikolai dem II. und Nikolai dem III." Dabei hat Moskau bis jetzt die Oberhand. Wenn ein Minister in Moskau nicht angenehm ist, so genügt ein Telegramm an Nikolajewitsch, und der Betreffende ist binnen kurzem seines Postens enthoben. Natürlich dürfen die Niederlagen nicht zu toll werden. — In dem Momente, wo es um unsere Existenz geht, würde Rußland unbedingt einig sein. — Geht es nicht jetzt schon um die Existenz Rußlands? — Wo denken Sie hin. Haben Sie einen Begriff von der Größe und Unerschöpflichkeit des russischen Reiches!! Wenn die Deutschen kommen, sollen sie kommen. Was schadet es dem großen russischen Reiche, wenn wir bis Moskau, eventuell sogar bis zum Ural zurückgehen? Lebensmittel haben wir genug. Munition und Kriegsmaterial wird auch wieder bald genügend vorhanden sein, sobald die Industrie sich den neuen Verhältnissen angepaßt hat, — was in Rußland natürlich sehr viel länger dauert als in Deutschland. Das einzige, was uns dringend fehlt, ist rollendes Material, welches wir aber auch in Amerika in genügender Menge in Auftrag gegeben haben.

Und wie steht es mit dem Geld? — Rußland ist reicher, wie man im

Auslande annimmt. Denken Sie doch nur, welcher Reichtum allein in den Kirchen steckt. Eine einzige Kirche in Moskau hat allein ein Vermögen von drei Milliarden. Und es werden jetzt Stimmen im Volke laut, die verlangen, daß dieses unsinnig angehäufte tote Kapital der Kirchen dem Volke zurückgegeben und für den Krieg nutzbar gemacht werde. Der Krieg ist noch lange nicht zu Ende; er wird immer weitere Kreise ziehen. Vielleicht wird demnächst Schweden losschlagen, um Finnland zu befreien. Rußland muß damit rechnen und hat bereits seine Maßnahmen getroffen. —

Wie alle echten Russen, die ich bisher gesprochen hatte, war mein Bekannter der Überzeugung, daß Deutschland den Krieg begonnen habe und daß Rußland mit seinen Verbündeten doch endlich den Sieg davontragen müsse.

Es war das erste und letzte Mal, daß ich mit ihm sprechen konnte. Am nächsten Morgen wurde er bereits von dem dicken Russen und seinen Freunden vor mir gewarnt und war seitdem nicht mehr für mich zu haben.

In Stockholm setzte ich zunächst meinen Japaner in einem Hotel ab und begab mich dann aufs deutsche Konsulat. Der Konsul riet mir, möglichst sofort weiter zu fahren: man könne nicht wissen, ob meine russischen Reisegefährten nicht versuchen würden, irgendetwas gegen mich zu unternehmen; Stockholm sei voll von Spionen.

Ich erhielt für meinen Paß, der zurückbehalten wurde, einen vom Konsulat auf meinen richtigen Namen ausgestellten Passierschein und verließ noch am selben Abend das schöne Stockholm, in dem ich mich so gern noch etwas länger aufgehalten hätte. Mein Zug hatte in Trelleborg Anschluß an den nach Saßnitz fahrenden Dampfer. Da ich aber wenigstens einen Tag in Schweden noch in Ruhe verleben wollte, so unterbrach ich meine Reise in Malmö und fuhr erst am nächsten Tage nach Trelleborg und Saßnitz weiter.

Buddhismus

von Emil Lucka

Die älteste indo-arische Religion, deren Bruchstücke uns der Veda überliefert, ist erhabener Naturdienst, Verehrung von Sonne und Mond, Erde, Feuer und Sturm. In diesen Versen strömt ein Weltgefühl, das unter freiem Himmel erwachsen ist, das zwischen Beseeltem und Unbeseeltem noch nicht scheidet. Der allbelebende Atem weht durch Hymnus, Opfer und Zauberwort, beseelt und verwandt sie alle, gleichwie durch Mensch und Gestirn. Gott Brahman ist Flamme und Jahr, ist Wasser und Gebet, Rauch und Nebel, ist Reis und Bohne, Tier und Mensch; in der Sonne, dem „Auge der Welt", hat er seine größte Offenbarung gefunden. Dies ist die älteste Form, in der sich das Gefühl vom Zusammenhang der Wesen, von ihrer Verwandlung durch Gestaltetes und Ungestaltetes hindurch erhalten hat, noch nicht beschwert von der moralischen Deutung späterer Menschen. Brahman, der Hohe, Leuchtende, wird mehr und mehr ins Geistige gezogen, hört auf, Naturgott zu sein, wird unpersönliches Prinzip, Weltseele, Kraft, die alles bildet, alles trägt. Und des Menschen tiefstes, ihm selber unbewußtes Ich ist der Atem Brahmans, ist Atman. Immer entschiedener treten Kult und Opfer zurück, wird das Äußerliche abgeschüttelt, die Weisheit des Brahmanentums, die in den Upanischaden niedergelegt ist, konzentriert sich zu den beiden großen Einsichten, vor denen alles andere vergeht: Aus Wandelbarem und Hinfälligem soll sich der Mensch zu dem wahren, verborgenen Selbst finden, das in ihm und in allem lebt, zum Atman. Und Atman erkennt sich zuletzt als das eine, das bewußtlos, anschauungslos Wirkende, Brahman, die Essenz der Welt.

Diese beiden Gedanken, die endlich zu einem einzigen verschmelzen, geben den gesamten Inhalt der vedischen Philosophie. Die Menschen und ihr Treiben, die Welt mit allen ihren Erscheinungen bedeuten nichts vor der einen Erkenntnis. „Was außer Atman ist, ist leidvoll" – ist Übel – ist nicht. Verblendung, daß der einzelne sich als Subjekt glaubt, daß er „ich" sagt, „ich" fühlt – nur ein Ich gibt es ja, und das ist nicht mein und nicht dein, das ist Atman. Durchschaue den Trug, laß von allem, auf daß die eine Erkenntnis tiefer in dir gründe! Denn sie allein ist die

---

Deussen, Sechzig Upanischads des Veda (Brockhaus). – Derselbe, Das System des Vedanta (Brockhaus). – Oldenberg, Buddha (Cotta). – Beckh, Buddhismus (Göschen). – Rhys Davids, Der Buddhismus (Reclam). – Neumann, Die mittlere Sammlung der Reden Gautama Buddhas, 3 Bände (Friedrich). – Derselbe, Die Lieder der Mönche und Nonnen Gautama Buddhas (Friedrich).

Wahrheit, auch ein gutes Werk ist nichts ohne sie, empfängt erst Weihe von ihr.

Wenn alle Leidenschaft schwindet,
Die nistet in des Menschen Herz,
Dann wird, was sterblich unsterblich,
Hier schon erlangt das Brahman er.

Das ist die Weltstimmung, die der anhebende Buddhismus findet, eine abgeschlossene Philosophie, die noch die Überbleibsel des alten Naturmythus erkennen läßt, aber immer entschiedener die Welt der Gestaltungen verachtet. Was Gautama Buddha, der Königssohn aus dem Geschlechte der Sakya, lehrt, will nicht Philosophie sein, nicht Erkenntnis der Welt — das gilt ihm als zweckloses Beginnen. Die vier großen Wahrheiten allein sind wesentlich: „Was das Leiden ist, was die Entstehung des Leidens ist, was die Aufhebung des Leidens ist, und welches der Weg zur Aufhebung des Leidens ist." — Buddha billigt nicht die Atman-Brahman-Lehre, aber er lehnt sie auch nicht ab, denn ihn beschäftigt nur eines: das Leiden, unlösbar verbunden mit dem Dasein der Welt. Ausdrücklich sagt Buddha zu seinen Jüngern, er könnte wohl noch mehr verkünden, aber es hätte keinen Wert, und er gibt ihnen das Gleichnis: Wenn einer von einem giftigen Pfeil getroffen ist, wird er wohl erst fragen: wer hat diesen Pfeil abgeschossen? Ein Brahmane oder ein Krieger? und anderes noch? — Nein! Er wird den Arzt rufen, daß er ihn rette. Und Buddha ist der Arzt, der vom Leben heilt. Die Erkenntnis des Leidens und die Erlösung vom Leiden ist das Problem des Buddhismus, sie schafft ein System, weitaus zusammenhängender, umfassender und klarer als das vedische.

Der uralte Glaube an die Wiederbelebung und Seelenwanderung, der dem Gefühl der Naturverwandtschaft entsprungen ist, empfängt jetzt eine neue Wendung und einen moralischen Sinn. Diese Lehre von der Wiedergeburt ist das Größte, was buddhistisches Denken hervorgebracht hat, und muß völlig verstanden werden. Hören wir von Wiedergeburt, so glauben wir nämlich, daß das Ich des Menschen, seine Seele in einen neuen Körper eingehe, daß die Individualität, mit sich selbst identisch, durch die Zeiten wandere; denn für uns ist Seele, Individualität, selbstverständlicher Mittelpunkt des Fühlens und Vorstellens. Ganz anders für den Buddhisten. „Wer von der Unwissenheit befreit worden ist und die Weisheit erworben hat, dem steigen die Gedanken ‚ich bin' — ‚dieses Ich besteht' — nicht mehr auf." So spricht Buddha. — Aus der Zeit nach dem Alexanderzug ist das Gespräch eines griechisch-indischen Fürsten Menandros (indisch Milinda) mit einem heiligen Mönch namens Nagasena überliefert. „Welches ist dein Name?" fragt der König. — „Ich bin

Nagasena geheißen, aber das ist nur ein Name, ein bloßes Wort; etwas Wirkliches, ein Subjekt ist damit nicht verbunden! So wie ein Wagen als Individualität nicht vorhanden ist, sondern nur seine einzelnen Bestandteile, die alle zusammen „Wagen" genannt werden, so ist auch, wo Körperlichkeit, Empfindungen, Vorstellungen, Erkennen da sind, die Person da." – Das entspricht völlig der Ansicht Machs, das Ich sei nichts Wirkliches, nur eine Denkgewohnheit, ein kraftsparender, denkökonomischer Begriff, der allerlei Wirkliches zusammenfaßt. – Wenn wir uns mit einem Kulturkreis beschäftigen, dann kommt es uns aber nicht darauf an, Sätze über Psychologie und Erkenntnislehre auf ihre Richtigkeit hin zu diskutieren, wir wollen vielmehr die seelische Struktur verstehen und deuten lernen, die solche theoretische Meinungen hervorgebracht hat. Wir nehmen keinen Anstoß an den ewigen Einteilungen und Aufzählungen – es gibt vier große Wahrheiten, sechs Sinne, den achtfachen Pfad zur Erlösung, zwölf Ursachen, zweiunddreißig Kennzeichen des wahren Buddha und so ins Unendliche weiter; alles dies stört uns nicht, wir merken die scholastische Art und gehen am Inhalt vorüber. Und bei der Frage nach dem Ich ist uns wichtig, daß der Buddhist kein Subjekt anerkennt, kein Subjekt duldet, „nur einen Haufen wandelbarer Gestaltungen (Sankharas)", der Mittelpunkt des Bewußtseins fehlt, um den sich alles andere gruppieren könnte, sozusagen die Kategorie der Gegenständlichkeit, die dem europäischen Menschen das Selbstverständlichste, die Voraussetzung alles anderen ist, das dem Vorstellen, Fühlen, Denken erst Halt und Zusammenhang verleiht. Und ebenso wenig wie die Menschen sind die Dinge Einheiten – auch hier wird alles in eine Mannigfaltigkeit von Beziehungen zersetzt.

Was existiert aber in Wahrheit, wenn nicht Menschen und Gegenstände, nicht ein jenseitiges, allerwirklichstes Ding an sich? „Eigentlich, wirklich" ist das ewige Kreisen von Geburt, Alter und Tod, ist das Leiden, an dem alles sonst hängt, wesenlose Schemen, bestimmt zur Auflösung und Wiedergeburt. Nicht „ich leide" – objektives Weltleid ist da, an dem mein Körper, mein Begehren, mein Erkennen teilhat. Es ist kaum möglich, von unserem Vorstellen aus, das ganz im Gestalteten webt, dieses Bild der Welt zu fassen: nicht ich bin, nicht du bist, nicht die Dinge sind, nicht die Welt ist – nur die ewig kreisende Bewegung des leidbeladenen Daseins ist. Man kann sie unter dem Bild eines Rades anschauen, das sich ruhelos um eine imaginäre Achse dreht. Was von diesem Rade berührt wird – die sichtbaren Dinge, die Menschen, die Götter, die Töne – alles dies ist nicht ganz wahr, ist schattenhaftes Halbsein, aber das Rad wird vom unermüdlichen Durst der Sinne, von den Begierden der Leiber umgetrieben; diese Wünsche und unbewußten Gestaltungskräfte bringen das Geformte hervor, immer neu, von Leben zu Leben. Der unerschöpfliche

Durst des Daseins gleicht dem Sturm, der die Flügel der Windmühle dreht – und dahin ist. Die zweite Wahrheit des Buddhismus, unmittelbar der Erkenntnis des Leidens folgend, ist die Einsicht in die Verkettung der Ursachen und Wirkungen, die einander immer wieder hervorbringen und das Rad der Lebensqual nicht zur Ruhe kommen lassen.

Das ist das Sein – Kreisen des Leides durch ein Chaos von Wünschen, Begierden, „Sankharas" (Bildekräften, vitalen Funktionen) ohne Bestand noch Wahrheit. Wir verstehen jetzt, daß Wiedergeburt und Dasein identisch sind: gibt es doch nicht einmaliges, endgültig geformtes Sein, sondern nur halbfertiges, ewig drängendes Werden, das von Existenz zu Existenz taumelt. Die Bildekräfte, die organisch oder unbewußt in jedem Wesen wirken, sind es, die immer neue Geburt schaffen, zum Guten oder zum Bösen, je nachdem sie heimlich genährt worden sind, höhere Geburt im Reich der Götter oder der Menschen, niedrigere im Reich der Tiere oder der höllischen Wesen. Aber nicht das „Ich" des Menschen wirkt fort, über den Tod hinaus, baut sich ein Karma, ein Schicksal für die nächste Geburt – das Ich ist ja nicht vorhanden. Der Buddhist isoliert jede einzelne Tat, jede einzelne Willensregung, und wahrscheinlich ist dies sogar ganz folgerichtig so zu verstehen, daß jede von ihnen zu einem abgesonderten Karma führt – wohl das Unfaßbarste für einen abendländischen, am Ich orientierten Geist. Und wäre ja dieser Gedanke der ethisch verursachten Wiedergeburt eine besondere Fassung des Verantwortlichkeitsgefühles – deine Tat hat dauernden Wert, endet nicht mit dir! – Ungeachtet aller notwendigen Einschränkungen bleibt es doch die große Konzeption des Buddhismus, daß keine Erregung des Herzens verloren geht, daß jede weiterwirkt, neue Existenz schafft.

Hat aber das Christentum dem Gefühl von der ewigen Bedeutsamkeit des Wollens und Tuns eine positive Vollendung gegeben, so bricht ihm der Buddhist die Spitze ab, wenn er jedes Weiterwirken und -bilden als Irrtum und Schuld erkennt (beides ist ihm identisch). Man hat immer wieder die Ähnlichkeit von Indertum und idealistischer Philosophie, von Buddhismus und Christentum betont und bewiesen, vielleicht ist es gut, einmal auf die Unterschiede hinzuführen, die weitaus tiefer gehen als die Übereinstimmungen, denn sie treffen das letzte Verhältnis bis zu allem Sein; nicht so sehr auf die begrifflichen Formulierungen kommt es ja an, als vielmehr auf den Willen des Herzens – und der ist entgegengesetzt hüben und drüben. Die Leugnung des Ichs und der Seele zeigt nur am wichtigsten Fall, daß alle Gestaltung gehaßt wird und verschwinden soll.

Es ist die erlösende Weisheit des Buddha (oder des „Erleuchteten"), der Trunk, den er dem Irrsal der Welt verschreibt, daß er den endgültigen Weg aus der Gestalt in die Gestaltlosigkeit, aus Denken, Vorstellen,

Fühlen, Begehren, Sein, in Nicht-Denken, Nicht-Vorstellen, Nicht-Fühlen, Nicht-Begehren, Nicht-Sein gefunden hat. Wer die unauflösbare Verkettung aller Lebensursachen und Bildekräfte, die immer wieder in Geburt und Tod münden, erfaßt hat, dem versiegen allmählich die Sankharas. Er weiß um sie (vielleicht: er hat sie aus dem Unbewußten ins Bewußtsein gehoben und so vernichtet — im Sinne Freuds), er tritt aus dem Kreisen von Lust und Leid, Lieben und Hassen, Streben und Erkennen, nichts mehr ist in ihm, was wiedergeboren werden könnte, erstorben ist, was nach neuer Geburt dürstet, er entsteigt dem unseligen Kreisen. „Durch Tilgung alter und Vermeidung neuer Taten findet ferner kein Zufluß mehr statt; weil ferner kein Zufluß mehr stattfindet, kommt es zur Tatversiegung, durch die Tatversiegung zur Leidensversiegung, durch die Leidensversiegung zur Gefühlsversiegung, und mit der Gefühlsversiegung wird alles Leid überstanden sein. Dann ist versiegt das Leiden, vollendet die Heiligkeit, gewirkt das Werk, nicht mehr ist diese Welt." So spricht Buddha. Zur wahrhaften Erlösung führt keine Tat; nur wer nichts mehr will, nichts mehr ersehnt, nichts mehr tut, der hat den guten Weg gefunden, der Irrtum des Ichs und des Wollens, der Trug der gestalteten Welt erlischt ihm. Nachdem Gautama unter dem Bodhibaum zum Buddha dieses Weltalters geworden ist, spricht er: „Ich habe das Gestrüpp der Leidenschaft am Baum des Weltenseins mit der Axt der Besinnung abgehauen und im Feuer der Erkenntnis verbrannt. Ausgetrocknet ist der Strom der sinnlichen Begierde durch die Sonne des Wissens, alle Fesseln des Weltendaseins sind von mir gelöst." — Erkenntnis und Wissen rettet vor Wollen und Tat. „Erlösung ist vor allem Wissenschaft", sagt Oldenberg, „und die Predigt von der Erlösung kann nichts anderes sein als die Darlegung dieser Wissenschaft, eine Entwicklung von Reihen abstrakter Begriffe und Lehrsätze." — Jesus aber hat die Schriftgelehrten angeklagt, daß sie selber nicht ins Himmelreich finden und auch allen anderen den Weg versperren. Ihm entscheidet die Reinheit des Herzens und die Tat, nicht die Erkenntnis. — Auch der Vers des Yajurveda, der vorher angeführt worden ist, lehrt das „Schwinden der Leidenschaft", doch er verheißt nicht Auslöschen, Nirvana, sondern Unsterblichkeit, Brahman.

Der Weg, der zur Abkehr führt, ist Samadhi, die Versenkung, die Meditation. Ein besonderes Rituale, von dem die Exercitia spiritualia der Jesuiten eine ganz schwache Ahnung geben können, schreibt Körper- und Geisteshaltung vor, daß man sich immer mehr von der Welt löse. Der Grundzug der Beschaulichkeit ist bei Brahmanen wie bei buddhistischen Mönchen stark ausgeprägt. Ernste Männer sitzen mit untergeschlagenen Beinen und starrem Oberleib in einem Palmenhain, jeder legt umständ-

lich seine Gedanken dar, wird respektvoll angehört, empfängt gemessene Antwort. Wenn der Mönch über Buddha spricht, wiederholt er stets alle seine Titel: „Er, der Erhabene, der Erkennende, der Seher, der Heilige, der völlig Erwachte usf."; niemals wird gesagt: die sechs Sinne (das Denken gilt als sechster), sondern jedesmal werden sie einzeln aufgezählt. Man antwortet nicht mit Ja oder Nein, sondern man wiederholt die Frage Wort für Wort und erwidert Satz um Satz ohne jede Eile. — Alles dies trägt dazu bei, den Geist einzulullen, ihn unter glühendem Sonnenbrand in eine leise Hypnose zu versenken. Eine eigene Disziplin, der Yoga, lehrt, wie das menschliche Bewußtsein systematisch überschritten werden könne, wie sich über alles normale Denken hinaus neue Mittel der Erkenntnis gewinnen lassen. Es gibt eine ganze Leiter höherer Bewußtseins-Zustände, die man durch schweigende Übung erreicht. Je höher man kommt, desto relativer wird das menschliche Bewußtsein empfunden, es bildet sich ein neuer Mittelpunkt, ein neues „Ich", das aber auf der nächsten Stufe wieder schwindet, um einem noch höheren Platz zu machen. Und auch das kann nicht dauern, bis endlich, was noch mit Empfindung und Leiden zusammenhängt, abgetan ist und nichts Seelenhaftes oder Subjekthaftes zurückbleibt. So erscheint uns jetzt das „Ich" des Buddhisten wie das „Gyntsche Ich": immer neue Schalen werden von einer Zwiebel gelöst, um das Ich zu finden — aber nichts ist zu finden, alles ist in Beziehungen und Täuschungen aufgegangen.

Es gibt wohl keine Methode, die in so hohem Maß die Kräfte der Seele zu sammeln und zu stärken vermöchte wie das Yoga-System. Ungeachtet einiger Übersetzungen sind wir noch nicht sonderlich gut darüber unterrichtet (auch nicht über seinen Zusammenhang mit dem Buddhismus) und könnten es mit unseren Sprachen und Denkgewohnheiten auch schwerlich ganz erfassen. Die Absicht ist ja völlig klar: durch Geisteskraft soll die uns bekannte, nichtige, üble Welt überwunden werden. Alle orientalische Zauberei und Magie (die auch in Europa, freilich ohne ihre kulturellen Voraussetzungen, vielfach Mode geworden ist) beruht auf dem Gedanken, daß, wer asketisch zur Beherrschung des eigenen Leibes und endlich der ganzen sichtbaren Welt vordringt, diese Welt zu übersteigen vermag. Ihm öffnet sich ein Zugang zu höheren Welten, deren geistige oder dämonische Bürger ihm dienen müssen. Die Legende erzählt, wie Buddha in immer weiter schreitender Vollendung Gewalt über Götter und Teufel erlangt hat. — Im sittlichen Gegensatze zu diesem reinen Überwinderwillen gehen alle magischen Bestrebungen dahin, sich durch Askese in den Besitz solcher Macht zu setzen, sie aber wiederum zu irdischem Vorteil zu gebrauchen. Überwindung wird also (kantisch gesprochen) nicht als höchstes sittliches Gut angesehen, soll vielmehr Mittel zur Erreichung

irdischer Zwecke werden. Dieser Mißbrauch — er sei nun möglich oder unmöglich, versucht oder gelungen — ist typisch dafür, wie ein hoher Gedanke von niedrigen Naturen immer wieder herabgezogen wird.

Nicht mit dem Christentum im wahren und tiefen Sinn (das wir in den Evangelien und in der deutschen Mystik verehren), sondern mit dem plumpen Dualismus des ersten Jahrtausends hat der Buddhismus Beziehungen (die aber nicht bis an die Wurzeln reichen). Der Mönch des frühen Mittelalters kennt nur die beiden Extreme: sich dem Fleisch ergeben oder das Fleisch als das Böse meiden und abtöten. Der dem Kloster entläuft, um sich wieder der Welt zu überliefern, ist vom Teufel verführt; und Buddha lehrt übereinstimmend: „Tod heißt es, wenn einer die Askese aufgibt und zur Gewohnheit zurückkehrt". In derselben Rede wird der Mönch, der seine Sinne nicht hütet, dem Manne verglichen, der nach der Giftschlange greift, sich von ihr beißen zu lassen. Und stets wiederholt sich die Warnung: Meide die Sinne, denn sie verlocken dich, erwecke Begierden aller Art und halten dich fest, daß du nimmer den Weg ins Nirvana findest. — Es ist indessen ein Irrtum, dem noch Schopenhauer gehuldigt hat und der erst durch neuere Forschungen widerlegt worden ist, daß Buddha Kasteiung gelehrt hätte. Ausdrücklich befiehlt er seinen Jüngern, sich von Sinnenlust fernzuhalten, aber auch übertriebene Selbstqual zu meiden, denn sie wirkt auf die Sinne, gibt dem Fühlen Nahrung, vermehrt den Schmerz. Buddha weist den mittleren Pfad der Empfindungslosigkeit.

Das sind Berührungen. Allein der Asket des europäischen Kreises will Gott und das Jenseits schauen, er trachtet nach der höchsten Seligkeit — von deren Vielgestalt wir in Dantes Paradies ein Bild gewinnen — er glaubt, daß sich seinem geistigen Aug erschließen wird, was irdische Augen nicht fassen können. Buddha jedoch lehrt, daß selbst die Begierde, die sich ins Jenseits wendet, schlecht ist, weil sie das Auslöschen hindert. „Auch dies ist Ersehnen". — Unter den zehn Irrtümern oder Fesseln, die das Heil hemmen, wird neben Sinnlichkeit und Haß auch „die Sehnsucht nach himmlischem Leben" genannt. So will der Buddhist alle Gestaltung und alles Sein, diesseitiges und jenseitiges, vernichten, er will das Aufhören, Nirvana, Nicht-Wehen des Wahnes — der Christ will die Welt vollenden (vielleicht mittelalterlichem Geiste gemäß in einem Jenseits). Auch der wahre Mystiker erstrebt Gelassenheit; aber was sich, obenhin betrachtet, ähnelt, das entspricht verschiedenem Wesen, verschiedener Sehnsucht: der christliche Mystiker will sich erheben, will göttlich werden, Gott in seiner Seele erwecken, ihm ist Religion ungeheure Belastung, ja Überlastung mit Gefühl; der Buddhist sieht alles Heil im Ende, „versiegten Wesens" will er erlöschen.

Wie alle theoretischen Betrachtungen sind auch alle sittlichen Vertiefungen des Buddhismus nicht um ihrer selbst willen da, sondern um einen eudämonistischen Zweck zu erreichen, das Ende des Leidens. Darum ist auch der Buddhismus in einem höheren Sinne nicht Ethik, sondern Wohlfahrtslehre und er verträgt sich, wie jede pessimistische Philosophie, mit praktischem Hedonismus. Die Welt ist ein Übel, es gibt keine wahren Zwecke in ihr – so lasset uns wenigstens genießen, was zu genießen ist! Dies geht allerdings über den Buddhismus hinaus, ist aber doch die konsequente Folge jener Weltentwertung und kommt bei Schopenhauer grotesk zum Ausdruck. Neben allem kosmischen Katzenjammer hat er eingehend und mit Sachkenntnis über bequemes Leben nachgedacht, und man kann sich der Vermutung nicht entziehen, daß sein Schwerpunkt entschiedener hier liegt als in der Lehre von der Verneinung des Willens.

Es ist nun merkwürdig, daß das Leiden, der einzige Inhalt des Buddhismus, doch niemals so recht unmittelbar gefühlt und erlebt zu sein scheint. In einer Tragödie von Shakespeare pulst mehr wirkliches Leid als in allen buddhistischen Traktaten zusammengenommen. Nur die abgezogen klare Einsicht in die mißliche Beschaffenheit der Welt ist hier zu finden, die ein für allemal fertige Überzeugung, daß mit Geburt, Alter und Tod das Leben in seiner Gänze erschöpft und als Übel entlarvt sei. Nirgends spürt man etwas von unmittelbarem persönlichem Schmerz, es gibt keinen Schrei aus den Tiefen, kein Verstummen in Trauer. Und das scheint mir das Schwerste, was sich gegen den Buddhismus überhaupt vorbringen läßt: daß er seinen eigentlichen und einzigen Gegenstand, das Leiden nämlich, gar nicht versteht. Es ist ihm ein abstrakter Begriff, gleichförmig, undifferenziert, ohne jede Beziehung zur unendlichen Vielfalt des wirklichen Schmerzes, ein Teufel, der erbarmungslos über der Welt steht; und es gibt nur die eine Weisheit: ihm zu entfliehen. Uns ist aber das Leid nicht ein schwarzes Unding, sondern der heimliche Besitz der einzelnen Seele, von ihrer besonderen Art gezeichnet, eine Welt mit Lust und Schmerz und nicht nach einer so einfachen Formel zu bewerten, zu erledigen. Denn die Seele – die Buddha für einen Denkfehler erklärt – ist für uns etwas so Entscheidendes, daß alles Geltung hat, was sie bewegt, daß wir ihr Leid nicht schlechthin vertilgen wollen – und mit ihm das Leben selber, das ja sicherlich vom Schmerze nicht zu lösen ist. Diese ursprünglichsten Erfahrungen scheinen dem Buddhismus fremd. Er billigt sich selber keine Existenz im wahren Sinne zu – wie könnte er von einem so verschiedentlich gearteten, durchaus nicht eindeutigen Erlebnis der Seele viel wissen? Das unpersönliche, allgemeine Leid, von dem er beständig redet und das er zu vernichten lehrt, ist gar nicht dasselbe, was wir mit Leid meinen. Wir wollen es in seiner Besonderheit

verstehen, vielleicht sogar zu einem Tieferen, Positiven umdeuten. — „Selig, die da Leid tragen! Selig die Hungernden und Dürstenden!" — Sie sind unselig nach Buddha, denn er weiß nichts von der läuternden und befruchtenden Kraft des Schmerzes. „Das schnellste Roß, das dich trägt zur Vollkommenheit, heißt Leiden!" (Eckehart.) — „Aber was gehört dazu, ... Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leid und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen." (Wanderjahre.) — Wo dies Bewußtsein dämmert, da leben Glaube und Kraft der Seele, nicht der matte Wunsch zu vergehen. Hoffen wir doch auch, daß das entsetzliche Leid, unter dem sich Europa jetzt krümmt, noch einmal Samen zu Höherem werden könne, daß es nicht nur sinnloses Leiden gewesen ist, sondern daß es noch Frucht bringen werde — wir kennen diese Frucht nicht, aber wir hoffen auf sie.

Wie das Leid des Buddhismus etwas anderes ist als das Leid, das wir kennen, so auch das Mitleid; seine Bedeutung ist von Schopenhauer (und nach ihm von Wagner) maßlos übertrieben worden. Wie könnte, wer das Fühlen der eigenen Seele nicht gelten läßt, sondern mit Denkerhochmut unterjocht, das Gefühl anderer erleben? Mitleid ist für den Buddhisten Erkenntnis des Übels, das nicht auf ein einzelnes Dasein beschränkt bleibt, sondern das sich in allem Lebendigen gleichmäßig offenbart, dem alles Lebendige gleichmäßig erliegt. Dieses Mitleid hat nichts mit der Liebe gemein; einem Menschen oder einer Sache in Liebe anhangen, heißt ja, sich tiefer in die unselige Reihe der Verkettungen, des Weltenfluchs verstricken. Auch von anderer Schmerz frei zu bleiben ist weise.

Wir verstehen nun den letzten Gegensatz zwischen Europa und Buddha, er ist so entscheidend, daß vor ihm jede Ähnlichkeit schwinden muß: der Buddhismus faßt das Absolute, das in Wahrheit Seiende, das ὄντως ὄν Platons (das dem Upanischad der Weltgeist, Brahman, gewesen ist) als ein Negatives. Für Platon und das Christentum ist das Absolute mit höchster Fülle ausgestattet, es ist das Reich der Ideen, der Ewigkeit, Gott. Seit mehr als zweitausend Jahren lebt der westliche Kulturkreis von Behauptungen über dies Letzte, die zuverlässig alle falsch sind und doch den ehernen Willen zur höchsten Position verkünden. Diese Einsicht erhellt manches; angedeutet sei etwa, daß die Mönchsklöster der Buddhisten etwas völlig anderes sind als die Siedelungen in Citeaux, St. Gallen, Reichenau.

Nirvana wäre nicht ein wirkliches Nichts, sagt man uns, das Denken reiche nur nicht hin, sichs anders vorzustellen. Der Buddhismus kennt nichts als das eine Ziel, die Befreiung vom Irrtum, vom Leiden, vom Leben, jenes Letzte, von dem es immer wieder heißt: „Entwurzelt ist die Daseinsbegierde, vernichtet was zum Dasein will, es gibt keine Wiedergeburt fort-

an." — Was sollen wir uns unter diesem Zustand, der zu allem, was wir kennen, nein sagt, anderes denken als ein Nicht-Seiendes, ein Nichts?

Gegenüber der letzten, unüberbrückbaren Fremdheit zwischen Buddhismus und Christentum gibt es aber doch eine wirkliche Identität mit der deutschen Mystik und dem Geist des Protestantismus: es ist der Glaube an die Kraft des Menschen. Für Buddha vermag der Mensch mehr als die Götter, sie neigen sich dem Vollendeten und streuen ihm Blumen. Übereinstimmend sagt Eckehart, daß der Mensch über allen Engeln sei, und weiter: „So ernst ist es dem gerechten Menschen mit der Gerechtigkeit: wäre Gott nicht gerecht, so kümmerte er sich durchaus nicht um Gott." — Gott braucht den Menschen, lehrt die deutsche Mystik, und Buddha weiß, daß den Göttern Vollendung versagt ist, sie müßten denn zuvor menschlich wiedergeboren werden. Der Mensch allein wahrt den Schlüssel zur Ewigkeit. —

Wenn man sich in die Welt Indiens versenkt, so weht einem ein Hauch tiefsten Lebensernstes, manchmal wahrhafter Größe entgegen. Die erschreckend einfache Geste, mit der der buddhistische Mönch die Welt beiseite schiebt und alles Heil in der Versenkung sucht, hat etwas Imponierendes — aber auch etwas unendlich Fremdartiges. Weit vertrauter ist uns die entschlossene Kraft des Brahmanen, Welt und Ewigkeit zu erfassen und sich nicht zu bescheiden als mit der letzten Erkenntnis. „Was ist Urgrund? Was Brahman? (Deussen erläutert: Prinzip.) Woher sind wir? Wodurch bestehen wir? Worin sind wir gegründet? Sind Zeit, Natur, Notwendigkeit als Urgrund denkbar?" — Ein Volk, das in ununterbrochener Tradition jahrhundertelang so grübelt, beweist eine philosophisch-metaphysische Begabung, die nicht mehr ihresgleichen hat auf Erden. Im europäischen Kreis ist ja der Wille zum Letzten und die Kraft dazu immer nur bei Seltenen zu finden gewesen. Freilich besitzen wir Kritik und Wissenschaft, die sich wie Bleigewichte an die Fittiche der weltbauenden Phantasie hängen — der Inder faßt den Gedanken nicht rein, begründet ihn nicht in anderen Gedanken, sondern bewegt sich nach der Art aller frühen Geistigkeit symbolisierend und mythologisierend, seine Spekulation wuchert üppig wie die Pflanzenwelt der Tropen. Verwirrend, unvorstellbar sind die Gedanken, die Gleichnisse, ist die Welt, die von diesen Grüblern erbaut wird. Der Wille zu Form und Ordnung fehlt, das Ungestaltete, Grenzenlose ist eigentliches Element, Namen zerfließen in Kräfte und Gegenstände, nicht eine Doppelreihe von Säulen wird um den Tempel gestellt: ein Urwald verschiedenster Bildungen muß es sein. Auch Michelangelos „David" ragt über das Menschen ausgeteilte Maß hinaus; aber der steinerne Gott hockt wie ein Turm über den Menschen, mehrköpfig, vielarmig, schaudererregend — fremd.

Das Schwergewicht des indischen Weltfühlens liegt nicht im Leben und nicht in der Seele des Menschen, Welt und Seele gelten nur als Durchgang zu einem anderen, unfaßbar Jenseitigen; und das ist nicht Gedankenspiel, verstiegene Spekulation, sondern letztes Urteil über das Sein, echtester Pessimismus. Diese letzte Entwertung und Verleugnung alles Seienden ist ein Gedanke, den wir nicht ganz fassen; hat doch auch Schopenhauer, der europäische Buddhist und Feind der Kultur, noch die Kunst geliebt und seinem System des Nihilismus gewaltsam eingezwängt.

Nichts ist ja so charakteristisch für das Verhältnis, das ein Mensch, das ein Kulturkreis zum Dasein hat, wie der Wertakzent, der das Leben trifft, der Grad von Ernsthaftigkeit und Bedeutung, die dem Leben auf der Erde zugesprochen wird. Daß Raum und Zeit und die in sie eingespannte Welt mit Dingen und Menschen eine Wahnvorstellung sei, die vom Weisen in ihrer Nichtigkeit durchschaut werden könne — das hat (Deussen zum Trotz) nicht Kant gelehrt, wohl aber Schopenhauer und Hartmann unter dem Banne Indiens. Immer entschiedener kristallisiert sich im Lauf der europäischen achthundert Jahre das Gefühl heraus (ich rechne vom Anfang des zwölften Jahrhunderts und habe dies an anderer Stelle eingehend begründet): daß im Leben selbst alle höchsten Werte liegen müssen, daß unsere Aufgabe ist, sie zu erfassen, zu gestalten, zu erfüllen. Hat das orientalisch-griechische Christentum und der frühe Katholizismus die wahrhafte Wesenheit in ein Jenseits verlegt, so ist es die entscheidende Leistung Europas, Schöpfung, Bewährung, Religion im Leben selber zu finden und endlich in der Seele des Menschen. Nicht weil die Seele durch göttliche Kraft erschaffen und mit Göttlichkeit ausgestattet worden ist (vollkommen ein für alle Male), sondern weil wir sie als Keim der Göttlichkeit, als Funktion zur Vollendung verstehen. Dieses Bewußtsein ist fern von jedem Materialismus und jeder Verstandes-Philosophie und setzt doch die höchsten Werte mit ihrem geheimnisvollen und nichtrationalisierbaren Charakter in ein Feld, das uns gegeben ist, das unser Alltag ist. Nur auf solchem Boden hat die Tatsache „Wissenschaft" gedeihen können, das heißt Ordnung und Verstehen alles Seins durch die Kraft des Menschen; solcher Stimmung allein hat die große Kunst entblühen können, denn sie quillt aus der Zuversicht zur Schöpferkraft der Seele und kann sich weder in einem unbekannten Jenseits, noch in einer Welt der bloßen Nützlichkeit vollenden. So ist das Grundgefühl Europas vom Menschlichen als einem Göttlichen dem Indertum ewig fremd — alle großen Gedanken sind ja nur Ausdeutungen der Grundgefühle, starr gewordenes Empfinden der Welt; und die Religion Europas steht jenseits von Wissen und Nichtwissen, sie verkündet das Vertrauen und die Liebe.

Scheinbare und wirkliche Berührungspunkte mit Evangelien und Mystik können nicht darüber hinweghelfen, daß der Buddhismus auch nicht Religion ist, sowenig wie Philosophie und Ethik. Das Religiöse ist nicht das Metaphysische, es ist etwas völlig anderes, die Haltung der Seele, ihre Kraft und Intensität, ein Ton des Daseins, der nicht erklärt, kaum beschrieben, vielleicht nur unmittelbar erfahren werden kann. Es handelt sich im Religiösen nicht darum, Gut und Böse zu unterscheiden, sich sittlich zu vervollkommnen oder einen Ruhepunkt jenseits des Leidens zu gewinnen — von überirdischen Erkenntnissen ganz zu schweigen; es ist erlebte Gewißheit anderen Zusammenhangs, „fremde Fühlung", wie Goethe einmal sagt — die aber zur innigsten und vertrautesten Fühlung wird. Von Theismus und Pantheismus hat man ganz abzusehen; aber das „Fünklein" Meister Eckeharts ist nicht Atman — denn Atman ist doch nur Einsicht, Weisheit. Und Brahman ist Weltprinzip, Ding an sich, eine metaphysische Ahnung letzter Größe, die kaum mehr überboten werden kann — aber nicht die Ewigkeit mit dem ganz Persönlichen und (wenn man mir diese Bildung gestatten will) metamythischen Ton des Väterlichen, des Geborgenseins, das Jesus empfindet, wenn er im Johannes-Evangelium spricht: Ich und der Vater sind Eines. — Es scheint ja ganz annehmbar zu erklären, daß dies mit dem Vedawort übereinstimmt: Der Atman (das Prinzip der individuellen Seele) ist Brahman (Weltseele). Aber nur in der von aller Wirklichkeit entblößten abstrakten und intellektuellen Sphäre kommen diese beiden Sätze zur Deckung, und gerade hierauf kommt es bei der Ergründung solcher Erlebnisse am wenigsten an. Finden ja auch manche moderne Erkenntnistheoretiker in Platon die Absicht, das Wesen der Begrifflichkeit, die Kategorien und ihre Hypothesis logisch zu begründen, und gehen über alles Mythische und Enthusiastische als unwesentlich hinweg. „Ich und der Vater" — das birgt eine ganz besondere Gefühlswelt: „Ich" — Seele des Menschen, die zu ihrem höchsten Bewußtsein gekommen ist, Mittler zwischen ewig und zeitlich, Gott und Menschheit. „Der Vater" — Vertrauen in die Ewigkeit, Zusammenhang und Glaube. Atman jedoch ist das gedanklich erfaßte Prinzip des wahren Selbst, der Begriff der Subjekthaftigkeit ohne jede persönliche Beziehung, ein Philosophem in der kühlen Temperatur, die einem solchen ansteht. Und die Gleichsetzung mit Brahman beruht nicht auf Glauben oder lebendiger Hingebung, sie ist vielmehr ein Akt letzter Erkenntnis: auch im Menschen regt sich die Kraft, die das Weltall durchdringt. „Brahman ist die Liebe" — das wäre eine Sinnlosigkeit, aber „Gott ist die Liebe". — Das Christentum der lebendigen Mystik ist mehr als Buddhismus und auch mehr als Veda, denn über Spekulation und metaphysische Intuition hinaus besitzt es noch das ganz Besondere, das unmittelbar Religiöse.

Abendfeier

Novelle von E. F. Kullberg

Es lag in der Luft jenes eigentümliche Leuchten der Herbstabendsonne. Die Umwelt von St. Jacobi war in der Tiefe bereits in starken Schatten versunken, die die Häusermauern nur noch einmal und zwar zuletzt, zu einem seltenen Farbenspiel in tiefvioletten und rotgoldenen Tönen erscheinen ließen. Oben über den Dächern schwamm das Licht. Der Schattenriß des herrlichen Jacobiturms mit den vier Kugeln auf dem Gesims des Mauerwerks strahlte grüngoldig. Gegenüber das Spital zum heiligen Geist trug seine Vorderansicht mit den zwei Rundtürmchen dem Licht entgegen, als wolle es sich in seiner ganzen Zierlichkeit emporrecken, um nicht von dem großen Schatten hinter der Kirche mit den Lindenbäumen auf dem Kirchplatz eingeengt zu werden.

Es schlug sechs Uhr. Vor der Tür des Spittels saßen auf zwei langen weißgestrichenen Bänken an der Mauer die alten Männer und Frauen, Insassen dieser Herberge. Durch den Haupteingang des Gebäudes ging es ab und zu von Menschen.

Feierabendstille, der Friede um die Welt letzter Hoffnungen umschwebte das Ganze, als wir grüßend an diesen stillen Leuten vorbeigingen, um einen flüchtigen Blick hineinzutun in die Kapelle des Stifts, die gleich hinter dem Haupteingang lag.

Welch überraschender Anblick begegnete uns da. Wir standen und staunten auf das Wunder. Sonnenlicht flutete breit durch bunte Glasfenster in den hohen Raum. Zierliche Spitzbögen von schlanken Säulen getragen, erhoben sich frei und herrlich zur Höhe, so daß es einem ordentlich warm und wohl ums Herz wurde wie unter freiem Himmel. Man fühlte sich getragen von diesem Kapellenraum, der wie eine Basilika des Südens anmutete. Die Wände waren schlicht weiß getüncht. Alte Freskomalereien darauf waren zum Teil wieder freigelegt worden von früheren Übermalungen. Eine Kanzel in Barock, schwarz mit Alabasterfiguren erhob sich in der Mitte. Dem Haupteingang gegenüber zog sich das Chor entlang, auf zierlichen Säulen, von Spitzbögen bekrönt, mit bemalten Holzfiguren auf Sockeln und einer quadratisch eingeteilten Brüstung, in die auf Goldgrund Malereien eingefaßt waren. Drei Altarschreine, wunderbar ehrwürdige Schnitzwerke deutscher Kunst hingen an den Wänden. Sie schmückten die kahlen Wandflächen einzigartig. Ein einfacher Fliesenfußboden, wenige Bänke und Stühle in dunkel Eichenholz vervollständigten die Einrichtung. Die ab- und zuwandernden Insassen der Herberge, die hinter diesem Kirchenraum in einem geräumigen alten

Klostergebäude Wohnung gefunden, belebten das Bild, wie es als Ganzes erhaben in der Sonne träumte.

Die Gegenwart dieser einen einzigen Stunde, ein Erlebnis in der Welt des Schönen wirkte ergreifend. Denn die Armut, gefaßt im Lichte des heiligen Geistes, die Auferstehung bedeutete es, Ruhe und Frieden vielen Geschlechtern, die unter dem Fußboden der Basilika von mächtigen Steinplatten bedeckt in Grabgewölben verwest sind, staubgewordene Menschen, die einst groß und mächtig waren.

Darüber hin schreiten nun die armen Spittelbewohner, aus und ein, Kommende und Gehende. Die Jahre sind wie ein Augenblick im strahlenden Licht. Sie bedeuten nichts als ein Erwachen unter der Sonne, um danach zu Grabe getragen zu werden auf der großen schwarzen Bahre, die unter der Kanzel steht.

Wie viele Lasten und Mühen damit bereits wohl hinausgetragen wurden? Aber da liest man mehr als eine Geschichte an den Türen der kleinen Kammern hinter der Kapelle. Da stehen Namenschilder, die das Auge flüchtig streift. Man versteht auch einiges, und dennoch begreift man nicht den ganzen Weg, die Reise bis hierher. In dem großen gemeinschaftlichen Aufenthaltsraum, dem Saal, wo die Männer bei Tage verweilen, sieht man Gesichter, deren Gepräge Bedeutung verraten. Neben einzelnen Verkommenen fallen sie merkwürdig auf. Man ahnt auch in der Frauenstube, drüben an dem breiten Gang, welch hohes Lied von Weisheit, Tugend und Menschlichkeit angestimmt werden müßte, um Menschenschicksale einigermaßen richtig zu schildern, um verstehend das Leid zu fühlen, das zum Mitleid wird, wenn die Kommenden und Gehenden alle, alle so an einem vorüberwandern. Fast schämt man sich auch seiner Neugier, hier in die Behausungen so vieler Armen eingedrungen zu sein. Denn die Räume, in denen sie wandeln, die ihnen zum Aufenthalt freigestellt wurden, bewirken es wohl, daß man sie alle mit Ehrfurcht achtungsvoll grüßt im Vorbeigehen.

Es ist das Spital zum heiligen Geist.

Man fühlt die hohe Ahnung dieses Namens. Man begreift, wieviel Menschliches in den ehernen Gesetzen der Menschheit eingeschrieben wurde, wie viel Menschliches daraus mitklingt in Ewigkeit Amen.

Ja, Menschentränen und Menschenworte.

Die hohe Kanzel vorn in der Kapelle liegt in der goldenen Abendsonne. Da träumte ich: Nicht ich — — ein anderer betrat diese Kanzel. Er sprach, wie ich wohl gesprochen hätte, wenn es mir erlaubt wäre zu diesen alten Leuten, Männern und Frauen unter mir in der Kirche zu reden.

Er sagte etwas, das wie heilige Inbrunst durch den Raum schwebte.

Von Liebe sprach er, von der großen Menschwerdung und der Auferstehung im Geiste, im heiligen Geiste.

Doch, die tief unter dem Redner saßen, die alten Leute begriffen seine Worte nicht ganz. Sie fühlten nur bange Scheu in Gedanken vor dem Leben, das ihnen alle Hoffnungen zerschlagen hatte. Und dieser sagte: „Gerade darum seid ihr Menschen geworden, um das Blut der Liebe und das Blut der Enttäuschung zu trinken.

Denkt einmal, wie ihr noch draußen wart in aller Frische, ihr alten Fischer, junge Seeleute voll herrlichen Lebensübermuts. Und alles dahingabt, um Gefahren trinken zu dürfen. Ihr saht, ihr hörtet nur euch selbst. Strom und Segel, Takelage und Bordwand, das freie offne Meer war euer Tummelplatz. Ihr mußtet rasen wie der Sturm rast, ihr mußtet zuweilen in der Stille liegen vor dem Winde, ganz ohne Hoffnung auf bessere Fahrtgelegenheit warten. Doch damals, was tat es euch, wo ihr frei und jung gewesen seid und noch so viele Erwartungen, so unendlich viele, mutige, fröhliche Zuversicht im Herzen trugt."

Unter diesen Worten beugte ein alter Mann, Johann Daniel Stallbaum, seinen Kopf tief auf die Brust.

„Ann Margret," seufzte er, „Ann Margret, ich komme bald."

Sein Nebenmann, Claus Nöhring, stieß ihn an: „Was sprichst du? Hör doch zu!"

Ja, der Alte hörte auch zu, doch begriff er nicht recht mehr, um was es sich handelte. Er saß ganz verstört, halb eingeschlafen und sah vor sich die große flache Bahre mit den Riesengriffen daran. Ein Sarg stand darauf, ein Armensarg im Gold der Abendsonne, offen. Darin lag ein Mann so weiß und still, so kinderfromm das Antlitz; und die alten Hände gefaltet, so reinlich auch gekleidet im Totenlaken.

Von der Kanzel herab bewegte sich die weiße segnende Hand des Sprechers dort oben wie leise linde Menschenfreundlichkeit. „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid."

Ach, und der alte Daniel war so herumgeworfen worden im Leben. Das sprach einer nun, wo er tot war.

„Ann Margret, hörst du? hörst du? Ich soll kommen. Zu dir, zu dir. Wo bin ich?"

Der Sarg stand und wurde nicht hinweggetragen.

Der da oben auf der Kanzel sprach weiter:

Zu den alten Frauen wandte er sich nun: „Glaubt nicht, jung und schön sein, das ist alles. Alt werden und die Bitterkeit kosten nach der Süße der Empfängnis. Vor der Erde beben und im Himmel thronen, ja, wer das wohl möchte! Ja, wer das wohl wollte, solange die irdische Seligkeit noch diese große Lust im ewigen Wechsel darbietet.

„Ihr Frauen, es gilt das ernste wahre Wort: den Staub der Erde küssen solltet ihr, mit Schmerzen gebären, um die Wahrheit zu finden, die Wahrheit eurer Leiber, der Auferstehung Gleichnis."

Marie Johanna Stüven schaute dem Redner frei ins Antlitz.

„Was sagst du, Heiland? Mir gilt das gleich wohl; mir wie allen anderen Schwestern, wie? Ich sehe das, ich merke das; so blind bin ich noch nicht und auch noch nicht so taub."

Die Alte saß und forschte in des Sprechers Gesichtszügen, ob er sie wohl meinte.

„Ihr habt gesungen, getanzt und gesprungen, munter wie die jungen Fohlen auf der Weide. Ihr lieft im Sonnenschein so glücklich und euch selbst überlassen hinaus ohne nachzudenken. Ihr freutet euch, eine an der andern. Da kam die Begegnung, die Verkündigung. Und demütig solltet ihr sein, aber ihr lächeltet mehr in Wonne über die Begegnung als daß ihr der Verkündigung lauschtet. Die Verkündigung allein hätte euch erleben lassen. Nun aber lebtet ihr nur im Spiel und Tanz um die angetrunkenen Helden. Allein, was gilts; ich sage euch nun: vergessen und vergeben dort droben." Die Hand zeigte gen Himmel. –

„Was sagst du?" fragte die Muhme. „Willst wohl, ich soll nun recht zu dir hinkommen. Ne, ne!" Sie lachte.

„Sei doch still," flüsterte Dörten Beckmann. „Hör doch zu, Hanne Stüven."

„Ja, will ich wohl, ja ja, gern. Er muß mir man was Besseres sagen."

Marie Johanna Stüven nickte vorüber mit ihrem wackligen Kopf und stierte dabei und starrte von ihrem Platz aus gerade hin auf die lange schwarze schmale Bahre mit den Riesengriffen unter der Kanzel. Es stand darauf ein Sarg im Abendsonnengold, umleuchtet vom Rosenrot aus den bunten Scheiben. So weich und warm erschien der schwarze Schrein von einer Blumenkette umwoben. Ein blaues Atlaskissen lag drin und darauf ruhte das Haupt einer alten Frau mit schlohweißem Haar wie eine Königin; und eine gelbseidene Decke war als Totenlaken überhingebreitet, auf der sich die welken Hände der Toten ordentlich breit und gebieterisch ausgestreckt hatten als ob sie die Gebärde anzeigen wollten: das bin ich, Marie Johanna Stüven.

Denn die alte Frau sah und erkannte ihr Bild. Aber sofort stand sie auf von ihrem Platz und sagte: „Ne, ne, das will ich noch nicht, so schön das auch aussieht." Mit laut schlürfenden Tritten verließ sie die Kapelle, ohne weiter auf den Redner zu achten. „Ich bin noch nicht tot," sagte sie nur, sich umwendend, ehe sie den Saal verließ.

Der Sprecher auf der Kanzel ließ sich durch den Zwischenfall nicht im geringsten stören. Er sprach weiter in das Rosenrot und Gold und

Blau hinein über die Köpfe der Versammlung hinweg. Die Altarschreine leuchteten, die Figuren unter dem Chor schienen bewegt zu werden als ob sie lebten im Licht und wahre Menschen seien.

Die Stimme des Mannes auf der Kanzel senkte sich nun und erstarb wie ein Flüstern im Raum.

Still war es, ehe die Stühle gerückt wurden. Der Abend dunkelte und es schurrten die müden Tritte der alten Leute hinaus, nach hintenzu in die kleinen Kammern, wo sie wohnten. Gerade und steif marschierten sie, Männer und Frauen, einzeln hintereinander her und begaben sich ein jeglicher in seiner Zelle zu Bett.

Bald war es Nacht. Aber wie viele konnten nicht schlafen. Wie viele lagen wach und horchten auf die Glockenschläge der Turmuhren. Dabei dachten einige, wie schön die Predigt am Abend geklungen hatte. Der Himmel war offen vor ihnen erschienen in den Worten von der Versöhnung. Ach, und er kannte sie doch so gut, der da oben stand und gesprochen hatte. Wer war es doch? Aber sie kannten ihn nicht. Sie wußten nur, daß das, was er sagte, so wahr, so wahr gewesen, und es hatte gar nicht hart und laut geklungen, so daß sie in ihrer Verbitterung wohl merken konnten, wie viele Rücksichten der da oben auf der Kanzel für sie gehabt hätte. Denn er schonte sie. Er wußte, wie schwer es sei zu leben, wie schwer es auch sei, immer das Gerade und Richtige zu treffen, immer zu glauben und zu hoffen ohne Ungeduld. Ach, das sagte er ja selbst: Darum seid ihr Menschen geworden, um das Blut der Liebe und das Blut der Enttäuschung zu trinken.

Manch schwaches Herz zuckte nun unter der Last von Gedanken. Manch trüber Blick in der Erinnerung verdarb die reine Freude an der Gegenwart. Aber nun, wie erlöst klang es doch, daß es eine Verzeihung gab.

Die einsame Nacht vieler schlaflosen Augen schlich dahin von Stunde zu Stunde an der Kette dieser großen Ewigkeit.

Mancher schlief endlich über seinen Grübeleien ein. Mancher wachte fort. Johann Daniel Stallbaum konnte nicht recht Ruhe finden in dieser Nacht. Immer wieder dachte er an den offnen Sarg, den er gesehen hatte, und wie weiß und reinlich er drin gelegen hatte unter der Kanzel in der Kapelle.

„Ja aber, ja aber, Herr Herr Gott!" — —

Es öffnete sich die Tür seiner Kammer. Eine lichte Helle erleuchtete die kleine Hütte des Johann Daniel Stallbaum. Eine Gestalt saß neben ihm am Bett auf dem Schemel, nahm seine Hand und sprach:

„Johann Daniel, wachst du?"

„Ja, ich wache," antwortete der alte Mann. „Willst du mich nun wohl holen?"

„Johann Daniel, ich komme, wie ich vor dir erschienen bin."

„Du warst in der Kirche?" fragte Daniel.

„Hast du den Eindruck, daß ich derselbe bin, der zu euch gesprochen hat am Abend?"

„Ja, Herr," antwortete der Alte. „Ich kenne dich, ich kenne dich nun wieder."

Ein gütiges Lächeln glitt über das Antlitz dieser lichten Erscheinung. „Schön, daß du glaubst, Johann Daniel. Die Hoffnung stirbt auch mit keinem Menschen. Hast du nun auch einen Wunsch zuguterletzt?"

„Ich? Ach!" zitternd klammerte sich der alte Mann an die Hand des gütigen Trösters, „könnt ich wohl Ann Margret mal sehen. Ich will ihr was sagen. Sie soll man nicht betrübt sein um mich. Ich tat ihr so schweres Unrecht als ich sie allein sitzen ließ mit dem Kind damals – ich wollte nur, ich könnte das wieder gut machen. Aber sie ist ja tot – längst tot." Schluchzend quollen die letzten Worte dem Alten von den Lippen. Mit bedrückter Seele seufzte er und wartete auf Antwort.

Die Erscheinung unten am Fuße seines Betts schwieg und sah sich um. „Nun hast du genug gelitten drum. Vergessen ist es nicht, aber vergeben."

Bei diesen Worten wars dem alten Daniel so, als wäre wieder einer in seine Kammer eingetreten. Er sah im Schatten der lichten Erscheinung eine junge tüchtige Frau mit einem Knaben auf dem Arm stehen.

„Ann Margret!" schrie er laut.

„Komm Daniel, komm mit! Ich will dich führen – –"

Da senkte sich Nacht über die Augen des Alten; und er schlief selig lächelnd und kinderfromm still ein.

Immer tiefer umhüllten ihn die Schleier der Ungewißheit, immer bedächtiger tackte das Herz; müde verlor sich sein Schlag.

Kein Traum drückte, kein Kummer weckte diese Seele mehr.

Es schlug zwei Uhr in der Nacht, als Johann Daniel Stallbaum allein und selig lächelnd im Tode dalag, ausgestreckt wie auf der Bahre unter der Kanzel in der Kapelle.

Marie Johanna Stüven lag ebenfalls die Nacht hindurch wach in ihrem Bett. Sie haderte, und schämte sich doch auch wieder so hart zu hadern mit sich selbst. Aber wollte sie die Menschen das merken lassen? Nein! Was gingen sie übrigens die Menschen an.

Der Sturm rauschte draußen und Regen fiel aufs Dach. Es war plötzlich so bitterkalt geworden, daß es ihr im warmen Bett fror.

„Warum wirds nicht Tag?" Es schlug erst halb drei, und noch viele Stunden waren es bis zum Morgen.

„Ach herjemineh, wie lange das dauert!"

Die peinigende Gewißheit ihrer Verlassenheit, obgleich viele Menschen um sie herum schliefen oder wachten, die war so gräßlich. Aber Marie Johanna trotzte, wie sie zeitlebens immer getrotzt hatte. Sie konnte es ja doch niemand recht machen — und nun erst recht nicht wollte sie rufen — um Hilfe rufen.

Sie kicherte, und dabei würgte ihr die Angst in der Kehle.

„Nein, nein.“ Ein sanftes blaues Licht fiel wie ein Schimmer in ihre Kammer. „Ach, nun wirds wohl Tag, wohl Tag,“ seufzte die Alte und sprach weiter für sich:

„Wenns Morgen wird
und wir die Nacht
im leisen Schlummer
still verbracht,
dann öffnet sich die Tür, das Tor,
die Sonne springt daraus hervor
wenns Morgen wird ...“

Die Muhme wiederholte diesen alten Reim noch einmal in Gedanken.

„Wenns Morgen wird, wenns Morgen wird,“ sagte sie. Da fühlte sie plötzlich, wie jemand ihre Hand ergriff. Erschrocken fuhr sie auf und schrie: „Was ist? Wo kommst du her?“

„Frag mich, wohin ich gehe. Willst du mit ins Himmelreich, Marie Johanna Stüven?“

„Gott, meinen ganzen Namen weiß der? Nein, ich will nicht mit. Ich will hier schön bleiben und denn ...“

„Ewig?“ fragte die Stimme leise.

„Immer,“ sagte zuversichtlich das alte Weib.

„Du bist nicht sanft,“ hielt ihr die Stimme mahnend entgegen.

„Nein, bin ich nie gewesen all mein Leben lang nicht. Will es auch nie sein, nie, nie sein.“

„Das weiß ich,“ lautete die Antwort hierauf; und der Mahner schwieg. Aber nun wurde die alte Frau mit einemmal unruhig in ihrem Bett. Sie warf den Kopf hin und her auf ihrem Kissen und verzagte, weil sie im Trotz doch nicht dagegen an konnte jetzt, wo es ihr weher ums Herz wurde. Sie wollte schreien. Doch ballte sie wieder die Hände dagegen.

„Nachgeben? Hab ich nie getan weder im Bösen noch im Guten.“ So viel herrliches Selbstbewußtsein steckte in ihr.

Es schlug gerade drei Uhr in der Nacht, da fuhr sie abermals herum. Mühsam erhob sie den Kopf von ihrem Lager.

„Wer sitzt da neben mir? ... Den da kenne ich ... Nein, ich kenne ihn nicht! Ja, ja!“

Nun schrie sie doch aus Leibeskräften um Hilfe. Ein Wort, das ihr

sonst nie entfahren, geisterte in der Not wie ein großer dunkler Nachtvogel durch den engen Raum ihrer Kammer und drückte die Tür auf, so daß er herausfuhr; und von draußen heulte der Sturm dagegen kalt und naß.

Die alte Frau tobte nun noch heftiger, weil die kalten, schwarzen Nachtschleier sie fest umwickelten und herauszerrten aus ihrem Bett in Kälte und Regen hinein.

„O, herjemineh!" Trotzig biß sie die Kiefer aufeinander und wollte durchaus nicht jammern. Aber der Frost klapperte ihr durch alle dürren Glieder. Der Tod jagte sie nun und ließ sie schreien und jagte sie weiter, immer weiter dahin, so daß sie zuletzt die Knie vor dem Mund stehen hatte und ganz gebeugt, gerüttelt und geschüttelt in die wahnsinnigsten Phantasien vor Raserei verfiel.

Doch der Trotz der alten Muhme wollte noch immer nicht nachgeben. Da mußte sie eben die schwere Hand fühlen.

Es konnte wohl vergeben werden, daß sie viel Zank und Hader im Leben gestiftet hatte, indessen sie sollte nun den Trotz vergessen lernen.

Das übte sich alt so leicht nicht mehr. Wer so wie Marie Johanna Stüven hochfahrend gewesen ist zeitlebens und geträumt hat, daß sie eigentlich als Königin hätte geboren werden müssen, kann der nicht wenigstens in dem Gedanken als Königin aus der Welt scheiden?

Wenns Morgen wird
und all die Pracht
der Träume auffliegt
in der Nacht,
ums Paradies im Morgenrot
tanzt da mit uns der Schnitter Tod.
Wenns Morgen wird . . .

So sang es freilich in der Seele der Alten nach den furchtbaren Schauern ihrer Kämpfe mit dem Tod.

Und die Stimme, die die Vergeltung nicht will, sondern nur Vergessenheit kennt, sagte nun flüsternd: „Sieh, du bist nun doch eine Königin, Marie Johanna Stüven, wenn du auch in Bettelmanns Hause wohnst. Viel Segen hast du freilich nicht in die Welt gebracht mit deinem harten Kopf . . aber Königin bist du gewesen, und wenn du stirbst, sollst du auf blauem Atlaskissen ruhen und mit einer gelbseidenen Decke zugedeckt werden."

Die alte Frau schluchzte, als sie solches vernahm. Sie war erschöpft und still geworden von dem schweren Ringen mit dem Tod.

„Willst du als Königin aus der Welt scheiden?" fragte die Stimme noch einmal.

„In Gottes Namen denn . . . ja . ."

Das Herz der armen Frau zuckte nur noch, ein Beben durchlief ihren Körper. Endlich gegen halb fünf Uhr in der Morgenfrühe, da tanzte der Tod mit ihr ums Paradies den letzten verzweifelten Schrittwalzer.

Es war kein sanftes Sterben gewesen. Doch königlich schön, so wie es ihr versprochen worden war, lag Marie Johanna auf ihrem Lager. Solch kindlich frommer Ausdruck freilich, wie er dem alten Johann Daniel auf dem Antlitz geschrieben stand, als man ihn am Morgen nicht aus seiner Kammer kommen sah und darum seine Tür öffnete, erblickte man nicht im Angesicht der Marie Johanna Stüven. Aber königlich sah sie aus, königlich streng und unnahbar schön.

Zwei Tote begrub das Spital an ein und demselben Tage. Es war das ein Ereignis für die andern alten Leute: zwei auf einmal! „Wenn das so jede Nacht geht . ." meinte man bei den Männern. „Wollen man festhalten, sonst holts uns noch," sagten die Frauen in ihrer Stube.

Die beiden Toten standen in der Kapelle unter der Kanzel im offnen Sarg, damit die Alten alle Abschied nehmen konnten von Bruder und Schwester.

„Ja, ruh aus, alter Freund," wurde oft an Daniels Sarg gesprochen, und mancher beugte sich tränenden Blicks über den Toten.

Vor der Königin verneigte sich jeder stumm ohne Gruß.

Das war der höchste Triumph ihrer Gegenwärtigkeit vor ihnen allen. Sie war gestorben wie sie gelebt hatte, unnahbar. Doch ihre Schönheit strahlte, das Licht breitete sich aus über sie durch die bunten Glasfenster und bettete sie ein in ein blaues Atlaskissen und deckte über sie hin eine Sargdecke von gelber Seide.

Eros

von Hans Reisiger

1

O Lachen im Dunkeln! Geborgener Flötenlaut!
Wie erstes Wassertönen in Bergnacht unterm schmelzenden Eis;
O Götterlaut aus kindlich geöffnetem Mund,
Wohliger Schalkheit voll, tierhaft jungen Vertrauens voll,

Aus Brust in Brust hinspielend;
Funkelnder Gruß, wie von rotgrün zuckenden Sternen
Im finstern Weltraum;
Zwiesprache ohne Wort,
Liebkosung ohne Regung,
Holdester Wollust Glockenspiel,
O Lachen der Liebe in dunkler Nacht!

2

Flammenwerfende Ferne,
Blutroter Umkreis
Zückt seinen Widerschein
In die Schluchten der jungen Märznächte,
Vom Tauwind umspülte,
Über die du zögernd noch
Deine großen, glänzenden Augen streifen läßt,
Du kindlich Atmender.

Am glucksenden Wasser,
Am finstern Gebüsch,
Wo ich, spärliches Sterngerinsel trinkend, nachtwandelte,
Streifte mich im Dunkeln deine Hand.

An die gespannten Saiten meiner Seele
Strich diese Regung tönend an.
Namen der Geliebten rauschten sie ins Dunkel.

Dann aber,
Im ungewissen Sternlicht,
Sah ich am Rande der Schatten dich.
Leibhaftig leuchtete mir dein Blick,

Schwarzer Blick voll rötlichen Widerscheins;
Öffneten sich mir wie zur Anrede deine Lippen
Und glänzte mir
Der junge Marmor deiner Brust
Leicht atmend.

Schauend entspannte sich da mein Angesicht,
In deine Züge lösten sich die meinen,
Wohlig stieg mir Jugend und Lebensglut
In Mund und Wangen;
Dem Bogen deiner Lippen
Fügte sich meines Lächelns goldner Pfeil;
In den Becher deiner Augen
Goß sich der Schimmer meines Blicks,
Und in das holde Lauschen deines Ausdrucks
Schmiegte sich alles Wortlose meiner Seele.

So zwiefach-einig Lebendige
Tauchten wir mattleuchtend,
Gott und Mensch,
Halb aus den Schatten der Nacht
Zur unruhig-dämmrigen Unendlichkeit hinauf.

3

Verworrene Finsternis voll Hastens und Duckens,
Lehmiger Grund, zerwühlt, zerwässert,
Fiebrige Feuerluft, schwärend von Eisensplittern
Und schwillend von Getöse wie ein erhitzter Traum.

Und Menschen um mich, Menschen im Höllenlicht,
An mir vorbei, Männer zu Hunderten,
Grau über meiner Seele, Schattenbrüder,
Jeder Leuchtkraft des eignen Seins beraubt,

Scharen, aus denen alle Gottheit
Mit furchtbarem Kamme ausgekämmt,
Nach deren Stimme Klang du horchst,
Ob hell oder dunkel, und welchen deutschen Lauts;
Deren Nacktheit du kaum noch glaubst,
(Herbei, teuflischer Eisenzacken,
Reiße die lehmigen Lumpen von unserm Leib!)
Ja deren bloße

Lebendige Haut zu sehen, ob braun oder weiß,
Dir wie Befreiung dünkt,
Wie rauher
Abglanz des Paradieses!

Und wilde Sehnsucht,
Wie einst auf sonnigen Bergen
Mit freier brauner Brust zu stehn, –
Einzelner Mensch,
Zuatmend aller Menschenliebe,
Die unsichtbar glühend
Hinter der Klarheit der Natur dich grüßt –

Unnennbare Sehnsucht
Schüttelt dir zwischen Scholle und Stahl das Herz.

4

Da aber im kahlen Raum,
Um den der Nachtwind schlug,
In der Tür, durch die wir uns müde schoben,
Mit nackten Füßen viele, da sie die Stiefel im Lehm verloren,
Mit Flinte, Spaten, Beutel, Feldflasche behängt, –
Da in der Türe sah ich dich.

Müde wie alle,
Barhäuptig,
Das junge Antlitz bleich,
Jede Bewegung
Gleichgültig und schwer,
Den Rock halb offen über leichtem Brustverband,
So tratst du ein.
Die schlanke braune Hand,
Von trocknem Lehm verkrustet,
Hielt das Gewehr umspannt.
Ein laulicher „Kaffee"-Duft
Füllte den Raum. Ein kleiner Ofen brannte.
Zwei Bänke waren dicht besetzt.

Ein alter Bayer machte dir freundlich Platz,
Und sagte ein Wort, im Tonfall des Hochgebirgs.
Darüber schlugst du lächelnd die Augen auf,
Du freies Bergkind!

Sieh und ich brachte dir
Im Blechgeschirr die bräunliche Brühe her,
Du nahmst und sahst mich an
Und streiftest meine Hand.

Und freie Märznacht,
Vorfrühlingsnacht, wasserdurchsprudelte,
Vom Glockenspiel der schmelzenden Bäche laut,
Von Bergwänden umdrängte,
Schwoll mir in Brust und Augen auf,
Quoll mir aus deinem dunkeln Blick.

Ein roter Gruß des Herzens leuchtete dir
Auf dem Verband. Gering im Wert, du Rot,
Nie rührtest du mich so.

Ich wandte der Tür mich zu.
Ich trat mit lebenden Gliedern,
Mit wohlig atmender Brust
In den Nachtwind hinaus.
Sterne troffen an steilen Wolken hin.
Kristallene Finsternis
Trat aus dem Weltall her.
Da schien mir alles beseelt, pulsierend;
Mir zuckte das Geäder der Welt.
Da sprach mein Herz,
Im Dunkeln lachend,
Namenlose Grüße,
Unbezwingbar freien Menschenherzens
Glühende Grüße der Liebe
In das Jetzt und Ewige hinaus.

Rundschau

Kulturkampf vor vierzig Jahren und heute

von Karl Jentsch

Die umori (so pflegt Machiavelli in seinen Florentiner Geschichten die Parteistimmungen zu nennen), die sich im Kulturkampf entluden, sind bekannt. Der aus Romantik und Restauration wiedergeborene Katholizismus einte, in Deutschland von bedeutenden Köpfen rationell und historisch begründet, die Gebildeten und das Volk in Frömmigkeit, Glaubenseifer und dem Willen, im Kampfe mit der protestantischen Mehrheit die bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen. Die glänzenden liberalkatholischen Redner Frankreichs, die englischen Konversionen erregten die Hoffnung auf den Sieg der katholischen Kirche über Voltairianismus und Protestantismus auf dem ganzen Erdenrund. Anno Achtundvierzig aus den Polizeifesseln befreit, entfaltete der Katholizismus seine Organisationskraft in kirchlichen, charitativen und literarischen Vereinen, so daß es den philosophisch gelassenen Karl Hase erschreckte. Im Jahre 1862 gab er ein Handbuch der Polemik heraus, in der Hoffnung, damit „das Siegesgefühl zu dämpfen und den Übermut etwas zu beugen, der ohngefähr seit Möhlers Symbolik, durch allgemeine Zeitverhältnisse begünstigt, die katholische Literatur erfüllt, und ihre Kirche, in der Meinung, noch einmal die Alleinherrschaft zu gewinnen, zu dem aggressiven Verfahren gereizt hat, das dem friedlichen Zusammenleben ein Ende machte, wie es das 18. Jahrhundert mit seiner starken und seiner schwachen Seite den meisten deutschen Landen gebracht hatte." Der sonst so objektive Kirchenhistoriker übersieht in seiner unwilligen Besorgnis, daß die Aggression beiderseitig war und daß, während die katholische Literatur die Gegner meistens nur durch Entfaltung des eignen Reichtums an kirchlichem Leben und religiösen Gedanken ärgerte, die protestantische Presse besonders in den Zeiten des Kölner Konflikts und des Rongerummels Rom und die „ultramontanen Finsterlinge" mit Schmähungen überhäufte. Die Reformationsfeier des Jahres 1817 hatte den Lutherzorn aufs neue entzündet,

die evangelischen Pastoren beneideten die „Stiefbrüder" um die vollen Kirchen und um die geschlossene Einheit aller Katholiken, und es konnte sie auch nicht ganz gleichgültig lassen, daß ihre Generalsuperintendenten neben den katholischen Kirchenfürsten eine so gar bescheidene Rolle spielten. Der steigende Verkehr schuf im Nordosten Diasporagemeinden, die dortige Bevölkerung, deren Phantasie mit Schreckbildern der diabolischen Jesuiten erfüllt war, mußte den Anblick katholischer Pfaffen ertragen lernen, wirkliche, leibhaftige Jesuiten zogen, Missionen abhaltend, in ganz Deutschland umher, und den Mitarbeitern des „Kladderadatsch" lieferten Mönchskutten reichlichen Stoff. Die Lehrer einer Naturwissenschaft endlich, die ihrer Meinung nach und, dank der popularisierenden Presse auch in den Augen des Publikums, die Naturwissenschaft nicht bloß, sondern die Wissenschaft überhaupt war, fühlte sich im tiefsten Innern verletzt durch diese unerhörte Erscheinung: das zuerst von Luther, dann von den Enzyklopädisten, zum dritten Male von der deutschen Wissenschaft erschlagene Papsttum lebte also immer noch, und der so sonnenklar als Trug erwiesene achtzehnhundertjährige Aberglaube war, von einer machtvollen Organisation getragen, aufs neue Volkssache geworden! Ein Skandal! Syllabus, Enzyklika und Unfehlbarkeit steigerten die in sonst grundverschiedenen Gemütern tobende Zornesglut zur Siedehitze, mit der sich Siegeshoffnung verband, da der Sieg über Frankreich für einen Sieg über den Katholizismus angesehen wurde. Und so atmete denn das ganze protestantische Deutschland auf, als Bismarcks Politik alle Schranken niederriß und das Gemisch von Haß, Verachtung, Furcht und triumphierendem Stolze, das die Seelen zum Platzen zu bringen drohte, sich nicht mehr bloß in Worten, sondern in Taten Luft machen durfte; Taten, die den zweiten Erbfeind vom Reichsboden vertreiben, ihm vielleicht in seiner römischen Drachenhöhle den endgültigen Todesstoß versetzen würden.

Wie verschieden von diesen umori ist der umore — es ist nur einer — der heute das ganze deutsche Volk bewegt! Einmütiger als die Sozialdemokraten und ganz vorbehaltlos haben die katholischen Volksvertreter alle Kriegskredite bewilligt; die ganze Zentrumspresse ist auf denselben Ton gestimmt wie die akatholische; und als die Schmähschrift der französischen Bischöfe und Abbés: „La guerre allemande et le catholicisme" erschienen war, da beschlossen sofort hervorragende katholische Theologen und Laien die Herausgabe zweier Abwehrschriften. Die zweite, größere Sammlung von Aufsätzen („Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg") überführt nicht allein die französischen Glaubensgenossen und ihre priesterlichen Autoritäten der bewußten Lüge und Verleumdung, sondern rechtfertigt auch die auswärtige Politik der deutschen Regierung und entwirft das glänzendste Bild von der deutschen Kultur, von deutscher Kunst und Wissen-

schaft, deutscher Religiosität und dem sittlichen Charakter des deutschen Volkes, dem politischen, wirtschaftlichen und Sozialleben in Deutschland.

Wenn ich in solcher Zeit eine Geschichte des Kulturkampfes* empfehle, so tue ich es nicht, um durch Aufreißen vernarbter Wunden den Burgfrieden zu stören, sondern um auf die Folie jenes Pseudokulturkampfs den Umriß des echten und wahren zu zeichnen, den wir jetzt durchzukämpfen haben. Abgesehen von diesem Gegensatze ist Kißlings Werk deswegen zu empfehlen, weil es eine vollständige und urkundliche Geschichte des großartigsten Musters einer verkehrten innern Politik ist, das die Weltgeschichte kennt und das jeder studiert haben muß, der auf vollkommene politische Bildung Anspruch machen will. Darstellung und Ton freilich sind weniger zu loben. Zwar befleißigt sich der Verfasser möglichster Objektivität und zerstört neben vielen protestantischen Legenden auch einige katholische, aber er urteilt vom vatikanisch-orthodoxen Standpunkt aus, und seine engherzige Auffassung beeinflußt mitunter den Ton. Einem Manne von Bismarcks Größe — um nur ein Beispiel anzuführen — dürfen Epitheta wie „verschlagen" nicht angehängt werden. (Das Wort steht freilich im zweiten Bande, der vor dem Kriege erschienen ist.) Daß Bismarcks Wirken dem Angriff kritisierender Gegner unzählige Blößen darbieten muß, versteht sich bei den Verwicklungen, durch die er sich durchzuschlagen und durchzulisten hatte, von selbst. Und wie leicht ist es, ihm Widersprüche nachzuweisen, aus denen der Übelwollende auf Mangel an Wahrhaftigkeit schließt! Von den Motiven zum Kulturkampfe, die seine Äußerungen verraten, hat er eins nach dem andern verleugnet; dann wollte ers überhaupt nicht gewesen sein, schob die Verantwortung auf Falk und andre ab, und zuletzt verrannte er sich in die Einbildung, er sei nur durch die Aufhebung der katholischen Abteilung des preußischen Kultusministeriums allmählich in dieses Wirrsal verwickelt worden, die Aufhebung aber sei notwendig gewesen, weil diese Katholiken ihre Stellung zur Polonisierung von Schulen gemißbraucht hätten. Was nun die Motive betrifft, so haben ohne Zweifel alle, die, je nach Umständen abwechselnd, im Laufe der Jahre hervortraten, zusammengewirkt; namentlich das früh eingesogene protestantische Vorurteil gegen den Katholizismus, das sich mit der Zeit zum Haß steigerte. Kißling teilt einen starken Ausbruch dieses Hasses aus dem Jahre 1852 mit, sagt aber ganz richtig, Bismarck habe sich keineswegs in dieser Richtung bis zum Jahre 1875 gradlinig fortentwickelt; dazwischen liegen Zeiten, in denen er den Katholiken weniger unfreundlich gesinnt war; und auch während des Kampfes wechselte seine Stimmung,

* „Geschichte des Kulturkampfes" von Dr. Johannes B. Kißling. Herders Verlag in Freiburg i. B. Drei Bände 1911, 1913 und 1916.

namentlich die gegen den Papst und den hohen Klerus, die er beide wiederholt für seine Zwecke zu benutzen versuchte. Dann die Sorge um seine Schöpfung, um das Reich, das er durch eine internationale katholische Verschwörung bedroht glaubte. Durch diese Sorge und durch Überarbeit nervös geworden, witterte er, Diplomat der er war — der Diplomat hält alle Menschen für Ränkespinner — überall Verschwörungen, auch in den Salons und Schlafzimmern der Damen des Hofes und der Ministerfrauen. Ferner das Bedürfnis, die liberale Mehrheit an seine Politik zu fesseln. Endlich zuletzt wie zuerst seine Abneigung gegen jede starke politische Partei, die Selbständigkeits- und Unabhängigkeitsgelüste verriet. Martin Spahn, dessen kleine Kulturkampfgeschichte Kißling merkwürdigerweise nicht erwähnt, wird recht haben mit der Ansicht, daß Bismarck in dem neu gegründeten Zentrum sofort eine Partei erkannt habe, die gewillt und imstande sei, ihm gegenüber ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und daß der Entschluß, sie zu vernichten, die Haupttriebfeder zu dem Feldzuge gewesen sei. Nun ist ein solches Wechseln und Zusammenspiel von Motiven allgemeine Menschenart, ebenso die Selbsttäuschung über das, was wir in früheren Zeiten gedacht, gewollt und gefühlt haben und das Bemühen, die Verantwortung auf andre abzuschieben, wenns schief geht, oder wenn wir eine unsrer früheren Handlungen als häßlich erkennen. Wir sind eben alle Menschen und darum alle Jesuiten in der populären Bedeutung dieses Wortes, das heißt Advokaten vor unserm Gewissen (die Jesuiten sind es wahrscheinlich am wenigsten, weil sie ihre Ordensdisziplin zu täglicher strenger Gewissensprüfung verpflichtet). Bei den gewaltigen Dimensionen der Persönlichkeit Bismarcks und seines verunglückten Unternehmens tritt dieses Allgemeinmenschliche nur auffälliger hervor als in gewöhnlichen Fällen.

Wenn bis in die letzten Jahre bald dieser, bald jener Mann, bald diese, bald jene Partei, bald die eine, bald die andre Ungeschicklichkeit von Beamten für den Gang nach Kanossa verantwortlich gemacht worden ist (schon in dieser verfehlten historischen Analogie verschlingt sich ein ganzer Rattenkönig von Irrtümern), so beweist dieses, daß die Einsicht in die Widersinnigkeit der ganzen Expedition noch immer nicht durchgedrungen ist. Bismarck konnte sich darauf nur einlassen, weil weder er noch seine liberalen Bundesgenossen eine Ahnung hatten von dem Wesen der katholischen Kirche, von der Seele und dem Charakter der deutschen Katholiken. An beschränkter Personenkenntnis und falscher Psychologie — davon ist ihm zuletzt die Erkenntnis aufgegangen — sind mehrere seiner Unternehmungen gescheitert. Sein gewöhnlicher Umgang: Hofgesellschaft, Diplomaten, Berufspolitiker, sind die zur Gewinnung von Menschenkenntnis ungeeignetsten Typen, denn ihre Seele und die Art, Seele zu offenbaren,

ist von der des Durchschnittsmenschen, namentlich von der des gemeinen Mannes grundverschieden. Von den Spielarten des „Volkes" kannte er allenfalls den niedersächsischen Bauer ein wenig, und der ist nun wieder ein ganz anderer Mensch als der Rheinländer, der Bayer, der Schlesier und namentlich als der katholische Angehörige dieser Stämme. Das kulturkämpferische Publikum aber hielt, von seiner Presse belehrt, die deutschen Katholiken für eine Schafherde (sehen Sie uns doch mal an, sagte Windhorst einst, große Heiterkeit erregend, im Reichstage — es kann auch im Landtage gewesen sein — sind wir denn gar so dumm?), das Zentrum und den Klerus aber auf Bismarcks Autorität hin für Mitglieder einer internationalen Gesellschaft verkappter Jesuiten, reichsfeindlicher Verschwörer, zuletzt, nach Kullmanns Attentat, für eine Bande mit Dolch, Gift und Revolver arbeitender Bravi.

In Wirklichkeit waren die deutschen Katholiken damals, was sie heute sind: ehrliche Leute, die ihre Kirche lieben und von der Wahrheit ihres Glaubens überzeugt sind. Wie es kam, daß sie sich in dieser Überzeugung vom Vatikanum nicht beirren ließen, habe ich bei andern Gelegenheiten gezeigt. Die Bedenken der Altkatholikenführer verstanden sie gar nicht, von deren Gewissensängsten wurden sie so wenig berührt wie heute von denen der Modernisten. Lobt doch der Rechtsphilosoph Josef Kohler, der jetzt als Publizist einen nicht unbeträchtlichen Einfluß übt, die vatikanischen Beschlüsse, weil sie den Primat gegen das Episkopalsystem aufrechterhalten hätten, das dem Bedürfnis unsrer zentralisierenden Zeit nicht mehr entspreche. Selbst so einem Juristenscharfsinn also entgeht der gewaltige Unterschied zwischen einer inappelablen Instanz, die allerdings notwendig ist, die Weltkirche zusammenzuhalten, und einem unfehlbaren Herrn der Gewissen, der innerliche Zustimmung zu theoretischen, zu theologischen Lehrsätzen befiehlt. Was die politischen Folgerungen betrifft, die aus den vatikanischen Dogmen gezogen werden können, so hat grade Bismarck eingesehen, daß deren Bedeutung davon abhängt, ob sie durchgesetzt werden können, und heutzutage können sie es eben nicht. In meiner eignen Opposition gegen das Vatikanum bin ich nicht durch patriotische Erwägungen geleitet worden; nicht einen Augenblick habe ich vom Ultramontanismus Gefahren für Staat und Reich gefürchtet; ums Wohl der Kirche, nicht um die Sicherheit des Reiches, die ich geborgen wußte, war mirs zu tun. Aber, wie gesagt, von solchen Besorgnissen wurde das Volk, die Akademiker eingeschlossen, gar nicht berührt; ja, grade die Opponenten, vor allen Döllinger, hatten durch ihre frühere Wirksamkeit die deutschen Katholiker gegen alle Skrupel gewappnet, und ich selbst durfte einen bescheidnen Teil des Verdienstes dieser Wappnung beanspruchen. Ich erteilte den katholischen Religionsunterricht an einem evangelischen

Gymnasium. An Ostern 1870 war unter meinen Schülern ein Abiturient. Den ließ ich in einer Vorprüfung einige Themata durchsprechen, und sein Vortrag über den Primat war eine logisch unanfechtbare Widerlegung meiner damaligen Ansicht, die er nicht kannte, weil ich sie öffentlich noch nicht ausgesprochen hatte. Der Feldzug war von seinem ersten Beginn an seiner Natur nach verloren, wie ich sofort Männern, mit denen ich korrespondierte, klar gemacht habe. Als den Gipfel des Unsinns pflegte ich hervorzuheben, daß in diesem zur Befreiung der deutschen Katholiken vom römischen Gewissenszwange unternommenen Feldzuge die Befreier sich in Verfolger und Tyrannen der Gewissen verwandeln mußten, die „Römlinge" hingegen, die „Papstknechte", sich genötigt sahen, unter dem Beifall demokratischer Zeitungen die Verteidigung der bürgerlichen und der Glaubensfreiheit zu übernehmen. Akatholische Zeitungen nahmen dergleichen nicht auf, viel später habe ich (in „Christentum und Kirche"; Kißling zitiert die Stelle) geschrieben: „Der Kanzler mußte unterliegen, weil es unmöglich ist, Gesetze aufrecht zu erhalten, denen eine Bevölkerung von vielen Millionen passiven Widerstand leistet; weil es unmöglich ist, einen Gewissenszwang durchzusetzen bei einer Volksmenge, deren Zahl die der ebenfalls unbesiegt gebliebenen Altlutheraner um mehr als das Hundertfache übertraf. Geldzahlungen kann man unter allen Umständen eintreiben, vorausgesetzt, daß Vermögen vorhanden ist, aber unbequeme Gewissen lassen sich nur durch Kopfabschlagen beseitigen, und das wäre bei solcher Menge auch dann nicht möglich gewesen, wenn man noch im Zeitalter der Dragonaden gelebt hätte." Auf die Altlutheraner hat sich auch Bismarck berufen, als er sich von der Ungangbarkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt hatte, aber die Art und Weise, wie er es tut, beweist, daß ihm die Natur der Ungangbarkeit noch nicht klar geworden war. Er ließ durch Busch verbreiten: „Der Staatsmann hat sich an die Fruchtlosigkeit der Verfolgung der Altlutheraner durch Friedrich Wilhelm III. erinnert, sich ‚das Bild eines reitsteifen Gendarmen mit Sporen und Schleppsäbel hinter einem leichtfüßigen Priesterkandidaten, den weibliche Glaubensgenossen in Scheunen und Speisekammern verstecken,' vergegenwärtigt." Daß nicht bloß die Gendarmen, sondern sämtliche in Aktion getretenen Minister, Präsidenten, Richter, Staatsanwälte, viele Landräte und Bürgermeister eine schlechte Figur gemacht haben, ist richtig; aber nicht an der Leichtfüßigkeit der Kaplane (die keine Kandidaten, sondern Priester sind) und an der Beihilfe der Weiber lags, sondern am ernsten Willen von etlichen Millionen Männern.

Die Dragonaden aber erinnern mich daran, daß Kißling sich im ersten Bande, der die Vorgeschichte enthält, nicht auf die Entstehung der umori beschränkt, wobei er ungerechter- und einsichtsloserweise nicht zugibt, daß

die Aktion des neunten Pius und der ihn unterstützenden Ultramontanen den Unwillen und den Spott aller Nichtultramontanen herausfordern mußte, auch derer, welche die politische Ungefährlichkeit dieser Aktion erkannten, sondern die ganze Kirchenpolitik der Hohenzollern durchmustert, um die „Legende" von der Toleranz, Gerechtigkeit, Parität und Freisinnigkeit dieser Politik zu zerstören. Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß die Kurfürsten und die Könige Brandenburg-Preußens wiederholt versucht haben, auch in ihren katholischen Gebieten den summus episcopus zu spielen, und daß ihre Beamten vielfach, teils aus bürokratischem Unverstand, teils aus protestantischem Glaubenseifer oder Katholikenhaß, über das vom Monarchen Gewollte hinausgegangen sind; die Zustände, die sich daraus ergaben, sind gewiß nichts weniger als schön und erhebend. Aber was wollen all diese widerlichen und mitunter lächerlichen Quälereien sagen gegenüber den französischen Dragonaden und den Austreibungen von Evangelischen aus dem Salzburgischen und aus dem Zillertale! (Die zweite erst 1839!) Kißling führt gegen die Hohenzollern das Völkerrecht ins Feld, das Retorsionen an den eigenen Untertanen verbiete; die Billigkeit aber fordert, anzuerkennen, daß, wenn die Hohenzollern manchmal ihre katholischen Untertanen ungerecht behandelt haben, sie sich dazu berechtigt glauben durften durch die noch größeren Ungerechtigkeiten, die von katholischen Regierungen an Evangelischen verübt worden waren, um so mehr, weil die katholische Kirche ein Oberhaupt hat, das die Intoleranz als einen integrierenden Bestandteil ihres Glaubenssystems grundsätzlich fordert, die Evangelischen aber einer solchen Autorität und eines solchen starren Glaubenssystems entbehren; und endlich müßte doch auch ein Vatikaner einsehen, daß es gerade die geflissentliche Hervorkehrung dieser Autorität und dieses Systems gewesen ist, was die Kulturkampfstimmung erzeugen mußte, wenn es auch natürlich eine groteske Übertreibung war, daß Bismarck in einem jener nicht eben häufigen Augenblicke, wo sein evangelisch-lutherisches Bewußtsein prävalierte, sich zu dem Ausrufe hinreißen ließ, das Papsttum bedrohe und gefährde die Seligkeit der Evangelischen. Und Friedrichs des Großen Toleranz und philosophischen Freisinn hätte der gestrenge Vatikaner unbekrittelt lassen können. Lessings vernichtendes Urteil über die Berliner Freiheit bezieht sich nicht auf die Behandlung der Katholiken, sondern auf Dinge, die man bei Karl Adolf Menzel findet. Und wenn Friedrich alles Kirchliche, so weit es nicht für Staatszwecke verwendbar war, gering schätzte, so darf man ihm das nicht übel nehmen. Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert sind, in Deutschland namentlich, die häßlichste und schrecklichste Periode der christlichen Zeit gewesen. Mit ihren gegenseitigen Verfolgungen, greuelvollen Religionskriegen, Hexenverbrennungen, Folterkammern, öffentlichen Hinrichtungen nach den Methoden der qualifizierten

Todesstrafe bieten sie einen so widerwärtigen Anblick dar, daß sich ein feines und edles Gemüt nicht anders als abgestoßen fühlen konnte von Kirchen, die Mitschuldige dieser Scheußlichkeiten waren und leicht für die einzigen oder wenigstens Hauptschuldigen gehalten werden konnten. Was die Behandlung der Katholiken unter Friedrichs Regierung betrifft, so genügt es, festzustellen, daß er in dem eroberten Schlesien die Kirchen- und Schulangelegenheiten der Katholiken in einer Weise geordnet hat, mit der die Bischöfe und die Pfarrer bis zum Kulturkampfe zufrieden gewesen sind, zufriedener als mit den Zuständen im benachbarten Österreich; und Kißling sieht sich genötigt, dem großen Könige bei einigen Gelegenheiten landesväterliche Hochherzigkeit zuzugestehen. Daß Friedrich die in allen übrigen Staaten mit Hunden gehetzten Mitglieder des aufgehobenen Jesuitenordens nicht bloß in seinem Staate behalten, als Schulinstitut organisiert und dotiert, sondern auch in seiner Privatkorrespondenz gegen die französischen Freunde in Schutz genommen hat, erwähnt Kißling; indes bei der Ausführlichkeit und Vollständigkeit, deren er sich sonst befleißigt, hätte er noch etwas mehr tun können; er konnte aus Menzel einige der Äußerungen Friedrichs abschreiben, aus denen eine Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit des Urteils, eine Gerechtigkeit und Menschlichkeit hervorleuchten, die wohltätig abstechen von dem giftigen blinden Hasse der Enzyklopädisten. Auch zwei Predigten, die bei der Trauerfeier für den König zu seinem Lobe in katholischen Kirchen Breslaus gehalten worden sind, erwähnt er; eine dritte, ganz enthusiastische, die ein Jesuit gehalten hat, scheint er nicht zu kennen.

Diese Dinge nun sind heute gründlich abgetan. Kindisch würde es dem ganzen vom Entsetzlichsten erschütterten deutschen Publikum vorkommen, wenn im Reichstage mit furchtbaren Ernst über die Staatsgefährlichkeit katholischer Dogmen leidenschaftlich disputiert würde, wenn Staatsanwalt und Verteidiger darüber stritten, ob der maigesetzwidrig angestellte Kaplan, der an einem Vormittag hundert Personen Beichte hört, damit eine Straftat oder hundert Straftaten begeht, und wenn ein Landrat die von einem solchen Kaplan gespendete Taufe für ungültig erklärte. Unmöglich ist es, daß die Katholiken noch einmal als Reichsfeinde verschrien werden, der Katholizismus als ein Fremdkörper im Leibe des deutschen Volkes, ebenso unmöglich aber, daß der Krieg vorübergeht, ohne den orthodoxen Glauben der Katholiken erschüttert zu haben. Gewiß, sie glauben aufrichtig an die Wirkung der Sakramente. Aber so weit sind sie doch von philosophischem und von neutestamentlichem Geiste durchtränkt, daß sie sich die Wirkung der Sakramente nicht als einen rohen Zauber vorstellen, der auch den Bösewicht oder Lump in den Himmel expediere; sie sind überzeugt, daß die Sakramente nur dem die Seligkeit erschließen, den sie sittlich veredeln. Daß in Frankreich, dessen Bigotte

die Unfehlbarkeitserklärung betrieben haben, beim häufigen Sakramentenempfang und bei der Jugenderziehung durch Ordensleute nichts anderes herausgekommen ist als eine teils voltairianische teils geradezu atheistische Kammermehrheit und Regierung, die Ordensaustreibung und die völlige Auflösung des kirchlichen Lebens, das haben die deutschen Katholiken schon vor dem Kriege mit verwunderter Betrübnis gesehen. (Die Verwunderung war nicht ganz berechtigt; eben die vatikanische Bigotterie mußte die Religion einem so scharfsinnigen, geistreichen und spottsüchtigen Volke verekeln). Jetzt, im Kriege, machen sie die Wahrnehmung, daß in den rein katholischen Ländern Belgien, Frankreich und Italien der katholische Glaube und die Sakramente das Volk nicht einmal auf jene Stufe der sittlichen Kultur, zu jener Übung der elementarsten Tugenden zu erheben vermögen, durch die sich die Edleren unter den antiken Heiden ausgezeichnet haben, und die den heutigen Türken ganz allgemein, auch von katholischen Ordensleuten, nachgerühmt werden; sind doch bei zweien jener Nationen (nicht bei den Italienern) sogar die Priester, ja die Bischöfe, ins Lager der atheistischen Lügner und Verleumder Deutschlands übergegangen. Auf der andern Seite sehen unsere Katholiken und bekennen es laut, daß Deutsche ohne Unterschied der Konfession im gegenwärtigen Kriege jene Tugenden der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit üben, welche die katholischen Feinde vermissen lassen, und daß ein bedeutender Teil des Verdienstes, unser Volk zu dieser sittlichen Tüchtigkeit erzogen zu haben, der schlichten evangelischen Gottesfurcht der Hohenzollern gebührt, die im ungläubigen Sprossen ihres Hauses die Gestalt philosophischer Pflichttreue und Humanität angenommen hat. Zu der von deutschen Philosophen und Historikern gefundenen Wahrheit, daß die Konfessionen national und individuell ausgeprägte Formen desselben Christentums und darum gleichberechtigt sind, darf sich ja der gläubige Katholik nicht bekennen, weil die Alleinberechtigung seiner Kirche ein Glied seines logisch verketteten Dogmensystems ist, aber im stillen wird er sich jetzt zu dem Bekenntnis bequemen, daß diese Auffassung diskutierbar ist, und er wird sich hüten, wie bis zum Kriege öffentlich zu betonen, daß er dem evangelischen Mitbürger nur die bürgerliche, nicht die ideelle Gleichberechtigung zugestehen könne.

Und die Katholiken werden einsehen, daß ihr gegenwärtiges Oberhaupt, dessen wirklich neutrale Haltung über jedes Lob erhaben ist, den Krieg richtig charakterisiert hat, indem er ihn als den Selbstmord der europäischen Kultur definiert. Versuchten Selbstmord, dürfen wir hoffentlich noch sagen, und damit es sich nicht vollende, ist nichts dringender notwendig, als daß sich ganz Europa über das Wesen seiner Kultur klar werde. Bismarck und seine liberalen wie seine lutherischen Myrmidonen waren kultivierte Menschen, aber Einsicht ins Wesen der Kultur hatten sie so wenig wie

ihre katholischen Gegner. Ja sie waren noch einseitiger als diese. Denn während die Kirche, die diesen als der Inbegriff höchster Kultur erschien, immerhin eine extensiv wie intensiv viel umfassende Kulturmacht ist, verehrten die andern ein jeder seinen kleinen Abgott, der ihm die ganze Kultur erschöpfend darbieten sollte. Von ganz kleinen Götzen abgesehen, hießen diese Repräsentanten der Kultur unter anderen Sokrates, Plato, Luther, Galilei, Kant, Goethe, Schiller, Friedrich der Große, Hegel, Bismarck, Wilhelm der Große, Affenvogt, Virchow (diese beiden waren Antipoden in der Anthropologie). Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts beteten etliche Millionen Deutsche das Doppelgestirn Marx-Haeckel an, das sich in den ersten siebziger Jahren noch nicht viel über den Horizont erhoben hatte. In Wirklichkeit ist die europäische Kultur die höchste, feinste, edelste und umfassendste aller bisher von der Menschheit erzeugten Kulturen: die Betätigung der höchst intelligenten, ethisch und ästhetisch veredelten weißen Rasse in ordnender und gestaltender Schöpfertätigkeit. Diese Kultur ist in Europa begründet worden von den Griechen, den Römern und dem jüdisch-hellenistischen Christentum, dann von Mönchen, die in Germanien den Urwald lichteten, die Sümpfe trocken legten, den Boden kultivierten, die Elemente der Wissenschaften lehrten, im Norden verbreitet worden; an ihrem weiteren Ausbau haben gearbeitet die Scholastiker, die den ungefügen Barbarengeist im abstrakten Denken schulten, die Künstler der Renaissance, die Reformatoren, die im Wetteifer mit den Jesuiten das aus Üppigkeit und rohem Kraftgefühl verwildernde Volk disziplinierten, die Astronomen, Mathematiker und Physiker des sechzehnten und siebzehnten, die Neuhumanisten und Dichter des achtzehnten, die Philosophen und Geschichtsforscher des neunzehnten Jahrhunderts, die Hohenzollern, die Wittelsbacher, manche kleine Serenissimi und ihre Helfer in der Volkserziehung, die Pfarrer und Schulmeister beider Konfessionen, die in treuer Arbeit nicht ruhten, bis auch die Niedrigsten fähig geworden waren, die höchsten Ideale der Menschheit zu verstehen.

Der drohende Untergang dieser herrlichen Kultur nun macht uns den wahren und echten Kulturkampf zur Pflicht, der in folgendem zu bestehen hat: die deutsche Intelligenz muß die Vorurteile der Westvölker überwinden und sie von der Solidarität aller Kulturvölker gegenüber Rußland überzeugen; unsre Regierung aber muß, von der ganzen Völkerfamilie unsers Kulturkreises unterstützt, das Zartum überwinden, um die von ihm geknechteten und gefährdeten Völker auf unsre Kulturstufe zu erheben, und die von der Indolenz der Bewohner und von schlechter Verwaltung mit Verwahrlosung und Verwüstung bedrohten Bodenschätze Osteuropas und Westasiens zu retten und zu mehren, Bodenschätze, die außer uns Deutschen niemand notwendiger braucht als die Engländer und die Belgier.

Schwarzgelb

von Samuel Saenger

I

Hermann Bahr erschien mir immer ‚schwarzgelb' im guten . . . aber nicht nur im guten Sinne. Eine weit erschlossene Natur, warm und südlich, regsam und reizsam, heiter und witzig, schmiegsam und anmutreich, mit einem Schuß Schubert und Mozart im Blute, — man konnte sich keinen schöneren Umgang, keine bessere Unterhaltung, keine liebenswürdigere Anregung denken als den Verkehr mit diesem vielseitigen deutsch-österreichischen Intellektuellen. Aber daß er in jedem geistigen Klima, ohne Bedenken und Opfer, so schnell heimisch war, daß er Gegensätze, die wir als absolute empfanden, mit gleichem Pathos genießen und schwelgen konnte, das erregte unsern Verdacht. Anatole France und Maurice Barrès traten ganz selbstverständlich neben Tolstoi und Dostojewski, Friedrich Nietzsche neben Richard Wagner und D'Annunzio, Bernard Shaw neben John Ruskin und Thomas Carlyle, Ibsen und Wedekind und Hauptmann neben Schnitzler und Hofmannsthal, Aufklärung und Freigeisterei gesellten sich ohne Beschwer zur Transzendenz und Mystik und zum Katholizismus, Meister Eckehard und Thomas von Aquin standen Schulter an Schulter neben Buckle und Marx, und orthodoxer (wissenschaftlicher) Sozialismus, Sozialliberalismus und Nationaldemokratie verquirlten sich zu einem neuen Gebilde, über dessen Merkmale sich auch scharfsinnige Köpfe nicht einig waren. Alles das und unzählig viel anderes wurden als gleichwertige Bildungselemente betrachtet, gutgeheißen und empfohlen. Die Synthese zwischen Goethe und Bismarck, die wohlmeinende Schulmeister unreifen Jünglingen in Schule und Universität ans Herz legten und ins Gewissen schoben, als ob sie sich ohne die allerpersönlichste Erlebniskraft und Erlebnisfähigkeit vollziehen ließe, war Kinderspiel neben der, die Hermann Bahr seinen ernsten Lesern zumutete. Er schien mir darin — daß ich es offen heraussage — für die Suchenden und die Verirrten ein schlechtes Vorbild. Er war mit dieser unbegrenzten und unbedingten Vielseitigkeit ein nicht nachahmenswertes Beispiel unseres typisch modernen deutschen Intellektuellen, ehe er mit festem Steuer dem Absoluten zustrebte, das er im Katholizismus der Kirche fand oder wiederfand. Also bis vor etwa sechs, sieben Jahren ging es auf die Bejahung, das heißt das unausgeglichene Nebeneinander aller Widersprüche der Menschen und der Menschheit. Das war Subjektivismus, Historismus, Nihilismus in Einem, ein interessiertes Hinnehmen und Billigen aller möglichen und denkbaren und wirklichen Standpunkte. Selbst heute noch wird mir bange,

wenn ich lese, wie er Dostojewskis Leistung und Mission einschätzt. Er hat, verkündet er, in Rußland ganz allein die geistige Arbeit getan, die bei den andern Völkern an so viele Einzelne und Richtungen und Strömungen verteilt war, er hat seine Landsleute aus Scheineuropäertum und Nihilismus wieder heimgeführt ins eigene Land und zur eigenen Arbeit, zum Volke. Er wurde seinen Russen in seiner Person, was uns das Erbe Goethes, die Romantik, die geschichtliche Sprachwissenschaft, die geschichtliche Rechtswissenschaft, der Anblick Bismarcks, der Kathedersozialismus und die Sozialdemokratie, was auch in allen anderen Ländern das Ergebnis von Geschlecht zu Geschlecht geduldig fortgesetzter Einwirkungen vieler war. Vielleicht hat diesen Bahrschen Glauben die russische Revolution erschüttert, deren Vorgefühl sich in vielen Europäern regte. Es hat mich immer tief betrübt, daß so begabte Naturen wie Hermann Bahr ihre Mission — objektiv beurteilt — mißverstanden, die Aufgabe nämlich, dem so gar nicht lösenden und erlösenden Professorismus unserer deutschen Geisteswissenschaftler ein System der wahren Lebendigkeiten gegenüber zu stellen. Darum erstickten wir unter der Fülle der Reichtümer ...

Von wirklichen Überwindungen konnte also wohl nicht die Rede sein; ohne Entfernung, Entfremdung, ohne die „Frostgefühle" der disziplinierenden Selbstzucht gehen sie in der Regel nicht vonstatten. Doch stets entwaffnete die unentwegt gute Laune und die geistige Elastizität Bahrs, die dem nordischen Ernst die Zentnerlasten nahm. Der Europäerstrom wurde breiter und tiefer, aber unser Schriftsteller blieb ein munterer Schwimmer und beschämte die Philister. Einen großen Sack Gelehrsamkeit trug er seit den Studentenjahren mit sich, dadurch viele Genossen aus der Wiener Schule und dem Lande der Begabungen weit hinter sich lassend. Seine Belesenheit ist so staunenswert wie die Vielseitigkeit seiner Interessen. Er ist mit Ernst Mach vertraut und in Karl Marx heimisch. Er hat in der Schule Adolph Wagners wissenschaftlich denken gelernt. Er begann seine publizistische Tätigkeit als ernster politischer Pamphletist, seine „Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle", die er der „Aussichtslosigkeit des Sozialismus" des berühmten Gelehrten entgegenschleuderte, zeigte so etwas wie eine Klaue. Und wie wohl tat es uns, daß Bahr sich dem literarischen Betriebe und dem Streit um künstlerische Relativitäten nie ganz ausgeliefert hat. Ein Stück Wiener Wald und die Sonne Salzburgs trug er stets in sich, wohin er ging oder sich verirrte. Darum blieben wir ihm gut, auch als wir Grund hatten, ihm zu grollen und an seiner Mission zu zweifeln. Darum wünschten wir, als mit dem weltpolitischen Getöse der Streit um den deutschen Idealtypus lauter und lebhafter wurde, dem schwerfälligen Ernst und der nüchternen Sachlichkeit des tieferen nordischen Bruders als Ergänzung mehr von dieser

schwarzgelben Natur, die in das breite Bett der unerschöpflichen großdeutschen Natur früherer Zeiten zurückstrebte. Und darum ist das Wort eine wundervolle Bezeichnung für eine Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen, die während des Krieges entstanden sind (bei S. Fischer).

Der gemeinschaftliche Inhalt ist das große Wunder Österreich und der österreichischen Erneuerung, die für Bahr kein Problem ist, wie etwa für Karl Renner, sondern ein Erlebnis, eine von religiösen Stimmungen umleuchtete Einmaligkeit, die hinfort alles Leben bis in die politischen und gesellschaftlichen Niederungen hinein bestimmen soll. Die durch Jahrzehnte erprobte Bereitsamkeit des Mannes bewährt sich auch in seinem neuen politisch-kulturellen Prophetentum. Er ist durch seine Heimatslande, aber auch durchs Reich gezogen und hat gewiß durch seine unerschütterliche Liebenswürdigkeit und seinen romantisch anmutenden Überzeugungswillen warmes Gehör und hoffentlich auch viel Zustimmung gefunden. Das große Wunder Österreich, das auf diesen beschwingten Blättern beinahe wie eine Krone aus dem Märchenlande dargestellt wird – eine Krone ohne Dornen –, ist das Brudergefühl, das tiefe, zueinander treibende, alle von den bösen politischen Leidenschaften errichteten Trennungsmauern niederreißende Solidaritätsgefühl, das sämtliche österreichischen Völker, Nationen und Nationchen, umschlingt; sie sehen sich von der gemeinsamen Not bedroht und bekennen sich, Germanen, Slaven, Italer, zur gleichen Staats- und Reichsgesinnung. Auf den Fels dieses erlebten Wunders, an dem Bahr offenbar durch keine Erfahrungen hinter den Fronten irre gemacht wurde, soll nun das neue Gemeinschaftsleben in den Ländern der habsburgischen Krone gebaut werden; mit nationalen Autonomien und kultureller Selbständigkeit der einzelnen Glieder als Hilfsmittel, so daß als letztes Resultat ein Staatenstaat entsteht, eine südöstliche, großösterreichische Schweiz, als Brücke zwischen Ost und West, zwischen Germanen und Slaven, zwischen Nordländern und Südländern, ein dem niedergetretenen Europäertum vorgelebtes Experiment der Völker- und Rassenverbrüderung, der Vereinigung und Vereinheitlichung der vielen.

Nicht wahr, die Verheißung ist berauschend, und unter den vielen Hörern und Lesern Bahrs werden sich vermutlich nicht wenige finden, die an das Ei des Columbus denken und die visionäre Sicherheit des gläubigen Verkündigers bestaunen werden.

Man sah in dem Trieb der österreichischen Völker nach Entfaltung und Eigenbestimmung nur ein Zeichen des Verfalls und Zerfalls, man sah nur den aufgestachelten nationalen Trotz und die gegeneinander gehobene Faust der vielen Völkerpersönlichkeiten, aber man übersah doch ein gemeinschaftliches Grundgefühl und den eingeborenen Hang zum Übernationalismus, den der Krieg ans Licht gebracht. In den Abhandlungen des

Buches wird immer von neuem die These abgewandelt, daß das österreichische Problem das europäische im kleinen sei, nämlich das gleichberechtigte Nebeneinander von Nationen, die kulturelle Autonomie genießen, aber sich einem staatlichen Oberbegriff unterordnen. Und während man bis zum August 1914 die nationalen Streitigkeiten und Zänkereien im habsburgischen Reiche für eine Bedrohung des europäischen Friedens hielt und schon 1902 der französische Historiker Albert Sorel weissagte: „An dem Tage, da die Balkanfrage gelöst zu sein scheint, wird Europa unabwendbar vor die österreichische Frage gestellt sein", versteigt sich Bahr zur paradoxen Behauptung mitten im Weltkrieg: Seht her, Europäer, wollt ihr den Frieden und die Wiedergeburt der Vernunft haben, so ahmt unser Beispiel nach, werdet österreichisch, gründet die Vereinigten Staaten von Europa, wie wir eigentlich schon die Vereinigten Staaten von Österreich, das größere Österreich haben oder zu haben im Begriff sind. Sehr witzig sagt er: „Der Österreicher ist, welcher Nation immer, in seinen gelungenen Exemplaren (die allerdings sehr selten sind) ein Entwurf, gewissermaßen ein erster Versuch des Europäers." Er spricht zwar vom großen Deichverbande Mitteleuropas, an dem sich die anstürmenden Wogen ringsherum brechen, aber er erkennt ihm nur den Wert einer Hilfskonstruktion in der Not zu, und er glaubt, wenn erst das ‚Weltreich' Österreich oder der mitteleuropäische Bund es nicht mehr nötig haben werden, die eisernen Stacheln nach außen zu kehren, werde das demokratische Lebensprinzip dieser Bünde, der von reinstem Kulturdrang getragene Föderalismus weiter greifen und den Gewaltfaktor der auf Mißverständnis beruhenden Machtpolitik der bisherigen Art bezwingen und bezähmen. Das scheint mir wenigstens die Grundidee von 1914, die Bahr aus dem Sturm und Drang herausliest. Der reine, trotzig in sich und auf sich beruhende Nationalstaat ist ihm also nicht das letzte Wort der Geschichte. Der Sinn der Weltkatastrophe würde sich darin offenbaren, diese nationale Enge, mitsamt dem Gift ihrer nationalistischen Abarten, zu zerbrechen. Man wird an Schultze-Gävernitz' ‚Föderalismus kulturverwandter und interessenverbundener Staatenkreise' erinnert, an die formale ‚Führung ohne Herrschaft', im Gegensatz zu Englands herrenhafter Weltunterjochung und ähnliche Formeln, die unsere Gedanken- und Literaturwelt durchschwirren; nur verbirgt sich bei Hermann Bahr ein wirklich echter und edler Universalismus des Gefühls und des christlichen Gemeingeistes: er sieht auf der angedeuteten Grundlage die Annäherung an die mittelalterliche civitas dei sich vollziehen.

Der Politiker lächelt, er ist von Berufs wegen ungläubig; er sieht in dem Machtausgleich seine mittelbare und unmittelbare Aufgabe; darüber hinaus sind ihm alle Horizonte verlagert oder gar als Luxusvorstellungen phan-

tastereicher Privatmenschen betriebsstörend. Was nun aber das österreichische Wunder betrifft, so hat es auf diesen Blättern Pernerstorfer mit ironischen Zweifeln überschüttet. Rudolph Kjellén, ein wahrhaft unbestechlich objektiver Kopf, wirft Bahr Übertreibung vor, um nicht zu sagen, daß er von einer Täuschung ausgehe; er bestreitet nicht die Existenz des Staatsgedankens in diesem Nationalitätenstaate und zeigt sich von seiner Widerstandskraft nach außen überrascht. Aber er spricht es doch aus: nicht die Überlegenheit des Staatsgedankens über die zersplitternden Nationalgedanken habe die habsburgische Monarchie gerettet, sondern das Zusammengehen und der Zusammenhang mit Deutschland. Das sei keine Allianz mehr, es sei eine Assekuranz. Für heute haben die Politiker recht; doch die Vorstellungen, die in Bahr wühlen und in zum Teil übertriebenen Bildern Ausdruck suchen, werden siegreich sein müssen, wenn Österreich und Europa sich beruhigen sollen. Er deutet den föderalistischen Kern seines Heimatsstaates, sein endgültiges Gesicht, das durch alle Fratzen hindurchzuschimmern beginnt; und er deutet ihn richtig. Wie gerade der Fluß der österreichischen Dinge vor unsern Augen beweist: der Zentralismus mit seinen Herrschaftsallüren, der Bürokratismus (der „Hofrat") mit seinen Konservierungsmethoden und – sprechen wir aus was ist – der Verbandsgedanke einseitig deutschen Gepräges, der schließlich doch den Herrschaftsgedanken verschämt umhüllt, sie haben für den autonomen Drang der österreichischen Völker keine elastische lebendige Form zu finden vermocht. Und wer den Dualismus mit Ungarn, diese Schöpfung aus revolutionärer Zeit, für eine habsburgische Endgültigkeit und einen Vorgang ohne fernste Folgen hielt, wird heute hoffentlich anders denken. Es ist spät, aber nicht zu spät, sich die Belehrungen und Fingerweise anzueignen, die in den Verhandlungen der Delegationen des letzten Jahrfünfts stecken.

Seit der Behandlung des deutsch-böhmischen Problems, dem Prüf- und Eckstein aller österreichischen Probleme, läßt sich der Bahrismus am leichtesten prüfen. Den Panslawismus der Böhmen nimmt unser Gewährsmann nicht ernst; das Hussitische in ihnen, der Hang zu protestlerischer Aufklärung, das Westlertum, wirkten dem Versuch entgegen, sich politisch irgendwie mit Rußland zu vereinigen. – Bahr schrieb vor der russischen Revolution, daß die Tschechen, ein starkes, leidenschaftlich sich wollendes doch kleines Volk, geistig Anlehnung an eine große Kultur- und Rassengemeinschaft suchen, sei so wenig verwunderlich wie daß die Deutschösterreicher ja innerlich auch nicht mit Österreich allein auskämen. Aber diesem gesamtslawischen Gemütszusammenhang werde nur durch Unvernunft der zentralistischen Staatskünstler die negative Form erhalten, die den Reichsgedanken krank und schwach mache. Finde also der die

ganze Nation in ihren Höhen und Tiefen beherrschende Gedanken der Autonomie Erhöhung und Erlösung, so würden die Tschechen Österreich bedingungslos als ihr Vaterland ansehen lernen, und auch der aufsässigste werde einsehen lernen, daß er alles was er an Leib und Seele ist nur in Österreich sein könne. Ich vermag nicht zu untersuchen, wieviele stock-österreichische Tschechen vorhanden sind; andere als Parteiurteile kenne ich nicht. Hätte Bahr nicht die Neigung, auch beim Politisieren in die Paradiesgärten der Mystik zu entrinnen, so würde sein großes Talent zur Unparteilichkeit bessere Wirkung erzielen. Das österreichische Wunder lehne ich ab. Was ich gehört, gelesen und gesehen habe, schwächt meinen Glauben und nährt mein Mißtrauen. Nur weiß ich, und der Kriegsverlauf wird dieses Wissen hoffentlich jedem Deutsch-Österreicher oder Tschechen oder Südslawen ins Gewissen gehämmert haben, daß politisch, geographisch und weltwirtschaftlich, Groß-Österreich allein als Zweckverband der Ort ihrer nationalen Existenzen sein kann; aber es ist nicht erlaubt, diesen Zweckverband Österreich auch für die slawischen Völker mit all den Weihen des naturgegebenen nationalen Staates zu umrahmen. Der Deutsche hat diese Tendenz, weil er Jahrhunderte hindurch zur Herrenrasse gehörte und das Herrschaftsvolk bildete. Von der Babenbergerzeit bis zu Maria Theresia, der josephinischen Aufklärung und dem Frühling Metternichs (aus Koblenz) war Er der Gesamtstaat, der Staatsgedanke lebte in ihm. Seit dem Wiener Kongreß erlitt dieser deutsch-österreichische Gedanke Niederlage auf Niederlage; der Deutsche mußte ihn, da er ihn auf sich und doch nur auf sich bezog, gegen die Mitbewohner des Hauses verteidigen. Es bleibt allein ein Ausweg, um für soviele Völker von historischer Eigenart und immer schärfer und spitzer ausgeprägtem Eigenwillen das gemeinschaftliche Haus in Frieden bewohnbar zu machen, — der allmähliche Umbau in einen reinen Zweckverband, in Formen, deren Wert und Nutzen sich vor der Vernunft des Lebenswillens rechtfertigen lassen. Ich scheue mich nicht, das englische Wort für eine englische Entdeckung herzusetzen: Commonwealth — Gemeinwohl. Der frühere großdeutsche Föderalismus war Herrschaft mit Führung: er beruhte auf der aristokratischen Gliederung der Nationen und Nationchen; der heutige kann nur demokratisch sein: Herrschaft ohne Führung. Ein schwerer Weg, aber er muß gegangen werden. Es ist der Weg des Vertrauens ineinander, der Vernunft und der Gerechtigkeit. Ob Verlauf und Ende des Krieges die Bahn für ihre Wirksamkeit frei machen werden, müssen die nächsten Ereignisse offenbaren. Die ersten Taten und Proklamationen des jungen Kaisers scheinen den Mutlosen und Zweifelnden unrecht zu geben. Sie packen das Nationalitätenproblem bei den Hörnern. Doch sie im einzelnen zu begutachten, ist Sache des Chronisten.

Ein kleines Kapitel ist den Ideen von 1914 gewidmet, — ein kleines, aber es ist durchaus nicht arm an Perspektive und nuancenreicher Gliederung der Hauptgedanken, die in nachdenklichen Männern als Sinn und Ziel unserer historischen und kulturellen Mission aufleuchten. Das Grundthema ist die Frage, ob Neunzehnhundertvierzehn 1789 wirklich überwunden habe, wie Professor Plenge, Rudolph Kjellén und Gleichgesinnte in tausend Variationen vortrugen. Man wünschte, daß die Gelehrten weniger beeilt wären, Geschichte zu konstruieren, die Missionen unter die Völker zu verteilen und auf die Ewigkeit berechnete politische Wertschätzungen zu wagen. Gerade diese Voreiligkeit ist ja der größte Schmerz und die stärkste Gefahr unserer Tage, die unbedachte Zunge, die irgend welchen in der historisch-politischen Retorte fabrizierten Fanatismus als Erlösung predigt und als Religion in das Gewissen redet. An dieser Stelle bewahrt Bahr eine kühle, warnende Besonnenheit. Ist denn wirklich die Eingliederung des Ich, des Individuums in das Gemeinschaftsbewußtsein und das Gemeinschaftsleben ein absolutes Novum in der Geschichte? Ist denn wirklich der Kriegssozialismus eine so völlige Überraschung, die aus der wirtschaftlichen und technischen Arbeit und Organisation des Voraugust nicht abzuleiten wäre? Haben denn wirklich die Ideen von 1789 den Sinn gehabt, zu verhüten, das einzelne Ich möchte sich als selbständiges Willensatom gegen alle andern Teil-Ichs absondern und die gesellschaftlichen Verbände sich nur auf Laune, Willkür, ungeregelte Freiwilligkeit, kurz auf die tausendfach gestäupten Formen der Anarchie einstellen? Es ist beschämend, daß Jahrhunderte schmerzensreicher Geschichte und zudringlichster Erkenntnisarbeit so billige Beurteilungen und Wertschätzungen in Umlauf setzen und ein so dummes Überlegenheitsbewußtsein schaffen konnten, — denn was in den Gehirnen disziplinierter Professorenköpfe nuancenreich umgeht, ist in das banale Bewußtsein der Millionen als verneinende und verzwergende Doktrin hinüberspaziert, um die dialektisch zerwühlte, überreizte und überheizte Irrenhaus-Atmosphäre Europas zu schaffen. Bahr hat ganz recht: der allgemeine Leser von Plenge und Kjellén löst die Beschränkungen eines Gedankens ab und hält sich an den Kern, der besagt: während das Individuum von 1789 bis 1914 sein eigener Herr war, dient es jetzt wieder, es entselbstigt sich (Goethe), es ist von der Sehnsucht zu „erwerden" (Meister Eckehard) befallen und beschwingt, es hat sich aus gesteigertem moralischen Bewußtsein wieder eingegliedert und läßt seinen autonomen Willen freiwillig zugunsten des überindividuellen Staates abdanken, den es nicht mehr als Fremdes, sondern als gesteigertes Eigenes empfindet; kurz, es sucht und es findet seine Erlösung im sozialen Staat. Es ist kaum verständlich, wie

es möglich ist, in kurze Sätze soviel vorgefaßte Meinungen zu stopfen. Zerbrochen wurde 1789 eine unzulängliche Staatsform, eine totgelaufene Maschine. Geboren wurde aus dem Drange geistiger Emanzipationen, die seit der Reformation und Renaissance die europäische Seele überall packten und vorwärts peitschten, — geboren und in helles Bewußtsein gehoben wurde das neue Ausleseprinzip menschlicher Vergesellschaftung: die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des Einzelwesens; der neue Beweisanspruch an die Leistungsfähigkeit dieses Einzelnen; und dieser Beweisanspruch sucht bis auf diesen Tag immer neue Verfahren und immer neue Kontrollen. Aber die Forderung an sich ist über hundert Jahre alt und wird als Wertmesser sozialer Leistungen immer unentbehrlicher. Geboren wurde 1789 auch der ganz scharfe kontinentale Begriff nationaler Einheit, des Verbundenseins also jedes Gliedes mit jedem Gliede der historisch entwickelten und zusammengeschweißten Sprach- und Kulturgemeinschaft, die man Nation nennt. Gerade der politisch-ökonomische Liberalismus, der vor und nach 1789 einsetzt, die Entbürdung von feudalen Lasten, die wirtschaftliche Entfesselung der individuellen Egoismen, lief parallel mit einer bis dahin ungekannten und ungeahnten Steigerung der seelischen Anteilnahme am Staate und einer unerhörten Ausweitung des sozialen Bewußtseins, gerade weil es nicht durch Rechenstubengedanken eingezwängt wurde. Zu keiner Zeit der deutschen Geschichte war zum Beispiel der seelische Anteil des Volkes am Staate wärmer und stärker als nach den Befreiungskriegen, obwohl womit sie uns beschenkten schließlich doch nur ein Bündel von Surrogaten der Freiheit und Einheit war. Weniger das seelische als das technische Verhältnis zum Staate hat sich geändert, seit die Nachtwächteridee von ihm durch die sozialistische abgelöst wurde, und es ist tausendmal unwahr, zu behaupten, der Staatssozialismus (und gar der Kriegssozialismus als seine Vorstufe) verbürge eine höhere, sittlichere, geistigere, freiwilligere Form der individuellen Eingliederung in die Gesamtordnung. Weswegen wir hinfort irgendwie in die sozialistische Fürsorgewirtschaft werden übergehen und ihren mechanisierenden Lasten uns seelisch werden anpassen müssen, brauchen wir hier nicht auseinanderzusetzen. Ich möchte hier nur mit allem Nachdruck bestreiten, daß das Grundbewußtsein, mit dem das Einzel-Ich seine eigene Stellung im Leben in sich erlebt, 1914 seelisch wärmer und reicher gewesen sei als 1789. Der Rausch und der Taumel großer Massen lassen sich nicht vergleichen, aber sicher scheint mir, daß nach den zu einander treibenden Augusttagen 1914 in allen beteiligten Ländern Europas sehr bald das bewundernde Staunen über die fabelhaften Leistungen des zentralen Organisierungsapparates, der alle Einzel-Ich restlos in sich aufnimmt, einem Druck- und Angstgefühl über die individuelle Ohnmacht Platz gemacht hat. Wie weit es als erhaben empfunden wird, daß im Verlauf der letzten drei Jahre nicht nur in Ruß-

land, das seinen besonderen Entwicklungs-Rhythmus hat, die Sehnsucht nach 1789 immer größer geworden ist, weiß ich nicht; aber was sie bedeutet, liegt auf der Hand: natürlich nicht die Sehnsucht nach den Blut-Orgien jener Zeit, nach dem flachen und grausamen und subalternen Fanatismus, sondern nach der Seele seiner Verbrüderungsformeln, nach der Entlastung und Entbürdung von mechanischem Druck, nach dem Liebesverhältnis zwischen dem Ich und der übergeordneten Gemeinschaft, nach der Überwindung jener Fremd- und Frostgefühle, die sich bei dem gigantischen Wachstum des wirtschaftlichen und bürokratischen Zentralismus von selbst eingestellt haben.

Also ich freute mich, als ich Bahr ernsthaft bemüht fand, die professorale Konstruktionswut einzudämmen und zu zeigen, wie und warum das ganze neunzehnte Jahrhundert den sogenannten Individualismus und Wirtschaftsliberalismus immer mehr einengte und das Feld für die Geburt des Betriebs- und Verbandsmenschen freimachte, zuletzt in rasender Steigerung. Hat uns, fragt er, der Krieg erst wirklich zu zeigen gebraucht, daß wir kein Zweck an sich, sondern bloß Mittel, daß wir nur soviel wert seien, als wir brauchbar sind? Bahr gibt die witzige Antwort, die vielleicht nur den Entdeckern der Idee von 1914 unbekannt war: „Ein paar Millionäre, Dilettanten und Ästheten, die Hand voll vaterlandsloser Existenzen im Schlafwagen und in den großen Hotels, die Weltenbummler, Entwurzelten, Schweifenden, sie mochten sich allenfalls einbilden, ihr eigenes Leben zu führen. Jeden andern von uns lehrte seit dreißig Jahren jeder Schritt, jede Bewegung, jede Regung, jeder Blick auf sich und um sich, wie bedingt, wie eingeordnet oder eingeschachtelt er war. Man fand sich überall schon im Dienste, man war vom ‚Betriebe' verschlungen," — sagen wir ruhig das Wort, das Bahr meidet: versklavt, verknechtet. Niemand gehörte mehr sich, jeder gehörte seinem Geschäft, seinem Berufe, seiner Organisation, seinem Verband, seinem Betriebe, seiner Spezialität an. Der Organisationsteufel hatte jeden gepackt, im ‚vorkapitalistischen' Frankreich wohl weniger als bei uns, und im individualistischen England, dem größten Monopolisten der Tropen- und Rohstoffländer, aus bekannten Gründen noch weniger als in Frankreich. Aber selbst dort war die Generaltendenz der Entwicklung ganz und gar nicht grundverschieden von der unserigen. Die Mechanisierung und Uniformierung der Berufe und der Menschen, unseres körperlichen und unseres seelischen, war eine allgemeine Entwicklungserscheinung; Auguste Comte hat sie vor achtzig Jahren in seiner positivistischen Philosophie festgestellt — dort, wo er von der faculté dispersive des modernen Betriebs spricht —, und kein Europäer hat sie mit solcher Inbrunst verflucht wie John Ruskin. Bei uns aber gedieh die Philosophie der Staatsvergottung, die ihre Schuld an herrschender Gedankenverwirrung

und Seelenverarmung trägt. Aber davon nicht hier und nicht heute ... Bahr hat recht: „Der Krieg hat nirgends das Individuum überleben können, er fand nirgends eines mehr vor, er fand nur mehr Typen vor, in festen Verbänden zusammengeschlossene, von diesen beherrschte ganz unpersönliche Typen, und es war auch gar keine Frage, wie sich der Einzelne zum Kriege verhalten werde, ob er ihn verneinen oder bejahen, gutheißen oder ablehnen werde." War hier ein Dienen in Demut, in Freiwilligkeit, wie man der Natur und Gott dient? Davon war keine Rede. „Die Frage war von Anfang an und bleibt in allen Phasen dieses Krieges: Was sagen die Gewerkschaften, was die großen Banken, was die Industrien? Es war eine furchtbare Kraftprobe der Nation und des Staates, aber keinen Augenblick den Ideen, sondern den Verbänden gegenüber, die längst jedes Individuum aufgesogen hatten. Die bange Frage war, ob der Staat noch Macht über die Verbände hatte ... Aber daß der Staat die Macht bewies, nun auch die Verbände, diese Sammlungen von Individuen, und den Eigensinn, den Eigenwillen der Verbände seinem Sinn und seinem Willen einzureihen und einzugliedern, daß es doch über den Verbänden noch etwas Lebendigeres und Gewaltigeres gab, das war das ungeheuere Erlebnis, schon der Mobilmachung." Das ist sehr schön gesagt, Herr Bahr, und Sie dürfen stolz darauf sein, diesen einfachen Vorgang vor den Entstellungen der Professoren geschützt zu haben; aber Sie überspannen sich im Ausdruck. Die bange Frage war nicht die, ob der Staat noch Macht über die Verbände habe, die Bangigkeit bezog sich nur auf die Gewerkvereine und die Internationale, auf jenen Teil also der wirtschaftlichen und politischen Organisation, der statutengemäß übernational war oder sein wollte. Lassen wir die Haltung der Gewerkvereine, den Kern der proletarischen Demokratie, beiseite; übrigens glaube ich nicht, daß irgendein Kenner der Verhältnisse und der Menschen zweifelte, wie diese und ihr Anhang sich zu einem Krieg stellen würden, der aus Gründen nationaler Selbsterhaltung geführt werden müßte. (Daß keine der europäischen Regierungen so ungeschickt sein würde, ihn vor sich und ihrem Volke psychologisch anders zu motivieren, war doch anzunehmen.) Aber wer war denn sonst der Staat? Die Exekutive der Verbände, die doch also beim Ausbruch eines Krieges zu sich, zum Ausdruck und Organ ihres eigenen Willens, nicht Nein sagen konnte. Alles andere, was scheinbar oder in Wirklichkeit darüber steht, also Krone, Heer, Bürokratie, war ja von vornherein Teilhaber oder Instrument des gleichen Herrschaftsapparates, von vornherein also in die Identität miteinbegriffen. In dieser Identität von Staat und Verbänden kann ich also nicht das Neue der Epoche sehen. Das Neue wird, scheint mir, eher darin liegen müssen, wie sich die Verbände, diesmal mit Einschluß der proletarischen, zu einer Repräsentation und

Exekutive im Staate nach dem Kriege und infolge des Krieges stellen werden; ob es also nach dem Kriege und infolge des Krieges möglich sein wird, einen Verband der Verbände als neuen Ausdruck des nationalen Gesamtwillens zu schaffen und nach innen wie nach außen wirksam zu machen. Vielleicht wird sich gar zeigen, daß die Ideen von 1914 in Zukunft nicht ohne eine sehr starke Anleihe bei den Ideen von 1789 möglich sein werden. Aber davon spricht Bahr nicht; er verläßt die Bahn gradliniger Geschichtsdeutung und verirrt sich, vielleicht aus zu großer Empfänglichkeit für professorale Dialektik, in Gedankengänge, die mir unbrauchbar scheinen. Doch zum Schluß kommt er wieder auf das rechte Geleise und findet den Weg zu sich: dort, wo er das wahrhaft Neue in diesem Kriege in dem Zwang zur Willensvereinigung der Nationen erblickt. Statt des Kartells des Hasses und der Rache leuchtet der Föderalismus der Nationen auf, das Nebeneinander von Nationalstaaten, die sich ebenso in das System eines Völkerbundes werden eingliedern lernen, wie sich das Individuum in die Gemeinschaft eingliedern lernte, in die es hinein geboren wurde.

Max Liebermann

von Julius Elias

Er wird siebzig Jahre alt. Aber die herkömmliche Abgeklärtheit und Gedämpftheit des Psalmistenalters sind durchaus nicht in Max Liebermann. Mit sehr gemischten Empfindungen sah er die Siebzig herankommen. „Als ich jung war," sagte er, „konnte ich so alte Knaben, wie ich jetzt einer bin, nicht leiden. Ich ärgere mich wütend über mein Alter." Zum Ärger ist nun wirklich kein Grund: wenn man noch immer Anreger ist, noch immer ein Vorwärtsschreiter, noch immer neugierig ist auf das, was an frischen Werten die eigene Kunst abwerfen könnte, keine Stunde des Tages auf der trägen Seite liegt, so lebt man unter dem Abglanz der eigenen längst vergangenen Jugend glücklich weiter. Wir werden also unserem Liebermann nicht zu seinen Siebzig gratulieren, sondern zum Besitz der Gottesgabe, die ihm künstlerische Triebkraft und Gesinnung in unverminderter Stärke gönnte.

Er hat einmal geseufzt: „Ich male lauter Männer und bin doch für die Frauen." Damals war er zwanzig Jahre jünger. Nun, gerade das Alter hat ihm die frische, lebendige, sprühende Form des Frauenporträts gebracht, wie es ihm denn eine immer leuchtendere Erhöhung der farbigen Bildnerkraft eintrug. Die Menschen von heute hängen mit melancholischem

Blick an den Werken seiner früheren Epochen, die die vorangehende Generation einst höhnisch verurteilte: in zehn Jahren werden die Menschen die Malereien als die Krone ansehen, die er in den letzten fünfzehn Jahren schuf, und werden nur sie haben wollen.

Unter den vielen Titeln, Würden und Ehren, die auf Liebermann während seines langen Lebens sich sammelten, sind sogar einige, die Wert haben. Beispielsweise der Doktor der Berliner Universität, in dessen lateinischem Diplom es heißt: „.... Liebermann, der die Malerei dahin geführt hat, wohin sie von jeher strebte: nämlich daß die Dinge nicht so gemalt würden, wie der Intellekt es uns lehrt, sondern so, wie sie dem Auge unmittelbar erscheinen; der selbst das, was ohne Körperlichkeit und Formen ist: die Luft und das Licht und die Bewegung, die alles durchdringen, durch das Mittel seiner Farben fängt, bewältigt, festhält; der selber ein lebhafter und scharfsinniger Kopf ist und, wenn er die Physiognomien der Zeitgenossen malt, die Formen, das Leben und den geistigen Charakter, als hätten sie Atem, mit unvergleichlichem Glücke widergibt..." Man kann nicht feiner, kürzer, schlagkräftiger Wesen und Aufgabe einer modernen Malerpersönlichkeit kennzeichnen. Diese Umschreibung einer Erneuerungsaufgabe klingt sehr einfach; aber die Aufgabe war einst das schwerste, und die Erneuerung das seltene. Es war schwierig und ein Wunder: die deutsche Malerei, die keine lebendige Tradition hatte, diese fragmentarische, ewig durch philosophische und gelehrte Neigungen gestörte und unterbrochene Kunst an einer Art Schicksalswende zu einem runden, gefaßten, ganz nur von der malerischen Idee erfüllten Abschluß zu bringen, und nicht nur ein Ziel zu erreichen, sondern auch über das Ziel hinaus Wege zu weisen. Leibl hatte den natürlichen Esprit, Menzel hatte die Natur, aber auch viel Literatur, Liebermann aber hat den Geist und die ausdauernde, lebenaufsaugende und lebenspendende Wärme: er umfaßt die Natur als Ganzes, wie Millet und die großen französischen Impressionisten sie umfaßten. Er ist der einzige moderne deutsche Maler, bei dem sich alles Richtungs- und Schulenwesen in einer großen malerischen Weltauffassung auflöste. Goethe: „Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit zugleich aneignet und übertrifft."

Und Pascal schrieb einmal: „Quand on voit le style naturel, on est tout étonné et ravi." Wenn der große Skeptiker sich gelegentlich über Kunst äußerte, so hatte er die tiefe Naivität eines Kindes. Das sogenannte Schöne ist in der Kunst bis zum Überfluß vorhanden; das Einfache, Unscheinbare, Selbstverständliche, Unsensationelle aber ist in den Kunstläuften immer das Rare und Überraschende gewesen; der Überdruß an der Künstlichkeit des Schönen ruft eines Tages die Liebe zum Natürlichen hervor, das von der Welt zunächst das Häßliche genannt wird.

Mit dem „natürlichen Stil" hätte Pascal den niederländischen Realismus meinen können, der emporblühte und auf Frankreich zu wirken begann. Diese Reaktion hat sich inzwischen oft wiederholt. Auch Liebermann wurde in eine Zeitenwende hineingeboren, da das einzig Natürliche noch für das Unnatürliche galt. Es ist jetzt fast dreißig Jahre her, da sagte er: „Der Grund, warum ich Maler geworden bin? Ich dachte, da könnte man so hübsch faul sein – ich hatte mich aber geirrt." Künstler zu sein, das war also ein heiteres Spiel, ein Fest, das man sich selbst und seinem Herzen gab, in dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit. Der Maler lebte in rosenrotem Optimismus und hörte nur „Fanfaren des Leichtsinns". Liebermann „irrte" sich in der Hoffnung auf eine splendide Faulheit, und dieser Irrtum, das sollte seine Sendung werden.

In Frankreich, unter den Augen des alternden Millet, lernte er die Wahrheit, daß die Kunst Arbeit, Sorge, Kampf ist. Er bestimmt sich zum Maler der Niedrigen, Enterbten, eines Sklaventums der Scholle, einer Knechtschaft der Arbeit, die ihm etwas Heiliges wurde. Er tat es, wie einst Millet, auf die Gefahr hin, für einen Sozialisten gehalten zu werden. Und in der Tat: die spottende Gesellschaft fand für sein Werk ja auch das Wort Armeleutmalerei und versetzte den Schöpfer in die Verdammtenschar der staatlichen Umstürzler. Im Februar 1850 schrieb Millet an Sensier: „Die heitere Seite des Lebens zeigt sich mir niemals; ich weiß nicht, ob sie existiert... Auf den Äckern wie auf der Haide sieht man Gestalten hacken und graben. Ab und zu richtet sich eine auf und reckt sich gerade, indem sie mit dem Rücken der Hand sich den Schweiß von der Stirn trocknet. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Ist das die fröhliche Arbeit, von der uns die Leute vorerzählen? Ich finde darin nur wahre Menschlichkeit und große Poesie." Liebermann drückt in einer frühen, unbekannten Lebensskizze, die er von sich entwarf, dies so aus: „Ich suchte nun die Intimität im Bilde." Das war zu Barbizon im Sommer 1874. Der alte Meister, „le grand rustique", starb bald darauf, und Liebermann erfüllte den Trieb, sich an die Natur so warm, so eng wie möglich anzunähern, und für das „Genre" das Leben einzusetzen, sein Bedürfnis nach Menschlichkeit, nach Gefühlswerten in Holland, das fortan das Land seiner Liebe wurde. Dort lebte ihm ein anderer und älterer Nachfahr Millets als Freund: Jozef Israels. So war die künstlerische Gesinnung des „Naturalismus" beschaffen, dem der Rassekünstler Max Liebermann durch sein Werk und sein Beispiel in Deutschland zum Durchbruch verhalf. Landsleute (auch van Gogh, wie jetzt durch seine Korrespondenz bekannt wird) zogen seinen Spuren nach, und es wurde in deutscher Malerei wieder eine Lust zu leben, – wieder? nein, vielleicht zum erstenmal.

Bei seiner Demokratisierungsarbeit aber, bei der Erschaffung einer wahren, strengen Volkskunst, deren Klassiker er werden sollte, ist Liebermann niemals von zugetragenen oder vorgefaßten Ideen ausgegangen. Er stand eines Tages wie ein Kind vor der Natur, stand als Maler, Nur-Maler vor ihr. Indessen, was er durch die Gunst des neugeborenen Auges plötzlich besaß, hat er sich in dauerndem Kampf mit sich selber, in ununterbrochenem Ringen mit den Themen der Stunde als Besitztum erworben. Er hat es sich nicht leicht gemacht, hat es sich heroische Efforts kosten lassen. Jedes neue Werk war wie ein Neuanfang. Er führte den Bauer und den Arbeiter in unsere Kunst ein; er stellte sich auf eine primitive landschaftliche Natur ein; er malte herb, trotzig, ehrlich. Aus dem Bauer, der Primitivität, dem Trutz hätte er sich eine Spezialität, ein Fach, eine Domäne machen können, wenn nicht alles in ihm der Schablone, dem Beharren und Erstarren widerstrebt hätte. Dann würde er wirklich die Marke „Armeleutmaler" verdient haben, die ihm die Voreiligkeit anheftete. Oder auch die Etikette „Naturalist". Da er aber in allem, was er malte, nie die Stofflichkeit, sondern nur das Wie und im Wie stets die äußerste Note suchte, so wurde ihm jedes Bild ein frisches, unvermutetes, festgelegter Manier widerstrebendes Problem, dessen Erfüllung sich aus dem Innersten seines nervösen und doch so konzentrationsfähigen Wesens, wie unter Wehen, emporrang. Die ihn bei der Arbeit sahen, wissen, daß Max Liebermann niemals vom Lampenfieber freigeworden ist. Alles an ihm ist erregt; es zuckt, blitzt, wettert und hagelt um ihn; nie macht er witzigere, espritvollere Konversation, als wenn er malt. Dieser unser größter Maler der Bewegung ist selbst ewig in Bewegung, auf dem Weg zur Selbstvollendung: seine wandelnden und wundervollen Beobachtungen der Natur mit Schärfe aufzuzeichnen und zugleich seine Visionen von ihr zu steigern, zu differenzieren, qualitativ zu vermehren und höher zu verlebendigen. Und das Schicksal hat ihm den langen Atem gegeben, dies zu können. Er hatte als Maler das Leben, doch das Leben hatte auch ihn. Er war immer Finder, nicht Erfinder: er hatte jene erratende Anschauung, durch die das Malen zu einer Art Zeugungsprozeß wird und das Individuum sich mit unverkennbarer Schrift in das gesehene Wirklichkeitsbild hineinschreibt. So ist Max Liebermann unter unseren modernen Künstlern der Mann geworden, der auf naive Art unsere malerischen Kenntnisse von Natur und menschlicher Erscheinung am tiefsten und weitesten bereichert hat.

Der alte Israels beneidete den jüngeren Kameraden, dessen Schulhaupt gewesen zu sein er immer mit graziöser Gebärde ablehnte, einst ganz ehrlich um jene Unmittelbarkeit des Schaffens, die alles mit genialer Treffsicherheit an seinen Platz stellt — Erfassung der Perspektive, die Proportionierung der Figuren in der Landschaft, das Auseinanderhalten des

Vor- und Hintergrundes –, während er selber immer viel darüber nachzudenken hätte, wie ein gutes Bild zu machen sei. Und auf dem Krankenbett, das sein Sterbelager werden sollte, beneidete Fritz von Uhde den Berliner Freund und Anreger nicht um Begabung und Erfolg, wohl aber um das Glück, in späten Tagen noch mit ungeschwächter Erneuerungskraft arbeiten zu können: „Ja, arbeiten!"

In robuster, gesunder, junger und schöner Malerei (die farbige Trübheit und Schwere der Vorepochen überwand er um 1897, in dem psychologischen Augenblick, da er sich und die deutschen Schulen zur „Weltanschauung" des Impressionismus, kraft innerlichster Überzeugtheit, erzog) hat Max Liebermann den Kreis seines Könnens nicht endgültig durchlaufen, vielmehr in expansivem Fortschreiten immer weiter gedehnt. Möge er ein Menzelalter erreichen, ehe sich ihm und uns dieser Kreis der künstlerischen Erwartung schließt. Zu denen aber, die ihm jetzt Erinnerungsblätter stiften, wird er im stillen mit den Künstlern des Larochefoucauld sprechen: „Wieviel Gutes man auch von uns sage, man wird uns nichts Neues lehren." Diese Genugtuung ist ihm nach den schweren Insulten, die über seine Frühzeit und Mannesjahre herniedergingen, wohl zu gönnen.

Politische Chronik / von Junius

Haben wir noch die richtigen Maße für die Wichtigkeit politischer Ereignisse? Wenn nach dreijährigem Schweigen die Vertreter von fast dreißig Millionen Menschen zusammentreten, um, nach unberechenbaren Opfern an Blut und Gut, ihr Schicksal zu besinnen, um einen neuen Kaiser und seine Berater kennen zu lernen, um aus dem Munde der höchsten gesetzlichen Autorität zu erfahren, was ist und wo man stehe: Dann offenbart, sollte man meinen, die Weltgeschichte ihr reinstes Gesicht. In lieber alter Gewohnheit begutachten die Zeitungsschmöcke die Eröffnung des österreichischen Reichsrates nach der überlieferten Schablone, und wir haben nicht den kritischen Mut, ihnen diesmal zu widersprechen.

Der Ton der Thronrede, die der junge Kaiser Karl mit warmer Inbrunst verlesen haben soll, war jedenfalls neu im Bereich der großen Mittelmächte. Alles Schnarrende, alles Anherrschende und einzelmenschliche Möglichkeiten Überschätzende fehlte; ein Strahl von unbegrenzt gutem Willen, der zum Dienen bereit sei, erhellte die Verheißungen, ein wirklich menschlich berührendes und rührendes Grundgefühl pochte an die Herz-

kammern der Millionen, die um die Errettung aus der Sintflut beten. Das ist wenigstens die Demokratie des Herzens, die der politischen vorausgehen muß, damit diese möglich werde. In den Ländern der habsburgischen Krone solle fortan der ‚Geist wahrer Demokratie' herrschen, also nicht der, der bei jeder Biegung des Weges durch den § 14 in Schutzhaft genommen würde. Die unantastbaren Gerechtsame eines reifen, vaterlandsliebenden und freien Volkes seien der sicherste Anker des Friedens nach innen und nach außen. Im Rahmen der Einheit des Staates und unter verläßlicher Sicherung seiner Funktionen müsse der nationalen und kulturellen Entwicklung gleichberechtigter Völker Raum gegeben werden. Daß in diesem Zusammenhange die glückliche Friedensformel von der wechselseitigen Anerkennung einer ruhmvoll verteidigten Machtstellung eingeschoben wird, ist nicht einmal das Wertvollste an diesem Bekenntnis, obwohl sie der erste offizielle Reflex des Geistes ist, der im Petrograder Soldaten- und Arbeiterrat umgeht. Damit ist der bisherigen Verfassung Österreichs feierlichst das Todesurteil gesprochen und der Bund — oder Bundesstaat — nationaler Autonomien als die allernächste Zielaufgabe gestellt. Damit sind alle seit 48 ertrotzten, gegebenen, aufgehobenen, octroyierten Verfassungen des Völkerstaates feierlichst in die historische Rumpelkammer geworfen; der revolutionäre Reichstag von Kremsier lebt in der Erinnerung auf; die Versuche, zum Beispiel Belcredis (1861!), die Monarchie in (zunächst) sechs bloß durch Personalunion verbundene Königreiche Österreich, Ungarn, Böhmen, Polen, Slavonien und Kroatien als Bundesstaat umzubauen, erscheinen nun als im Keim richtige Wege der österreichischen Idee, sich zu verwirklichen und das Grundgesetz der historischen Vernunft wird sichtbar: der geradeste Weg zum Ziel läuft durch das Labyrinth der Umwege.

Als Sinn der österreichischen Idee enthüllt sich also der demokratische Föderalismus, der supernationale Staat, und weil die bisherige Verfassung sich ihm nur halb öffnet, will der junge Kaiser den Treueid auf sie nicht ablegen. Also nicht aus absolutistischer Willkür. Es muß gesagt werden, daß die Austroslawen wissen, welch außerordentliches Entgegenkommen in dieser Enthaltsamkeit liegt. Leider läßt sich das von der Masse der Austrodeutschen nicht sagen. Es erweist sich als eine Tat von entscheidender Bedeutung, daß der junge Kaiser die Clam-Martinic, Czernin, Burian, Esterhazy, Czechen also und Ungarn, in die wichtigsten Reichsämter und Beraterstellen berufen hat. Er knüpft konsequent an das Regime Taaffe an, er ruft den Deutschen zu: Gewöhnt euch an den Gedanken, daß ihr aufgehört habt, das Staatsvolk zu sein; ihr seid selbst in Zisleithanien numerisch in der Minderheit, auf euch entfielen 1910 35,6 v. H., auf die Czechen 23, die Polen 17,8, die Ruthenen 12,6, die Slovenen 4,5, die Serbokroaten 2,8, die Italiener 2,7, die Rumänen 1 v. H., also bestätigt

die Statistik der letzten Stunde, was die nichtdeutschen Österreicher seit beinahe einem Jahrhundert als Sinn der gemeinsamen Geschichte verkünden: daß die Gesamtmonarchie seit 1526, seit dem freiwilligen Zusammenschluß der Länder der böhmischen Krone, der Länder der ungarischen Krone und der habsburgischen Erblande zu einem übernationalen Staat unter einer gemeinsamen Dynastie ein vielstämmiger Bundesstaat ist, in dem kein Volksstamm ein zahlenmäßiges Übergewicht hat. In dem aber auch, dank der mehrhundertjährigen deutschen Kulturarbeit, keiner ein kulturelles Übergewicht mehr hat. Dürfte der junge Monarch seinen Revisionsplan ganz radikal zu Ende denken und die Entwicklung seit dem Deakschen Ausgleich von 1867 vergessen und Ungarn den anderen Bestandteilen gleichstellen, so müßte er hinzufügen: im Gesamtreich mit seinen 51,4 Einwohnern sind die beiden „Herrenrassen“ der Deutschen und Magyaren in der Minderheit: die Deutschen mit 23,3, die Ungarn mit 19,5 v. H. Aber er darf das nicht; und so beschwört der ungarische König in Pest die Verfassung und enthält sich der zisleithanische Kaiser in Wien des Schwures, in sicherster Erwartung, hier auf die radikal umgestaltete bald den Treueid leisten zu können.

Wenige Deutsche konnten den Mut haben, öffentlich zu sagen, was ist; als aber der Schwabe Albert Schäffle, der als österreichischer Finanzminister nach Wien berufen worden war, diesen Willen zur Wahrheit hatte, die deutsch-zentralistische Regierungsmethode in dem vielsprachigen Völkerstaat für wirkungslos erklärte und grundsätzliche Anpassung an den Austroslawismus empfahl, wurde er — ein billiger Sport, den politische Dilettanten und nationalistische Wirrköpfe betreiben — als Verräter seines Volkes gebrandmarkt. Er stellte sich auf den Standpunkt des berühmten tschechischen Historikers und Publizisten Franz Palacky, der, als erster im Donaureich, den demokratischen Föderalismus als seine unvermeidliche staatsrechtliche Form erkannte, ihn 1848 (!) im Interesse Europas und der Humanität forderte. Er sah, daß seine ‚Erhaltung, Integrität und Kräftigung‘ nur durch Dezentralisierung erreicht werden konnte. Der junge Kaiser denkt also, laut Thronrede, in Palackys Vorstellungen. Zu ihnen gehört aber in erster Linie auch der Verzicht auf den deutschen Anspruch (so begründet er geschichtlich sein mochte und mit wie unvergleichlicher Bravour die Erbländler den Staatsgedanken in Krieg und Frieden verteidigt haben), die Macht und Kultur des Deutschtums nach Osten auszubreiten und als eine Art Türkenmission in anderer Umgebung fortzusetzen. Was der fernsichtige Palacky 1848 als nahendes Unheil fürchtete, den Dualismus mit Ungarn und die Zerspaltung und Zerschlagung des wirtschaftlich und weltpolitisch zusammengehörigen Gesamtreiches in zwei ungleiche Hälften von zentripetaler Tendenz, ist nun nicht mehr gutzumachen. Die Folgen sind an dem südslawischen Problem sehr sichtbar und sehr fühlbar

geworden; sie waren das unheilschwangere Thema in den Delegationen. Ich habe wieder und wieder darauf hingewiesen. Schon vor dem Kriege.

Also ist die Meinung des ‚demokratischen' Auslands über Österreich-Ungarn begründet, sind ihre Forderungen berechtigt, ihr von Wilson formuliertes Freiheitsverlangen für die unterdrückten Völker ehrlich? Im Gegenteil: das ist gefährlichster Irrglaube, auch wenn er tausendfach vom Journalisten- und Potitikermob der Entente umschmeichelt ist. Die Umbildung in den Staatenstaat, den Bundesstaat gleichberechtigter Autonomien ist seit 1848 in unaufhaltsamem Fluß, – selbst Carl M. Danzer, der Herausgeber der bekannten Militärzeitung, dessen Gesamturteil nationaldeutsch gefärbt ist, hebt hervor, daß gegen den Zwang zum übernationalen Staat und zur paritätischen Nationalpolitik kein Kraut gewachsen ist, daß es bei dieser Entwicklung auf die ‚Anschauungen der zufälligen Regierung gar nicht ankomme', und der Aufstieg der slawischen Völker zur Gleichberechtigung zur Zeit angefangen hat, da sie allesamt politisch mundtot und ohnmächtig waren: unter Metternich. Heute sind die letzten Konsequenzen dieser Entwicklung zu ziehen: aber sie können nicht von außen, gewaltsam, mit dem Seziermesser der durch Übelwollen und Unkenntnis geleiteten Westler gezogen werden, sie müssen von innen, durch die mit der Logik ihrer Geschichte bewaffneten österreichischen Völker selber ins Leben Europas getragen werden. So fasse ich die Erklärungen der Tschechen, der Polen, der Ukrainer, der Südslawen in der ersten Sitzung des Reichsrates auf. Ich weiß, welches Recht die Deutschen zu ihrem Protest haben. Aber es darf bei dem Protest, bei der Obstruktion, bei dem privilegierten Anspruch auf die Pflege und Erhaltung des Staatsgedankens nicht bleiben; sie müssen den Ausgleich, besonders in Böhmen, finden wollen, es wird ihnen welthistorisch nicht zugute geschrieben werden und ihre Politik nicht schöpferisch machen, wenn sie auch heute noch ausschließlich gegen die Wiedererweckung des böhmischen Staatsrechts in jeder Form gerichtet ist. Sie mögen endlich Bismarcks genialen Wink beachten: „Die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg, auf dem Österreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind."

Ich kehre die Zeitfolge um und spreche nun erst von der Rede des deutschen Kanzlers im Reichstag, die schon am 15. Mai gehalten wurde. Das Zentrum der deutschen Geschichte liegt doch schließlich hier bei uns, in der Wilhelmstraße und am Königsplatz, wenn auch das solidarische Haftverhältnis mit der Donaumonarchie, vor dem Bismarck gewarnt hat, tatsächlich auch für die Richtung und den Inhalt unsrer Kriegs- und

Friedensziele ein für allemal entscheidend geworden ist. Darum hielten wir Deutsche den Atem an, wir erwarten etwas wie eine endgültige Formulierung der Kriegsziele, um die unser einziger verantwortlicher Politiker von rechts und von links her bedrängt wurde. Sie hat wieder niemanden recht befriedigt, bis auf die liebenswerten Leute in der Mitte, die sich in dem Halbdunkel der Meinungen der hohen Politik am nächsten fühlen. Rein gefühlsmäßig vermisse ich den weltweiten Horizont und die warme Aufgeschlossenheit der Sprache, die durch alle Panzer dringt und der ‚Forderung der Stunde', — die schon eine zum Himmel schreiende Not der Zeit geworden ist — genügt. Und sachlich halte ich es nicht für glücklich, zu sagen, daß man nichts sagen könne: es ist eine Politik, die die einzige Wirkung nicht üben kann, deren der Politiker heute noch Herr ist: der subjektiven, in die Seelen und Willenshaltung der Millionen dringenden. Wie die Dinge heute liegen, arbeitet auf beiden Seiten der militärische Apparat noch automatisch weiter; und kein Vernünftiger erwartet vom Politiker der Mittelmächte, daß er ihm Ziele setze, die über die politische Defensive hinausgehen. Da diese vom ersten Tage der europäischen Katastrophe der Kompaßnadel im Sturm die Richtung wies, da sie nach unsrer Überzeugung vom ersten Tage der Sintflut an unsre Haltung politisch bestimmen mußte, und da alle militärischen Offensiverfolge in den Dienst dieser fruchtbaren politischen Defensive treten mußten: so durfte es und darf es heute ganz und gar kein Schwanken geben. Man verwechselt noch immer Diplomatie und Politik, hält jene noch für klug und schöpferischer Wirkungen fähig. Welcher Wahn. Unser Fall und unsere Lage ist sonnenklar. Es gibt nichts zu verbergen. Wir kämpfen im buchstäblichen Sinne des Wortes um unser Dasein, um unser Selbstbestimmungsrecht, um unsere Freiheit: was den Respekt vor der Freiheit der anderen Nationen in sich begreift, sofern diese sich in den Grenzen hält, die unser Dasein und Entfaltungsrecht unberührt lassen. Allgemeinheiten? Ja. Aber für uns liegt in ihnen alles beschlossen, selbst wenn wir die Wahl hätten. Warum also nicht klar und offen sagen, was ist und gewollt werden muß? Warum also mit dem dummen Wort ‚Annexionen' nicht ein für allemal aufräumen, — nicht um den Feinden draußen, sondern uns drinnen einen Gefallen zu tun? Was der Regisseur der feindlichen Koalition, was England will, braucht dem deutschen Volke nicht gesagt zu werden; es wird seinen Heroismus bis zum letzten steigern, um den britischen Versuch zu vereiteln, die Mittelmächte von sich aus und nach seinen eingebildeten Bedürfnissen zu konstruieren. Kein Kriegsglück, auch das uns günstigste, kann diese Fahrtrichtung ändern: es kann nur bestätigen. Wir müssen ins Freie — gab es je ein anderes Kriegsziel? Indem der Kanzler sich mit Czernins eindeutigen Formulierungen einverstanden erklärte, bekannte er sich zur

Politik der Selbstverständlichkeiten. Aber dann war die Taktik der indirekten Bekenntnisse und des Ausweichens vor dem nackten Wort, scheint uns, nicht staatsmännisch, weil nicht wirksam. Ebenso wenig aber halte ich Herrn von Bethmann Hollwegs Methode, ein neues Regime der Freiheit und des Vertrauens für den inneren Aufbau Deutschlands zu versprechen, für glücklich. Sie wird dem Frieden förderliche Wirkungen nicht sichern.

Herr Paul Lensch urteilt anders. Ich schätze ihn um seines scharfen Urteils, um seines beherrschten Wissens, um seines Willens zur Wahrheit und seines Hasses gegen die Phrase willen, — nicht alltägliche Eigenschaften. Nur scheint er sich zuweilen in dem Radikalismus seines Umlernens zu überbieten. Er nennt die Rede des Kanzlers die beste, die am 15. Mai im Deutschen Reichstag gehalten wurde. Weil sie ehrlich war und sich nicht darauf einließ, der Wirklichkeit — sagen wir: England — die scharfen Kanten abzuschmeicheln. Einverstanden. Die Sprechfähigkeit im Reichstag steht auf tiefem Niveau: das kann als bekannt gelten. Der Kanzler spricht formal vollendet, mit Verantwortung vor dem deutschen Sprach- und Denkgeist, — ohne ein Redner zu sein und in die Gefühlssphäre des Hörers einzudringen. Ihm fehlt die Suggestivität, das Packende, Treibende: ihm fehlt ein Schuß Lloyd George. Das war nie so unerläßlich wie heute, nie waren die Moralität der Gesinnung und ihr korrekter Ausdruck so wenig fähig, die Millionen Mitspieler in Schwung zu bringen, die Massen, ohne die heute keine Geschichte mehr zu machen ist. Aber die Methode der Indirektheiten, des Andeutens und Vermittelnwollens ist kein Mittel, sie mit- und immer wieder mitzureißen. Am Ende war das Wort, das Wort . . Wir leben in demokratischen Zeiten.

Anmerkungen

Burgtheater

Der Eintritt des Alexander Girardi in das k. k. Hofburgtheater hat mancherlei schöne Bedeutung. Es ist die erste auffallende Tat, mit der sich der neue Leiter des Burgtheaters weithin verständlich macht. Die erste Tat, nach allzulautem Hall und Widerhall nutzloser Worte. Gesagt wurde: christlich-germanisches Schönheitsideal; gemeint war, ohne Zweifel: Schiller, Goethe, Grillparzer, Raimund; unterstellt wurde, in geflissentlicher Mißdeutung: Abwehr alles Neuen und Kühnen. Die ganze Erörterung übereifrig und ohne Sinn. Nun ist Girardi ins Gesamtspiel aufgenommen, und damit zeigen sich Möglichkeiten, die den Plan und Stil dieser Bühne mitbestimmend gestalten können. Volk kommt in die geschlossene Gemeinschaft und bringt die urkräftigen Triebe seiner sprachlichen und körperlichen Phantasie mit hinein. Nicht zum erstenmale; mit Baumeister war seine Wucht erschienen, mit der Medelsky seine Herbheit, mit Heine etwa der streitbare Plebejertrotz. Mit Girardi ist nun die ganze losgelassene Lebendigkeit des österreichischen Menschen da, sein Gelächter, seine Rührung, seine Gemütlichkeit und Empfindlichkeit, sein schönster Reichtum an unverbrauchter und einleuchtender Form. Die Unerschöpflichkeit dieses Einen, in den Jahrzehnten seines Schaffens immer mehr bewundert und geliebt, ist dem Volke dort wie ein besonderes Stück Heimat geworden, dessen es sich immer und immer wieder freuen will. Girardi bringt ihnen, wohin er kommt, mit dem Reiz seiner bildnerischen Gaben auch die Atemluft der vielen Gestalten, die er geschaffen, umgeschaffen oder auch, in der Tiefe und Weite seiner Kunst, nur hat erhoffen lassen. Andere müssen, in jenen feierlichen Kreis gestellt, die Atmosphäre dort in sich aufzunehmen suchen. Er bringt seine eigene mit und kann von ihr noch abgeben. Sein Name (und sein Preis) verhindert, daß er etwa als seltsames Schaustück verwahrt gehalten und nur zu besonderen Gelegenheiten ins Spiel mit aufgenommen würde. Das kann nicht die Absicht und nicht die Wirkung seines Eintretens sein. Und da er mit seiner ganzen Volkstümlichkeit und Volkhaftigkeit an diese Stätte hoher Überlieferungen kommt, wird seine Leistung zuerst wohl sein, Volkstümliches, das so ehrenvoller Überlieferung wert ist, herzubringen, und Überliefertes, das volkhafte Züge hat, auf eine neue Art zu beleben. So zeigt sich das nächste Gebiet seines Schaffens von selber an: Raimund, Nestroy, Anzengruber; im klassischen Drama manches Groteske und herzlich Humorige, aber auch dämonisch Verschmitztes. Man wird sich, hoffentlich, wieder erinnern, daß Raimund nicht nur den „Verschwender", Nestroy nicht nur den „Lumpazi" geschrieben hat. Vielleicht kommt nun ein angemessener Teil von Nestroys bedeutender Weisheit aus den Büchern wieder zu Farbe, Licht und Regung; vielleicht kann sein shakespearisch großer Witz, sein Genie der Erfindung, Durchleuchtung, Charaktergebung jetzt auf überraschende Art lebendig werden; vielleicht wird dieser unwienerische Überwiener noch einmal für Wien entdeckt. Vielleicht schafft Raimund, aus Girardis Blutwärme frisch und kräftig emporgehoben, auf einem

neuen Wege die rechte Verbindung zu Grillparzer, die man, selbst dort in Wien, von Schiller aus noch immer nicht sicher und innig genug gefunden zu haben scheint. Und wenn, mit Girardi in den tragenden Rollen, der „G'wissenswurm" wieder hergestellt, das „Vierte Gebot" gegeben, die „Kreuzelschreiber" an den gebührenden Platz, unter die vollkommensten deutschen Lustspiele, aufgenommen werden: dann sind ja die wachsamen Polizisten des Fortschritts, die den neuen Direktor mit dem unklaren Ideal schon als bigotten Rückwärtser denunziert haben, ohne weiteres widerlegt.

Aber die Wirkung eines Schauspielers von so hinreißender Wärme bleibt nicht an der Bühne haften. Sie geht weit darüber hinaus und kommt vervielfältigt und verstärkt von draußen wieder zurück. Den Wienern ist Girardi nicht bloß ein Stück Theater, sondern lebendiges Eigentum, das, unterhalb des Bewußtseins schon, in ihrer Sprache, Geberde und Einbildungskraft als ein Teil von ihnen selbst weiterlebt. Könnte er nicht jetzt, von der angesehenen Stelle aus, auch in die Gedanken und Gestalten der literarisch Schaffenden eindringen? In Bauernfelds Lustspielen ist das Können Fichtners, Beckmanns, der Gabillons noch einmal Geist geworden; in Schnitzlers Welt leuchten die Schimmer, die um Sonnenthal, Hartmann, die Hohenfels gewesen sind; in Hofmannsthals Versen tönt die Stimme von Josef Kainz. Nun kommt Girardi, kommt Erde, Frische, Unmittelbarkeit, kommt Volk ins Burgtheater; zu einer Zeit, da man sich, auch drüben in Österreich, gerade anschickt, es einmal mit dem innigen Vertrauen zum Volk, zu seinen Kräften und seinem Willen zu versuchen. Das wäre der Augenblick, das Wiener Drama einmal von unten her, aus der Wirklichkeit gegenwärtiger Gefühle, Ideen, Handlungen und Hoffnungen zu einer freien und starkblütigen Schönheit emporzubauen; es wäre die Gelegenheit, diesen als oberflächlich verrufenen Menschenschlag in Komödien voll Reiz und Geheimnis wieder aus bedeutenderer Tiefe zu fassen, wie in ihren Zeiten Raimund, Nestroy, Anzengruber (dessen Bauern sehr städtische Weisheit sprechen) getan haben. Die Gattung wollte sich noch in Karlweis, Burckhard, Bahr erneuern. Aber in den Jahren, da das ganze städtische Wesen zu verkommen drohte, verkam auch seine Kraft, sich auf der Bühne nach eigener Art zu gestalten und auszusprechen.

Da wären selbst Girardis beste Gaben beinahe mitverkommen. Die Trottelei dümmster Operetten und niedrigster Possen hat vom ganzen Künstler fast nur den Extempore-Hanswurst übrig gelassen; der auf seine Weise allerdings auch ein ganzer Künstler ist. Gewiß, der große Schauspieler braucht nicht erst die geistige Führung des Dichters, um sich in allen Wundern seiner körperlichen Leistung kundzutun. Aber ebenso gewiß ist, daß stetes Ringen um genaue Einordnung und durchdachte Form seiner Kunst einen Reichtum an seelischer Beziehung und eine innere Würde zubringt, die anders nicht zu gewinnen sind. Der Kampf um eigenwillige Freiheit oder literarische Gebundenheit des Schauspielers ist vermutlich so alt wie die Schauspielkunst selbst; und ist fast immer zugunsten der Literatur entschieden worden. (Auch die neuesten feierlichen Zusagen der Berliner Theaterdirektoren an die junge und jüngste dramatische Dichtung Deutschlands gehören gewissermaßen hierher.) In Wien, wo das Verhältnis zwischen innerer Würde und persönlichem Ausdruck nie ganz gesichert ist, war dieser Kampf einmal besonders laut und von geschichtlicher Größe: Prehauser, Weiskern, Kurz-Bernardon gegen Sonnenfels und die Kaiserin. Ganz Wien wollte den Hanswurst, und doch mußte er weg. Ja, als er wiederkehrte, gefiel er ihnen gar nicht mehr; sie hatten sichs inzwischen anders überlegt. Der Kampf war entschieden. Und dieser Sieg der Literatur über das Extempore wurde durch

die Gründung des Hof- und Nationaltheaters, das heute Burgtheater heißt, geweiht und befestigt. Setzt sich Vergangenes in anderer Weise fort? Hanswurst wird von der Literatur nicht mehr vertrieben, sondern aufgenommen, durchgebildet, seßhaft gemacht. Ganz verschwunden ist er ja nie. Als die großen Bühnen gereinigt und literarisiert waren, hausten Leopoldl, Lipperl, Kasperl, Staberl, Thaddädl und ihre Sippschaft in den Vorstädten. Dort sind sie unverwüstlich geblieben, solange Wien keinen anderen Ehrgeiz hatte als den, gut aufgelegt zu sein. Erst in unseren Jahrzehnten, als man die Folgen von 66 und 70 doch langsam zu spüren begann, wurde das Behagen allmählich kritisch, mühselig und verfälscht. Die harmlosen Künste galten nicht mehr voll. Das Volksstück verlor den Atem; wo es aufhörte, quoll der undämmbare Schlamm aus den Operettensümpfen herein. Die Volksschauspieler sahen sich oft im Leeren, auf sich selbst angewiesen, von der Ohnmacht unfähigster Schreiber wieder zum Extempore verurteilt. Aber nur die Alten und Veralteten sind harmlos geblieben, die Neueren haben schon die Mühsal der Zeit geschmeckt und gegen sie aufbegehrt. Wo sind sie alle hin? Gottsleben seit Jahren tot, Blasel nicht mehr er selbst, Maran, der boshafte Philosoph der Impotenz, vor kurzem gestorben, Pallenbergs aufwühlende Bitterkeit und Bissigkeit bei den klassischen Aufgaben in Berlin. Girardi, der letzte, der freieste und reichste, kommt nun an die Burg. Die Hof- und Nationalbühne verlangt nach dem genialen Stegreifspieler, der große Hanswurst bekennt sich zum großen Stil. Der Streit ist noch einmal überprüft worden, und beide Teile haben ihn gewonnen. Das ganze Volk hat mit ihnen gewonnen, wenn es nun, im Lebenskreis von Girardis Kunst, unmittelbarer als bisher am Wiedererblühen dieses Hauses mitschaffen kann, das ja bestimmt ist, eine Quelle und ein Spiegel bester Wiener Kultur zu sein. Die alte Tradition könnte durch mannigfache Wirkung und Anregung ein wesentlich jüngeres Gesicht bekommen: Volksschauspieler, Volksstück, volkhafte Dichtung (womit nicht Vorstadtkomödie gemeint ist, sondern echtbürtiger, erdentwachsener Wiener Stil; auch Grillparzer hatte den Raimund in sich, bevor er Schiller und Lope aufnahm). Und die Erneuerung aus heimatlichem Blut könnte leicht bis an den festen Kern, an den klassischen Grundbestand jener hohen Künste vordringen. Denn am Ende ist Vansen nur ein stilisierter Lumpazi-Bruder, der Geist des Richters Adam vom Geist des Dusterer nicht weit entfernt und der treue Diener Just, den schon Prehauser gespielt hat, dem treuen Diener Valentin irgendwie innerlich verwandt. Volk ist in allen diesen und mag nun, in den Künsten wie im Leben zu neuen Ehren gebracht, mit eigener Stimme aus ihnen und zu ihresgleichen sprechen. Unten aber, wo die Unerziehbaren wimmeln, faule und gähre die Operette weiter, bis ihre Unform gebändigt ist oder ganz zerfließt. Mit Girardi ist die letzte große Persönlichkeit von ihr gegangen; die Scheidung von aller guten Kunst wird durch dieses einleuchtende Sinnbild bekräftigt.

Kann sein, daß alle diese Deutung und Vordeutung weit übertreibt. Vielleicht handelt sichs wirklich nur um einen originellen Schmuck für das reiche Haus und um einen würdigen Ruheplatz für den Sechziger. Dennoch: jene Hoffnung hat recht, auch wenn sie nicht gleich erfüllt wird. Die Zeit wird neu, und die Lust wird neu. Vieles muß aufgebaut und umgeschaffen werden, nichts ohne Volk. Seine Kraft, seine Echtheit, seine Vielheit will um sich greifen, will frisch lebendiges Wesen in manchen bisher allzu behutsam umzäunten Bezirk hinübertragen, so wie Girardi jetzt an die Burg hinüberkommt. Ist das schon ein planmäßiger Anfang (auf ungefährlichem, von der Not des Augenblicks nicht bedrohtem Gebiet), oder nur ein Zufall, der sich ver-

heißungsvoll deuten läßt? So oder so, es ist ein schönes Symbol; das liebenswürdigste, das Wien sich wünschen konnte.

Willi Handl

E. T. A. Hoffmanns Tagebücher*

Die großen Schwierigkeiten, die der Herausgeber Hans von Müller überwinden mußte, um die Handschriften der Tagebücher zu entdecken und den ursprünglichen Text wieder herzustellen, den Julius Eduard Hitzig, nominell Hoffmanns bester Freund, zur Stütze seiner verärgerten Hoffmann-Auffassung willkürlich verkürzt und zurecht gemacht hatte, hat er selbst in seiner Einleitung getreulich berichtet. Um so mehr ist ihm seine Mühe und Akribie zu danken, als damit in der Tat ein höchst wichtiges Dokument von Hoffmanns Künstlertum ans Licht gestellt ist, das in jenem Hitzigschen Buche „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" (1823) vergraben und zugleich mit ihm vergessen wurde.

Denn wo war ein Publikum, das sich im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts für ein so extremes Künstlertum einsetzte! Trotzdem Hoffmann von der Romantik, zu der er durch eine gemeinsame Grundgesinnung gehört, jenes realistische Element unterscheidet, in dem noch seine phantastischsten Träume verhaftet sind, im Gegensatze etwa zu Novalis, dessen Dichtung gleichmäßig in mystischer Ferne sich bewegt, erlitt er mit ihr das Schicksal des Vergessenwerdens. Aber noch um einen Grad ungünstiger gestellt als sie, für die sich wenigstens die zünftige Literaturforschung bald einsetzte, blieb es erst dem neuen Verständnis für derartige sich ausschließlich in der dichterischen Sphäre bewegenden Naturen vorbehalten, Hoffmann wieder zu entdecken. Damit zugleich ist in der ihn als den Ihrigen erkennenden Gegenwart neue Liebe und Verehrung für ihn erwacht, der in der erscheinenden Gesamtausgabe der Werke von Carl Georg von Maaßen ein rühmliches Denkmal gesetzt wird.

So ist der Weg beschritten, der die Biographie Hoffmanns ermöglicht, wobei die Tagebücher als wichtigste Quelle gerechnet werden müssen. Denn sie gewähren unduldsam und rücksichtslos einen vollen Einblick in die Beschaffenheit und den Sinn seines Lebens. Man erkennt, daß auch er in jene Reihe von Künstlern gehört, denen das Leben nichts gilt, es sei denn als Material zu ihrem Werke. Es tut sich der Anblick einer heroischen Lebensgestaltung auf, der es allein um das Werk zu tun ist; die Welt des Alltags, des Amtes, der Bürgerlichkeit erstreckt sich in jenes poetische Reich, das auf Erden aufzurichten er allein sich sehnte, so daß ein jedes Erleben nur in der künstlerischen Sphäre sich vollzieht und von da aus seine Geltung erlangt. So sind die Tagebücher keineswegs im Hinblick auf Veröffentlichung geschrieben. Sie sind durchaus privat und haben allein den Zweck über das tägliche Geschehen Rechenschaft zu geben. Kurz und abgerissen wird es mit ganz bestimmten, nicht immer leicht bestimmbaren Schlagworten fixiert. Keine Spur von einer bewußt gestaltenden Bemühung, so reich auch die Tagebücher an Humor und Tiefsinn, an poetischen Einfällen und Erfindungen sind. Für das Werk allein sparte und sammelte er seine gestaltende Kraft.

In den Tagebüchern ist nur der Ort, sich selbst zu erkennen und sich die Gründe und Hintergründe seiner Handlungen klar zu machen. Dabei verfährt Hoffmann mit schonungsloser Wahrhaftigkeit; was er im geheimsten fühlt und denkt, spricht er gerade und offen aus. Für uns ist es ein sublimes Genießen, dem Wechsel seiner Stimmungen, ihrem Auf und Ab, ihrem Wachsen und Sich-selbst-zerstören von Anfang bis Ende nachzugehen. Die Reflexion folgt hart auf das Erlebnis, das

* Herausgegeben von Hans von Müller. Berlin 1915. Verlag von Gebr. Paetel.

in seine kleinsten psychischen Elemente aufgelöst wird. Zur Einheit schließt es sich erst wieder durch die Erinnerung.

Auch die Liebe zu Julia Marc, die er nach seiner Aussage bis zum Wahnsinn geliebt hat, ist dieser Selbstbeobachtung ausgesetzt. Auch sie ist ihm nicht unmittelbar gewährt, er sieht ihr zu, wie sie ihn allmählich einnimmt, und seine Aktivität erschöpft sich, ihre künstlerische Verwertbarkeit zu erkennen und auszunutzen. Das sagen die beiden wichtigen Stellen, auf die auch der Herausgeber weist: „Ich glaube, daß irgendetwas hochpoetisches hinter diesem Daemon spukt, und in so fern wäre Ktch (unter dieser Sigle erscheint die Geliebte im Tagebuch) nur als Maske anzusehn — demasquez-vous donc, mon petit Monsieur!" Und: „Nach der Auflösung fällt ein Nebelvorhang herab und die Personen hinter demselben werden und wirken poetisch." Nicht um den Besitz Julias in der Endlichkeit ist es ihm, um die Erinnerung, die ihren Gegenstand in die Idealität rückt, kämpft und bemüht er sich. Er war der Meinung, es sei für den Künstler nachteilig, die Geliebte zur Frau zu erlangen, sie müsse, um ihn zu künstlerischem Schaffen zu begeistern, unerreichbar sein. Wie er einmal sagt: „Und die, die du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in dir selbst als hohes reines Ideal deiner Kunst, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen wohnt."

An diesem Punkte biegt Hoffmann von der Romantik ab. Für ihn war die Feindlichkeit der realen Welt gegen die obere die Grundvorstellung seines Schaffens. Hier ist auch die Wurzel seines Humors. Überall ist das poetische Reich, aber nur dem Erleuchteten sichtbar, der Menge verhüllt. Sie ahnt nicht, daß der Archivar Lindhorst ein großer Zauberer aus Atlantis ist. So führen seine Gestalten ein doppeltes Leben, auch sie leiden, wie es in der Prinzessin Brambilla heißt, am chronischen Dualismus wie ihr Schöpfer selbst, in dem die Welt nur einen Kammergerichtsrat sah und der doch auch ein Zauberer aus Atlantis war.

„Die Lächerlichkeit des ordinären Lebens" erfüllt die Tagebücher, ob er in Plock, in Bamberg oder Berlin ist, bis auf die guten Stunden, in denen ihm zu schaffen gegönnt ist. Der juristische Beruf, so exakt und pflichtgetreu er ihn ausgeübt hat, ebenso wie schließlich die Stelle als Theaterkomponist und Gesanglehrer in Bamberg sind ihm im höchsten Grade zur Last, wie er selbst sagt, weil sie seinen „hohen Zwecken" entgegenstehen. Er leidet häufig unter Depressionen, Mißstimmungen, Krankheiten, und „tristes et miserabiles" sind viele Tage, die er aber gerne hinnimmt, wenn aus ihnen jene ersehnte exaltierte Stimmung quillt, die ihm zum Produzieren günstig ist. So heißt es einmal: „Krank zu Hause — jedoch den Goldnen Topf mit Glück angefangen." Auch Wein und Punsch, den er besonders geliebt hat, dienen einzig dem Zweck jene „exaltatione grandissima" zu erzeugen. Diese Vorbedingungen — um solche allein handelt es sich — sucht er herzustellen, sich immer wieder zur Tätigkeit ermannend, wie die häufig wiederkehrenden Eintragungen zeigen: „Sehr exaltierte, aber poetisch reine Stimmung." Oder: „Ungeheure Gespanntheit des Abends — alle Nerven excitiert von dem gewürzten Wein — Anwandlung von Todesahndungen — Doppelgänger." Die Produktion selbst fühlte er dabei als „geistige Ausleerungen," die „wie Aderlaß wirken." Am glücklichsten scheint er gewesen zu sein, wenn er jenen Zustand erreichte, den er immer wieder mit dem Terminus „gemüthliche Stimmung" wiedergibt. So sind ungemütliche Stimmung, schändliche Langeweile seine Todfeinde, nah verwandt dem Gefühl, das aus ähnlicher Konstitution Baudelaire mit l'ennui bezeichnet. Sie hemmten seine Arbeit, und daraus erklärt sich seine Heftigkeit, wenn sie in Gesellschaft

ihn überkamen. So betrachtet er auf das sorgfältigste seine Stimmung, über die sich täglich ein Vermerk findet. Alles andere tritt dahinter zurück. Existenzsorgen, an denen es ihm nicht gefehlt hat, Beruf, Ehe, Freundschaft, Geselligkeit, Politik, so viel auch die Tagebücher darüber berichten, alles das ist zweiten Ranges und nur bedeutungsvoll, wenn es für sein Schaffen in Betracht kommt. Der künstlerische Trieb war in ihm primär; ihm diente er mit allen Kräften; so leidenschaftlich war er auf sein Werk bedacht und so tief bewußt seines hohen Berufes, daß er ihm sein Leben ohne Zögern hingegeben hat.

Erich Lichtenstein

Hans Reisiger

Mit unendlich feinem Bedacht und verhaltener Eindringlichkeit, mit seltsamer Scheu vor dem Gegenständlichen und um so größerer Andacht zum lyrischen Bild und schildernden Verweilen schrieb Hans Reisiger seine Romane. Keine robuste Sachlichkeit wob sich zum lebendigen, unmittelbaren Gehalt, sondern zarte Andeutungen, lautlose Gespräche, farbige Gesichte verdichteten sich zum seelischen Idyll. Wie bei Platon das wesentliche Leben zum riesigen Schatten am Fels der Wahrheit wird, flatternd im schattenleihenden Flammenschlag der Wirklichkeit, so läuterte auch Hans Reisiger das wirkliche Geschehen seiner Kapitel im Gedanklichen zum äußersten, endgültigen und symbolischen Reiz. Alles Stoffliche löste sich auf in Duft und Glanz und Schweben. Jede einfache Tatsache wurde Quell reflektiver Hemmungen, und jeder Vergleich erweiterte sich zum Beitrag einer Charakteristik.

Woben sich in „Maria Marleen" Dialoge und Stimmungen einer Ehe zu einem Naturschauspiel voll rührend schlichter und verhaltener Traurigkeit, verfingen sich die Tage ineinander wie Blüten am Abend, die die Dämmerung zu einer Dunkelheit verflicht, so war doch vieles so leise gesagt und vieles so überhäuft mit Blumenschmuck schwärmender Freude, daß das Ganze ermüdete — wie süßer Wein. —

Das herbere Buch „Jakobsland" war geschlossener an Fabel und Stil. Die Kapitel waren nicht mehr lyrische Stimmungen mit stofflicher Resonanz; das Stoffliche selbst wurde Gehalt der Kapitel, und die Sprache diente dem, was zu sagen war. So aber fordert es der Roman, der in sich den ernsten Schöpferwillen einer Welt birgt, der die Kraft ist und sein muß, die über das Schicksal des Einzelnen — sei es lyrisches oder tragisches Ich — den starren und ewigen Bogen eines weltzwingenden Himmels spannt.

Es wird die Sprache farbloser, das Thema klarer, einfacher, plastisch!

Einer, der sich mit seiner Händearbeit selbst zum Reichtum trägt, liebt eine kleine feine, kalte Polin und schenkt ihr mit der Ehe Reichtum und Geborgensein. Sie stirbt und hinterläßt ihm ein Kind, das bald die Klosterschule einfängt. Er will für sie alles erwerben und statt dessen verliert sein Reichtum Glanz und Glück. Aber die heldische Tochter versagt sich Freiheit und buntes Leben und dient ihrem Vater, ohne daß er es weiß, mit der Ehe, die sie mit einem Manne schließt, der den Vater über den Untergang tragen wird.

Wir sehen schon hinter dieser Skizze gestrafftes und gedrängtes Geschehen. Die Menschen reden nicht nur und sind Gefühl, Andacht und Stimmung, sondern sie wurden strenge Haushälter ihres Geschickes und füllen ihre Stunden mit Werk und Tat.

Hans Reisiger löste seine Kunst von dem reinen seelischen Idyll und versuchte sich an einem epischen Konflikt. Wohl blieb sein Stil im Grunde der unnahbar verhaltene, und selbst hier blieb das Leben wie eine Rückerinnerung flüchtig und ohne unmittelbare Herbe, aber das Ganze wurde stärkerer Gehalt, tragfähiger brückte sich

der Dialog von Menscheneinsamkeit zu Menscheneinsamkeit .....

Nun sagt sich Hans Reisiger in seinen Oden aus dem Krieg („Totenfeier", S. Fischer, Verlag) Eigenstes, unmittelbares und unerbittliches Erleben von der Seele. Er tut es männlich! Er, der verschwärmte Jüngling, der kultivierte junge Mensch, der gepflegteste Wege schritt, in süßen Gärten weiße Frauen sah und Tafeln liebte, auf denen Kristall und Silber schneeigen Händen diente, er schleppte auf seinem Rücken röchelnde, zerfetzte Menschenbrüder aus dem verhetzten Fortissimo des Todes. Nächte warfen sich über ihn her und erdrosselten den Schlaf mit verfieberten Rufen Sterbender und Tage saugten mit ihrem blutigen Haß an seinem Herz, und er erträgt es und schafft. Er ist Sanitäter, nicht mehr.

Dann aber stürzen Müdigkeiten in ihn und siehe, wie er die Augen aufschlägt, ist seine Seele voll Psalm!

Auf Toten steht Deutschland
Wie auf bebendem Grund.
Seine Grenzen glühen noch
Von immer wieder sterbendem Leben.

Grausam brennen ihm die tausend Fragen der Toten. Ihr Anwalt schreit sein Lied, und seine Hymnen suchen das Echo der Heimat.

Alles Schöne, Silberne und Himmelhelle ist erloschen! Alle Gärten zerbrochen. Das Fest der Erde zerstoben, nur Gräber die Ernte! Unendliche Toten strömen der Heimat zu, und ihre hohlen Augen, eingebrochen von Erde oder eingepreßt vom dunklen Griff des Meeres suchen Erlösung bei der ewigen Mutter der Welt!

Die Natur, die dem Tode kühle Betten lieh, die Natur, die das Leben fortträgt im rasenden Sturz der Stunden, sie muß wieder leiser atmen, die Heimat, die geängstigte, hingeduckte in Wälder und Berge wird wieder die Augen aufschlagen und der Frieden wird lobsingen!

Hans Reisiger hat sich freigemacht von aller Literatur. Was schreibe ich? Das harte Leben hat sein Herz heraus gehämmert aus dem Marmor, in dem es ruhte und schöne Schläge tat. Nun liegt es blutigrot, heiß und in der trunkensten Verzückung unendlichen Leides, unendlicher Sehnsucht und strömt sich aus.
Und strömt sich heilig aus!

Hanns Johst

Das Heilige

Das Buch, das der Breslauer Theologieprofessor Rudolf Otto so genannt hat (Breslau, Trewendt und Granier), redet über Religion nicht wie einst Schleiermacher zu den Gebildeten unter ihren Verächtern, so wenig wie in der unpädagogischen Gegenwart etwa ein Buch über Kunst an die Leugner der Form sich wenden kann. Aber deshalb bedeutet es nicht gleich viel oder wenig wie ein solches Kunstbuch. Das Religiöse hat heute im Deutschen keine Literatur. Theologie, Geschichte und Philosophie der Religion sind mindestens in diesem Sinn Fachbetriebe so esoterisch wie Physik und Chemie, dienen dem Kultus und der Erbauung des kirchlichen Menschen nicht anders als die naturwissenschaftliche Forschung dem technischen. Der Mensch an sich aber fühlt sich längst keines Spöttersitzes mehr schuldig. Keine noch so krampfhafte Bewegung zur Erneuerung der Kirchen und der Religiositäten beschwichtigt seinen Zweifel, ob dort nicht ganz unzulängliche Kräfte am Werk sind, unebenbürtig ihren großen Quellen, aber auch den bestimmenden Zeitinhalten neben ihnen. Zwischen Mystik, deren er sich schämt, und Rationalismus, dessen er nicht froh wird, wartet er alle Tage, nicht auf eine Popularisierung des Religiösen, kaum auf eine Führung zu ihm, vielleicht nur auf eine Bestätigung eignen Lebens und Gewissens, wie er sie sonst von jeder Schönheit, jeder Erkenntnis und jeder Tat erfährt.

In Ottos Buch spricht ein deutscher

Gelehrter sehr schlicht von lauter Dingen unsrer nächsten geistigen Umgebung, Spuk und Naturreligion, Hiob und Christus, Luther und Bach. Er spricht darüber weder als Historiker, um Tatsachen zurückzurufen, noch als Ästhet, um Stimmungen daraus abzuleiten. Sein Ziel ist viel schwerer: ein Argument. Er erinnert einmal an die merkwürdige Stelle der Politeia, wo Sokrates ganz „dogmatisch" sagt: „Gott ist einfach, ist wahr in Tat und Wort. Er verwandelt sich nicht und betrügt niemanden" und Adeimantos antwortet: „Jetzt da du es aussprichst, wird es auch mir ganz klar." So möchte er „überführen". Nicht mit der verdächtigen Gereiztheit der Apologetik. Sondern in heller Zergliederung aller Elemente und Erscheinungsformen des „Heiligen". Anstatt der ungefügen Stoffmassen beim James eine wissenschaftliche Wohlordnung, die geradezu einer neuen Psychologie der Religion vorarbeitet. Aber auch kein jamesisches Schwanken zwischen den entgegengesetzten Naivetäten des Mystikers und des Experimentellen. Wundervoll wie der religiöse Kern aller dieser Gefühlsweisen rein rationalistisch Hülle um Hülle seiner Begleitvorstellungen, Analogien, Schemate abstreift, um nur desto strahlender in seiner irrationalen Unberührtkeit dazuliegen: Animismus – gewiß, aber tief darunter und durch keine Entwicklung zu überwinden das Urempfinden des Grauenvollen und Süßen, Sinnlosen und Gerechten, das doch (natürlich) mehr sein muß als alle diese Örter der Seele; Moralreligion — meinetwegen, aber weit dahinter ein Sühnebedürfnis über alle Sittlichkeit.

„Religion fängt mit sich selber an". Dies Apriori ist hier nicht entdeckt, aber von einem erschütterten Menschen beschrieben, so daß es dem Zuhörenden immer wieder aufs Herz schlägt. Wenn deutsche Wissenschaft und Menschlichkeit aus einer verirrten Zeit ohne mystische Verblendung und rationalistische Skepsis wieder zum Unbedingten finden wollen, wird auch das Buch über das Heilige auf ihrem Weg liegen müssen.

Carl Brinkmann

Vom Tode

Aus der, dem schrecklich übersättigten Geiste seit langem schon für erledigt geltenden Kriegsliteratur jeden Charakters, sei eine späte Erscheinung von Bedeutsamkeit, und von Seltenheit vor allem, ergriffen und den Wenigen gezeigt, nämlich die „Vom Tode" genannten „Blätter aus dem Tagebuche eines Sanitäts-Kraftfahrers" von Kurt A. Gerlach* (keinem Verwandten des Politikers), die auf Anregung des Bayerischen Sanitäts-Kraftfahrer-Korps gedruckt worden sind. Ein kärglich würdiges Vorwort (in Gestalt eines Briefes an den Korpsführer) gibt den Ton an, der zu erwarten ist: „Es handelt sich um Aufzeichnungen, die während meiner Mitgliedschaft im Bayerischen Sanitäts-Kraftfahrer-Korps entstanden sind, größtenteils im Felde, an der Front, im Lazarett oder auch in Ruhestellung, .. eine Erinnerung an die Maischlacht vor Arras im Jahre 1915. Manche der Blätter sind auf dem Steuer des Kraftwagens niedergeschrieben."

Diesen Äußerungen entsprechen Gehalt und Form dieser „Gedichte in Prosa" Ihr Rhythmus, nicht eben selten zu holperig harten, ungelenken Takten verknotet, ja verfitzt, steigt in jähen Schwellungen zu großem Ausdruck, nie zum Pathos, nicht einmal zur Farbe, aber zur stoßend maßvollen Bändigung des innerlich reißenden Schwungs. Sehen wir das Gedichtete wie Bilder an, so erscheinen nur Zuckungen und Stürze hastig ergriffener Kontur, mit schwerer, von den Ängsten der Gesichte halb gelähmter Hand in einen nichts als schwarzen Grund gerissen. Der Eindruck eines, in Fahrtpausen auf dem Lenkrade des Wagens unterm Weiterar-

* Verlag von Walter G. Mühlau, Kiel.

beiten des Motors bekritzelten Notizblocks bleibt unverwischbar; was an richtigem Tisch geschrieben und ausgefeilt sein mag, auch darin stampfen noch, wie im nachfiebernden Gliederbau des Schreibenden, Fahrt, Nacht und die unendlichen Donner der Schlacht. Gestampf des Benzinmotors, im inneren Zorn zu dienender Großmut gebändigt, und Gestampf des Blutmotors, aufgeregt in einer maßlosen Trauer, von unheilbar Zerstörtem, hin- und hergerissen zwischen Grimm und Anbetung, Verachtung und Ehrfurcht, Haß und Liebesfeuer, — diese beiden greifen ineinander, jetzt im Eintakt und Gleichmaß, jetzt auseinander gezerrt, durcheinander lärmend. Plötzlich dann große Fahrt, Finsternis und das gleichmäßige Tosen des Windes.

So hält sich dann das Ganze: nur brennendes Dasein, Sehen, Fühlen, zu einer eilfertigen Kompaktheit verdichtet durch die furchtbare Gewalt der Stunde. Ein Totentanz über unendliche Felder des Grausens, unter dessen Tritten die spärlichen Asphodelen der „lieblichen Gefühle", halb erblindet und um so süßer im Schmerzglanz frühen Vergehens, sich hervorwinden. Dann wieder nur die schaurige Lampenkette von Schädelmasken oben, wo sich in immer neuer Form der Todesarten, vom sanften Sterben bis zum Leichenunflat des Zerhackten, immer das gleiche Licht des einen Todes entzündet.

Kein Buch vielleicht für Mütter und Bräute; als zeitliche Kundgebung jedoch eine der stärksten und sicherlich unter den wahrsten.

Albrecht Schaeffer

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Es ist Zeit!

von Alfred Döblin

Es ist Zeit!

Nicht anders als wie das tiefe durchdringende Gebrüll von Stieren durch die Luft, von allen Hügeln her: es ist Zeit.

Nicht anders als wie das Heranstampfen und Trampeln braunzotteliger Herden, aus Dickichten und Gebüschen vorbrechend: es ist Zeit, – und wütend, schwemmend über flache Weiden weg, bodenerschütternd.

Wer kann sitzen, wer hört es nicht durch die dicksten Fenster, wem zittert es nicht durch die Knochen.

An alle Fenster dringt es, an euch geht die Rede, die Stumpfsten, Müdesten, Mattesten, die von den Stühlen aufstehen, – es heult laut – Männer, Arbeitsversunkene, Stumpfäugige, Hohlbrüstige. Die Luft brodelt, steht, brennender, wogender Geist! Erkennt ihn! Bibliotheken, Laboratorien stürzen ein.

Ihr sollt nun nicht ausgelassen werden. Für diesen Augenblick sind bombensichere Unterstände dünn wie Blech, keine Studierstube, keine Kirche, kein Atelier schützt. Kunstwerke sollen hingestoßen, getreten, zertrümmert werden, Bücher verbrannt, Lehrsätze in die Luft geblasen. Das Wertvollste hat keinen Bestand mehr. Geist will sich lebendig in Geist brennen.

Jetzt heißt es flüchten oder mitbrennen.

Da gehen sie herum mit ausgebeutelten Hosen, mit hängenden Schultern; sprechen aus schlaffen Mündern ernste Phrasen, teilnahmslos. Ein Blick zeigt das Ganze, Gedrückte, das in dieser Erdzone mit dem Namen Geist verbunden ist, Abguß, etwas Erbärmliches, Papierbeschmutzendes neben dem andern, den pfeifenden rasselnden Maschinen und ihren straffen schneidigen Mannschaften, neben Kupferdrähten, Bergwerksschächten, Soldatenzügen, Werften und Häfen. Reporter, Amüseur, Erfinder, Bildner, Schriftforscher, Erzieher, Denker, Naturkenner, Zerleger, Hintertreppensteiger in einer ihn duldenden, ihn brauchenden, mißbrauchenden, aushaltenden Welt. Wer hat Lust, diesen Wicht anzusprechen, der wie ein Asthmatiker keucht, wie ein Gichtiker lahmt, der seiner selbst in ruhigen Augenblicken überdrüssig ist.

In den beiden letzten Jahren liefen ohne Unterbrechung die Gerüchte von großen ungeheuren Ereignissen zu mir. Ich las davon, von dieser Schlacht, von jenem Durchbruch, von dem Fall der Hauptstadt, jener Festung als von elementaren dumpfen Dingen, deren Wirkung ich nicht erkennen konnte. Ich mußte abwarten, sehen, wie dieses Erdbeben und welche Wellen bis an mein Haus rollen würden. Manchmal regten die Dinge tief auf; es blieb eine unklare Spannung; das Finstere hatte keine Stimme, suchte keine Stimme. Was draußen und dicht bei mir vorging, ähnelte der uralten Moira, dem Geschick über Göttern und Menschen, dachte nicht an mich und dich, donnerte seinen unbegreiflichen, ja grauenerregenden Weg.

Das ging zwei Jahre. Von all dem Warten, Hoffen, Fragen, Lauschen wurde einem die Brust wie geknetet, das Herz gewalkt. Das alte Ich wurde einem in wüsten Rauch gehüllt; was wußte man noch, was wollte man noch. Schrecklich zehrten die Monate an den Nerven, man konnte wie Merlin einschlafen —, tags darauf hundert Jahre älter erwachen. Und immer ging dies Fremdartige, die Moira draußen weiter; es steigerte von Moment zu Moment seine Wut, vulkanische Explosionen auf Explosionen, und immer dringender, hoffnungsloser die Frage: was ist dies? Was geht vor? Was geschieht mir?

Ich habe nichts mehr erwartet. Besser, ich habe nichts erwartet, als daß es eines Tages, eines Monats zu Ende sein wird; eine Eruption, noch eine, nun bleibt es still, man kann hinausgehen.

Die Zeitungen sprachen von der Petersburger Revolution: ein Gezanke entstand rechts und links: wem wird diese russische Unruhe gut bekommen. Es soll die Engländer stärken, es soll das russische Heer schwächen; also weiter, weiter, Schicksal, wir werden sehen. Ein paar Telegramme über Anarchie, dann dies Programm, dies Programm, Arbeiterrat, Soldatenrat, Sturz Miljukows, Kerenski. Und schließlich — Alles, Alles.

Ja was war das?

Als ob man durch einen Wald läuft, verirrt sich, läuft ohne Erbarmen gegen Lungen, Füße, und dann rollt man über einen kleinen Hügel, sieht eine Wiese, einen Bach, ein Haus, eine Brücke, ein Huhn. Man ist noch zu wüst, um etwas zu glauben.

Nach dem Kriegstoben, einem Über-, Übermaß von Explosionen, nein mitten im unirdischen unterirdischen Getobe eine Bewegung unbezwingbar nach vorwärts, eine ungeheure Menschlichkeit, nackt schamlos wie jener dunkle Brand, sich schüttelnd unter den Flammen, nach den Flammen greifend mit bloßen Fingern als wären es Schlangen. Ich brauche Stunden, Tage, um dieses Traumgesicht nur zu fassen, ich habe es noch nicht gefaßt, noch immer nicht.

Wie sind die Wege Gottes.

Mir scheint, als ob ich zur Besinnung komme. Und wie mag es anderen ergehen, auf die diese kleinen Zeitungsnotizen eindrangen neben jenen anderen Berichten von verhüllten, der irdischen Fassungskraft entrückten Vorgängen, den rasenden Angriffen, Verteidigungen, Flugüberfällen, Torpedierungen, Aushungerungsmethoden, — mag es sie weniger aufwühlen, in der Zeitung zu lesen unter einem Tagesdatum, aus der und der Stadt, über Stockholm, Haparanda Dinge und Beschlüsse aus dem neuen Testament. Nach dem monatelangen Hinsiechen solche Stimme. Diese rührenden Befreiungen von Eingekerkerten. Rückkehr nach Jahrzehnten aus dem Elend, dieses siegreiche Übertönen widerwilliger frecher Rufe, die Naivität im Löwenkäfig, das Tappen, die Hilflosigkeit, und in allen Herzen der nunmehr Herrschenden nur der Wunsch: Mensch sein, gerecht sein.

Nichts was diese Generation erlebt hat, läßt sich, fühle ich, an Größe vergleichen mit diesem Augenblick. Was das Ungeheuer von Krieg zur Welt bringen wird, wird erst nach langen Jahren heranwachsen, zu erkennen sein. Bis zu diesem Moment muß sich eine heutige Generation mit dem Frühjahr 1917 genug sein lassen.

Ich will davon reden und was das Frühjahr 17 mit dem Geist zu tun hat.

Daß Rußland diese Geste gemacht hat, und dann, daß es keine fratzenhaft aufgeregte Revolution nach französischem Muster äußerte, eine beschleunigte Umwälzung und keinen Umsturz, vielmehr eine einfache machtvolle Hinwendung zum Menschlichen und Würdevollen, überraschte nicht. Die Literatur der jüngeren und älteren Russen hatte deutlich gesprochen. Es existiert keine Literatur der modernen Staaten, die in ihren großen, größeren, oft in ihren mittleren Repräsentanten so posenlos still sich gibt wie die russische, so dichterisch geheimnisvoll reine Seele offenbart. Was Tolstoj und Dostojewski geschrieben und hinterlassen haben, stellt meinem Gefühl nach ganze Klassizitäten anderer Völker in Schatten; an Vehemenz und Tiefe des Gefühls, der seelischen Durchdringung und einfachen Mitteilung nimmt es, wie ich seit Jahren glaube, kein Deutscher, kein Franzose und Engländer, auch kein Skandinavier des letzten Jahrhunderts mit ihnen auf. Nietzsche hat Dostojewski sein größtes Erlebnis genannt; wie er haben andere Deutsche empfunden. Dem deutschen Empfinden ist dies religiöse Wesen, dies schrankenlose sittliche Ringen bekannt, verständlich, verwandtschaftlich vertraut wie nichts anderes.

Wir haben nicht nötig, Ideen zu uns importieren zu lassen. Friedrich der Große ist weder aus Paris noch Moskau zu uns gekommen. Immanuel Kant hat man uns weder vor- noch nachgemacht. Das Heilige Römische Reich hat strahlend vor aller Welt geblüht und aller Welt abgegeben.

Aber was besagt jene müde Stimmung der Geistigen, jenes trübselig

gedrückte Wesen, jener Widerwille und Apathie gegen Staat und Politik, — neben dem Stolz der Friedensoffiziere und ihrer Kaste, gegenüber der kalten gönnerischen Wurstigkeit der Kaufleute, dem höhnenden ausschließenden Beieinander des Proletariats, dem vergnügten Untersich der Parlamentarier? Was besagt die fassungslose Haltung gegen das satte gebildete Bürgertum, das Entsetzen vor achtungsloser Pöbelwirtschaft und vor der glatten Unsittlichkeit erblichen Torytums, das Ämter schluckt und sich Regierungspotenz anmaßt? Wenn wir nicht Ideen brauchen, vielleicht etwas anderes.

Wie mir dies geschah, die russische Bewegung, ist vieles aus dem Frieden in mir lebendig geworden. Diese „russischen" Ideen, so froh, jung und herzhaft, sie sind ja überall und immer aufgetreten, wo der lebendige Menschengeist sich Bahn brach durch körperlich schweren, entseelten, unleidlichen Widerstand. Sie haben in alten Tagen den Bundschuh und die deutschen Bauern begleitet, wenn auch Luther gegen sie vom Leder zog und die Bauern wilde Bestien hieß, die man totknütteln solle. Sie haben das Christentum durchgesetzt und setzen es weiter durch gegen Buchstabengeist, Gesetzesverblendung und Anmaßung, gegen selbstzufriedenes Pharisäertum. Man hat sie in dem Lärm der Paulskirche von Frankfurt vernommen. Sie werden niemals verwirklicht werden, werden immer Alarm rufen. Immer wieder verrottet die Menschheit, immer wieder erscheint das Menetekel an der Wand. Wenn die Menschheit sich verjüngen will, badet sie in diesem Brunnen.

Der Krieg hat eine Volksgemeinschaft geschaffen, wie die langen Friedensjahre nicht. Eins hockt auf dem andern, Hauptmann ist nicht ohne Kompanie, Kompanie nicht ohne Hauptmann, Städter nicht ohne Bauern, Truppe nicht ohne Munitionsarbeiter; Rüstung braucht Bürgerinitiative und Kapital, eins kämpft, eins darbt. Man sieht sich gut auf die Finger, Not schärft die Augen, vor dem Tod sind alle gleich. Keiner wird nach dem Krieg vermögen, dem andern ganz seine Schuld zu bezahlen, so groß ist die Schuld geworden. Unausweichliche Forderungen treten an die Regierung und ihre Berater heran: die Volksgemeinschaft ist da, in Drang und Not ist sie geworden, ist nicht aufzulösen, ist nicht da in Liebe von Gruppe zu Gruppe, Partei zu Partei, aber das Recht einer Gruppe auf die andere ist nicht aus der Welt zu schaffen. Wer trauern darüber will, traure. Die er rief, die Geister, wird er nicht mehr los. Die Volksgemeinschaft hat sich erhoben über die Kasten und Stände. Ihre Kraft hat gesiegt, ihre Kraft wächst von Stunde zu Stunde. Jetzt kann Frau Rat Goethe nicht mehr sagen: „Die Deutschen sind kein Volk, keine Nation mehr, und damit Punktum." Die Kräfte der Peripherie dringen nach der Mitte, das Zentrum verharrt, heiß, lau und kalt faßt sich an,

was kann sich isolieren, es muß gekämpft werden um die Temperatur. Es ist wie 1807: Das Volk ist durch den Feuertod gegangen, um sich und anderen das lebendige Leben zu gewinnen. Keine Sophistik kommt da herum. Und am Martinitage 1810 sind alle Preußen ihrer Erbuntertänigkeit ledig und frei geworden.

So steht es nun einmal. Und darüber läßt sich trauern und jubeln. Was aber wichtiger ist: alles zum Guten wenden.

Ein Gewitter ist heraufgezogen; wie wird den Herren vom Geist? Wie fühlt ihr euch? Wollt ihr euch lächerlich machen, ihr, mit Parteibildung, Vereinsgründung, Standesvertretung und Ähnlichem. Geht eurer Wege, hinaus in die Welt. Auf den Plan, Visier offen. Es will etwas zur Welt, von Teufels oder Engels Gnaden, das totgeschlagen oder gehegt werden muß. Ein Herkules liegt in der Wiege; starke Hände sind nötig, ihn zu schützen, zu gängeln oder zu erwürgen.

Infame fremde Burschen, niederträchtige Hunde haben uns Barbaren genannt; es ist allen kochend in die Brust gefahren. Faßt euch selber an! Habt ihr, Männer der freien Berufe, unfreie Männer, Juristen, Philologen, ihr in den Laboratorien, Künstler, habt ihr nicht Schuld mit eurem Versteckspiel? Mut bewährt man nicht nur im Schützengraben, es gibt Zivilkurage. Wisset, ihr selbst seid furchtbar, es gibt genug Mächte, die sich vor euch ängstigen.

Habt ihr, denen Gerechtigkeit, Gewissen, seelische Sauberkeit, Menschenliebe angeboren ist und tägliches Lebenslicht ist, habt ihr, die uneigennützigsten und klarsten Gemüter, die Stimmen vernommen, die in Deutschland laut geworden sind? Im Reichstag und sonstwo: es sei keine Remedur nötig, unser Staatswesen habe sich im Kriege herrlich bewährt; und dann: den zurückkehrenden Kriegern dürfe man keine Geschenke machen, — Worte von solcher unsäglichen Verschmitztheit, daß man vor Staunen und Verblüffung nicht imstande ist, zur Empörung zu gelangen. Und dennoch! Mehr davon, noch vielmehr. Wie sollen die Wasser zum Sieden kommen, wenn nicht durch Feuer. Wie kann man das träge Metall flüssig machen, wenn nicht durch Feuer. Und andrerseits nehmt euch ein Beispiel: fest sitzen jene ehemals einzig Verdienten da und wehren sich prächtig ihrer Haut und Haare. Nehmt euch ein Beispiel: Sie sprachen, sie wagten vor zwei Jahren zum deutschen Kanzler von Revolution zu sprechen, falls nicht im Krieg ihre Privatwünsche in Erfüllung gingen, grade so, wie sie es begehrten, — als hätte das Volk nur die Aufgabe, feudale Herzen zu erquicken. Aus solchem Holz werden Männer geschnitten. Ich bin nicht für diese Ideen. Und nicht für jene. Weiß nicht, wieviel und wie wenig sie sind und sagen. Aber Kampf ist nötig, der Kampf wird einseitig geführt, die Pferde laufen nicht mit gleichem Gewicht, wie kann ein anständiges Rennen zustande kommen.

Die Regierung muß Aufschluß wünschen, wünscht Aufschluß über die wahrhafte Kräfteverteilung. Sie kann nicht nachgeben, wenn sie nicht gedrängt wird. Muß jene Fälscher und Betrüger, Verführer der Regierung und des Volkes nennen, die sich nicht rühren, nicht ihre ganze Kraft einsetzen, wo Wichtigstes für das Vaterland, Kinder und Kindeskinder auf dem Spiele steht.

Wißt ihr bald, wer ihr seid?

Die Sprechbühnen, Kulissen Deutschlands übersät mit Nichtigkeiten, Mittelmäßigkeiten, ihr selbst versunken in abgeschlossenen Zimmern, verkümmert, verkommen an Leben und Seele, in Ecken wie verprügelte Kinder, ohne Kenntnis der Menschen, die ihr führen könntet: heißt das patriotisch sein?

Jeder Halm auf den Äckern ist heilig. Und ihr vertrocknet zu Hunderten. Es wird in der Welt nicht nur gezählt, auch gewogen: Hindenburg allein ersetzt zehn Armeen, und ihr versteckt euch.

Euch wurde ein Pfund gegeben. Wo ist es? Es sollte gewuchert werden damit. Verantwortet euch vor dem, der es gab. Aber auch vor eurem Volke, das eurer bedarf, und jetzt mehr als je. Es gibt von Zeit zu Zeit noch andere Dinge als Mikroben, chemische Analysen, Paragraphen, Ideen der Plastik, Novellen und Bilder. Leben spenden! Fördern! Dienen, denken, helfen. Einmal will geliebt sein, einmal will getanzt sein, einmal will gestorben sein.

Man wartet nicht auf euch. Man kommt besser aus ohne euch. Auf der Höhe des Krieges, am Schluß des Krieges, als sein Nachlaß treten gebieterisch Gedanken auf. Jetzt will der Krieg seelisch werden. Die andern, die es angeht, wissen lange davon, aber ihr, Enterbte und Selbstmörder, Proletarier über jedes Proletariat, wißt nichts. Die Gedanken fordern eure Seelen, Köpfe. Sie rufen euch, daß ihr Geburtshelfer an ihnen seid. Ein Ferment ist in die Welt geworfen, der Teig gährt, wo sind die Bäcker? Wie vielseitig, schwankend jene Ideen, wie gefährdet weich, nahe der blassen Romantik, wie noch näher der Lächerlichkeit. Wie stark, massiv, tüchtig die ihnen feindlichen Ideen, wie nahe der bloßen Roheit, der nackten frechen Gewalt. Und andere. Und jetzt Gewalt gegen Gewalt, gute Gewalten gegen gute Gewalten, viele Gewalten gegen viele Gewalten. Kämpfer werden gebraucht. Wo seid ihr?

Kohlenbergwerke wurden ausgebeutet, Aktiengesellschaften gegründet, und ihr, wichtiger als Wasser, Kohle, liegt brach jahrzehntelang. Daß der Ehrgeiz euch von den Stühlen, aus den Zimmern presse, Eifersucht, Rachbegier, Machthunger. Heraus. Es ist eine schöne Zeit! Seit langem eine schöne Zeit. Es lohnt sich zu leben.

Ihr Nachtfalter, Fledermäuse, heraus an den Tag. Der Ruf ist erfolgt. Werft eure Kleider ab: Ihr seid Prinzen. Schön, prächtig kommt ihr gegangen.

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Nach Verlauf von einigen Wochen trat der Prahlmeixner aus seinem abseitigen, notvollen Schweigen etwas heraus und gesellte sich müden, abgeschlagenen Mutes, daß es alle ergriff, die ihn beobachteten, dann und wann den geheimen Erbauungsstunden der „Querchristen" bei. An einem „Abend", der diesmal in der Wuhle im Rütschhause abgehalten wurde, hatte er wieder seiner Gewohnheit gemäß zusammengesackt, schreckhaft-drohend, mit verstecktem Gesicht in einer Ecke die halbe Feierstunde hingebracht, als er beim Sprechen der Ursula plötzlich jäh auffuhr.

Die Rütschin war wieder ganz in ihre alte „Jenseitsbeglückung" geraten und sang das Lob des seligen Todes, und je tiefer sie in das Licht der Geschichte ihrer gestorbenen Kinder geriet, desto unwirklicher wurde ihre Stimme.

Der Prahlmeixner zuckte wie von einem Stich aus seiner Versunkenheit, kriegte ein Martergesicht und mußte immer lauter wie am nahen Weinen schlucken. Plötzlich stieß er den Todesschrei eines gequälten, riesigen Tieres aus, fegte mit Arm und Bein alles beiseite, was ihm im Wege stand, und stürzte der Tür entgegen ins Freie.

Von Gott, als einem Räuber unversehens angefallen und peinvoll überwältigt, verfiel der große Elis unmittelbar darauf in eine menschenscheue, wilde Frömmigkeit. Seine Tagesarbeit wurde ein atemloses Ringen. Ruhe fand keinen Platz mehr in seinem Hause, und wenn er abgeschlagen mit zugefallenen Augen saß, ging fortwährend ein Beben durch die Falten seines Gesichtes, das fast wie das Gesicht eines Gorilla aussah, dessen Wesen zwischen Schlaf- und Tobsucht schwankt, unheimlich, ergreifend, erfüllt von unterirdischen Feuern. Mitten in der Nacht bei finstern Fenstern begann er aus irgendeinem Winkel heraus mit seiner wilden Tierstimme, dröhnend, daß die Hütte bebte, fromme Lieder zu singen.

Man beobachtete, daß er nur von Wasser und Brot lebte und zum Schlaf in kein Bett kam, sondern, wo er gerade stand, zu kurzer Rast in die Hobelspäne sank.

Wenn er sich zeigte, abgemagert, vornübergebeugt, wie ein Gespenst seinerselbst, so trat ins Haus, wer vor der Türe stand, erschreckte Gesichter bogen sich vom Fenster zurück, die Kinder stoben davon. Nur alte und auch manche junge Weiblein wurden von diesem Bilde verwitterter, zerstörter Glaubenszerknirschung schmerzhaft bis in den Schoß erschüttert, so daß sie mit demütig stockender Stimme grüßten: „Gott blüh uns, Meixner".

„Er blüh", dankte der Selbstpeiniger hohl und überflackerte sie dabei mit einem Blick, den sie wie das Lecken einer Flamme heiß über den ganzen Körper und oft so tief in sich hineinfühlten, daß ein Taumel zum Hinsinken über sie kam.

Nicht lange danach da Meixner wieder begann, sich öffentlich zu zeigen, starb in Querhoven ein altes, einschichtiges Weiblein, die Mechtildis Tauh hieß, von niemand aber anders als die alte Mechtel genannt wurde. Munteren Auges, heiteren Gesichtes, gütigen Herzens der ewigen Güte hingegeben, saß sie in ihrem kleinen Stübchen und ließ die Kugeln des Rosenkranzes durch die Hände gleiten oder las aus ihren vielen Büchern lange Gebete. Und neben ihrem eigenen Anliegen nahm sie sich auch der Nöte Fremder an, die vor vieler Arbeit nicht Zeit und Sammlung zu Gebeten um Abwendung drohenden Übels fanden. Für wenige Pfennige betete sie Vaterunser, Litaneien und Rosenkränze in jeder Meinung, erfüllte mit ganzer Hingabe gewissenhaft die Bußen und Gelübde anderer und fristete durch dieses fromme Geschäft ihr Dasein. So sehr war sie in diesem himmlischen Kramen gefangen, daß sie, mit ihrem gütigen Herrgott gleichsam auf Du und Du stehend, seit einem halben Menschenalter sich von der Kirche zu Hemsterhus fernhielt und den Gebrauch der Gnadenmittel verabsäumte. Ja, zuletzt hatte sie sogar, von dem sanften Geiste angelockt, dann und wann an den Andachtsstunden der Seelenstillen beim Vanlyßender und im Rütschhause teilgenommen.

Eines Tages fand man sie entseelt im Stuhle sitzen, den Rosenkranz in den Händen haltend, den Kopf auf die Brust gesunken, das Gesicht von einem solch heiteren Frieden überglänzt, als ob sie noch immer den glückvollen Träumen nachhänge, während denen sie vom Tode überrascht worden war. Da sie keinen Anhang besaß, schossen die Frommen des Kreises, dem sie lose angehangen hatte, die Mittel zusammen, um der alten verhutzelten Hülle die letzte Ehre zu erweisen. Aber der Pfarrer von Hemsterhus verweigerte ihr das kirchliche Begräbnis, weil sie seit je sich von der Kirche ferngehalten hatte und bestimmte, daß sie wohl in geweihter Erde, doch nahe an dem Acker der Selbstmörder beerdigt werden sollte.

Stumm bewegte sich eines Abends, denn es war noch befohlen worden, die Tote erst nach Sonnenuntergang zu versenken, der Leichenzug durch die einzige Gasse von Querhoven. Leiser, trauervoller Gesang wechselte mit gedämpftem Gebet ab. Fast aus jedem Hause eilte ein Teilnehmer an der letzten Feier für die Ausgestoßene, und schon in det Mitte des Dorfes war das Geleit zu einem stattlichen Zuge angewachsen. In der Nähe der Mühle überschreitet der Weg das Hornwasser und läuft an dessen linkem Ufer weiter. Vor der kleinen Holzbrücke setzten die Träger den Sarg ab, um die Achsel zu wechseln. Während dieser kurzen Stockung

trat Gottlieb Meixner aus dem Hause seiner Mutter und mischte sich unter den Zug. Bald darauf schwankte der Sarg wieder in der Höhe, und die Füße der Menschen klapperten über die Bohlen der Brücke.

Da, als die Träger eben das andere Ufer erreicht hatten, sprang plötzlich der Prahlmeixner aus dem Mühlgrabengebüsch, wo er gelauert hatte, eilte in langen Sätzen über den schmalen Wiesenstreifen, pflanzte sich in seiner wilden Größe vor den Trägern auf, riß die Arme in die Höhe und schrie: „Halt, nicht weiter! Setzt den Sarg nieder, sage ich euch!"

Sein Erscheinen geschah so unvermutet und sein Aussehen war so furchtbar, daß die Träger bestürzt den Sarg auf die Erde stellten.

Und nun strömte der Mann das düstere Lodern aus, das sich in den Wochen des Schweigens, der Einsamkeit und Kasteiung in ihm angehäuft hatte.

„Verflucht sei, wer diese Arme der Schande der verfluchten Teufelsdiener überläßt", rief er. „Ihr habt Herzen von Brei und einen Glauben zitternd wie dürres Gras. Ich sage euch, Gott ist mit euch! Er hat mich Sünder gestraft; aber aus schrecklicher Nacht bin ich aufgestanden. Kein Fleisch ist an mir, das nicht gepeinigt worden. Deswegen sage ich euch, unsere Erde ist heiliger als der Kirchhof der Pfarrer. Das weiß ich. Kehrt um, meidet die gottlosen Namenchristen, widersetzt euch! Streitet! Streitet!"

Der alte Vanlyßender suchte ihn zu beruhigen. Es war umsonst. Sein Neffe trat zu ihm. Er schüttelte ihn hohnlachend ab.

Viele waren von seinen Worten wie von einem Hagelwetter betäubt. Und als der Zug sich wieder gegen Hemsterhus in Bewegung setzen konnte, war er zur Hälfte eingeschmolzen. Die anderen zogen sich mit dem neuen Propheten in ihre Hütten zurück.

Es kann sein, daß trotz dieses widersetzlichen Aufbrausens des Querhovener Geistes sich alles wieder in ruhigere Bahnen zurückgefunden hätte. Denn unmittelbar nach diesem abendlichen Raubsprung duckte sich der Prahlmeixner wieder in seine lange geübte, schweigsame Einsamkeit, eine beschämende Ernüchterung für die, die er im Handwenden zu sich verwirrt hatte, ein Triumph für seine Feinde. Das waren weniger die Querhovener Gottesstillen, sondern die Hemsterhuser Kirchenfrommen. Seit je bestand nämlich in diesem Pfarrdorfe ein Häuflein Glaubensspürer und Tugendriecher, die zur größeren Ehre Gottes die Sittlichkeit von Hemsterhus und Umgegend durch ein geheimes Spionagesystem aufrecht erhielten. Nach stets geübter Gepflogenheit wachten sie auch über die Reinheit des Glaubens und spähten mit einem nach Entrüstung und Beleidigung lüsternen Geiste besonders nach Querhoven und seiner unausrottbaren ketzerischen Anwandlung aus. Vor vielen, vielen Jahren war

ein Bauerauszügler der Anführer dieses freiwilligen kirchlichen Horchpostens gewesen. Ihm war der Schmied des Ortes gefolgt, dann aber hatte sich die Würde wieder zu dem Kirchvater, ihrer alten überlieferten Stelle, zurückgefunden, wo sie blieb, bis der Kantor Origines Pfeiffer in Hemsterhus aufkam. Trotzdem der eines eingesessenen Schusters Sohn war, gelang es ihm schon in verhältnismäßig jungen Jahren zu einem bedeutsamen Ansehen zu gelangen. Er vigilierte zeitig um die Schleichwege, auf denen die unehelichen Kinder in die Welt geschmuggelt werden, hatte einen fabelhaften Sinn für alle Schäden und Gebrechen anderer und erlahmte in christlicher Geduld nie bei deren Verfolgung.

Dabei hatte diesen Mann die Natur ziemlich schlecht behandelt. Er war lang, gewöhnlich, rothaarig und mit dem kuriosesten Gange der Welt behaftet. Wenn er so daher kam, sah es aus, als verwechsele er fortwährend den rechten und linken Fuß, nehme, halb ausgeführt, den Schritt zurück und verbessere den Fehler durch einen neuen größeren Irrtum. Zu diesen possierlichen Beinrollen stand das Gesicht in grellem Gegensatz: ausgesackte, lange Backen, immer tränende Augen, in wunden Lidern bebend, als wehrten sie sich gegen einen im Halse steckengebliebenen Bissen. Das Antlitz trug den Ausdruck melancholischen Schreckens, und der Mund war stets so geöffnet, als singe er fortwährend den Anfang des „Dominus vobiscum“. All diese unerfreulichen Hemmungen waren sicher der Anstoß, daß er früh voll Ernst die Vertiefung und Bereicherung seines Innern begann. Aber aus seinem geistigen Fortschritt wurde nur zu bald auch ein leidenschaftlicher geistiger Wirbel. Origines Pfeiffer geriet tiefer und tiefer in den Bannkreis der katholischen Ekstatiker, der Katharina Emmerich, der Angela von Foligno und Heinrich Seuses, Anna Vetters und Hemme Heyens. Die Beschäftigung mit den Bekenntnissen solcher halb oder ganz hinausgerückter Geister raubte ihm zeitig sein frohes Christentum, und an die Stelle eines geraden, unverkünstelten Glaubens waren in seinem Innern tausend geheime Wunden aus brennender Sucht nach Verzückung und Martyrtum entstanden, ein fanatischer Verfolgungswahn der eigenen Fehler in den Schwächen der andern.

Von Anfang an hatte er dem Wiedererwachen des sektiererischen Geistes in Querhoven seine Aufmerksamkeit geschenkt und war nach langem Drängen und Unheilverkünden, bei dem Pfarrer von Hemsterhus endlich durchgedrungen, daß sich dieser vom Alter gemilderte Priester zu einer exemplarischen Strafe an der toten Gebets-Mechtel verstand. Nun aber, da die Verweigerung des kirchlichen Begräbnißes des alten Weibleins ein wildes Aufbäumen des ketzerischen Geistes herbeigeführt hatte, fühlte er sich erst recht angetrieben, mit Feuerbränden hinter den Glaubensfrevlern her zu sein. Die sonntägliche Litaneienandacht pfefferte

er mit neuen Anrufungen um Gnade gegen Glaubenssünden; in die Schulgebete schmuggelte er die Bitte an Gott um Vernichtung der Kirchenfeinde; Querhovener Täuflinge bestellte er halbe, ja ganze Stunden vor der angesetzten Zeit, und wenn der kleine Heide blau vor Schreien und matt vor Hunger im Steckbett lag, schmunzelte Pfeiffer in sich hinein, daß es ihm geglückt war, dem Teufel schon beim Ausschlüpfen eins aufzubrennen. Alle Querhovener Kinder nahm er während des Unterrichts in eine besondere Zange, und nach und nach sahen seine Zuchtmittel gegen Unarten Peinigungen nicht unähnlich. Schwatzhaftigkeit wurde wie Besessenheit, Versehen als böswilliger Ungehorsam, die Lüge aus Angst wie raffinierter Betrug bestraft, und sogar die ahnungslose, kindliche Heiterkeit als höchster Grad der Verstellung angesehen. Das Knieen auf Erbsensäcklein, auf dreikantigen Hölzern, das Stehen auf einem Bein und das Umhergehen mit einer rotbemalten, langen Papierzunge als Strafe der Lüge wurden von dem wahnsichtigen Kantor zur Ausreutung der Schlechtigkeit fleißig geübt. Alle diese Disziplinarmittel waren von ihm wohl schon jahrelang, doch immer nur spärlich und vorsichtig, angewendet worden, nun aber warf sich seine ganze leidenschaftliche Hitze in das vielfältige Radwerk dieser Foltermaschinerie und machte seinen Unterricht zur fortgesetzten Beschimpfung, jede Ermahnung zu einer ehrverletzenden Beleidigung und alle Strafen zur öffentlichen Schändung.

Dieser geistige Brandstifter brachte es so nach kurzer Zeit fertig, daß die Querhovener sich von der Bestürzung über die Parteinahme für die offene Auflehmung schnell erholten und ihr neuer Prophet überrascht eine tiefe Wirkung seines ersten Auftretens wahrnehmen konnte. Er faßte Zutrauen zu dem neuen Amt, das doch nichts war, als die andere Anwendung seines alten Wesens, das Toben, Lärmen und den Zank seines Innern auf die Umwelt zu übertragen.

Schon bald standen sich diese beiden Männer, die einander so ähnlich sahen, kämpferisch gegenüber, und wie bei einem regelrechten bäuerlichen Raufhandel, flogen, figürlich gesprochen, Fladen, Rechen- und Besenstiele, Pflug und Eggen hinüber und herüber.

Der Pfarrer Ardelt von Hemsterhus sah das gedeihliche Seelenwetter seines Kirchensprengels durch diese fortwährenden Rumpelgewitter gefährdet und merkte, wie übel er gehandelt hatte, auf das Drängen seines Kantors hin die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses zu verfügen. Deswegen und weil das Glaubensstreiten sich nie weit von dem gewohnten Speihandel verfeindeter Menschen entfernt hielt, vermied er ein Eingehen auf das religiöse Meinungsgezänk und versuchte, durch äußere Mittel die Erregung zu begleichen. Das Grab der alten Gebets-Mechtel wurde von ihm nachträglich eingesegnet, dem Kantor legte er in seiner Eigen-

schaft als Ortsschulinspektor das Handwerk als schulmeisterlicher Ketzerschinder. Dem Prahlmeixner widmete er eine gütig-vernichtende Sonntagspredigt, deren Liebe wie Spott aussah, die mit geheimen Krallen streichelte, mit einem Worte den bankrotten Bauer zum bankrotten Glaubensgründer machen mußte, weil sie ihn unter Lächerlichkeit begrub.

Und um dann noch ein übriges und letztes zu tun, lud er eines Tages den beleidigten Kantor zu sich, packte ihm ein kleines Füderchen Liebenswürdigkeiten auf den Rücken und machte es ihm am Ende klar, daß man eigentlich unrecht täte, an den Prahlmeixner den Maßstab eines sinnenden Irrgängers zu legen und die Querhovener für ihre Glaubensalfanzereien verantwortlich zu machen. Der eine sei nichts als ein säuferisches Großmaul, in den anderen gingen die Träume und Verrückungen ihrer Ahnen um, und bei beiden richte man mit duldsamer Wachsamkeit am meisten aus. Zudem, wenn ja in allen ein Trieb zu bewußtem Glaubensungehorsam und kirchliche Umsturzgelüste vorhanden seien, so müßte man sich gegen den wenden, von dem allein sie herrührten, nämlich gegen den Sintlinger, den leider Gottes alle Welt nicht anders als den Heiligenbauer nenne. Bei alle den Beschwichtigungen des Pfarrers hatte sich der Kantor in seiner Wolke bitterer Verdrießlichkeit zurückgehalten, weil seine Wühlereien, die er als himmlische Tapferkeit bezeichnete, nicht annerkannt worden waren. Jetzt bei Nennung des Sintlingerschen Namens atmete er auf, denn er sah plötzlich sich ein weites Feld für neue kirchlich religiöse Klopffechtereien auftun. Mit Begeisterung sprang er sofort auf diesen Ausweg, stellte sich dem Pfarrer mit allen Kräften zur Verfügung und schied freundlicher, wie er gekommen, mit dem Versprechen „in das Studium dieser neuen Aufgabe einzutreten," weil dieser Heiligenbauer einen Kopf habe, der nicht von Pappe sei.

Kaum drei Wochen später hatte er eine umfängliche Übersicht über die häretische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche seit Pius IX. zusammengerafft, die er überall, wo er zu Worte kommen konnte, auftischte.

Nun betrachten aber die intelligenten katholischen Priester, sobald sie in die Jahre kommen, überhaupt die Lehren und Dogmen ihrer Kirche bei sich selber mehr vom Standpunkte des sozialen und menschlichen Nutzens und dringen aus Klugheit, die sie Demut nennen, nicht auf den Grund der Verwirrung vor, aus dem die Notwendigkeit der Dogmen als ein gewaltsamer Ausweg aus heillosen Widersprüchen stammt. Sie tragen im Bewußtsein der ungeheueren Weltmacht des katholischen Priesterstaates ihr Leben ruhiger an dem Hause eines Ketzers vorüber als die Angehörigen anderer christlicher Sekten, die mit der Verbissenheit von Heraufkömmlingen die Berechtigung ihrer Existenz in rein intellektuellen Silbenstechereien suchen.

Genau so stand es innerlich um den Pfarrer Ardelt, teils weil er eines Bauern Sohn war, teils weil ihn die Jahre und menschlichen Erfahrungen aus dem leidenschaftlichen Eiferwirbel der Kaplanzeit gerückt hatten. Die Lehr- und Dogmenordnung der Kirche sei zu dem Zwecke da, damit sich jeder wie in einem großen, übersichtlichen Hause ungestört und unbehelligt bewegen könne, und der äußerliche Bekenntniszwang sei eigentlich die stillschweigende Voraussetzung der Denkfreiheit. Nur müsse eben von jedem Bewohner auf Innehaltung der Hauptpunkte der Hausordnung, des jeweiligen Dogmenbestandes gesehen werden. Im übrigen solle man jedem die Eigenarten seiner Natur und die Schwäche seines Lebens nachsehen. Daß er sich mit solchen Gedanken ganz in den Bahnen der älteren Liberaltheologie bewegte, machte ihm das Schnauben gegen die Querhovener Schwärmer und den Heiligenbauer so unmöglich.

Trotzdem, der alte Pfarrer sah es ein, etwas und zwar etwas Gründliches mußte geschehen, was ihn, womöglich in einem Zuge, von den sinnlosen Glaubensbrodeleien der Querhovener, wie der Verfolgungssucht der Hemsterhusener Jachchristen befreite, das dem Heiligenbauer einen Riegel vor den Mund schob, und dem Geistlichen vor den Menschen und sich selber den Ruf gelassener, aber fester Klugheit ließ.

Er faßte den Entschluß, den Heiligenbauer zum Eintritt in den Kirchenvorstand zu bewegen und strebte damit dem Ziele zu, das etwa Grundherren erreichen, indem sie den ärgsten Holzdieb zum Forstaufseher machen, um dem Holzfrevel in ihren Waldungen ein Ende zu bereiten.

Als er nach langem Erwägen den Kirchenvätern diesen Vorschlag zur Begutachtung unterbreitete, rief er bei allen den Ausdruck schreckhafter Verblüffung hervor, und Origines Pfeiffer fragte sogar, ob man nicht gleich besser tue, dem Satan selber die Sorge für das Gotteshaus zu übertragen. Doch der Geistliche ließ sich nicht abbringen. Er wies auf die Christenpflicht hin, dem irrenden Bruder recht zu raten, und wenn es eben nicht anders ginge, durch Erregung heilsamer Eitelkeit und Ehrsucht unvermerkt den Heiligenbauer auf den Weg seines Kinderglaubens zurückzuführen, und sei auch das nicht gleich zu erreichen, ihm wenigstens die heimlichen Befehdungen der Kirche und Unruhstiftereien der Seele zu erschweren.

„Die Bahnen der göttlichen Gnade," sagte der Priester noch, „bewegen sich nur zu oft für unseren schwachen Verstand in wundersamen, nicht immer leicht übersehbaren Kurven, und lehnt der Sintlinger die Übernahme dieses gottseligen Ehrenamtes überhaupt ab, so ist er genötigt, Gründe dafür vorzubringen, und habe ich den so genannten Heiligenbauer erst so weit, so können Sie sich darauf verlassen, will ich den Verschlagenen unter Gottes gnädigem Beistande schon so aus seinen Verschan-

zungen herauslocken und zum klaren Bekenntnis seiner Glaubensbrüchigkeit bringen, daß mir das sichtbare Recht gegeben wird, allen seinen Wühlereien gegenüber schärfere Seiten aufzuziehen."

Die Aussicht auf den endlichen Beginn eines frischen, fröhlichen Glaubenskriegleins überzeugte die Schwankenden, und der Pfarrer machte sich auf, den Sintlinger einzufangen. Als er sich dem Heiligenhübel immer mehr näherte, schob er vertrauenden Geistes die Unruhe ganz aus sich heraus, die ihn beschleichen wollte, und stieg den steilen Zufahrtsweg hinan. Wohl spürte er eine leise Kränkung, als er das ungeweihte Sintlingerkreuz unter den Torlinden sah, aber, wie bald, sann er, wird dieses tote Steinbild durch die Weihe der heiligen Kirche zu rechtem himmlischem Sagenleben erlöst werden.

Der weite Hof lag leer. Und nachdem er gestanden und die musterhafte Ordnung des reichen Anwesens wohlig betrachtet hatte, gewahrte er die alte Therese durch ein offenes Türchen im Schuppen, wie sie versunken allerhand kurzgehacktes Gerütel mit Strohseilen in Bündel band. Da erfuhr er, daß alles draußen in der Grummeternte sei, die Bäuerin hinter der hohen Kippe, der Bauer auf den Buchengrund zu. Ohne die Alte weiter zu beachten, denn sie war ja auf dem Hofe auch zu einer Kirchenscheuen geworden und noch dazu Querhovener Blut, drückte sich der Pfarrer durch das hintere Beitürchen aus dem Hofe. Sobald er aber draußen war und seine Augen über das besonnte Hügelgewoge rundum schweifen lassen konnte, überkam ihn wieder das fröhliche Vertrauen in den guten Ausgang seines Beginnens. Nicht lange dauerte es, und er gewahrte auch den Heiligenbauer neben Helene an einem Raine des Hübelhanges sitzen, der sich zum Buchengrunde senkt. Über ihnen köppelten die Mägde das Grummet auf der Wiese.

Ardelt näherte sich den beiden, wie nur zu seinem Vergnügen lustwandelnd. Er sah, daß der Sintlinger, nachdem er seiner ansichtig geworden war, Helenen geneigten Kopfes etwas zuflüsterte und wie beide sich erhoben und ihm entgegengingen. Doch gab er sich den Anschein, ganz in den Anblick des Buchengrundes versunken zu sein, der lautlos in der Mulde stand, als sei es ein lichtüberströmter, bunter Teich.

Die Schritte der beiden kamen immer näher. Da schoß es dem Pfarrer plötzlich durch den Kopf, daß er einst von diesem Manne vor Jahren aus dem Hause gewiesen worden war. Darum, als er sich jetzt den beiden erstaunt zukehrte, lag trotz aller gewaltsamen Freundlichkeit eine leise Verkniffenheit in seinem Gesicht. Doch gelang es ihm, den Sintlinger in aufgeschlossener Höflichkeit zu begrüßen und auch Helenen mit liebevollen Worten gefällig zu sein. So kamen die Männer ins Gespräch, an dem der Bauer bald eine tiefere Absicht des Pfarrers merkte, die dieser auch

immer weniger verheimlichte, indem er aus dem beiläufigen Hin und Her über Wetter und Wirtschaft mit kräftiger Führung heraussteuerte. Aber der Heiligenbauer bog jede Zuspitzung ins belanglos Heitere, bis der Pfarrer sich einen Ruck gab und mit einer fast herausfordernden Stimme fragte:

„Warum, Sintlinger, haben Sie eigentlich nicht versucht, aus der Wirtschaft Ihres Schwiegervaters, des guten alten Klim, den Buchengrund da zu Ihrem Gute zu schlagen?"

Der Heiligenbauer lächelte überlegen, sagte schnell, daß er bald antworten werde, rief eine Magd herbei und schickte das Lenlein mit ihr nach Hause.

„So, nun können wir ungestört reden, Pfarrer," sagte er voll heiterer Kraft und reckte sich in seine Schultern hinein. „Aber, um auf den Buchengrund zu kommen, ein Ast mehr am Baume, ist immer ein Ast zuviel für ihn, wenn er ihn nicht treiben muß. Das wissen Sie ja auch selber und möchten sicher neben Brederode und Querhoven nicht auch noch Dingden mit ins Spiel haben."

„Vor allem Querhoven nicht. Denn das sind wohl gute Leute, aber schlechte Christen. Der Glauben aber, Sintlinger, ist Wagen und Pferd auf einmal."

Ardelt schmunzelte zufrieden. Da war er ja mit eins, wo er hingewollt hatte, vor der heimlichsten Tür dieses kleinen, unangreifbaren Unholds neben sich, und ohne große Umschweife ging er aufs Ziel los. Er rechnete es dem Sintlinger zum Vorwurf, sich von allem abzusondern. Denn wer einen Schatz erarbeitet zu haben glaubt, muß ihn auch mitteilen. Da wird es sich dann zeigen, ob es ein rechtes oder nur ein Mottengut sei. Des Heiligenbauers Weigerung gegen alle Ehrenämter wurde auch berührt, und endlich kam der Pfarrer auf des Bauern vernachlässigte Glaubens- und Kirchenpflicht.

Bis hierher hatte der Sintlinger den Geistlichen unwidersprochen gehen lassen. Nun aber richtete er sich gegen ihn auf und fragte:

„Was soll ich denn in Ihrer Kirche? Wer im eigenen Hause immer einen gedeckten Tisch hat, braucht sich nach einer Mahlzeit im fremden Hause nicht umzusehen."

„Sintlinger, Sintlinger," antwortete nach kurzem Stutzen der Pfarrer, „das ist geistiger Hochmut."

„Freilich," unterbrach ihn der Heiligenbauer, „das weiß ich, und so ist es gerade auch gemeint. Wer hoch will, braucht einen hohen Mut, Pfarrer."

„Schön, und wer sich in diesen Dingen der Leitung durch die Kirche entzieht, geht unverweigerlich in der Irre unter. Unverweigerlich! Lassen

Sie sich das sagen, Sintlinger, von einem Manne, der nicht umsonst älter geworden ist, als Sie sind."

Aus dem Geistlichen klang bei diesen Worten eine ehrliche Überzeugung, die immer ergreift. Und auch der Heiligenbauer wurde schwankend, ob er nicht besser tue, den alten Mann zu besänftigen und in Ruhe ziehen zu lassen. Denn er bemerkte ja, wie sein Stock von dem Beben seiner Hand zitterte.

Deswegen ging er einige Schritte schweigend und unschlüssig neben ihm.

Ardelt aber glaubte, ihm schon das Knie auf die Brust gesetzt zu haben und rief voreilig triumphierend:

„Sehen Sie, Sintlinger, so ist es. Schon sind Sie im Herzen getroffen. Wie soll es denn aber weiter werden, wenn Sie es länger und länger anstehen lassen, wenn der Heiland immer umsonst durch die Hand seiner Diener bei Ihnen anklopfen muß. Haben Sie das schon bei sich bedacht?"

„Schauen Sie Ihre Hand an, Pfarrer. – Sie ist leer," antwortete der Heiligenbauer leise und ernst.

Ardelt fuhr betroffen herum.

„Ja, so meine ich es," sagte der Sintlinger und nickte ihm zu. „Wenn Sie es durchaus wollen, so sei es. Nun beantworten Sie mir eine Frage. Sagen Sie mir, von wem rührt der Ton her, vom Schlegel oder von der Trommel?"

„Von keinem allein," antwortete der Pfarrer und dachte bei sich: Schlag nur einen Haken, Fuchs, ich packe dich doch.

„Also bliebe die Trommel stumm wie ein Stein, wenn sie nicht geschlagen würde?" fragte der Sintlinger unbeirrt weiter.

„Nun, was soll denn das? Freilich ist es so," lautete des Pfarrers Bescheid.

„Wie mit dem Schlegel und der Trommel, glauben Sie, verhält es sich mit der Kirche und den Gläubigen, die auch nur den Klang der göttlichen Wahrheit durch die Wirksamkeit der Kirche in sich ertönen hören."

Ardelt runzelte die Stirn und zögerte, sich zu entscheiden. Der Heiligenbauer wartete aber nur einen Augenblick und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Der Tambour würde sich die Arbeit des Trommelns ersparen, wenn er wüßte, daß sein Instrument die Wirbel viel besser allein hervorbringt, wenn er sie bloß an einen Baum zu hängen, ins Feld unter den Himmel zu legen brauchte, um sie zum Tönen zu bringen. – Mein lieber Kanzelmann, gehen Sie und bearbeiten Sie ruhig Felle, die längst stumm geworden sind. Ich und mein Kind sind Trommeln, die sich von selbst spielen."

Ardelt sah, daß er im Begriff war, alles zu verderben. Deswegen lenkte er ein und sprach:

„Aber das böse Beispiel, Sintlinger!"

Doch den Heiligenbauer hatte die Leidenschaftlichkeit seiner alten Natur gepackt. Er überließ sich ihr und redete lodernd, wie er es seit Jahren nicht getan hatte:

„Das arge Auge macht die Welt arg. Was schert mich das! Sehen ich und mein Kind aus wie Gottlose? Oder geht es in meinem Hofe zu wie in einem Teufelshause? Also, sorge Dich nicht. Und wisse noch das andere, was als Klee geboren ist, wird keine Klette. Und in Deiner Kirche haben wie oft Menschenteufel als Päpste den Erdkreis gesegnet. Müßte da nicht die ganze Christenheit verteufelt sein? Oh nein, Mann, ich fühle, Du glaubst selbst nicht an deine Worte."

Ardelt bezwang sich weiter und sagte gütig:

„Lieber Sintlinger, Sie mißverstehen mich. Ich bin nichts, rein gar nichts. Ich bin nur der Vertreter Christi, und *seine* Worte sind ewig und umfassen die Welt und alles, was darin ist."

Darauf brach der Heiligenbauer in ein lautes Hohngelächter aus, daß sich der Pfarrer entsetzte.

Als der Sintlinger sich wieder gefaßt hatte, sagte er: „Gut, wir sind am Ende! Antworten Sie mir nur noch auf eine Frage. Und wenn Sie ja sagen können, so sollen Sie in allem recht haben und ich will ein Narr sein und bleiben bis ans Ende. Gibt es in der Welt, auf der Erde oder im Himmel einen Wagen, der in seiner Nabe Platz hätte oder ein Tor, das die ganze Stadt enthält, zu der es führt?"

„Nein, das ist freilich unmöglich," antwortete der Pfarrer. „Aber was soll das wieder?"

„Oder wird es je einem Menschen gelingen, seinen Leib auf einen Griff in die Hand zu bekommen?

Und so wahr das in alle Ewigkeit unmöglich bleiben wird, so sicher gibt es keine ewigen Worte. Denn das Menschenwort ist nicht mehr als die Nabe am Wagen, das Tor zu einer Stadt und die Hand am Leibe des Menschen. Die Seele des Menschen aber ist tiefer als die ganze Welt und mehr als Christus mit all seinen Worten und Wundern.

Doch Du, Männchen, bist bloß ein Hammer in den Händen anderer. Und wenn der Schmied mit dem Hammer daneben schlägt, was kann der Hammer dafür? Ich zürne Dir nicht. Geh in Deines Gottes Namen von mir, wie Du zu mir gekommen bist."

Da sah der Pfarrer den Heiligenbauer mit einem Gesicht voller Grauen und Furcht an, wollte noch etwas sagen, schüttelte sich aber in Abscheu und ging leise davon.

Der Sintlinger nahm von alledem nichts mehr wahr. Er hatte eine Schmehle zwischen die Lippen geschoben und sah versunken durch das Abenddämmern auf den Buchengrund zu.

Da hörte er den Pfarrer noch einmal rufen.

Als er das Gesicht hinwandte, warf der Pfarrer eben beschwörend seine Arme in die Höh und rief:

„Wehe, Sintlinger, Sintlinger! Du und dein Kind, ihr seid Verfluchte, Verfluchte!“

Dann verschwand er eilig im Dunkeln.

Der Heiligenbauer lächelte traurig und kehrte zu seinem einsamen Sinnen zurück.

Nach langem, es war schon Nacht, fuhr er auf und sah im Finstern die riesige Gestalt des Faber-Rebellen neben sich stehen. Da erschrak er, daß ihm das Herz kalt wurde.

Die Gestalt aber nickte ihm voll Wohlgefallen zu, daß dem Heiligenbauer angst wurde und daß er eilig floh.

In dieser selben Nacht irrte er umher, ohne Ruhe zu finden, wie in früherer Zeit, da ihn der Rausch getrieben hatte, und beim Nachhausekommen war sein Gesicht bleich und bitter wie ehedem.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Der Pfarrer Ardelt war als ein Gezüchtigter von dem Bauer gegangen, verletzt in seiner Würde als Gottesdiener, von einem stärkeren Geist überwunden, vor seiner eitlen Erwartung bloßgestellt, in sein versöhnliches Greisenherz hinein tief verwundet, so in einen unbeherrschbaren Wirbel gestoßen, daß er an jenem Abende beim Nachhausegehen den Weg verfehlt hatte und spät in der Nacht in dem Pfarrhof zu Hemsterhus eingetroffen war. Die Wirtin hörte ihn wohl endlich die Straße daherkommen, erkannte auch in dem Aufklinken des Zauntörleins seine Hand, erschrak jedoch, als sie gleich darnach das Pförtchen zuschlagen hörte, daß es über den ganzen Hof schwirrte. Schnell schob sie das überwartete Essen von der heißen Stelle des Herdes und eilte der Tür zu, um mannhaft sich entgegenzustellen, wenn ja statt des geistlichen Herrn etwa irgendein Fremder in das Haus eingedrungen sein sollte. Aber sie kam mit dem offenen Lichte kaum in die Hälfte des Ganges, der von der Küche nach dem Hausflur führte, da flog auch schon die Türe auf, und sie sah den alten Herrn mit aufgeregten, langen Schritten, den Stock wie eine Stichwaffe in der Hand, den Hut im Nacken, über den Flur eilen und die Stiege hinaufstürmen, ohne auf ihren Gruß und nachfolgenden Schreckensruf zu hören.

Droben aber in seiner Stube stellte der erregte Gottesmann den Stock

mit übertriebener Vorsicht an die gewohnte Stelle, hing den Hut genau an den Nagel, ging dann mit vorsichtigen Schritten, ohne Licht anzuzünden, in die Mitte des finsteren Raumes, sann eine Weile gegen die Erde und sagte dann: „Gut, wenn ihr das Feuer wollt, so sollt ihr es haben. Origines Pfeiffer hat recht, solche Brut verdient keine Schonung. – Herr, bin ich nicht dein Diener?"

Und nun begann in Hemsterhus erst leise, dann immer lauter und stürmischer der Kampf gegen Irrlehre, Sündhaftigkeit und Ruhelosigkeit des zuchtlosen Geistes.

Jede Beichte eines Querhoveners wurde zu einem peinlichen Inquisitionsgericht und endete gar oft nach tumultuösen Explosionen des Geistlichen mit der Verweigerung oder Hinausschiebung der Absolution. Kommunizierende wies er schimpflich von der Abendmahlsbank weg. Die Querhovener Täuflinge unterwarf er vor der Erteilung des Sakramentes einer beschämenden Teufelaustreibung. Die sonntäglichen Predigten handelten von nichts anderem als Glaubensverbrechen, dem Los der Sünder auf Erden und ihrer Höllenverdammnis. Die Fenster des Gotteshauses klirrten wieder, die Kanzel zitterte. Ardelt tobte wie in seinen wildesten Eiferjahren.

Aber während der Pfarrer seine ganze Kraft gegen die Querhovener einsetzte, kehrte der Kantor seine Waffen auch gegen den Heiligenbauer. Sei es, daß er unbewußt von Erinnerungen der Lektüre seiner ekstatischen Bekenntnisschriften regiert wurde, sei es, daß er wirklich von dem Wahn ergriffen war, die Nöte der Zeit hätten der katholisch-römischen Kirche wieder die Macht der gewalttätigen Verfolgung Andersdenkender zurückgegeben, kurz, er traf Maßnahmen, als müßte die Folge der Ereignisse notwendig in einem peinlichen Glaubensprozeß ausmünden. Von seiner Hand ist ein „Verzeichnis aller lästerlichen Irrlehren und Lebenssünden des gefährlichen Häresiarchen Andreas Sintlinger, genannt der Heiligenbauer von Hemsterhus und seines blinden Kindes Helene, genannt das Heiligenlenlein" vorhanden. Und wenn man das umfangreiche Schriftstück liest, so fühlt man sich unwillkürlich in die finstere Zeit der Hexen- und Ketzerprozesse zurückversetzt und glaubt, eine Anklageschrift jener blutigen Peiniger, etwa des Cölestiner-Provinzials Petrus oder des Gotteshundes Martin von Prag zu lesen, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Inbrunst gotteseinsamer Herzen durch die Qualen der Folter und das Feuer der Scheiterhaufen bekämpften.

In jede Gesellschaft drang Pfeiffer ein und entfachte einen Schauer vor der Gefährlichkeit des Heiligenbauers, dessen Verirrung er von den Lastern seiner Vorfahren und den Ausschweifungen der eigenen Jugend herleitete; er erinnerte an die Gesichte des verschwundenen Niemandalbes und schwor,

daß alles aufs Haar eintreffen werde, was jeder in der Umgegend von seinem Vaterhaus her wüßte, und was dieser halbsinnige Mensch einstmals in vielen Gesichten erschaut habe, das nämlich, daß durch ein Kind die Vernichtung des Hofes seinen Anfang nehmen werde, und dieses Wesen sei niemand als Helene, die Gott schon vor ihrer Geburt mit Blindheit geschlagen habe. „Wißt ihr aber nicht", pflegte er nach diesen wilden Prophezeiungen zu sagen, „wißt ihr nicht, in welchem Walde der Niemandalb ums Leben gekommen ist, und wer ihn gefunden und begraben hat? Der arme Narr war keinem im Wege, als nur dem einen, dessen schreckliches Ende er vorausgesehen hat. Ich muß mit Moses euch zurufen: Haltet euch fern von dem Zelte dieses Gottlosen, damit, wenn das Feuer aus der Erde fährt und ihn verschlingt, ihr nicht mit ergriffen werdet."

So verbreitete er in der ganzen Gegend ein dumpfes Bangen, eine heimliche Furcht.

In diese geladene Luft fuhr ein kirchliches Ereignis, das nicht nur in der engen Welt von Hemsterhus wie ein Blitz wirkte, sondern den ganzen Erdkreis erregte und das nicht allein, so weit er dem römisch-katholischen Glauben untertan war.

Im selben Herbst erließ der damalige Papst Pius X. seine Enzyklika. „Pascendi Dominici Gregis."

Dieses Sendschreiben wirkte als leidenschaftlicher Wiederausbruch des päpstlichen Unfehlbarkeitswahnes, als Verdammung aller freien Wissenschaft und als Versuch, den ganzen, auch den Welt-Klerus der römischen Christenheit klösterlich zu kasernieren, aufreizend, ja beunruhigend auch für den protestantischen Teil Deutschlands, weil alle Stellen, die Luthers Lehre streiften, in maßlosen, geradezu verächtlichen Worten sich ergingen.

Der Pfarrer Ardelt empfing die Enzyklika und das beigeschlossene Schreiben des bischöflichen Amtes, als er sich eben nach dem Mittagsschläfchen in dem Lehnstuhl zurecht gesetzt hatte. Kaum daß er die Einleitungsabschnitte des päpstlichen Breves gelesen hatte, war der greise Priester so gerührt, daß sich ihm die Augen feuchteten.

„Endlich", rief er erleichtert, als von der Art gesprochen wurde, wie der Modernismus bekämpft werden sollte. Dem Pfarrer war es, als habe der Heilige Vater seine schlimme Lage im Kampfe gegen kirchliche Neuerungssucht empfunden und sei ihm im rechten Augenblick mit seiner ganzen Macht zu Hilfe geeilt.

„Jawohl, Vernichtung", sagte der Pfarrer drohend zu sich.

„Und habe ich diese Brut still gemacht, so hört der Hahn auf dem Heiligenhübel von selbst auf zu krähen."

Dann stand er lange in tiefe Gedanken versunken am Fenster und sah

auf den begrasten Vorplatz hinunter, in dessen Mitte ein ungewöhnlich schönkroniger, hochstämmiger Ahornbaum dem Gartentürlein gegenüber Wache hielt. Arbelt geriet in seinem Grübeln in immer tiefere Leidenschaftlichkeit, so daß er endlich mit den Fingern der rechten Hand anfangen mußte, auf der Fensterscheibe taktmäßig zu trommeln. Plötzlich erzitterte das ganze Fenster unter seiner Hand wie unter einem gewaltigen Schlag. Dem Greise selbst gab es einen Ruck durch den ganzen Körper, daß er erschrocken zurücktreten mußte und ein wenig mit seinem verschlagenen Atem zu tun bekam. Doch bald wanderte sein Herz geruhigen Schlages wieder den alten Weg, und der Gottesmann sah neugierig in den Hof hinab, als sei von dort die Störung gekommen, die er doch wohl unbewußt sich selbst bereitet hatte. Die Sonne füllte den lautlosen Vorplatz, die braungelben Fallblätter rührten sich wie von selbst, wie in den letzten leisen Zuckungen des entfliehenden Lebens.

„Ja, was war denn das, dieses Gedonner vorhin?" sagte der Priester zu sich, der wie alle katholischen Geistlichen abergläubisch war und fest an Vorahnungen und Anzeichen glaubte. „Ich weiß schon, daß es Mühe kosten und Lärm setzen wird. Aber deswegen werde ich meiner Pflicht nicht untreu werden." Allein er mußte aufhören zu sprechen. Denn da näherte sich der Schatten eines Menschen dem Pförtchen, lief selbsttätig den Weg her, richtete sich am Pförtchen vom Boden auf, schwankte einen Augenblick als langer, dünner Schleier in der Luft und sank dann langsam in den Hof. Und dabei war nirgends ein Wesen zu sehen, dem er angehörte. „Ist denn auf einmal alle Welt mit Spuk geladen?" fragte er sich beklommen, schloß die Augen, ging auf seinen Lehnstuhl zu, packte mit seinen Händen krampfhaft die Armlehnen und murmelte inbrünstig: „Herr, bleibe bei mir, Josef und Maria, verlaßt mich nicht!" Indem er so rang, klopfte es an seine Tür, lauter und lauter. Da kam der Hemsterhuser Pfarrer wieder ganz zu sich, hob das päpstliche Schreiben auf, rief mit starker Stimme „Herein", und als Origines Pfeiffer auf der Schwelle erschien, schwenkte er den Bogen wie eine Fahne in der Hand, trat dem Kantor einen Schritt entgegen und rief: „Gott zum Gruß, Herr Kantor! Da halte ich unsern Sieg in den Händen."

Die beiden Männer stellten zunächst den kirchlichen Arbeitsplan der Woche fest, denn der Tag, an dem sich das alles ereignete, war ein Sonnabend. Dann aber verloren sie sich in den Austausch neuer Nachrichten aus dem Ketzerwinkel, schwangen sich aneinander und getragen von dem kämpferischen Geiste der päpstlichen Worte immer brennender in den Entschluß eines rücksichtslosen Ringens gegen jede Bekenntnisverschlemmung und besprachen endlich neue Handhaben, durch die den Querhovenern die Bedenklichkeit ihres geistigen Irrtums auch leiblich fühlbar gemacht

werden könnte. Der Pfarrer wehrte sich zwar noch gegen diese Art des Kampfes und war sicher, schon morgen durch die Form der feierlichen Verlesung, seine Predigt und den nachfolgenden Prozessionen- Buß- und Bittgang um die Kirche einen nachhaltigen Eindruck auf die irrenden Gemüter zu erzielen. Aber Origines Pfeiffer blieb bei seiner Ansicht, daß, wenn es eben nicht anders ginge, die Seele durch den Leib gezüchtigt werden müsse. Und hier, der Kantor kenne sich doch auch in der Welt aus, hier werde es nicht anders gehen. Stoßen könne nur durch Stemmen geheilt werden, und einen Schlag mit der Faust auffangen, sei noch lange kein Widerschlag.

Nicht lange darnach hörte Ardelt die ganze Familie Pfeiffers Kreuzweglieder singen. Dazwischen tönte langes Gebetsmurmeln, denn die Schule stand ganz in der Nähe des Pfarrhauses. Das Licht erlosch und flammte wieder auf, und jedesmal nur immer entzündeter, erhob sich ein neues Büßerlied. Als Ardelt schon schlief, war es ihm, als höre er den Kantor mit seiner brüchigen Stimme fortwährend „Ora pro nobis" in die Nacht singen.

Allein, als am anderen Tage in der Messe nach dem Evangelium die Enzyklika verlesen worden war, als des Pfarrers Predigt wie ein Schlossenwetter von der Kanzel prasselte und darnach der Bußgang mit Musikgedröhn um die Kirche zog, konnten weder Ardelt noch Origines Pfeiffer noch auch die anderen Mitglieder der Glaubensbruderschaft einen sonderlich tiefen Eindruck auf die Querhovener feststellen, die sie fortwährend auf ein Erbleichen, Erröten, Ellenbogenstoßen oder Kopfstocken wohl im Auge behalten hatten. Im Gegenteil mußten alle, die sich nach der Bußfeier in einem Klassenzimmer der Schule versammelt hatten, feststellen, daß die Querhovener wie immer sich hinter die Maske tiefer Andacht und demütigen Gebetes verborgen gehalten hatten, außer einigen Meixnerischen Christen, denen manchmal sogar etwas wie störerischer Hohn aus den Augen gefahren sei. Und weil man eine Wirkung brauchte, glaubte man die geheime Auffässigkeit gern, obwohl der, welcher am meisten von diesem versteckten Glaubenshaß gesehen haben wollte, nur Hoffmann, der Bäcker des Ortes war, ein Heulbeter, dem bei jeder andächtigen Rührung seines Gemütes die Augen naß wurden. Aber er behauptete standhaft, daß er deutlich gespürt habe, wie sich beim Anblick dieser ketzerischen Verstocktheit der Skapulierfleck auf seiner Brust rühre, so als werde er von den entsetzten Händen eines Heiligen hin- und hergerückt. Da faßten sich alle endlich wieder fest in dem frommen Abscheu vor solchen Glaubensabtrünnigen, die mit den Gebärden der Andacht nach der teuflischen Musik ihres böswilligen Herzens vor Gott und den Menschen einhergingen.

Freilich hatten die, welche keinen Eindruck der Papstworte auf die Quer-

hovener gesehen hatten, so recht wie jene, die ein geheimes Widersetzlichkeitslauern an ihnen bemerkt haben wollten; denn in der Tat verhielten sich die meisten so, als rühre der Aufruhr der Entrüstung über Unglauben nicht ihre Schäden an. Sie gingen desselbigen Sonntags so geruhig, ganz unüberstürzt in ihr armes Dörflein zurück wie sonst, nicht zu beratenden Klumpen geballt, finster gebohrt, mit beißend bitteren Augen im Gesicht, sondern zu zweien und dreien, wie friedliche Neigung und der Zufall sie zusammengeführt hatte. Und doch trug jeder von ihnen, Mann oder Frau, ein Wissen um die Bedrängnis in sich, die nach diesem Tage noch schwerer auf ihnen lasten würde. Aber sie alle hatten in der Stille, noch während das Poltern der Anklage die Wölbungen der Kirche erfüllte, Gott die Sorge anheim gestellt, mit ihnen ganz nach seinem Willen zu walten und sie immer vor dem Unrecht zu bewahren, Haß mit Zorn, Verunglimpfung mit Schimpf und Verleumdung mit Ehrabschneidung zu beantworten, wußten sie doch, daß einzig ein reines Herz der Mittler zwischen Gott und Mensch sei, daß dieses Leben in all seinen Gestalten nur dann einen tiefen, köstlichen Sinn habe, wenn es im Lichte unserer ewigen Seele sich auswirke.

Und all ihr Kummer reichte nicht weiter, als ihr Antlitz auf einen Augenblick leidvoll anzuhauchen oder ein Weilchen den Blick auf die Seite über die Hügel hinaus fragend ins Pfadlose zu führen. Das geruhige Geplauder lag über den Kirchgängern wie das Flügelsummlied geschäftiger Immen, bis ganz am Ende, dort wo der Vanlyßender in Gesellschaft zweier anderer Grauköpfe ging, aus einem Häuflein Frauen erst zaghaft, dann immer herzlicher und freier ein altevangelisches Lied aufklang. Und wie ein Funkensämlein, vom Winde aufgehoben und davongeführt, da und dort Flammen entzündet, bis der Weg, den es genommen hat, gleich einer einzigen Feuerstraße auflodert, so pflanzte sich die Melodie des heiligen Vertrauens von Gruppe zu Gruppe fort, daß nach kurzer Frist der Zug sich im Brausen des frommen Liedes bewegte. Bei der letzten Strophe waren die Kirchgänger zu den ersten Häusern Querhovens gekommen. Da steigerte sich die Kraft aller Stimmen, und voll Trutz und Mut sangen sie die Verse:

Da täten sie mich fragen,
Wer unser Hauptmann wär?
Ich hab zu ihnen gesprochen:
Christus mit seiner Lehr.
Der hat uns den Frieden gesprochen,
Der treue Heiland gut.
Dabei begehr ich zu bleiben
Und versiegel es mit meinem Blut.

Die Strophe wurde als festes Versprechen dreimal wiederholt. Da

und da schied eine Gruppe aus dem Zug und wandelte singend ihrer Hütte zu, bis das Lied nur noch von einigen Kehlen hochgehalten hinter dem Waldriegel der Wuhle als Echo leiser und leiser aufklang und endlich in den Bäumen verstummte.

Und wenn man so sagen will, hatten diese einwärts gesunkenen Seelen das Glück, daß gerade in jenen aufgeregten Tagen unter verjährtem Gerümpel auf dem Boden des Vanlyßenderschen Hauses ein uraltes, halbzerlesenes „Geschriftlein" gefunden wurde, das sie in der felsenharten Gelassenheit gegenüber allen Bedrückungen ihrer Widersacher noch befestigte. Es war eine aus dem achtzehnten Jahrhunderte stammende Neuausgabe des Büchleins „Von der wahren Liebe", das der gelehrte Gottesfreund Hans Denk das erstemal 1527 hatte erscheinen lassen. Darin fand man fast Wort für Wort das Bekenntnis formuliert, zu dem die Querhovener allein auf den Anstoß halbvergessener Tradition durch ein versunkenes Ahnen geführt worden waren, und man fühlte in glückvollem Schauern über Jahrhunderte hin sich mit der Brüdergemeinde jener Zeit verbunden, „nicht mehr bloß eine ohnmächtige Stimme im Sturm, kein Zweiglein ohne Baum oder ein Lied, das noch nie ein Vogel auf dieser Erde gesungen hat."

Dies waren die Worte, durch die der alte Vanlyßender nach einer Woche die stille Gemeinde mit diesem seligen Buche bekannt machte. Alle hatten sich an dem Abende in dem Rütschhause in der Wuhle versammelt, und der Greis erklärte da und dort aus eigenem Sinnen heraus die Meinung des längst verwehten Gottsuchers.

Die gesegnete Weihnachtswoche herrschte in der Welt, und während die Frommen den einfachen und klaren Worten ihres geliebten „Vaters" lauschten, hörte man durch die geschlossenen Fenster den Nachtwind leise in dem Schnee wühlen und dann und wann mit lauterem Aufblasen in die belasteten Kronen der Bäume fahren, daß eine Frau mitten in die Andacht mit dem Ausruf platzte: „Seid still, draußen gehen Leute ums Haus!"

Der Vanlyßender ließ das Büchlein mit der rechten Hand etwas sinken, rückte die Brille über die Augenbrauen in die Stirn hinauf und lauschte gleich allen in das mummelnde Rumoren, mit dem das Wetter ums Haus wirtschaftete. Niemand hörte indes andere Laute, als gedämpftes Windsausen und dann und wann den Fall von Schneelasten. Deswegen zog der Greis lächelnd die Brille wieder vor die Augen und fuhr, weil er gerade an einer Stelle angelangt war, die eine Ausdeutung verlangte, im Reden fort: „Der Glaube ist demnach weder eine Angelegenheit der Kirche noch auch des Staates. Die Religion geht allein von der reinen Seele des einzelnen Menschen zu Gott und wieder von Gott zurück. Wer es

anders betreiben will, muß unweigerlich am Ende Gewalt anwenden und zur blutigen Hand kommen. Oder wie der Heiligenbauer gesagt hat: „Der leibliche Bruder des Bekehrers ist der Totschläger."

Niemand überhebe sich also wegen seines Glaubens, denn wir können mit dem Finger unzählige Wege an dem Himmel weisen . . ." Bei diesen Worten schrie die vorige Frauenstimme wieder auf, aber diesmal angstvoll, und ehe der Vanlyßender sie zur Ruhe ermahnen konnte, stürzte sich ein großer Tumult auf das Rütschhaus zu, ein Fenster wurde eingestoßen und eingeschlagen, und viele verstellte Stimmen riefen herein: „Ihr Träumer, hört auf zu leiern! Setzt euch zur Wehr, sonst jagt man euch von Haus und Hof."

Dann stob es nach allen Seiten davon.

Als die Versammelten sich von dem Erschrecken erholt hatten und vor das Haus eilten, war alles schon wie ein Spuk in der Nacht verschwunden. Kein Ästeknacken lief durch den nahen Wald, kein Schritteknirschen in dem Felderschnee.

Alle wußten zwar, daß die wilde Störung von niemand als dem Meixnerschen Anhang verübt worden war, aber man hatte doch nicht einen erkannt, um ihn zur Rechenschaft ziehen zu können. Deswegen erhoben sich in der allgemeinen Aufregung, die nun entstand, Stimmen gerechter Empörung. Allein Vanlyßender rief alle noch einmal in die Stube, schärfte ihnen Duldung und Wachsamkeit ein und entließ sie mit dem alten herzlichen Wunsche: „Gott blüh uns."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Als die Meixnerianer in der Nacht den Warnruf wegen Haus und Hof ausstießen, hielten die meisten der stillen Gottesfreunde die Besorgnis nur für einen Rauch aus aufgeregten Hirnen. Allein in den Tagen bis zu Neujahr rispelte doch allerhand von allen Seiten herbei. Meixner Elis schob geschäftig ab und zu, und unter den Leuten seines Anhanges gab es ein immerwährendes heimliches Gelauf, daß auch der geruhige Teil der Täufer sich in seiner Art auf eine unangenehme Überraschung innerlich faßte.

Bis zum zweiten Tage nach Neujahr war jeder mit sich eins geworden, auf welche Weise dem Drohenden zu begegnen sei. Und wirklich, nachdem die einen auf der oberförsterlichen Kanzlei, die anderen im Pfarrhofe zu Hemsterhus die Pachtgroschen auf das Zahlbrett gelegt hatten, wurde ihnen hier wie dort eröffnet, daß eine Einziehung der Lohnäcker in irgendeiner Zeit sehr wohl möglich sei und daß die Leute gut täten, sich nach einer neuen Pacht, vielleicht aus dem Meixnergute, umzusehen. Wie ein besprochenes Spiel wirkte das gleiche Vorgehen der beiden Stellen, und

von wem das Stücklein eingefädelt war, darüber konnte kein Zweifel sein, weil der Pfarrer, bei dem einen heftiger als bei dem andern, mit dem Glaubensprügel gewinkt hatte, indem er von der Berechtigung zeitlicher Strafen für Vergehungen an Gott und seiner heiligen Kirche sprach.

Allein weder die Stillen, noch die Wilden wurden damit aus den Angeln gehoben.

„Der Herr Christus wird es in Ihnen schlichten, wie es recht ist," antworteten die einen, lächelten gütig und gingen leise und manierlich durch die Tür. Die anderen ließen ihr Gesicht funkeln, brachen jäh in ein widersetzliches Hohnlachen aus und sagten wohl gar, daß ohne Axt noch kein gesunder Baum gefallen sei, warfen die Mütze auf den Kopf und polterten aus dem Hause.

Der Oberförster Wiesner in Dingden war ein gerader Geist und auf seinem gesunden Brustfleck nistete sich so leicht keine Ungerechtigkeit, kein Spinnengift ein. Als er darum den vollständigen Mißerfolg der Drohung bemerkte, schreckte er davor zurück, der Kirche noch weiter behilflich zu sein, um des Glaubens willen arme Leute in Not und Elend zu bringen. Er ließ also den Pfarrer wissen, daß die fürstliche Verwaltung nicht gesonnen sei, auf dem beschrittenen Wege weiter fortzudrängen, weil durch den wahrscheinlichen Abzug vieler Familien die Forsten um tüchtige Arbeitskräfte kämen, die bei dem Mangel an Leuten nicht so leicht und vor allem so gut ersetzt werden könnten. Er warne vor Überspannung und Härte, weil sonst auch zu befürchten stehe, daß zu dem kirchlichen Grind noch die sozialdemokratische Pest komme.

Ardelt gab dem geraden, gerechten Manne eine gesalbte Antwort, die noch dazu mit allem geistlichen Hochmut gewürzt war.

Zum Unglück ging in dieser Zeit einer der rührigsten unter den heißen Schwärmern mit Tode ab. Es war einer von denen gewesen, die dem Pfarrer am neujährlichen Zinstage mit einer höhnischen Antwort über die Nase gefahren waren. Den schwindsüchtigen, ausgezehrten Mann hatte es an der Hobelbank gepackt und in die Späne geschlagen, daß er ohne Beichte und Kommunion, die er so wie so seit Jahren gemieden, davongefahren war.

Als ihm Ardelt nun das kirchliche Begräbnis verwehrte und der Totengräber Wachsmann für ihn neben den Gehängten ein richtiges Sünderloch in die Erde wühlte, kamen seine Freunde überein, diesmal, gehe es hin, wohin es wolle, hart gegen hart zu setzen.

Der Vanlyßender warnte sie wohl vor aller Gewalttat, und als sie doch nicht nachlassen wollten, überwand er sich und suchte sogar den Meixner Elis selbst auf, um ihn mit beweglichem Einspruch darauf aufmerksam zu machen, wie gefährlich so ein Beginnen für die ganze Gemeinde der

Gottesfreunde sei, und wer nicht den Entschluß gefaßt habe, sich zermalmen zu lassen, der solle auch nicht den Finger zwischen die Zahnräder einer Maschine stecken. Allein er richtete bei dem unheimlichen Manne nichts aus. Wer immer und immer das Feuer mit Zunder löschen wolle, sagte Meixner, der müsse auch einmal erfahren, wie die Flamme dem eigenen Leibe tue.

Die aufgestachelten Schwärmer blieben bei ihrem Willen und hoben ihrerseits an einer bebuschten Stelle der Lehne zwischen Querhoven und dem Gebiet der Fremdhöfe, an der sie sich oft versammelt hatten, ein Grab für den Toten aus und schafften einen mehrere Zentner schweren Stein herbei.

An dem Abende nun, da die Leiche auf dem Hemsterhuser Kirchhofe versenkt werden sollte, trugen die Schwärmer den Sarg mit ihrem toten Freunde hinaus unter die Bäume. Es war ein unheimlicher Leichenzug: schweigend, gesenkten Hauptes, zu zweien und dreien nebeneinander, mit krampfhaft verschlungenen Händen, so gingen sie dahin. Viele der Männer trugen eine Hacke oder eine Schaufel auf der Schulter. In dem frühjährlichen Abenddunkel, das alles greller und schwankender zugleich macht, sahen sie selber wie Schatten aus, die ihrem eigenen zerbrochenen Leben folgten. An der Spitze des Zuges wurde ein Kreuz getragen wie eben aus dem Busch gebrochen, das Querholz mit Stricken festgebunden. Nur ab und zu unterbrach ein Weinstoß der Witwe die unheimliche Stille, dem wie ein machtloses Echo das wehe Wimmern der vaterlosen Kinder folgte. Den Schluß des Trauergefolges bildete der Meixner Elis, der ganz abgefallen, nur noch Haut und Knochen, tief gebückt mit Hilfe eines Stockes in einem Abstande folgte. Brandrote Haarsträhne hingen an seinen eingefallenen Schläfen nieder, er schien todestraurig und lebensüberdrüssig zum Umfallen. Als der Zug am Rande des Gehölzes angekommen war, steigerte sich das Weinen der Witwe und der Kinder so, daß allen ein Schauer durch die Haut rieselte. Der Prahlmeixner aber hob den Kopf, stutzte einen Augenblick in Ratlosigkeit, sah sich dumpf um und stieß dann einen Schmerzenslaut aus, wie das Gebrüll eines sterbenden Stieres. Hier am Waldgrabe hielt er nun seine erste große Rede. Es war ein artikuliertes Gewitter, ein heißes Gebläse, wildes Aufzucken, mehr eine bloße Aneinanderreihung von Ausrufen, Beteurungen und Beschwörungen. Alle sahen furchtsam auf ihn, und es hätte sie vielleicht nicht überrascht, wenn er an den fanatischen Ausbrüchen seiner Inbrunst auf der Stelle gestorben wäre.

„Brüder! Schwestern! Feuerbrände Gottes!" rief er zuletzt. „Von heut an soll dieser Ort, wo wir unsern Freund begraben, ‚Gethsemane' heißen. Denn von hier an beginnt unser Leiden. Aber ich werde mich

opfern, wenn es sein muß, für unsere gute Sache, für euch, für den wahren Glauben. Anders werde ich mich opfern wie dieser Schönbläser von Heiligenbauer, der nun schweigt und sich duckt in seinem Wohlleben, da das Schicksal mit stählerner Striegel unser Haar strählt. Und jetzt senkt den Bruder in die Erde und wälzt den Stein auf seinen Sarg, daß niemand seine Ruhe stören kann als Jesus Christus allein. Als Geächteter gingst du dahin, Bruder, als ein reines Licht wachst du auf vor Gott, dem Herrn, wie auch bald wir aufwachen werden wie eine ausgeruhte Flamme und ein fressendes Feuer. Der Morgen naht, der Sturm! Amen!"

So erschüttert waren alle von seinen Worten, daß den Männern die Hände bebten, die den schweren Stein auf den Sarg wälzten und dann einen Erdhügel über ihn türmten, auf den sie das mitgebrachte Kreuz steckten. Darauf zerstreuten sich alle nach allen Richtungen ins tiefe Dunkel. Denn von dem Dorfe her nahte schnellen Schrittes ein Mann, den man wohl für den Gensdarm halten konnte. Die Frauen zogen die Oberröcke über den Kopf, die Männer entledigten sich auch ihrer Röcke, nahmen sie über den linken Arm, schwangen die Schaufel oder die Hacke auf die Achsel und gingen jeder auf einen anderen Rain, von allen Richtungen her, dem Dorfe zu, gleich Arbeitern, die vom Feld und aus dem Wald kommen.

Bald darauf erhielten sie die Aufforderung des Pfarrers und der Polizei, den Toten auszugraben und auf dem Kirchhof zu Hemsterhus zu bestatten. Sie blieben hartnäckig und antworteten, die Leiche sei ehrlich zur Ruhe bestattet worden. Wer ein schändliches und ehrloses Begräbnis wolle, der solle es halten, wie er es vor Gott verantworten könne. Sie rührten gewiß keinen Finger an.

Die Aufregung wuchs. Meixner hielt Predigt um Predigt, jede wilder, lodernder als die andere. Wie ehemals, da er noch trank, war er in einem fortwährenden Rausche.

Eines Tages verschwand er ganz aus dem Ort und der Gegend und hinterließ die Kunde, wenn sein Haus in Flammen aufgehe, habe der Herr es selber angezündet. Dann sei die Zeit gekommen. — „Ehe nicht eine Blutschuld an uns begangen und zu sühnen ist, werdet ihr mich nicht mehr wiedersehen." Dies waren die letzten Worte, die der Prophet vor seinem geheimnisvollen Weggang verbreiten ließ.

Nun folgten sich die Ereignisse wie die Hufschläge eines galoppierenden Pferdes.

Origines Pfeiffer sonderte die Querhovener Kinder in der Schule ganz von den übrigen ab und nannte die Bänke, auf denen sie saßen, Satansbänke. Der Pfarrer Ardelt übersandte seinen zwanzig Pächtern am 1. April

die Mitteilung, daß sie am 1. Oktober die Lohnäcker an das kirchliche Amt zurückzugeben hätten. Zugleich wurde einem allgemein verhaßten Querhovener Zwischenträger die ganze Widmuth zur Bewirtschaftung übertragen. Dieses schnelle Heraufkommen einer gemeinen Seele vermehrte die Bitterkeit und den Schmerz bei jenen, die vor dem Ruin standen, wenn nicht in Kürze sich ein Ausweg bot. Einige wandten sich an die fürstliche Verwaltung um Gewährung einer Pacht, erhielten aber einen abschlägigen Bescheid, wenn auch ihre Einstellung als Waldarbeiter in Aussicht genommen wurde. Andere begannen sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Haus und Garten, wenn nicht anders, an die Herrschaft zu verkaufen, ins Kohlengebiet zu ziehen und dort Bergmann zu werden. Schlechter gehen könne es ihnen auf keinen Fall, und was sie an Sonne und Freiheit weniger hätten, würde durch den hohen Verdienst doppelt aufgehoben.

Aber alle waren bedrückt. Wohin sie gingen, es geschah wie zum Abschied, was sie sahen, trug die melancholische Farbe des Trennungswehes, was ihnen klang, ergriff wie ein letzter Gruß. Selbst die Abgestorbenen im Grabe regten sich auf. Aus dem einen Hause sah man eines Abends die vor zwei Jahren verschiedene Großmutter aus dem Felde hereinkommen. Sie hatte die Schürze heraufgesteckt und sammelte bald von rechts, bald von links Handvoll Ackers hinein. Und je mehr die Last in ihrer Schürze wuchs, je mehr die Alte zur Erde gezogen wurde, desto leidenschaftlicher wurden die Gebärden ihres Schmerzes. Sie schlug sich an die Brust, rang die Hände und warf dann wieder wie zur Anklage die Arme in die Höh. Dazu weinte sie heftiger und heftiger, daß es zuletzt war, als schluchze die ganze Welt mit. Baum, Hügel, Wolke, alles bebte in der Dämmerung wie vor großem Schmerz. In dieser wehen Erschütterung erlosch die Erscheinung plötzlich, und alle, die es mit angesehen hatten, fielen sich um den Hals und brachen auch in Tränen aus.

Acht Tage darauf sammelte der Hemsterhuser Küster während des Hochamtes wie immer mit dem Klingelbeutel seine Pfennige ein. Aber so oft heute ein Querhovener nur den Arm ausstreckte, auch seinen Kupferling beizusteuern, riß der fanatische Mann den Klingelsack weg, sein Blick wurde grimmig, und der Mund kniff sich ein.

So fielen viele Ketzerpfennige unter die Bank, und als einer auf den Boden vor den Küster rollte, schippte ihn der mit dem Fuße fort, daß er den ganzen Gang entlang schwirrte. Dort am Ende stand ein armer, blasser Querhovener Junge mit seinem Gebetbüchlein neben einer Bank hart bei seiner Mutter, die auf dem untersten Platz saß. Als der Knabe den fortgestoßenen Pfennig am Boden hinlaufen sah, bückte er sich, fing ihn schnell mit den Fingern ein und freute sich, nun auch einmal wie ein

Großer etwas in den roten Klingelsack werfen zu können. Denn was der Küster trieb, hatte er noch nicht bemerkt, weil er zu andächtig aus seinem Buche gelesen hatte. Die Brederoder und Hemsterhuser aber, als sie das sahen, lachten in sich hinein, spitzten die Augen, was nun werden würde, oder nickten dem Küster gar ermunternd zu.

Als nach einer Weile nun der Küster an die Bank des Knaben kam, wollte dieser richtig den erhaschten Pfennig hineinspedieren, brachte es aber nicht fertig, weil im gleichen Augenblick der Klingelbeutel mit einem Ruck auswich und davon fuhr. Aber das Junglein wollte sich durchaus auch einmal als Geber fühlen, hob den Pfennig wieder auf und versuchte darum ein zweites Mal sein Glück mit dem Klingelsack. Der aber hüpfte nicht nur wieder zornig weg, sondern der Knabe erhielt bald darauf mit dem dicken Ende des langen Stockes aus Versehen einen furchtbaren Stoß ins Gesicht. Das Blut sprang aus einer Stirnwunde, der Knabe wurde blaß, taumelte und schlug mit lautem Gestöhn auf die Fliesen.

Nicht viel fehlte, und die Querhovener wären beim Anblick dieser Roheit in einen einzigen Schrei ausgebrochen. Man bezwang sich aber. Die meisten standen ruhig auf und verließen auf der Stelle das Gotteshaus. Umsonst unterbrach der Pfarrer seine Zeremonien und befahl ihnen vom Altar her, hierzubleiben. Niemand kehrte sich daran, sie gingen schweigend davon.

In derselben Nacht loderte das kleine Holzhaus des Meixner Elis in Flammen auf. Das Feuer raste und heulte wie von einem unterirdischen Gebläse angefacht. Es war eine einzige Riesengarbe aus roten und gelben Flammen. Sie stand in der Windstille gerade und hoch ins Finstere, und Funken, wie feurige Körnchen, stoben dann und wann an den Seiten nieder. Ein Fanal Gottes!

Niemand rührte den Finger zu löschen, und wer etwa zugreifen wollte wurde von den Schwärmern zurückgehalten. Sie standen in einer unheimlichen Starre der Erwartung umher, wie Bäume in der Stille vor dem Sturm von der Erde aufragen, mit erschlafften Ästen, still-müden Blättern, mit einem Säuseln, das sich anhört, wie ein innerliches Rieseln des Erschauerns. Und wenn sie eine Weile die Last ihrer unaussprechlichen Spannung mit zu Boden gekehrtem Gesicht stumm getragen hatten, fuhren sie sich mit unsicherer Hand über die heiße Stirn, blickten sehnsüchtig nach allen Seiten in die Nacht hinaus, nickten einander schmerzvoll zu und sagten müde: „Er wird nicht kommen", oder „Paß auf, Bruder, wir sind zum Narren gehalten".

Da brach unvermutet mit Getöse das Dachgesparre des brennenden Hauses zusammen, und ein Funkenregen stob gewaltig nach allen Seiten empor, daß die Zuschauer zurücktreten mußten, um nicht versengt zu

werden. In dem Augenblick der Betroffenheit, der diesem letzten Ausbruch des Feuers folgte, hörten viele von der Dingdener Lehne her überstürztes Gepolter eines stiefelschweren Laufes auf dem steinigen Weg. Immer näher kam es.

Er war es!

Keuchend wie eine überhitzte Maschine tobte er heran.

„Meixner, lieber Bruder, Meixner!"

Die Schwärmer drängten ihm entgegen. Aber er sauste durch sie hindurch und sprang, auf einen Augenblick von der Glut rot überleuchtet wie ein aufrechtes Raubtier in langen, plumpen Sätzen an seinem brennenden Hause vorüber, ohne sich auch nur umzusehen oder im Rasen seines Laufes innezuhalten, rannte er quer durchs Dorf, seine Anhänger hinter ihm her.

Er war nicht einzuholen, so schnell lief er noch immer. Schon außerhalb des Dorfes auf halber Höhe der jenseitigen Lehne, schrie er plötzlich: „Nach Gethsemane!" und fing zugleich an, langsamer zu gehen. Als aber seine Anhänger an ihn herankommen wollten, wehrte er sie ab, indem er drohend rief: „Niemand darf mir nahe kommen!"

Einige Neugierige von den stillen Enderleuten und auch Katholiken des Ortes folgten dem davonbrausenden Zuge der Schwärmer in einem Abstand und warteten von ferne, um zu erfahren, was sich ereignen werde.

Anfangs war alles totenstill. Nach langem erhob sich ein Regen und vorsichtiges Hin- und Wiedergehen und dann ein halblautes monotones Gemurmel wie das dumpfe Wogengetön eines ferne dahinziehenden Flusses, erstarb, hob an, setzte aus und rollte dann wieder endlos, eintönig weiter in der lauen, stillen Frühlingsnacht, in deren klarer Höhe die Sterne grell und unruhig flackerten wie rote, grüne und weiße Feuerbüschel.

So ging es bis gegen Mitternacht.

Da begann sich der Wind in den Bäumen zu erheben und übertönte das endlose Gebet der Schwärmer.

Müde vom langen aussichtslosen Lauschen verloren sich die Neugierigen und kehrten kopfschüttelnd einer nach dem andern ins Dorf zurück.

Aber als das letze Licht in den Hütten des Dorfes verlöscht worden war, begann ein brausendes Singen aus Gethsemane hervorzubrechen und steigerte sich zu solch wilder Macht, daß zeitweilig das Sausen des Windes in den Baumkronen übertönt wurde.

Der Vanlyßender, dessen Wirtschaft der Andachtstätte der Schwärmer am nächsten lag, konnte diese Nacht nicht schlafen, erhob sich und ging hinaus gegen den Lärm hin und stand, von dem Stamm eines Feldbirnbaumes gedeckt, in der Nähe.

Kaum daß das Lied der Männer verstummt war, erhob der Prahl-

meixner seine Stimme. Schon die Anfangsworte waren furchtbar. „So will ich auch werden gegen sie wie ein Löwe, und wie ein Parder auf dem Wege will ich ihnen auflauern", schrie er. „Ich will ihnen begegnen wie ein Bär, dem seine Jungen genommen sind und will ihr verstocktes Herz zerreißen und sie daselbst fressen wie ein Löwe, so sagt Hosea im 13. Kapitel."

Dann fuhr er mit ruhigerer Stimme fort: „Die Leute sagen: mit Licht vermag niemand Holz zu spalten, und hat der Metzger den Mut nicht, den Stier zu töten, so wird er von dessen Hörnern erstoßen werden, und die Leute müssen verhungern, weil sie keine Nahrung mehr haben. Damit wollen sie sagen, auch die Räder an den Gefährten Gottes werden mit Wagenfett geschmiert, und niemand wird satt, er mache sich denn ein Gericht, in dem jeder zweite Bissen ein Unrecht ist. Hütet euch vor solchen Gedanken und Gefühlen, meine Brüder. Das sind stumme Gäste an dem Tisch euerer Seele, die das Gut eueres Lebens verprassen. Sie stammen von dem Verfluchten auf dem Heiligenhübel. Ich aber will Euch ein anderer Führer, ein anderer Prophet sein. Ich trete diesen Zwerg samt seiner Blinden in den Kot, wenn er mir entgegentritt. Ich zerbreche die Häuser der Gottlosen und schmeiße ihre Türen auf den Weg. Erhebt euch, Brüder, der große Tag ist da! Wir haben die Worfel in der Hand und werden jene wie Spreu in alle Winde streuen, die das Blut unserer Kinder vergossen haben und uns als Bettler in die Welt treiben wollen.

Ich war in den zwei Wochen weit im Reiche und habe mir Rat geholt bei dem Herner Rebellen, der einstmals wie ein Sturm durch unser Land gefahren ist."

Länger konnte der Vanlyßender nicht zuhören. Ihn ergriff ein Schauern der Furcht. Er schlich sich davon, ging zu den Häusern seiner Freunde, klopfte sie heraus und mahnte, sich morgen bereit zu halten, der wilde Meixner predige Aufruhr.

Dreißigstes Kapitel

In der Nachfrühe, die dieser Nacht folgte, saßen nach dem allgemeinen Frühstück der Sintlinger, seine Frau und das Lenlein noch eine Weile am Tisch in der großen Stube.

„Ich habs auch gehört", sagte das Lenlein.

„Was?" fragte Johanna.

„Na, besonders gegen Morgen. Das war ein Geschrei, als wenn sich hundert wilde Männer zanken", antwortete Helene.

„Nein", sagte die Bäuerin wieder, „nach dem Feuer bin ich bald eingeschlafen und nicht mehr erwacht. Bis heut morgen."

Der Heiligenbauer sagte nichts, blickte nur immer wieder zum Fenster hinaus in die Kronen des Baumgartens und nickte Weile um Weile gedankenvoll, aber offenbar nur im Fortgang seines eigenen geheimen Sinnens.

„Andreas! – Du!!" – sagte Johanna und legte ihre Hand erinnernd auf seinen Arm.

„Ja. – Nun, was sagst du, Weiblein?" fragte er nach fast unmerklichem Auffahren.

„Die Butterfrau war doch heute schon auf dem Hofe. Die sagte, in Hemsterhus heißts, der Meixnerprophet habe sein Haus selber angezündet. Was meinst du?"

Der Bauer antwortete nicht, sondern sah seiner Frau nur in unverwandtem Sinnen in die Augensterne.

„Ja, Andreas", sprach Johanna lachend, „das weißt du doch schon lange. Die Art Augenreden höre ich nicht."

„Kinder! Kinder!" sagte der Heiligenbauer endlich. „Es ist ein Elend mit den Menschen. Die Männer kriegen Bärte und bleiben Kinder. Sie händeln sich ums Riemzeug von Pferden, die sie nicht mehr oder noch nicht haben. Derweil prescht die Mähre, auf der sie gerade sitzen, mit ihnen hin, wohin sie will. Aber noch vorm Halsbrechen schimpft jeder über den andern. Ja – und daß Meixner selber angezündet hat, warum soll das nicht möglich sein?"

Dann folgte eine Stille.

„Der alte Zenker sagt", begann Helene wieder, „unser Gottlieb war gewiß nicht bei dem Nachttollen."

„Warum sprichst du, ‚unser Gottlieb', Lenlein?" fragte der Sintlinger sein Kind.

Die aber wurde plötzlich bleich.

„Seid mal still," sagte sie überstürzt. „Ganz still. – Nun! – Hört Ihrs auch?"

Aber ehe der Heiligenbauer und sein Weib sich noch entscheiden konnten, wurde die Haustür aufgestoßen, schwere Stiefelschritte polterten den Flur her, und dann stürzte der jüngste Knecht in die Stube. Er war vor Aufregung wie von Sinnen.

„Reißt die Fenster auf, Bauer! – Aufreißen sag ich! – Auf–rei–ßen!" schrie er.

„Was denn, Wendel?" fragte der Heiligenbauer ruhig.

Aber in dem Burschen überstürzte sich alles.

„Es böllert . . . sie schrein, wie die Wilden schrein sie. Die Querhovener sind toll gewor'n. Die Glocken heulen mehr wie sie läuten. Hörn Sies denn nich? – Ha! Jetzt gehts gar noch in Brederode los!"

Schwaches Glockendröhnen drang durch die Tür. Der Sintlinger sprang auf, rüttelte den Knecht an der Achsel, als müsse er ihn aus dem Schlafe reißen und rief lächelnd:

„Wendel! Holla! Du!!"

Da erwachte der Knecht aus seinem Taumel, sah sich verdutzt um und wischte verlegen mit den Händen über die Knie. Dabei sagte er wie zu seiner Entschuldigung:

„Der Rebeller von dazumal, sagen die Leute, steckt hinter allem. Sie habens auf den Pfarrhof abgesehen."

Allein plötzlich fuhr er wieder auf:

„Verflucht! Jetzt gehts noch mehr los."

Mit diesem Ausruf stürmte er wieder hinaus. Man hörte das Gesinde auf dem Hofe zusammenlaufen und durchs Tor verschwinden.

Johanna hatte ein Fenster angelweit aufgerissen.

Man hörte vom Tal herauf die Glocken schreien, kurz und schrill, dazwischen das Geheul einer toll gewordenen Volksmenge und durch alles frommes Singen.

Der Heiligenbauer stand immer noch mitten in der Stube, wo ihm der Knecht davongelaufen war, nachdem er die Bemerkung von dem Rebellen gemacht hatte.

„Da werden wir uns also begegnen. Wir zwei. Und das vielleicht heute noch," sagte er so leise, daß es niemand hörte. Als aber der Lärm des Aufruhrs jetzt noch deutlicher durchs Fenster scholl, wurde der Heiligenbauer blaß.

„Ich fahre hinunter", sagte er ruhig, aber unheimlich jäh, „und das Lenlein muß mit. Zieh sie an, Johanna. Aber schnell." Die Bäuerin wußte, daß an Widerspruch nicht zu denken war und erfüllte mit fliegenden Händen ihres Mannes Wunsch.

In kaum fünf Minuten stand das Pferd vor dem Wagen, und im nächsten Augenblicke rasten der Sintlinger und das Lenlein in dem Gefährt den Hübel hinunter, daß es aussah, als liege die Droschke dem Gaul auf dem Rücken.

Auf dem Grenzwege peitschte der Heiligenbauer das Pferd noch mehr an und ließ ihm dann die Zügel lang, daß es wie ein Pfeil schoß.

Das Gebrüll und Singen war jetzt schon nahe an Hemsterhus. „Fürchtest du dich, Lenlein?" fragte er, ohne die Augen von Pferd und Weg abzuwenden, bekam aber keine Antwort, und als er auf sein Mädchen blickte, sah er sie im Wagen zurückgelehnt, ihre reinen Augensterne voll Erwartung ins Grenzlose gerichtet, und das leichte Gewand über ihrer Brust wogte stürmisch.

Da merkte er zum erstenmal, daß Helene kein Kind mehr sei. Davon

fiel ihn eine tiefe Mutlosigkeit an, als sei sie nun nicht mehr im Besitz jener Mächte, in deren Schutze er wagen durfte, der Gefahr der Aufrührer und gar etwa dem unheimlichen Faber-Rebellen entgegenzutreten. Doch zuckte von diesem Zweifel kaum seine leinenführige Hand. Er lächelte, aber voll eines leidseligen Verwunderns. Das Pferd raste weiter.

Nun hatte es schon den Hübelrücken zwischen Querhoven und den Fremdhöfen hinter sich gelassen, und der Sintlinger übersah die wiesige Ebene nach Hemsterhus hin.

Die Glocken hatten aufgehört zu stürmen. Das Männergebrüll war verstummt, nur das fromme Singen ging gedämpft weiter.

Die Weltallsglocke des Himmels lag in strahlendem Blaufrieden über der jungen Erde, und drüben auf dem Wipfel einer Weide sah er zurückgebogen, schütternd einen Finken singen.

Da mäßigte er die Gangart des Pferdes.

Doch immer noch im Galopp, ging es auf dem alten Grenzwege weiter, während er drüben auf der neuen Chaussee den Zug der Querhovener eben zwischen den ersten Häusern von Hemsterhus verschwinden sah. Ein riesiges, rohes Kreuz wurde an der Spitze des Haufens getragen.

Des Heiligenbauers tiefe Ruhe, sein friedevolles Einssein hatte wieder volle Gewalt in ihm.

An der Schenke, wo sich die Wege kreuzten, war es still wie ausgestorben. Nur ein hochgewachsener, städtisch gekleideter junger Mensch stand unter der Tür und trat ins Haus zurück, als der Heiligenbauer vorüberfuhr, weiter dorfaufwärts, gegen Kirche und Pfarhof hin, wo es von unzähligen Stimmen brauste.

Doch ehe er hingelangen konnte, brach das wilde, ohrenbetäubende Gebrüll von neuem los. Die Glocken heulten, und das fromme Singen klang mit beschwörender Inbrunst darein.

Als er auf dem Platz vor dem Pfarrhof erschien, hörte er eben Meixners Stimme rufen: „Haut alles zusammen, was sich euch entgegenstellt, Brüder. Zerbrecht den Zaun! Wir wollen zum Pfarrer!"

Ein hundertstimmiger Schrei des Entsetzens erscholl, das Volk strömte zurück, dumpfe Beilschläge krachten los, und Holz splitterte. Zugleich aber riefen die ersten Zuschauer, die ihn erkannten: „Der Heiligenbauer! Das Heiligenlenlein! Auf die Seite!"

Erlöst und jubelnd zugleich erklang es.

Der Sintlinger stieg, blaß und ernst, ruhig vom Wagen, hob das Lenlein zu sich heraus, übergab das Pferd einem Knecht und schritt mit seinem Kinde Hand in Hand durch die Gasse, die entstand, auf den Pfarrhof zu.

Um den niedergehauenen Zaun hatten sich die „Gottesstillen" von

Querhoven geschart, die ihren verwilderten Freunden sich an die Fersen geheftet hatten, um vor der Öffentlichkeit nicht mit ihnen verwechselt zu werden und als ein Vorwurf und eine Mahnung des Herrn ihnen immer nahe zu sein.

Ihr Lied brach sofort ab, als der Heiligenbauer und das Lenlein durch sie hindurchgingen. Schauer, beglücktes Glänzen kam in ihr Gesicht, und man hörte aus ihrer Mitte den Ruf:

„Gott sei Dank."

Drinnen im Hofe aber war die wilde Rotte um ihren Propheten, den Prahlmeixner, versammelt. Sie trugen jeder einen Strick aus Goldweidenruten um den Leib geschlungen, in dem bei den meisten ein Beil, bei einigen ein langes Messer hing. Von der nachtlangen Exaltation waren alle fahl, überreizt, ihre Augen weit und schreckhaft mit dem geilen, furchtsamen Blick von Flagellanten, kümmerliche, unschöne Männer, die sich nur durch Wildheit ihrer Betretenheit erretteten. Jetzt aber standen die zwanzig, fünfundzwanzig Männer zu einem undurchdringlichen Klumpen hinter dem Prahlmeixner geschart, der wie ein irrer Anachoret ihre Forderungen gegen die Fenster des Pfarrhofes hinaufschrie und von Zeit zu Zeit mit den Fäusten gegen die verschlossene Tür donnerte. Aber niemand ließ sich blicken außer der Köchin, deren bleiches Gesicht dann und wann hinter dem vergitterten Küchenfenster auftauchte und sofort verschwand.

Aus dem Schulhausfenster aber lehnte Origines Pfeiffer heraus und schrie in das Toben Meixners seine Verwünschungen:

„Satan! – Verfluchter Höllensohn! – Teufelsseele!" Das andere ging im Lärm verloren.

Plötzlich flog ihm ein Stein vor die Brust.

Er warf die Hände in die Höh und verschwand. Wieherndes Gelächter der „Täufer" folgte. Der Prahlmeixner griff des Kantors letztes Schimpfwort auf und rief in die Stille, die entstand:

„Jawohl, wie Teufel habt ihr uns behandelt. Nun beschwert euch nicht, daß wir wie die Teufel gegen euch sein werden.

Komm heraus, Pfarrer! Kein Haar soll dir gekrümmt werden. Aber wir wollen nicht wie die Bettler vertrieben werden, wir wollen unseren Glauben behalten, unsere Toten sollen nicht wie Gehängte behandelt werden und unsere Kinder nicht wie junge Zuchthäusler. Wir wollen Frieden! Komm heraus, Ardelt, oder wir schlagen deine Tür ein."

Meixner riß das Beil aus dem Weidengurt, die übrigen taten dasselbe.

In diesem kritischen Moment trat der Heiligenbauer mit dem Lenlein aus der Schar der Gottesstillen heraus. Da spürte er, daß jemand auf ihn zudrängte. Als er sich umwandte, erkannte er den Harmonikameixner.

Sein Auge war voll einer solchen bittenden Hingegebenheit, daß er das Lenlein in seine Hand gab und schnell über den Platz durch die Tobenden auf die obersten Stufen an die Pfarrhaustür sprang.

Der Prahlmeixner, der eben das Beil hob, um die Tür zu zertrümmern, zuckte zusammen, als der Heiligenbauer unvermutet neben ihm auftauchte und trat unwillkürlich einen Stufen zurück.

„Guten Morgen, Meixner!" sprach der Sintlinger unbefangen mit gewinnender Herzlichkeit. „Verzeihe, ich bin gekommen, Dir zu helfen." Damit wandte er sich zugleich an die anderen.

„Ihr Männer, euch auch. Ihr wollt euern Acker behalten. Wenn ihr Acker braucht, kommt zu mir, und ihr sollt erhalten, soviel ihr wollt. Darauf gebe ich mein Wort, vor Allen, in Meixners Hand." Er tat es.

Dann fuhr er fort: „Ihr wollt euern Glauben behalten. Man kann einem Menschen den Bissen aus den Zähnen, aber niemals, mit keiner Macht den Glauben aus der Seele reißen. Das kann jeder nur allein durch eigenes Unrecht, das er tut. Gewalttat aber ist immer Unrecht. Also hängt Beile und Messer in den Weidengurt. Und nun will ich für euch mit dem Herrn Pfarrer reden. Habt nur ein paar Augenblicke Geduld, und alles ist gut." Er ergriff nochmals Meixners Hand, drückte sie herzlich und sagte: „Nicht, so wollen wir's machen, Lieber."

Dann ging er, klopfte leise ans Küchenfenster und rief begütigend hinein. Als er an die Tür zurückkam, öffnete die alte Wirtschafterin, ließ ihn ein und schloß die Tür hinter dem Sintlinger wieder ab.

Durch die Menge liefen immer neue Rufe des Erstaunens über den Sintlinger, und alle waren auf den Ausgang gespannt. Meixner war vollends in den Hof getreten, hatte das Kreuz von dem Grabe des wiedertäuferischen Freundes aus Gethsemane ergriffen, konnte sich vor Betroffenheit nicht fassen, brach dann und wann in höhnisches Gelächter aus und eiferte seinen Anhang an, wenn der Windmacher mit leeren Händen herauskäme, sich durch nichts mehr irre machen zu lassen, sondern drauf und dran zu gehen. Jetzt sei das Eisen heiß, jetzt müsse es geschmiedet werden.

Doch niemand antwortete ihm, alle wichen ihm mit den Augen aus.

Da schrie plötzlich eine Weiberstimme im Innern des Pfarrhauses voll verzweifelnden Schmerzes schrill auf und brach dann in lautes Weinen aus. Das Wehklagen kam langsam dem Ausgang zu.

Dann ging die Tür auf, und der Heiligenbauer trat leichenblaß, bestürzt heraus, ließ sein feucht überschimmertes Auge traurig auf allen ruhen und konnte eine Weile nicht sprechen. Endlich hatte er sich gefaßt.

„Der Herr Pfarrer ist eben gestorben. Er bittet alle um Verzeihung. Also hat Gott alles geschlichtet. Und nun stört nicht die Ruhe des Toten, geht nach Hause. Für das andere sorge ich."

Alle waren erschüttert.

Das Lenlein eilte an der Hand Gottlieb Meixners auf ihren Vater zu. Die „Gottesstillen" drängten voll Freude, Glück und Dank nach. Die Aufwiegler fingen an, sich zu zerstreuen und gingen ohne Gruß an ihren Führer davon.

Dieser aber stand aschfahl, mit entgeisteten Augen, steinsteif, die Hände verzweifelt um den Stamm seines Kreuzes verkrampft.

Er sah Sintlinger an der Seite des Lenleins einige Schritte vor sich im Begriff, davonzugehen, mit dem alten Vanlyßender sprechen.

Alle blickten nur auf die beiden Männer.

Niemand achtete auf den entthronten Führer, noch weniger auf die Veränderung, die mit ihm vorging. Seine Augen waren brennend auf den Heiligenbauer gerichtet. Plötzlich flackerten sie wolfsmäßig auf, sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze. Er packte das Kreuz und holte gegen den Sintlinger zum furchtbaren Schlage aus.

Aber das Lenlein schrie auf und riß ihren Vater an sich. So schmetterte der Kreuzbaum auf die Erde und zersplitterte.

Der Angriff war so unvermutet, mit einer solchen Wildheit erfolgt, daß die Umherstehenden voll Schrecken auseinander stoben und ohne klares Begreifen von dem erblaßten Sintlinger zu dem Meixner sahen, der mit vornübergebeugtem Körper, gespreizten Beinen, keuchendem Maul und aufgerissenen Augen in tierischer Verblüffung dastand.

Alle sahen, daß ein höllischer Sturm in ihm arbeitete. Er versuchte zu schreien, aber er brachte keinen Laut heraus. Da ließ er das Wiedertäuferkreuz los, hob die Arme und öffnete die Hände wie krampfstarre Fänge. So begann er taumelnd, durch den ganzen grotesken Körper geschüttelt auf den Sintlinger loszugehen und schon beim ersten Schritt einen Laut auszustoßen, wie das Röcheln eines Tigers.

Es war ein Anblick lähmenden Entsetzens.

Selbst der Heiligenbauer wich vor diesem schrecklich-verzerrten Gesicht zurück.

Nur Gottlieb Meixner war schnell von des Lenleins Seite getreten und lautlos hinter ihn gelangt. Nun sich dies offenbar irre Menschentier mit dem Gestöhn einer Schlucht in der Brust auf den Sintlinger zu in Bewegung setzte, sprang ihm der Bursche mit einer solchen Wucht von hinten auf den Rücken, daß der Riese von dem unerwarteten Anprall wie ein umgestoßener Pfahl vornüber zur Erde fiel.

Und nun arbeitete und schlug Gottlieb auf den Daliegenden bis zur völligen Erschöpfung ein.

Niemand rührte sich, den tollgewordenen Burschen von seinem Opfer zu trennen, ja, der Prahlmeirner selbst ließ alles wehrlos an sich geschehen, als sei er plötzlich ein Büßer geworden, an dem ein gerechtes Gericht vollzogen wird. Ja, er knirschte und stöhnte nicht einmal, obwohl er schon aus vielen Wunden blutete.

Als sein Neffe endlich von ihm abließ, erhob er sich und ging schweigend, ohne jemand anzusehen, mit geneigtem Kopf davon, aus dem Dorfe, über die Felder, ohne auf Weg und Steg zu achten, immer geradeaus, dem Walde zu.

Keiner wagte, ihn zurückzuhalten.

Voll unerklärlichen Grauens folgte man ihm mit den Augen und sah, wie er gebückt im Dickicht verschwand. Nach kaum einer Viertelstunde erschien der Gensdarm in Hemsterhus, um den Anführer der Querhovener Landfriedensbrecher zu verhaften und ins Gefängnis abzuführen. Allein er hatte sich der irdischen Gerechtigkeit schon entzogen. Der Beamte fand ihn in der Fichtenschonung, wo er sich kniend erhängt hatte.

Das schöne Mattinklein, des zerstörten Großbauern Tochter und einziges Kind, war durch die Schande, in die ihr Vater sie gebracht hatte, wie von Sinnen vor Schmerz.

Noch in derselben Nacht floh sie aus Hemsterhus und Peter Brindeisener, der zum langen Feiertrunk der glänzend bestandenen Maturitätsprüfung schon früh in die Hemsterhuser Schenke gekommen war, und von hier aus den Rottengang der Aufsässigen mit angesehen hatte, ließ Durst und Freude auf sich warten und begleitete das unglückliche, schöne Mädchen durch den Wald auf den Bahnhof zu Bocholt.

(Fortsetzung folgt)

Drei Jahre Weltrevolution

von Paul Lensch

I
Einleitendes

Drei Jahre währt der Weltkrieg, ein früher für unmöglich gehaltener Beweis des Geistes und der Kraft des Kapitalismus. Vor dem Kriege nahm man, und nicht bloß in sozialdemokratischen Kreisen, an, daß die Entwicklung zwar einem Kriege zutreibe, daß aber dieser Krieg unmöglich lange dauern könne und daß er eine revolutionäre Bewegung entzünden werde, deren Dauer und Ziel unabsehbar sei. Es hat sich herausgestellt, daß gerade die kapitalistisch entwickeltsten Länder noch relativ am sichersten vor Revolutionen sind, und daß Revolutionen leichter in den kapitalistisch noch rückständigen Gebieten, in Irland und Rußland, zutage treten. Die drei Jahre Weltkrieg scheinen also, auf den ersten Blick, lehren zu wollen, als sei der Kapitalismus eine Art Sicherheit gegen die Revolution, und die Revolution selber eine vorkapitalistische Entwicklungsmethode. In der Tat haben bisher Revolutionen zwar überall — in England wie in Frankreich und Deutschland — an der Schwelle des kapitalistischen Zeitalters gestanden, wo aber einmal ein gewisser Reifegrad der kapitalistischen Entwicklung erreicht war, da schien die Revolution ein überwundener Standpunkt zu sein. Sie wurde noch in Worten gepriesen, in Werken aber um so schwerer durchgeführt.

Inzwischen aber haben wir in den drei Jahren Weltkrieg eine andere Entdeckung machen können. Nicht die Revolution an sich war überwunden, sondern nur die primitive Art der Revolution, ihre vorsintflutliche Form mit Barrikaden und Königsprozessen. Diese ist allerdings ins Museum gewandert zum Spinnrad und zur bronzenen Axt. Um so mehr aber ist uns die andere Tatsache zum Bewußtsein gekommen, daß der Kapitalismus selber eine Produktionsform von einer unerhörten revolutionären Energie darstellt, daß er Revolution aus jeder Pore schwitzt und daß er nur deshalb eine Sicherung gegen die Revolution zu sein scheint, weil er selber in seinem Wesen tief revolutionär ist. Unabläßig wirbelt er alle Verhältnisse, Klassen, Menschen, Staaten durcheinander, er durchstöbert die Welt, wo er noch ein abgeschiedenes, mit Urväter Hausrat und nach Urväter Art arbeitendes Fleckchen Erde findet und er rastet nicht eher, bis er auch die erstarrtesten sozialen Systeme aufgelöst, die seit Jahrhunderten jedem Wechsel spottenden primitiven Gesellschaftsverfassungen zersetzt und in den kapitalistischen Malstrom gestoßen hat. Der Krieg vollends, jener große Prüfer, der das Wesen aller Dinge klar

und ohne Schminken ans Licht zieht, enthüllt das revolutionäre Wesen des Kapitalismus am schärfsten, und so erkennen wir, daß der Weltkrieg, diese Offenbarung des Weltkapitalismus, zugleich eine Revolution ist, die Revolution, die größte Revolution, die es seit der Völkerwanderung und den Hunnenstürmen je gegeben.

Wie liliputanerhaft erscheinen, gemessen an den Ereignissen unserer Zeit, die bisherigen „modernen" Revolutionen, die englische, ja selbst die französische, von der liebenswürdigen deutschen zu schweigen. Die Puritanerkriege griffen über den Bereich der britischen Inseln nicht hinaus, in den Kriegen der Jakobiner und ihres kaiserlichen Erben begann bereits Europa bis nach Rußland hinein der Schauplatz der Revolution zu werden und auch an den Rändern der Alten und Neuen Welt, in Ägypten wie in Westindien schwelte der Brand. Die heutige Revolution ist weder englisch, noch französisch, noch deutsch, noch russisch, sie ist die internationale Revolution der Welt. Der Kapitalismus hat sich den Erdkreis unterworfen und treibt alle Völker von Aufgang bis zum Niedergang, Chinesen und Kongoneger, Sibirier und Yankees, Australier und Buren vom Kap auf die Schlachtfelder, gleichültig, ob ihre speziellen Interessen eine direkte Teilnahme am Kriege verlangten oder nicht. Es gibt keinen Erdteil mehr, der nicht in die Weltrevolution hineingerissen. Und wie sie in Erdteilen spielt, so wird sich das Schicksal von Erdteilen in ihr entscheiden.

Aber diese Revolution ist so ganz anders, wie das, was wir bisher als Revolution zu bezeichnen gewohnt waren. Es fehlen so gut wie alle Requisiten der Revolutionsromantik, und als ob es die Weltgeschichte darauf abgesehen hätte, auch die letzte Ähnlichkeit der heutigen Revolution mit den vergangenen aufzuheben, hat sie auch den Krieg, diese echte Begleiterscheinung jeder großen Revolution, jedes romantischen Schimmers entkleidet und hat ihm das einförmig-graue Gewand des Schützengrabenkrieges übergeworfen, wo die Heere jahrelang in denselben Stellungen einander gegenüberstehen, und wo die bunte Freudigkeit der napoleonischen Heere mit ihren wirbelnden Triumphzügen vom Ebro bis zur Moskwa und von Neapel bis nach Danzig in ihr absolutes trostloses Gegenteil umgeschlagen ist. Die Franzosen, das Volk der revolutionären Tradition, die von 1789—1871 vier Revolutionen gemacht haben, verabscheuen jetzt die Revolution dort, wo sie wirklich zum Ausbruch gekommen ist: in Rußland, nachdem sie vorher freudige Rufe: es lebe der Zar! ausgestoßen hatten. Dabei hatte bei Beginn des Krieges jedes Land vom anderen angenommen, es werde das Opfer innerer Revolutionen werden. Die Entente rechnete mit dem Aufstand der Bayern und Sachsen gegen die Preußen, der Tschechen und Slovenen gegen Deutsche und Magyaren; die Zentralmächte wiederum glaubten mit einer Revolution in gewissen

englischen Kolonien, besonders in Indien, aber auch in Irland rechnen zu können, ebenso in Rußland. Die Prophezeiungen schliefen ein, als von alledem nicht mehr zutage trat, als eine Emeute in Irland. Von der russischen Revolution schwieg man. Sie war zu oft verkündet, man genierte sich fast, von ihr noch zu sprechen. Als sie dann endlich doch hereinbrach, fiel sie auf überreizte Nerven. Das ungeheure Ereignis wurde gerade bei den Zentralmächten mit einer fast fatalistischen Ruhe aufgenommen.

Der Weltrevolution von heute ging als Ouvertüre ein volles Jahrzehnt von Revolutionen und Völkerkämpfen voraus. Seit 1904 grollte und tobte es ununterbrochen. Dem ostasiatischen Kriege folgte die erste russische Revolution, die türkische Revolution, der Tripoliskrieg, die chinesische Revolution, die persische Revolution, die Marokkokrisis, die zum ersten Male Europa dicht vor den Ausbruch des Weltkrieges stellte, die beiden Balkankriege, denen der serbisch-österreichische Konflikt wegen der Annektion Bosniens und mit ihm die Gefahr eines österreichisch-russischen Krieges vorangegangen war. Alles das war Schlag auf Schlag erfolgt. Und nun, 1914, folgte die breithin donnernde Entladung des Zentrums: die kapitalistischen Kernstaaten, England, Deutschland setzten sich in Bewegung, und es zeigte sich in der Tat, daß die vorangegangenen Kämpfe und Revolutionen — für sich betrachtet, fast alles große und äußerst blutige Kriege — nur ein harmloses Vorspiel waren zu dem jahrelangen Umwälzungsprozeß, der nun die Welt verändern sollte.

Und nicht blos in der äußeren Politik, im Verhältnis der Mächte zueinander, setzte dieser Umwälzungsprozeß ein. In nicht geringerem Grade auch in der inneren Politik. Die Erwerbs- und Vermögensverhältnisse und die auf ihnen beruhende Klassenschichtung sind in den drei Jahren des Weltkrieges total verschoben. Wir haben eine ganz neue Kapitalistenklasse erhalten. Die Konzentration der Kapitalien in wenigen Händen hat sich außerordentlich entfaltet. Die ökonomische Gewalt der Wenigen über die Vielen hat sich gesteigert. Die Landwirtschaft hat eine erneute, ganz außerordendliche Verbesserung ihrer Wirtschaftslage erfahren. Vor allem aber: *dieser Krieg wird geführt auf Kosten der Mittelklasse*. Schon vordem vielfach nur dem Scheine nach selbständig, hat die Mittelklasse durch den Krieg auch diesen Schein verloren, und mit dem Dahinschwinden der großen Massen kleiner wirklich oder scheinbar selbständiger Existenzen verändert sich die Grundlage unserer gesamten auf persönlicher Leistungsfähigkeit beruhenden kapitalistischen Kultur des Individualismus und bereitet sich der Übergang vor zu einer anderen Arbeits- und Gesellschaftsform: der sozialistischen. Die allgemeine Preisrevolution mit ihrer notwendigen Verteuerung der Ware Arbeitskraft macht es zu einer Existenzbedingung des kapitalistischen Profits, die organische Zu-

sammensetzung des Kapitals zu erhöhen, das heißt immer mehr Kapital in Arbeitsmaschinen und Hilfsstoffen und immer weniger in Arbeitslöhnen anzulegen. Mit anderen Worten: immer weniger Arbeiter werden immer gewaltigere und teuere Maschinen zu bedienen haben, die menschliche Arbeitskraft wird immer größere Gebiete der mechanischen Arbeit abtreten. In dieser dem Kapitalismus an sich schon inne wohnenden, durch den Krieg noch gewaltig gesteigerten Entwicklungstendenz beruht das Geheimnis des sogenannten technischen „Fortschritts", dessen Kennzeichen im Grunde nichts anderes ist, als die Zurückschraubung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit auf das zulässig geringste Maß verbunden mit einer entsprechend gesteigerten Ergiebigkeit der Arbeit. In verminderter Arbeitszeit erhöhte Arbeitserträge schaffen: das ist das Ziel, dem die wirtschaftliche Entwicklung zustrebt und dem sie durch die Weltrevolution tatsächlich näher gekommen ist.

Das klingt zunächst vollkommen widerspruchsvoll. Der Krieg ist die gründlichste Zerstörung jener „ungeheuren Warensammlung", als die uns der Reichtum der kapitalistischen Gesellschaften erscheint, und nichts scheint selbstverständlicher, als daß nach dem Kriege die gesamte Menschheit mit verdoppelter Energie an die Herstellung der notwendigsten Rohmaterialien und Industrieartikel herantritt. Also keine Verkürzung, sondern eine Verlängerung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit scheint die Folge zu sein. Allein hier ist nicht die Rede davon, was unmittelbar nach dem Kriege vorübergehend eintreten mag. Uns interessieren nur die bleibenden und kennzeichnenden Folgen des Krieges. Und da ist nichts so sicher als eine wirtschaftliche Vernichtung des „selbständigen" Mittelstandes und eine dauernde und erhebliche Verteuerung der Ware Arbeitskraft als Folge der allgemeinen dauernden Preisrevolution. Diese beiden Tatsachen ergeben als Resultat zwar ein Herabsinken der Mittelschichten in die proletarische Masse, zugleich aber ein Aufsteigen des Proletariats selber. Die allgemeine Verteuerung der menschlichen Arbeitskraft führt zu einer vermehrten Verwendung der Maschinenarbeit, in der Industrie wie vor allem auch in der Landwirtschaft. Je mehr die rohe und mechanische Arbeit dem Arbeiter abgenommen und der Maschine übertragen wird, desto mehr beschränkt sich die menschliche Arbeit auf einige leicht erlernbare Handgriffe und desto mehr Raum wird der qualifizierten Arbeit gewonnen. Techniker, Maschinenbauer, Chemiker, Mechaniker, hoch qualifizierte und demgemäß bezahlte Arbeiter jeder Art bilden immer mehr das Rückgrat der neuen Arbeiterklasse, die aus den sozialen Umwälzungen des Krieges hervorgehen wird. Und das ist die Situation, in der die Bildungsschichten des zusammenbrechenden Mittelstandes in breiten Strömen der aufsteigenden Arbeiterklasse zufließen und ihr das Element zutragen werden, das in den proletarischen Schichten naturgemäß mehr theoretisch

verehrt als praktisch vorhanden war und das gerade in den deutschen Mittelschichten seinen hauptsächlichsten Träger gefunden hatte: die Bildung. „Die Wissenschaft und die Arbeiter," dieser Wahlspruch, dem Lassalle sein Leben gewidmet hatte und der für ihn nichts anderes sein konnte, als ein noch fernes Ideal, wird der Wirklichkeit näher gebracht durch die Weltrevolution unserer Tage.

Wie sehr durch diesen gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß die Psychologie der Sozialdemokratie beeinflußt werden muß, soll hier nur kurz angedeutet werden. Schon heute sind für ihre geistige Wandlung die deutlichsten Anzeichen vorhanden, und es bestätigt nur die Richtigkeit des Gesagten, wenn diese geistige Veränderung sich unbewußt vollzieht, im gegebenen Falle sogar im Brustton und ganz unbefangen und gutgläubig in Abrede gestellt wird. Die Denkschrift beispielsweise, die die deutsche Delegation für Stockholm fertig gestellt hatte, ist so ein Anzeichen. Welches frühere internationale Schriftstück der deutschen Sozialdemokratie hätte wohl je eine derartige freundlich-kritische Aufnahme in den weiten Schichten des deutschen Bürgertums gefunden? — Indem die Sozialdemokratie ausgeht von den Interessen der deutschen Arbeiterklasse, verändert sie ihren Charakter im gleichen Maße, wie die Arbeiterklasse ihren Charakter, das heißt ihre soziale Zusammensetzung verändert. Hierfür ist schon jetzt die Parteispaltung ein Symptom. Sie befreit die Partei von den abgestorbenen aber noch störenden Resten der Vergangenheit und macht sie fähig, den großen und neuen Aufgaben gerecht zu werden, die ihr durch die soziale Verschiebung in der Zusammensetzung ihrer Anhängerschaft erstehen. Diese Aufgaben können nur in der verstärkten „positiven Mitarbeit" bestehen. Hier hätte also die Weltrevolution zu einer Entrevolutionierung der Revolutionäre geführt! Welch artiges Paradoxon! Doch darüber wird später noch mehr zu sagen sein. —

Wenn nun die Bezeichnung des Weltkrieges als einer Revolution mehr sein soll, als ein feuilletonistischer Einfall, so haben wir zu fragen: aus welchen Gegensätzen und Widersprüchen stammt diese Revolution und gegen wen richtet sie sich? Wer spielt in ihr die revolutionäre und wer die kontrarevolutionäre Rolle? Ein sinnloser Kampf aller gegen alle wäre keine Revolution im geschichtlichen Sinne. Von ihr könnte man erst sprechen, wenn man eine klare Entwicklungslinie erkennt, die sich im Kampfe zu überkommenen Gewalten ihren Durchbruch ertrotzen muß.

2

Der Schutzzoll als Revolutionär

Jede Revolution hat ihre Vorbereitungszeit, in der die Gegensätze, die schließlich zum Austrag kommen, sich allmählich sammeln, und wir

sahen bereits, daß der Weltrevolution ein volles Jahrzehnt Revolutionen und Völkerkämpfen vorangegangen war. Dieses Jahrzehnt – man könnte sogar noch den vier Jahre früher ausbrechenden Burenkrieg mit hineinziehen, der für die imperialistische Geistesentwicklung Englands Epoche machte – bewies jedenfalls, daß gewisse Änderungen in der Struktur des Kapitalismus vor sich gegangen waren. Diese kapitalistischen Neuerscheinungen, soweit sie in der auswärtigen und der Handelspolitik der Staaten zutage traten, gewöhnte man sich als Imperialismus zu bezeichnen. Sein ökonomisches Hauptkennzeichen bestand in der Zusammenfassung der bisher getrennten Gebiete des Industrie-, Handels- und Bankkapitals unter der gemeinsamen Leitung der hohen Finanz, und diese Zusammenfassung, wie sie eine straffere Organisation des Kapitalismus bedeutet, hat zugleich eine ganz außerordentliche Erhöhung seiner wirtschaftlichen wie seiner politischen Energie und Leistungsfähigkeit mit sich geführt. Vor allem aber wurde die Stellung der gesellschaftlichen Klassen zum Staate, dieses Kernproblem geschichtlicher Entwicklung, durch die Strukturveränderung des Kapitalismus tiefgehend beeinflußt. Da hier der Gegensatz: Deutschland – England, der den Drehzapfen des Weltkrieges bedeutet, zum ersten Male klar hervortritt, ist es nötig, auf diese Entwicklungsreihe näher einzugehen.

Dieser Gegensatz knüpft an den Gegensatz: Freihandel – Schutzzoll an. Auf Grund seiner industriellen Vorherrschaft und seiner politischen Weltstellung war England zum Freihandel gekommen, wie die jungen kapitalistischen Klassen des Kontinents und der neuen Welt aus den gleichen Gründen zum Schutzzoll gekommen waren. Dieser Schutzzoll war zunächst nur als Erziehungszoll gedacht, bald aber änderte er vollkommen seinen Charakter und wurde die eigentliche Ursache dafür, daß nicht bloß das alte Industrieland England das Musterland kapitalistischer Entwicklung wurde, sondern die jungen Konkurrenzländer Amerika und Deutschland. Die Union, die bis zum Kriege ihren Charakter als Kolonialland und Gläubigerstaat nicht abgestreift hatte, trat in die zweite Linie und so erhob sich als neuer jungkapitalistischer Typus, als eigentlicher Repräsentant einer höheren Form kapitalistischer Entfaltung, immer deutlicher das Deutsche Reich. Damit war sein entwicklungsgeschichtlicher Gegensatz zu England auf wirtschaftlichem Gebiete – die historische Gegensätzlichkeit werden wir besonders betrachten – von vornherein gegeben.

In seiner berühmten Rede über den Freihandel vom 9. Januar 1849 konnte Karl Marx noch erklären: „Im allgemeinen ist heutzutage das Schutzzollsystem konservativ, während das Freihandelssystem zerstörend wirkt. Es zersetzt die früheren Nationalitäten und treibt den Gegensatz

zwischen Proletariat und Bourgeoisie auf die Spitze. Mit einem Wort, das System der Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution. Und nur in diesem revolutionären Sinne stimme ich für den Freihandel." Es war die Zeit, wo der Freihandel von seinen Propheten als Allheilmittel gegen alle sozialen Übel, vor allem gegen die soziale Revolution und die Verschärfung der Klassengegensätze gepriesen wurde. Diesen Illusionisten gegenüber mußte es einen Mann wie den jungen Marx mitten in den Zeiten der deutschen Revolution ganz besonders reizen, den Freihandel als die Mutter der sozialen Revolution hinzustellen. In der Tat spielte der Schutzzoll damals eine höchst bescheidene Rolle und hatte als Ziel fast immer den Freihandel vor Augen. Heute aber könnte man den damaligen Satz von Marx fast umdrehen. Es hat sich herausgestellt, daß nicht der Freihandel, sondern der Schutzzoll die „soziale Revolution" beschleunigt, daß er den Gegensatz der Staaten wie der Klassen auf die Spitze treibt und daß, wenn man seine Entscheidung in Fragen der Handelspolitik lediglich nach den Gesichtspunkten der sozialen Revolution fällen wollte, man heute sehr viel eher für den Schutzzoll als für den Freihandel stimmen könnte. Bismarck hat mit seinem Übergang zum Schutzzoll im Jahre 1879 sich sehr viel mehr als der unfreiwillige Handlanger der sozialen Revolution, wie Marx ihn nannte, erwiesen, als damals beide, Marx wie Bismarck, ahnen konnten.

Der rasche Industrieaufschwung, den der Wegfall der inneren Zollschranken und die Gründung des Reiches in Deutschland gezeitigt hatte, führte bald zu einer völligen Verschiebung der Handelsinteressen. Es war eine folgenschwere Tatsache, daß neben den Agrariern gerade die Vertreter der schweren Industrie sich in dem Jahrzehnt nach Gründung des Reiches dem Schutzzoll zuwandten. Zu ihnen trat ein Teil des Bankkapitals, das in Deutschland schon sehr früh mit der Entwicklung der schweren Industrie verbunden war. Es waren die sozial mächtigsten und einflußreichsten Schichten. Selbstredend richtete sich die Spitze des Schutzzolls, soweit er Industriezoll war, gegen England. Der Zoll hielt die fremden Industrieprodukte dem heimischen Markte fern und verschaffte der eigenen Industrie die Vorherrschaft und dann die völlige Beherrschung des deutschen Marktes. Zugleich schuf er die Bedingungen, die der deutschen Industrie die organisatorische Überlegenheit über die englische Industrie verschafften. Hierher gehörte in erster Linie der enge Zusammenhang zwischen Industrie- und Bankkapital. Gerade weil der Kapitalreichtum Deutschlands sich nicht entfernt mit dem englischen messen konnte, kam es darauf an, durch planmäßige Wirtschaft und Systematik die eigene Rückständigkeit auszugleichen. Als ein Mittel der Industrie das mangelnde Kapital durch Vermittlung der Banken herbeizuschaffen, erwies sich die

Aktiengesellschaft in ihrer deutschen Form. Die frühe und enge Verbindung von Industrie und Bankkapital führte dann, je länger der Schutzzoll sich einbürgerte, zu jener Organisierung der Industrie in Kartellen und Syndikaten, die für die moderne Entwicklungsform des Kapitals charakteristisch wurde. Die organisierte Industrie, der der Schutzzoll die fremde Konkurrenz vom Leibe hielt, war imstande, gleichzeitig billiger zu produzieren und doch die Preise für den Inlandsmarkt zu erhöhen. Die Organisation der Industrie in Kartelle und Syndikate führte zu einer starken Konzentration der Kapitalien, deren Opfer die Kleinkapitalisten wurden. Die Unternehmerverbände trafen zunächst Preisvereinbarungen und gingen, um sich Sicherheit zu verschaffen, daß die festgesetzten Preise auch auf dem Markte eingehalten wurden, dann dazu über, das Angebot zu regeln und die Produktion zu kontingentieren. Der Verkauf der Produkte wurde nicht mehr durch die Mitglieder selber vorgenommen, sondern durch ein zentrales Verkaufsbüro des Kartells. So wurden die direkten Beziehungen des einzelnen Unternehmers zu seinen Kunden aufgehoben. Die Selbständigkeit des Einzelunternehmens war damit beseitigt. Der Austritt aus einer derartigen Unternehmerorganisation war außerordentlich schwer, da erst die Beziehungen zu den Kunden neu angeknüpft, die alten Absatzwege wiederhergestellt werden mußten. Man ging noch weiter und sah vor, daß die Gewinne nicht dem Unternehmer, der sie wirklich gemacht hatte, sondern nach einem vorher festgesetzten Schlüssel auf die Gesamtheit der Beteiligten verteilt werden sollten. Der Einkauf von Rohmaterialien geschah gemeinsam. Um die Unkosten zu senken, konnten schlecht ausgestattete Betriebe geschlossen, andere für bestimmte Artikel spezialisiert werden. Die Tendenz der Entwicklung ging deutlich dahin, die Gesamtproduktion auf die vollkommensten Betriebe zu konzentrieren. Es war klar, wie bald hier dem Kleinkapitalisten oder dem Außenseiter die Luft ausgehen mußte. Das Kartell oder Syndikat beherrschte den Markt. Die Festsetzung der Verkaufspreise durch die Kapitalistenvereine sicherte den Kartellen gewaltige Profite. Diese Profite wurden nun weiter zur Eroberung des Auslandsmarktes benutzt. Die stark erweiterten und höchst leistungsfähigen Betriebe verlangten nach mehr Beschäftigung, als ihnen der Inlandsmarkt bieten konnte. So begannen sie für den Auslandsmarkt zu arbeiten, und um dort konkurrenzfähig zu sein, schuf das Kartell für seine für das Ausland arbeitenden Mitglieder eine besondere Kasse, die von den Extragewinnen des heimischen Marktes gespeist wurde. Aus dieser Kasse zahlte das Kartell die sogenannten Exportprämien. Mit dieser Unterstützung im Rücken konnten die deutschen Unternehmer sehr bald auf dem Auslandsmarkt erscheinen und dort ihre Artikel billiger verkaufen, als auf dem deutschen Markte: das sogenannte dumping, das dem englischen Freihändler Anlaß

zu vieler Beschwerde, aber auch zu mancher stillen Freude gegeben hat. Auf diesem Punkte der Entwicklung wurde es klar, daß der Schutzzoll vollkommen seinen Sinn geändert hatte und ins direkte Gegenteil umgeschlagen war. Hier war keine Rede mehr vom Schutz des heimischen Marktes, sondern nur noch von Angriff auf den fremden Markt, der Zoll, der das Monopol der überlegenen englischen Industrie brechen und die freie Konkurrenz der deutschen Industrie herstellen sollte, war in das Monopol einer Handvoll Kartellherren umgeschlagen und hatte die freie Konkurrenz endgültig vom deutschen Markte verdrängt. Es war der alte und immer wiederholte dialektische Umschlag: das Monopol schafft die Konkurrenz und die Konkurrenz schafft das Monopol.

Aber dabei blieb es nicht. Die Konkurrenz, die auf dem inneren Markte ausgeschaltet war, erstand um so gewaltiger auf dem Weltmarkt. Hier aber wurde er mit den Mitteln der Staatsgewalt geführt. Wir wiesen bereits darauf hin, daß es die sozial einflußreichsten und tatkräftigsten Schichten waren, die in Deutschland den Übergang zum Schutzzoll zuerst vollzogen hatten. Und sie zögerten nicht, die Staatsmaschine kraftvoll in den Dienst ihrer materiellen Interessen zu stellen. Sie trieben den Staat von einer Zollerhöhung zur andern. Je höher die Zölle, desto höher die Extraprofite auf dem heimischen Markte, desto höher aber auch die Exportprämie und desto kräftiger die Stellung auf dem Weltmarkt. Je straffer aber die Organisierung der Industrie und damit die Beherrschung des eigenen Wirtschaftsgebietes durchgeführt wurde, desto unmittelbarer wurde das Interesse des Kapitals an der Größe des Wirtschaftsgebietes. Die neu entstandene Kolonialpolitik ging Hand in Hand mit dem Bestreben, das durch Schutzzölle der eigenen Industrie unterworfene Gebiet möglichst zu erweitern. Und neben dem Warenexport hatte schon lange der Kapitalexport eingesetzt. Man legte Fabriken im zollbewehrten Auslande an, in noch unentwickelten Gebieten mit schwacher Staatsgewalt führte man Eisenbahnen, Hafenbauten, Beleuchtungsanlagen auf, gewaltige Werte, zu deren Schutz man die heimische Staatsgewalt mobilisierte. Bei Unterbringung von Anleihen im Auslande bewährte sich das enge Verhältnis von Bankkapital und Industriekapital ganz besonders, indem die Banken nur an solche Länder Anleihen ausgaben, die sich verpflichteten Aufträge an die hinter den Banken stehende Industrie zu geben. Und dieser Kampf um den Weltmarkt und Geldmarkt wurde immer mehr mit den Mitteln der organisierten Staatsgewalt geführt. Die Diplomatie wurde jeden Augenblick in den Dienst des Finanzkapitals gestellt, und diese Hilfe fiel um so kräftiger aus, je kräftiger die Staatsgewalt selber war, die hinter der Diplomatie stand. Eine starke Flotte, eine schlagfertige Armee im Hintergrunde wurde eine wertvolle Unterstützung im Konkurrenz=

kampf um den Weltmarkt und um die Verteilung der noch „herrenlosen" Reste der Erdoberfläche. Der Kampf der Kapitalien wurde immer mehr ein Kampf der kapitalistischen Staaten, und je heftiger er geführt wurde, desto häufiger und drohender erhob sich über den Völkern die Gefahr des Krieges. Hier haben wir die Erklärung für die auffallende Fülle von Kriegen und Völkerkämpfen in dem Jahrzehnt vor dem Weltkriege. Es handelte sich in ihnen um Zersetzungserscheinungen, die der unterminierende Kapitalismus in seiner imperialistischen Form allenthalben gezeitigt hatte, in Ostasien und China so gut wie in der Türkei und in Marokko. Zweimal hing in diesem Jahrzehnt Europa am Abhang des Weltkrieges. Beim drittenmal wurde das Unvermeidliche Tatsache.

Wir wiesen schon darauf hin, daß es das Deutsche Reich war, wo die neue Phase der kapitalistischen Entwicklung ihre Stätte gefunden hatte, und daß also Deutschland als der Träger und Vorkämpfer einer reiferen und höheren Form der Wirtschaft auftrat. Mannigfache Gründe erklären diese Tatsache. Als junges Industrieland, das seine Entwicklung erst begann, war Deutschland in der Lage, die technisch und wirtschaftlich im vorgeschrittensten Industrieland bereits erreichte Reife zum Ausgangspunkt zu nehmen, und wir sahen bereits, daß gerade die wirtschaftliche Rückständigkeit der deutschen Industrie in vielen Punkten der Anlaß ihrer höheren Organisation wurde. Die gesellschaftlichen Verhältnisse des Reiches traten hinzu. Die tatkräftigsten und reichsten Schichten des Bürgertums wandten sich nicht, wie in England, der Politik und dem Parlament zu, da dort bei der Machtlosigkeit des deutschen Parlaments ihrem Ehrgeiz kein Entwicklungsgebiet winkte, noch weniger der schlecht bezahlten Bürokratie, die außerdem für selbständige Persönlichkeiten erst recht keine Verwendung hatte. In Deutschland gingen die organisatorisch begabten Elemente alle in die Industrie oder die Finanz und halfen dadurch die Entfaltung der kapitalistischen Neuorganisation zu beschleunigen. Auch die durch die deutsche Geschichte in dem Volke besonders entwickelte Neigung für Organisation kam diesem wirtschaftlichen Prozeß zur Hilfe, worüber ich in meiner Schrift über die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück näheres ausgeführt habe. Kurzum, es war unsere Zurückgebliebenheit auf wirtschaftlichem wie auf demokratischem Gebiete, die uns an die Spitze brachte, und selten hat sich das Bibelwort: die Letzten werden die Ersten sein, so bewährt, wie beim wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands.

Wenn beispielsweise nicht Frankreich das Land der kapitalistischen Neuorganisation wurde, obwohl es doch durch seinen größeren Kapitalreichtum und andere Faktoren sehr wohl dazu berufen gewesen wäre, so lag das gerade an seiner frühzeitigeren und höheren „demokratischen" Kultur. Die Wirtschaftsform Frankreichs wurde entscheidend durch seine große Revo-

lution beeinflußt, durch die es der Welt „Freiheit" und „Demokratie" brachte, sich selber aber eine für großkapitalistische Zwecke unmögliche Bodenverteilung. Noch heute sitzen zwei Drittel des französischen Volkes als „freie Grundeigentümer" in verzwergten Ackerstädtchen und Dörfern auf dem Lande. Die Folge dieser Bodenverteilung war das Zweikindersystem, mangelnder Bevölkerungszuwachs und damit Mangel einer ausreichenden Arbeiterarmee für die französischen Fabriken. So stagnierte die ganze Industrieentwicklung, das Kapital wanderte als Leihkapital ins Ausland und im Innern erstarkte die Rentnerklasse und die Luxusindustrie. Diese wirtschaftliche Entwicklung strich Frankreich aus der Reihe der führenden Völker und machte es weltpolitisch zu einem Anhängsel Englands.

Je stärker sich aber Deutschland als Repräsentant der neukapitalistischen Wirtschaftsform entfaltete, desto stärker mußte sein Gegensatz zu England werden. Denn England war schlechthin der Vertreter des Alten, Überkommenen. Sein Kapitalreichtum ruhte auf den soliden Füßen seiner Weltherrschaft und seines jahrzehntelangen Industriemonopols. Allein an Pensionen zahlte Indien vor dem Kriege jährlich 320 Millionen Mark. Die englische Industrie war organisch und ohne sich zu überhasten aus Kooperation und Manufaktur zu ihrer Höhe emporgewachsen. Glückliche Raubkriege mit Spanien, Holland und Frankreich stellten die Herrschaft zur See und den Besitz des größten Kolonialgebiets der Erde sicher, und der vollkommene Sieg des englischen Junkertums über die heimischen Bauern verschaffte die nötige Anzahl von Lohnarbeitern. Englands industrieller Vorsprung schuf sein Interesse am Freihandel und der endlich erreichte Übergang zum vollen Freihandelssystem war als solideste Stütze für Englands Industriemonopol gedacht. Die erste Enttäuschung war, daß der Kontinent nicht ebenfalls sofort dem englischen Beispiel folgte, aber immerhin war der damalige „Schutzzoll" nach den Rezepten von List noch als Übergangsstufe zum Freihandel gedacht. In seinen großen geschichtlichen Gegensatz trat der Schutzzoll zum Freihandel erst im Jahre 1879, als Deutschland, das eben erst seinen Übergang zum gepriesenen Freihandelssystem vollzogen hatte – im Jahre 1875 waren die letzten Eisenzölle gefallen – plötzlich umschwenkte und den Schutzzoll wieder einführte. Man dachte damals in erster Linie an den Schutz der Landwirtschaft, und als solcher ist der Schutzzoll später von liberaler und sozialdemokratischer Seite immer gekennzeichnet und leidenschaftlich bekämpft worden. Noch heute ist das anmutige Kätzchenspiel: Schutzzoll oder Freihandel? sehr beliebt in den Kreisen gewisser Professoren und Theoretiker. So wenig hat man selbst heute noch begriffen, daß das Jahr 1879 diesem Rätselraten endgültig ein Ende gemacht hat; denn diese Tat Bismarcks ist einer der tiefsten Gründe gewesen, die zur heutigen Welt-

revolution geführt haben. Mit ihr setzte er die deutsche Lokomotive auf ein Geleise, auf dem sie mit unentrinnbarer Notwendigkeit einmal mit der englischen zusammenstoßen mußte; denn dieses Zollsystem — das ist aus unseren Ausführungen hervorgegangen — ist zwar nicht der einzige, aber einer der wichtigsten Gründe für jene Neuorganisation des Kapitalismus geworden, als deren Vorkämpfer und Repräsentanten das neue Deutsche Reich sich entwickelte, und die wir als das Geheimnis der deutschen Überlegenheit auf dem Weltmarkt und des deutsch-englischen Gegensatzes kennen gelernt haben. Eine derartige Entwicklung konnte im Jahre 1879 niemand voraussehen, am wenigsten Bismarck, der in volkswirtschaftlichen Fragen nur Laie war. Hätte er sie kommen sehen, er hätte den folgenschweren Schritt vielleicht verhindert, denn seiner Politik lag nichts ferner als ein möglicher Konflikt mit der alten Seekönigin, die er aus seiner Kontinentalpolitik am liebsten völlig ausschaltete. Zunächst handelte er nur im Interesse der deutschen Landwirtschaft, und da brauchte und durfte er sich nicht darum kümmern, welche entlegenen Folgerungen vielleicht aus diesem, für ihn notwendigen Schritt sich einmal ergeben könnten. Hatte doch noch nach Bismarcks Sturz der deutsch-englische Gegensatz sich so wenig entwickelt, daß die Engländer Helgoland herausgaben! Für uns genügt die heutige Erkenntnis, daß der Entschluß Bismarcks vom Jahre 1879 Deutschland — entwicklungsgeschichtlich gesehen — in die Rolle des Revolutionärs hineinschob, das heißt, eines Staates, der der übrigen Welt gegenüber der Träger einer höheren, reiferen Wirtschaftsform ist.

Da hätten wir denn die Einsicht gewonnen, daß in der heutigen Weltrevolution Deutschland die revolutionäre, sein großer Gegenspieler England die kontrarevolutionäre Seite vertritt. —

Die Tatsache beweist, wie wenig es mit der Staatsverfassung eines Landes, sei sie liberal und republikanisch, oder monarchisch und autokratisch, zu tun hat, ob ein Land im entwicklungsgeschichtlichen Sinne als revolutionär zu bezeichnen ist oder nicht. Oder besser ausgedrückt: unsere Vorstellungen von Liberalismus, Demokratie usw. entstammen der Anschauungswelt des englischen Individualismus, für den nur ein Staat mit schwacher Staatsgewalt ein liberaler Staat war, und wo jede Einschränkung der persönlichen Freiheit als Ausfluß der Autokratie und des Militarismus empfunden und gebrandmarkt wurde. Dabei hatte dieser Individualismus nur Sinn und Blick für die herrschenden Klassen, die großen Massen der Nation waren ihm die „gefährlichen Klassen", denen er mit Argwohn und sozialer Verständnislosigkeit gegenüberstand. Es war eine durch und durch aristokratische, nur für eine herrschende Oberschicht mögliche Weltanschauung. Der durch die deutsche Vergangenheit anders geartete Charakter des deutschen Staates ist der kapitalistischen Welt, in der der eng-

lische Individualismus als Anschauung herrscht, fremd und unverstanden und sie gefällt sich darin, ihn zu infamieren. In Wahrheit ist dieses neuzeitige Gebilde des Jungkapitalismus, gerade weil es neu ist, an organischer Demokratie den alten aristokratischen Gesellschaftsverfassungen des liberalen Individualismus überlegen. Im übrigen tritt hier Wechselwirkung ein. Die Tatsache, daß das junge deutsche Reich in so kurzer Zeit sich zum Musterland kapitalistischer Entwicklung hat entfalten können, läßt auf seine Sozialverfassung keinen ungünstigen Schluß zu, auf der anderen Seite wird die Rolle, die Deutschland als Repräsentant einer höheren Wirtschaftsorganisation spielt, auf seine inneren Verhältnisse zurückwirken und mit den reaktionären Hindernissen aus verblichenen Zeiten aufräumen.

Wie wenig die Vulgärdemokratie von heute an sich berufen ist, als revolutionärer Faktor zu wirken, sahen wir vorhin an Frankreich, das gerade durch sein verhängnisvolles Erbteil aus den Zeiten der großen Revolution, nämlich durch seine kleinbürgerlich-demokratische Wirtschaftsverfassung gehindert wurde, der Träger des Fortschritts zu werden und als solcher revolutionär zu wirken.

Kommt aber der neuen Organisationsform des Kapitalismus, die wir an der Hand des „Schutzzolles" von 1879 in Deutschland sich haben entwickeln sehen, wirklich eine so große Bedeutung zu, wie ihr hier beigemessen wird, so muß ihre Wirkung noch tiefgehender sein, als wir bisher ausgeführt haben. Sie kann sich nicht darauf beschränken, die Profite der monopolistischen Unternehmer auf Kosten der Allgemeinheit ganz gewaltig erhöht und die Kriegsgefahr zu einer Dauererscheinung des öffentlichen Lebens gemacht zu haben. In der Tat wiesen wir bereits darauf hin, daß durch diese wirtschaftliche Umgestaltung die Haltung der Klassen zum Staate und seiner Macht, dieses Kernproblem geschichtlicher Entwicklung, entscheidend beeinflußt worden sei:

Das deutsche Bürgertum unterschied sich in seinem Liberalismus grundsätzlich nicht von dem Liberalismus der bürgerlichen Schichten anderer Länder. Auch der deutsche Liberalismus war seinem Wesen nach, wenn auch nicht staatsfeindlich, so doch für eine möglichst schwache Staatsgewalt. Freilich sorgten die besonderen Bedingungen der deutschen Entwicklung dafür, daß diese Tendenzen nicht sehr stark zum Ausdruck kamen. So sehr das deutsche Bürgertum einen starken Staat haßte, so konnte es ihn doch nie völlig entbehren. Es brauchte ihn zur Herstellung der wirtschaftlichen und politischen Einheit. Dazu kam, daß es im Gegensatz zu England auf deutschem Boden das Landheer war, das man zur Durchfechtung der nationalen Ziele brauchte und das andererseits zur Verselbständigung der Staatsmacht gegenüber der Gesellschaft eine ganz andere Handhabe bot wie die Flotte. Das ist übrigens auch einer der Gründe, die in

Frankreich, wo die Verhältnisse teilweise ähnlich lagen, niemals einen wirklichen Liberalismus haben aufkommen lassen, das heißt, einen praktischen; denn in der Theorie war der französische Liberalismus viel konsequenter, kühner und schärfer, als sogar der englische.

Wie dem nun aber auch immer sein mochte: die Ideologie des erstehenden Imperialismus machte dem alten Liberalismus ein Ende. Nicht ein Staat mit schwacher Gewalt, sondern ein möglichst starker Staat war nunmehr das Ideal der großbürgerlichen Schichten. Es war von symptomatischer Bedeutung, daß nach 1893 niemals wieder der deutsche Reichstag wegen Ablehnung einer Militärvorlage aufgelöst wurde, und daß es wegen der später einsetzenden großen Marineforderungen überhaupt nicht zu einem ernsten Konflikt zwischen Reichsleitung und Volksvertretung gekommen ist. Die neu aufkommende Kapitalistenklasse hatte auf Grund ihrer geänderten Ansprüche an die Staatsgewalt kein Verständnis mehr für die Anschauungswelt des alten Liberalismus. Der Staat sollte ihr durch seine Zoll- und Tarifpolitik den inneren Markt sichern und durch eine kräftige Handelspolitik den auswärtigen Markt erobern helfen. Schon in England hatte man die Flotte als ein Instrument zur Verhinderung einer Schuldnerrevolte bezeichnet, und auch in Deutschland sollte die Staatsgewalt die deutschen Finanzinteressen im Auslande wahren und gleichzeitig die Durchsetzung guter Handelsverträge sichern. Vor allem aber sollte sie das ausgewanderte Kapital, das in Ländern mit schwacher Staatsgewalt und unentwickelter Kultur Anlage gesucht hatte, schützen und eventuell die Eingriffe konkurrierender Staatsmächte zurückweisen. Eine entschlossene Kolonial- und Weltpolitik mußte stets, wenn auch nicht im Plane, so doch in der Möglichkeit der Staatsgewalt liegen. Lag in den Zeiten des Frühkapitalismus eine schwache Staatsgewalt im Sinne des Unternehmertums, das durch keine die Interessen der Allgemeinheit wahrende Instanz an der Ausbeutung günstiger Konjunkturen und an der rücksichtslosen Raubwirtschaft mit den Kräften des Proletariats behindert werden wollte, so war in den Zeiten des Imperialismus umgekehrt eine starke staatliche Machtstellung unmittelbares Profitinteresse des Kapitals geworden. Die freie Konkurrenz, die man im Innern durch das Monopol der Industriekartelle beseitigt hatte, war in riesenhaft vergrößerter Form auf dem Weltmarkt wiedererschienen, wo sie sich als Kampf der organisierten Kapitalistengruppen der einzelnen Länder abspielte, hinter den alle politischen Hilfsmittel der Nation und des Staates gestellt wurden. Und nicht bloß alle politischen Hilfsmittel, nicht bloß Heer und Marine, Diplomatie und konsularische Vertretung, sondern auch ideelle Momente. Der gute Ruf des Heimatsstandes, die geistige Stellung der Nation im Wettstreit der Künste und Wissenschaften, die Sprache in ihrer Welt-

geltung: alles wurde jetzt wichtig für die materiellen Interessen des Kapitalismus. Es ist bekannt, wie die Vernachlässigung gerade der ideellen Momente durch Deutschland und ihre höchst geschickte Ausnutzung durch die Anglofranzosen die Position Deutschlands vor wie besonders im Kriege außerordentlich geschädigt hat. Schon vor langen Jahren bezeugte ein so guter Kenner des Auslandes wie Rohrbach, daß die deutschen Interessen in der Welt ganz außerordentlich durch den reaktionären Ruf litten, der dem deutschen Namen vor allem durch das preußische Wahlrecht anhafte. Heute ist die Durchführung der preußischen Wahlreform direkt ein Profitinteresse des deutschen Kapitals geworden.

Aber nicht bloß für seine Kämpfe nach außen, auch für die nach innen brauchte jetzt die Kapitalistenklasse einen starken Staat. Die Arbeiterklasse war durch kräftige Organisationen über das Stadium der sozialen Widerstandslosigkeit hinausgewachsen, das, so lange es dauerte, für das Unternehmertum ein Eingreifen des Staates in sein Verhältnis zur Arbeiterklasse überflüssig machte. Jetzt brauchte es eine starke Staatsgewalt, um die Lohnarbeiterschaft in Raison zu halten. Je stärker die Bereicherung der Kapitalistenklasse durch die monopolistische Ausbeutung des Inlandmarktes stieg, desto stärker wurde die Rebellion der Arbeiterklasse, die sich in Lohnkämpfen und später in Tarifverträgen Luft machte. Hier die Rechte der Arbeiterklasse zu beschneiden, ihren Koalitionen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten zu machen, sie in endlose Streitigkeiten mit der Justiz zu jagen und ihnen Prozesse über Prozesse an den Hals zu hängen, das alles lag im Interesse des Kapitals und das alles war nur durchzusetzen mit einer entsprechend starken und „verständnisvollen" Staatsgewalt.

Je mehr aber die Kapitalistenklasse den Staat in den Dienst ihrer materiellen Interessen preßte, desto mehr mußten auch die andern Klassen um den Besitz der Staatsgewalt oder wenigstens um einen Anteil an der Staatsgewalt ringen, und zwar um so mehr, je stärker die neue Wirtschaftspolitik des Schutzzolles von 1879 mit ihren unabsehbaren Folgerungen das ganze Wirtschaftsleben der Nation von Grund revolutionierte. Die geradezu märchenhafte Entfaltung von Handel und Industrie in Deutschland ist häufig geschildert worden und es liegt nicht in der Absicht dieser Darstellung, sie zu wiederholen. Man muß sich nur klar machen, daß die ungeheure Entwicklung der wirtschaftlichen Produktivkräfte Deutschlands von dem alten Deutschland keinen Stein mehr auf dem andern ließ, daß sie ein in jeder Hinsicht neues Deutschland schuf. Hiermit war zwar nicht der Marsch von „Weimar nach Potsdam" angetreten, wie Bernard Shaw und andere „geistreiche" Schwätzer erzählt haben, die mit solchen Redensarten nur beweisen, daß ihnen der wirkliche

Zusammenhang der Dinge ein Buch mit sieben Siegeln ist. Höchstens könnte man sagen, daß das neue Deutschland seine Zelte von der Ilm an die Ruhr verlegt habe. In der Tat ist die totale wirtschaftliche Umwälzung, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, in der Hauptsache herbeigeführt durch jene Neuorganisation des Kapitalismus, als deren wichtigste Träger wir die im Ruhrgebiet beheimatete Schwerindustrie und das mit ihr verbündete Bankkapital des Westens kennen gelernt haben. Daß hier die wirklichen Gründe unserer wirtschaftlichen Revolution liegen, und daß diese nicht etwa bereits in der Gründung des Reiches lagen, geht aus der Tatsache hervor, daß in den zwei Jahrzehnten nach dem deutsch-französischen Kriege weder eine nennenswerte Zunahme der Bevölkerung noch ein Steigen der Handelsbilanz zu verzeichnen war. In den zwanzig Jahren von 1871—1890 stieg die Reichsbevölkerung von 41 auf 49 Millionen. In der gleichen Zeit stieg der Spezialhandel in Einfuhr und Ausfuhr von 5,9 auf 7,6 Millionen. In dieser Zeit konnten sich die wirtschaftlichen Folgen des Schutzzolles von 1879 noch nicht zeigen. Man wird annehmen dürfen, daß der deutsche Kapitalismus ungefähr zehn Jahre brauchte, ehe diese zu Tage traten, dann aber machten sie sich in der veränderten Zahl der Bevölkerungsvermehrung und der Handelsbilanz schnell bemerkbar. Die Reichsbevölkerung stieg in den zwanzig Jahren von 1890—1910 von 49 auf 65 Millionen, der deutsche Spezialhandel nahm vom gleichen Ausgangsjahr bis 1913 gerechnet um 12½ Milliarden zu. Seine Zunahme war also fast um das doppelte größer als im Jahre 1890 der gesamte deutsche Spezialhandel. Es rechtfertigt sich, darauf hinzuweisen, daß in der steigenden Bevölkerungsziffer nicht etwa bloß die Zunahme der Geburten steckt, sondern auch die durch die soziale Gesetzgebung herbeigeführte Abnahme der Todesfälle, ebenso die sehr bedeutende Abnahme der Auswanderer, die steigende Zahl fremder Arbeiter und so weiter; denn alle diese Faktoren sind ebenfalls Ergebnisse der neuen deutschen Wirtschaftspolitik und des organisierten Kapitalismus.

Aus alledem ergibt sich aber, daß sich hier nicht bloß eine materielle, sondern auch eine geistige Revolution vollzogen hatte. Alle Klassen der Nation drängten zum Staate hin, wollten ihn in Besitz nehmen oder teil an ihm haben. Es war der Prozeß, der sich äußerlich als die beginnende „Politisierung des deutschen Volkes" darstellte und der im Innern die Verschärfung der sozialen Gegensätze bedeutete. Der alte Liberalismus wurde zu Grabe getragen und mit ihm nicht bloß die alte Auffassung vom Staate, sondern auch das alte Humanitäts- und Friedensideal, die Vorstellung von der Harmonie der Interessen und dem die Nationen verbindenden Völkerrecht. Der Krieg errichtete dann den großen Scheiterhaufen, auf dem diese Ideale einer vergangenen Zeit den Flammen über-

liefert wurden, freilich nur, um Raum zu schaffen für eine höhere, reifere und der Verwirklichung näher kommende Auffassung von Menschlichkeit und Humanität. In seinem Feuer werden die Waffen geglüht, mit denen künftige Generationen einen erfolgreicheren Kampf für nationales und internationales Menschentum werden ausfechten können. Zunächst aber war es bezeichnend, daß dieser Krieg geführt wurde mit einer unerhörten Bestialität, und daß das Recht der Völker nur den einen Zweck zu haben schien, über seine Verletzung klagen zu können.

So war das Deutschland vor Ausbruch des Weltkrieges der entwicklungsgeschichtlich interessanteste Staat der Gegenwart. Es strotzte von wirtschaftlicher Jugendkraft, es hatte die ökonomisch reifste Form des Kapitalismus entwickelt, die seine von Natur aus nicht allzu reichen Produktivkräfte wie mit einem Zauberstabe berührt und mit schier unerschöpflicher Ergiebigkeit begabt hatte. Aus dem Lande einer sprichwörtlich reichen Auswanderung war im Umsehen ein Hauptanziehungszentrum fremder Arbeitskräfte geworden. Trotzdem die einheimische Bevölkerung sich in 40 Jahren um 25 Millionen Menschen vermehrt hatte, genügte sie nicht entfernt den Ansprüchen des mit vollster Kraft arbeitenden Kapitals. Hier war ein ganz neues Volk entstanden mit neuen Klassen und Klassengegensätzen, mit neuem Haß und neuer Liebe, deren Ideale und Lebensziele soeben eine schwere Krisis durchmachten. Das alte unpolitische Spießbürgertum, diese üble Erbschaft aus deutscher Vergangenheit, war im Verschwinden, die Arbeiterklasse hatte sich mit unerhörter Energie eine Stellung in der Öffentlichkeit und eine Berücksichtigung ihrer Interessen im Staatsleben erkämpft, die weit über das hinausging, was in den „demokratischen" Staaten des Westens auch nur denkbar war. Die deutsche Bourgeoisie, von der Sozialdemokratie im Parteikampfe gern als „verlottert" und „heruntergekommen" gebrandmarkt, hatte sich in Wahrheit als die tüchtigste, erfindungsreichste und arbeitsfreudigste bewährt, die der moderne Kapitalismus neben der amerikanischen gezeitigt hatte. Sie war ganz frei vom Rentnerideal der Franzosen und fand ihre eigentliche Befriedigung in der steten Erweiterung der Betriebe und Ausgestaltung der Arbeitsmethoden. Es war nur eine Folge der berstenden Lebenskraft aller gesellschaftlichen Verhältnisse, wenn die inneren sozialen Gegensätze bis zum Springen gespannt waren. Noch an der Schwelle des Krieges hatte das organisierte Unternehmertum einen scharfen Angriff auf die Lebensbedingungen der Arbeiterorganisationen unternommen, dem sich die Reichsbehörden willig zur Verfügung gestellt hatten, und der letzte Gewerkschaftskongreß vor dem Kriege war der „radikalste", den die deutsche Arbeiterklasse je erlebt hatte. Dabei waren die Umrisse der Klassengegensätze mit einer fast überscharfen Deutlichkeit gezogen. Der Schutzzoll von 1879, der die wichtigste Urkraft für die ge-

heimnisvolle Neuorganisation geworden war, die der alternde Kapitalismus im jungen Deutschland gefunden hatte, er hatte um die herrschenden Klassen ein einigendes Band gelegt. Er war der eigentliche Grund für das seltsame Bündnis von Großgrundbesitz und Industrie, das der aufkommenden Großbourgeosie bei ihrem Kampfe um den Staat von vornherein die wichtige Hilfe der alten Feudalklasse verschafft hatte, und das in so krassem Gegensatz zu der Feindschaft stand, die in England jahrzehntelang diese beiden Klassen getrennt hatte. Die Trennung dieser Klassen war damals das Werk des Freihandels gewesen. Ihre Zusammenführung auf deutschem Boden war das Werk des Schutzzolles. Die Harmonie der Interessen, die der Freihandel so glaubensfreudig gepredigt hatte, war in die volle kapitalistische Anarchie umgeschlagen. Der deutsche Schutzzoll war dazu berufen, die Anarchie zu bändigen durch die Organisation des Kapitalismus. Wiederum stellten die Deutschen sich als die Organisatoren und Systematiker heraus. Und in der Tat erwies sich die Form, die der Kapitalismus im jungen Deutschland erhielt, ihrer Tendenz nach als die Herstellung der gesellschaftlichen Kontrolle über die Produktion. Das ist ihr ungeheures Verdienst, ihre wahrhaft weltgeschichtliche Bedeutung. Sie war der erste systematisch und großzügig durchgeführte und dabei ganz unbewußt entstandene praktische Versuch der kapitalistischen Gesellschaft, hinter die Geheimnisse ihrer eigenen Produktionsweise zu kommen und die gesellschaftlichen Gesetze, deren unerkannter naturhafter Gewalt man sich bis dahin blind hatte fügen müssen, zu meistern. Der Versuch belohnte sich in einer überraschenden Vervielfältigung der wirtschaftlichen Produktivkräfte. Niemals hatte die deutsche Arbeit einen derartigen überquellenden Goldstrom zu Tage gefördert, wie in jenen Jahrzehnten, als die kapitalistische Neuorganisation sich durchgesetzt hatte. Die Organisierbarkeit des „anarchistischen" Kapitalismus war damit erwiesen. Aber freilich: die Form, in der hier die Wirtschaftskräfte der Nation organisiert waren, war und blieb widerspruchsvoll, was schon daraus hervorging, daß der neue Goldstrom unter den Gliedern der arbeitenden Nation höchst ungleich verteilt war und in der Hauptsache den Wenigen zugute kam. In der Tat verblieb die Herrschaft über die gesellschaftliche Arbeit in den Händen einer Oligarchie. Es waren die „dreihundert Männer", die, wie Rathenau sagte, die Herren unserer Industrie sind. Um so klarer traten die Ziele der Sozialdemokratie zutage, deren Aufgabe in nichts anderem bestehen konnte, als die vorgeschrittene Form des Kapitalismus in Deutschland anzuerkennen und die gesellschaftliche Kontrolle über die nationale Arbeit, die hier erreicht war, von ihrer widerspruchsvollen Hülle zu befreien. Das war nur möglich durch Eroberung der Staatsgewalt. Und so wurde auch diese Partei, je

konkreter ihre Ziele zu werden schienen, immer mehr am Staate und seiner Macht interessiert. Wenn sie den Staat erobern wollte, so mußte sie ihn zugleich erhalten wollen.

So hatte die gesellschaftliche Revolution, die das letzte Menschenalter vor dem Kriege im deutschen Wirtschaftsleben gesehen hatte, einen tief einschneidenden Erziehungsprozeß am deutschen Volke vollzogen. Diese Nation mit so geschwächtem Nationalgefühl hatte einen Staat geschaffen, um dessen Besitz alle Klassen rangen. Alle wollten ihn stark sehen – nichts mehr vom englisch-liberalen Ideal des schwachen Staates! – und alle wollten ihn besitzen, ihn beherrschen oder wenigstens teilhaben an seiner Beherrschung. Was für die anderen Völker das Nationalgefühl, das war für das jugendlich-deutsche das Staatsgefühl. In Haß und Kampf und tausend Flüchen erstarkte dieses Staatsbewußtsein, nicht etwa in weichen Lobgesängen und Hohenzollernliedern. Im bittersten Kampfe aller Klassen um die Herrschaft im Staate erstarkte der Staat und zugleich das Bewußtsein der Massen von der Notwendigkeit eines starken Staates.

Nun kam der Krieg und wollte diesen Staat zertrümmern. War es ein Wunder, daß sich alle Volksteile vom Sozialdemokraten bis zum letzten Kapitalisten zur Erhaltung und Rettung dieses Staates einmütig erhoben? –

3
Der deutsche Aufstieg

Das Finanzkapital, wie man die höhere Organisationsform nannte, die der europäische Kapitalismus in Deutschland gefunden hatte, blieb natürlich nicht auf Deutschland beschränkt. In Amerika hatte es sich ebenfalls mit Hilfe des Zollsystems früh entfaltet und zwar zum großen Teil noch intensiver als in Deutschland. Aber wir wiesen bereits darauf hin, daß Amerika sich in einer besonderen Lage befand. Es war Europa gegenüber noch Kolonialgebiet mit einer Bevölkerungsdichte, die noch hinter der des europäischen Rußland zurückblieb, es war Schuldnerland, seine industrielle Energie hatte übergenug an der Beherrschung des Inlandmarktes zu tun. Seine Ausfuhr bestand zum großen Teil aus Rohstoffen wie Baumwolle, Petroleum oder Kupfer. So trat die Organisation seiner Industrie nicht revolutionierend auf dem Weltmarkte hervor. In die kapitalistischen Länder Europas drang das Finanzkapital natürlich ebenfalls ein. Auch sie hatten ja fast alle das Schutzzollsystem angenommen, und trotzdem erreichte in keinem von ihnen das Finanzkapital die ungeheure Bedeutung wie in Deutschland. Auch England nahm Formen der Kartellbildung an, allein ihm fehlte der Schutzzoll und damit eine der wesentlichsten Voraussetzungen oder wenigstens Erleichterungen für die Ausbildung des neuen Systems. So blieb es dabei, daß Deutschland der

eigentliche Träger der neuen Entwicklungsform des Kapitalismus war. Es kam in der Tatsache zum Ausdruck, daß Deutschland neben der Union der einzige Staat war, der dem englischen Handel energisch auf den Leib rückte. Im Jahre 1913 waren die Zahlen des englischen und deutschen Außenhandels fast gleich geworden.

Allein ein so ungeheurer Umschwung aller Verhältnisse, wie die Weltrevolution darstellt, kann unmöglich eine so schmale Basis wie die deutsche Entwicklung der letzten zwanzig Jahre haben. Wir müssen das Fundament tiefer legen oder vielmehr, wir müssen erkennen, daß es tiefer liegt, wenn sich uns der weltgeschichtliche Sinn der Gegenwart erschließen soll. Der deutsche Wirtschaftsaufschwung von 1890 ungefähr ab könnte nur dann, was er soll, erklären, wenn die in ihm sich vollziehende Revolution nicht den Anfang, sondern das Schlußstück einer langen geschichtlichen Umwälzung darstellte.

Und so ist es in der Tat. Der deutsche Aufschwung seit 1890, der die Weltrevolution von 1914 auslöste, ist seinerseits nur das Endergebnis eines deutschen Aufschwungs, der schon anderthalb Jahrhunderte früher eingesetzt hatte und der genau so wie jenes Schlußstück völlig unbemerkt begann, um erst gegen Ende seinen revolutionären Charakter zu offenbaren.

Dieser deutsche Aufstieg ist eines der seltsamsten Phänomene der geschichtlichen Entwicklung in neuerer Zeit. Er ist zum Überdruß oft dargestellt worden. Aber alle bisherigen Darstellungen haben ihren Sinn verloren, da der Sinn dieses Entwicklungsprozesses erst durch den Krieg von heute und durch die Weltrevolution begreifbar ist. Das geht schon daraus hervor, daß bis zum heutigen Tage die Geschichtsschreiber des deutschen Aufstieges sich nicht einigen konnten, von wann an sie diesen Aufstieg datieren sollten; daß außerdem jede neue Etappe, die in diesem Aufstieg erreicht wurde, die Perspektive wieder völlig änderte und neue Gesichtspunkte notwendig machte. Bis zum Kriege von 1866 herrschte die binnendeutsche Orientierung vor. Der deutsche Aufstieg stellte sich den damaligen Historikern als ein Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland dar, in erster Linie ausgefochten zwischen Österreich und Preußen. Droysen und Treitschke seien als Vertreter dieser Epoche genannt. Der Krieg gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Reiches ließ den deutschen Aufstieg im Lichte nicht mehr eines deutschen, sondern eines kontinental-europäischen Phänomens erscheinen. Erst der jetzige Krieg gibt uns die Erkenntnis, daß er weder bloß ein deutscher, noch bloß ein europäischer, sondern daß er ein weltumfassender, weil weltumwälzender Vorgang ist. Die Blickpunkte, in denen noch ein Treitschke so viel glänzendes Licht zusammenfassen konnte, haben sich als zu eng erwiesen, seine Pro-

portionen erscheinen uns heute als grotesk wie die Linien einer Puppenstube. Deshalb heute, wo wir in Weltproportionen hineingewachsen sind, ein vielfaches Zurückgehen auf Ranke, den großen Geschichtsschreiber, der uns zwar nichts vom deutschen Aufstieg zu sagen weiß, der dafür aber von deutscher Geschichte schreibt aus einer Zeit, wo Deutschland noch in Weltproportionen dachte und arbeitete: Deutsche Geschichte am Ausgang des Mittelalters.

Dieser deutsche Aufstieg, erfaßt in der vollen weltgeschichtlichen Größe, in der er sich uns heute darstellt, bietet uns erst den Schlüssel zum Verständnis der Weltrevolution. Ebenso wie er uns zwingt, im Raume nicht mehr wie bei den Kämpfen gegen Österreich und Frankreich in Provinzen und deutschen Partikularstaaten, sondern in Kontinenten zu denken, so zwingt er uns auch in der Zeit, nicht mehr in Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten zu denken. Die zerhackte, erbärmliche deutsche Geschichte, die uns nur erträglich wurde, wenn wir einige nicht ganz jämmerliche Teilstücke ihr entnahmen und uns an ihr erbauten, bekommt wieder ihren großen Zusammenhang. Die so verzweifelt „sinnlos" erscheinenden Dinge bekommen wieder ihren Sinn, und indem wir selber die deutsche Geschichte vernünftig ansehen, sieht sie uns, wie Hegel sagt, auch vernünftig an. Aber diese „Vernunft" blickt uns aus der deutschen Geschichte eben erst seit Ausbruch des Weltkrieges an. Er setzt unter einen jahrhundertelangen deutschen Entwicklungsprozeß das vorläufige Schlußsiegel und gestattet uns dadurch, das geschichtliche Werden in seinem Zusammenhang und seiner „Vernunft" zu erkennen.

Der deutsche Aufstieg datiert nicht seit heut und gestern. Es ist ebenso falsch, ihn vom Jahre 1871 wie vom Jahre 1815 herzuleiten. Besonders die letzte Datierung ist irreführend, obwohl gerade sie die beliebteste ist. Durch sie wird die sogenannte „neueste Zeit" von ihrem sehr engen organischen Zusammenhang mit der direkt vorangegangenen deutschen Vergangenheit abgetrennt und als ein Ergebnis der französischen Revolution hingestellt. Das ist ein schwerer Sehfehler. Die wirtschaftliche wie geistige Entwicklung Deutschlands seit ungefähr Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weist eine Selbstsicherheit fast ohnegleichen auf, und es ist nicht nur falsch, sondern für das Verständnis unserer Gegenwart wie für die Hebung des deutschen Selbstgefühls geradezu verhängnisvoll, die „neueste Zeit" deutscher Entwicklung immer wieder als ein Ergebnis französischer Entwicklung darzustellen. Selbstredend hat die französische Revolution auch in Deutschland ihre Wirkungen ausgeübt. Im allgemeinen aber ist es erstaunlich, wie gering diese Wirkungen waren und wie sehr sie an der Oberfläche haften blieben.

Der deutsche Aufstieg ist von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts

an zu datieren. Erst in jener Zeit war das Elend des Dreißigjährigen Krieges in der Hauptsache überwunden, und die Nation hatte ein sicheres Gefühl, daß es wieder aufwärts ging. Diese Tatsache ist es, die im Grunde die sonst unerklärlich reiche Blüte der deutschen Literatur, Musik und Philosophie erklärt. Das neu aufstrebende bürgerliche Bewußtsein fand in ihr seinen Ausdruck, und die geistigen Heroen, die sich innerhalb der neu entstehenden sozialen Schicht erhoben, ließen bereits ahnen, welche außerordentliche, zukunftsreiche Klasse hier ihren Sonnenaufgang feierte.

Die sechs Menschenalter deutscher Geschichte von ungefähr 1740 bis heute muß man also als eine Einheit zusammenfassen. In ihr vollzieht sich, anfangs ganz unbemerkt und leise, ein wirtschaftliches, geistiges und politisches Aufsteigen Mitteleuropas. Der Prozeß geht anfangs so langsam vor sich, daß er gar nicht erkannt wird. Allmählich aber wird das Tempo schneller, bis es im letzten Menschenalter durch die bereits geschilderte Entwicklung des Finanzkapitals alles bisher Dagewesene überschreitet und in einer ungeheuren Katastrophe ausmündet. Es war klar: das deutsche Wachstum hatte alle Nähte gesprengt. Das sogenannte „Gleichgewicht der Mächte", das auf einem schwachen Mitteleuropa aufgebaut war, brach in sich zusammen. Man kann nicht leugnen, daß die alten Mächte, vor allem England, alles versucht hatten, um dieses Gleichgewicht der Mächte aufrechtzuerhalten. Bei jedem Versuche des deutschen Finanzkapitals, den gesteigerten Energieen der deutschen Volkswirtschaft neue Gebiete zu erschließen, trat ihm England entgegen. Es galt ja, den „bestehenden Zustand" zu erhalten. Und je mehr Deutschlands Wirtschaftskräfte an ihren Ketten rüttelten, je mehr — marxistisch gesprochen — die riesenhaft entwickelten Produktivkräfte des organisierten deutschen Kapitalismus gegen die vorhandenen Produktionsverhältnisse, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, gegen die Eigentumsverhältnisse in der Welt rebellierten, desto kräftiger schmiedete England diese Fesseln, desto zäher suchte es die bestehenden „Eigentumsverhältnisse" in der Welt festzuhalten und auszubauen. Es verwandelte ein Fünftel der ganzen Erde in englisches „Eigentum", die Hälfte dieser Ländermasse wurde erst in den letzten fünfzig Jahren englisch. Und daneben lud es die anderen wirtschaftlich ebenfalls rückständigen Länder, Frankreich, Rußland, Italien ein, sich rasch mit „Eigentum" zu versehen. So war bei Beginn des Krieges ein Fünftel der Welt englisch, ein Sechstel russisch, ein Zwölftel französisch. Deutschland besaß mit Einschluß seiner Kolonien ein Vierzigstel. Je mehr der deutsche Kapitalismus ein Betätigungsfeld nach außen suchen mußte, weil seine überquellenden Wirtschaftskräfte schon lange danach verlangten, desto heftiger suchten die andern Mächte, die kaum imstande waren, die Bedürfnisse des eigenen Marktes zu befriedigen und den arbeitenden Klassen

durch Arbeitsgelegenheit im Innern den Zwang zur Auswanderung abzunehmen, den Rest der Welt für sich zu annektieren. Durch diese Annexionen wurde das Betätigungsfeld für den deutschen Kapitalismus mehr und mehr eingeschränkt; denn es ist bekannt, welche überragende Rolle die Kolonien immer nur für das Kapital des Mutterlandes spielen, indem sie dem fremden Kapital stets mehr oder weniger große Hindernisse in den Weg legen. Selbst der englische Handel war auf neutralem Boden, wo die Gunst des Kolonialbesitzes wegfiel, dem deutschen vor dem Kriege schon sehr beträchtlich unterlegen. So legten sich die in ihrer Ökonomie stagnierenden Länder, England als großbürgerlicher, Frankreich als kleinbürgerlicher Rentnerstaat und Rußland als halbbarbarische Erobermacht wie fette Katzen auf ihr „Eigentum" und ließen das vorwärtstreibende deutsche Element nirgends ankommen. Es war das sicherste Mittel, die vorhandenen Gegensätze zur gewaltsamen Entladung zu treiben. Das Ergebnis war die Revolution des Weltkrieges mit Deutschland als ihrem Bannerträger.

So erscheint uns der Weltkrieg als das Ergebnis eines anderthalb Jahrhunderte langen deutschen Aufstieges. Was friedlich und unscheinbar begann, endet in der furchtbarsten Revolution aller Zeiten. Dieses dialektische Umspringen friedlicher Evolution in gewaltsame Revolution ist freilich die normalste Erscheinung der Welt und nur für jene tiefsinnigen Geister unfaßbar, die die „Evolution" in einen Gegensatz zur „Revolution" zu stellen gewohnt sind. Aber indem diese Betrachtung den Weltkrieg über Jahrhunderte hinweg in strenge und logische Verbindung mit der deutschen Aufwärtsentwicklung bringt, stellt sie uns zugleich den anderen großen Schicksalskrieg des deutschen Volkes vor Augen: den Krieg der dreißig Jahre. Er bietet in jeder Beziehung das volle Gegenstück zum heutigen Kriege. Seit dem sechzehnten Jahrhundert befand sich Deutschland im wirtschaftlichen Niedergang. Die großen Entdeckungen und die Verlegung der großen Handelswege schlossen Deutschland vom Weltverkehr ab und verwandelten es in einer Zeit, wo alles zum Meere drängte, in ein Binnenland und schleuderten es in der Epoche der werdenden Nationalstaaten, des aufsteigenden Merkantilismus und Geldverkehrs in rohe Naturalwirtschaft und nationale Wehrlosigkeit zurück. Damals war der Krieg ein Ergebnis des deutschen Zusammenbruchs, und, getreu seiner allgemeinen Tendenz, nicht so sehr neue Entwicklungslinien aufzuzeigen als vielmehr den schon vorhandenen zum Durchbruch zu verhelfen und das langsam Begonnene schneller zu beenden, vollendete der Krieg auch hier nur, was sich schon in Menschenaltern vorbereitet hatte: den deutschen Niedergang. Alle Völker Europas beeilten sich, Deutschland in eine Wüste zu verwandeln, und in den Raum, der durch Deutschlands Sturz leer geworden war, drängten gierig die westlichen Völker. Der heutige Krieg hat nicht

wie der Dreißigjährige einen anderthalbhundertjährigen Niedergang, sondern einen ebensolangen Aufstieg zur Ursache. Und auch er wird nur das langsam Begonnene schneller vollenden: den Aufstieg Mitteleuropas. Diesmal eilten nicht bloß fast alle Völker Europas, sondern fast alle Völker der Erde zusammen, um Deutschland in eine Wüste zu verwandeln. Aber nicht eins von ihnen konnte deutschen Boden betreten.

Nun trägt dieser deutsche Aufstieg, dem historischen und geographischen Charakter Deutschlands entsprechend, von vornherein ein doppeltes Gesicht. Das eine ist nach Nordwesten zum Ozean und nach England, weiterhin nach der Neuen Welt gerichtet, das andere nach Südosten, zum Balkan und dem Schwarzen Meer, weiterhin nach der Türkei. Man erkennt, wie außerordentlich der deutsche Nordwesten vor dem deutschen Südosten bevorzugt war. Der Nordwesten steht mit dem Gesicht zum Welthandel, er steigt am schnellsten empor und leistet demgemäß am meisten. Der für ihn charakteristische Strom ist die gewaltige Verkehrsader des Rheins. Der Südosten steht mit dem Rücken gegen den Welthandel, sein Aufstieg geht bei weitem langsamer vor sich, und der ihn kennzeichnende Strom ist die verhinderte Verkehrsader der Donau. Der Gegensatz dieser beiden entgegengesetzt orientierten deutscher Hälften beherrscht die ganze deutsche Geschichte von den Tagen des Mittelalters an. An der Mainlinie stießen die beiden Hälften aufeinander, aber nicht Brust gegen Brust, sondern Rücken gegen Rücken.

Solange der Levantehandel blühte, also bis zum Ausgang des Mittelalters, war das Mittelmeer der belebteste Verkehrsweg und Italien das kulturell höchststehende Land Europas. Es waren die Zeiten, in denen der nach Süden und Südosten gerichtete Teil Deutschlands eine zweifellose Überlegenheit über den Norden und Nordwesten besaß. Als jedoch im fünfzehnten Jahrhundert die Osmanen vordrangen, den Balkan überrannten, 1453 Konstantinopel eroberten und 1513 auch Ägypten, da verrammelten sie die großen Handelswege, die vom Mittelmeer aus nach dem Orient geführt hatten und auf deren Vermittlung die Handelsblüte der italienischen Republiken und des deutschen Südostens nicht an letzter Stelle beruht hatte. Im gleichen Augenblick aber, wo die Landwege nach Ostindien und dem fernen Orient verstopft wurden, öffnete Vasco de Gama den Seeweg dorthin und Columbus entdeckte Amerika. Die Energie der europäischen Nationen wurde nach Westen abgelenkt, wo ihrer Entfaltung gewaltige Gebiete winkten. So fanden die im Osten vordringenden Türken nicht den Widerstand, auf den sie sonst gestoßen wären, und so erschienen sie nur als politische Willensvollstrecker einer wirtschaftlichen Revolution, die den Schauplatz für die weitere Entwicklung der großen europäischen Völker im gleichen Augenblick nach Westen hin entrückte, als die alten östlichen Stätten abendlicher Bildung in Barbarei und Nacht versanken.

Für Zentraleuropa, sowohl für seine nordwestliche wie für seine nordöstliche Hälfte, hatte das die verhängnisvollsten Folgen. Die nordwestlichen Küstengebiete gingen entweder in fremde Hände über wie das Bistum Bremen oder machten sich selbständig, wie die Niederlande, die südöstlichen fielen den Türken zum Opfer. Anderthalb Jahrhunderte gehörte Ungarn zum türkischen Reiche, erst 1683, als die Türken vor Wien zurückgeschlagen wurden, begann der Gegenstoß. Und doch gelang es nicht, die Türken weiter als bis zur Save und Donau zurückzudrängen. Zwei Jahrhunderte, bis zur Gegenwart, bildeten diese beiden Flüsse die südöstliche Kulturgrenze Europas. Es war eine Katastrophe, deren Wucht sich besonders auf den Südosten legte. Deutschland konnte seine alte historische Aufgabe, der Mittler zu sein zwischen dem Nordwesten und dem Südosten Europas, nicht mehr erfüllen. Während sich Welthandel und Industrie immer mehr dem Ozean zuneigten und die Beziehungen zur Neuen Welt jenseits des Meeres zum Prüfstein für den Reifegrad der Wirtschaftsentwicklung jedes Landes wurden, blieb das östliche Becken des Mittelmeeres ein vergessener Tümpel und die dort herrschende Türkei ein politisch wie wirtschaftlich verfallender Staat. So entwickelte sich Deutschland einseitig nach Nordwesten. Daran teilzunehmen war aber nur den Teilen des deutschen Volkes möglich, die in der norddeutschen Tiefebene saßen und deren politische Organisation der preußische Staat war, während die in den Alpenländern und in den nach Osten und Südosten weisenden Flußtälern der großen Alpenströme sitzenden Deutschen Tirols, Österreichs, der Steiermark usw. mit dem Rücken zum Weltverkehr saßen. So siegte Preußen und so stockte Österreich. Es war der Schicksalsweg des deutschen Volkes, daß es erst kleiner werden mußte, ehe es größer werden konnte. Die Katastrophe von 1866, die das deutsche Volk zerriß, hat erst die Voraussetzung zu seiner Einigung im höheren Sinne geschaffen. Die Zerreißung war nötig, um wenigstens dem Norden die ungestörte Entwicklung seiner Wirtschaft zu ermöglichen. Nur so konnten die gewaltigen Kräfte entbunden und organisiert werden, deren Existenz heute das gesamte Mitteleuropa seine Rettung verdankt.

Freilich es war notwendigerweise eine einseitige Entwicklung. Je mehr der Nordwesten emporstieg, desto schärfer stach die wirtschaftliche Versumpfung des Südostens dagegen ab. Die beiden größten deutschen Ströme, Rhein und Donau, die in ihrem entgegengesetzten Lauf den Nordwesten mit dem Südosten verbinden und so die natürliche Aufgabe Deutschlands gewissermaßen handgreiflich darstellen, — einen wie grellen Abstand boten beide dar! Auch der Rhein mündet außerhalb Deutschlands, das hinderte aber nicht, daß er die belebteste Wasserader wurde, für deren Ausbau und Anschluß immer neue Millionen verwendet wurden. Mannheim hat schon lange aufgehört, der Endpunkt der Rheinschiffahrt

zu sein, schon seit 20 Jahren hat Straßburg seinen Rheinhafen, seit 10 Jahren gehen Rheinschiffe bis Basel, und die Kanalisierung des Oberrheins von Basel bis zum Bodensee hatte schon vor dem Kriege die schweizerischen und badischen Regierungen zu gemeinsamen Beschlüssen vereinigt. Und die Donau? Die Tatsache, daß viele Waren von Galatz nach Mannheim bedeutend billiger über Gibraltar geführt wurden, als über Wien, bedarf keines weiteren Kommentars. Die arge Vernachlässigung des Donauweges ist ein Stück vom sprichwörtlichen deutschen Jammer und erzählt uns deutlicher als irgend etwas sonst, wie vergiftend auf alle Säfte dieses Staates die furchtbare Katastrophe gewirkt hat, die den südöstlichen Ausgang Zentraleuropas für ein halbes Jahrtausend verriegelte.

Und von diesem lastenden Elend deutscher Vergangenheit bedeutet der Weltkrieg die endgültige Befreiung. Nicht mehr als Todfeind, sondern als Verbündeter ist die Türkei dem christlichen Südosten entgegengetreten und der Balkan wird nach diesem Kriege aufhören, der Wildwest Europas zu sein. In dem gleichen Maße, wie der Orient sich wirtschaftlich dem Abendland erschließt, sein Bahnsystem entwickelt, seine Bevölkerung vermehrt, seine Produktivkräfte steigert, in dem gleichen Maße wird die wirtschaftliche geographische Ungunst des Südostens überwunden und die relative Verstopfung seiner Handelswege beseitigt. So nähert sich wenigstens der Südosten wieder dem Nordwesten in wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit. Man wird in Österreich zukünftig nicht mehr mit dem Rücken gegen den Welthandel sitzen, und der wohltätig scharfe Zugwind von Weltgeschichte und Weltverkehr wird wieder voll durch die Parzellen des Südostens jagen, die ihn nachgerade wirklich nötig hatten. Damit erst wird eine wesentliche Voraussetzung für ein zukünftiges Zentraleuropa geschaffen.

Freilich sind gerade hier die Probleme neu und unabsehbar mannigfaltig. Der Kapitalismus stößt auf seiner Marschlinie von West nach Ost hier auf neue, der Erschließung und kapitalistischen Befruchtung noch entgegensehende Länder. Welche Erscheinungen er hier zeitigen wird, kann niemand voraussehen. Aber das, was uns hier speziell beschäftigt, wird unter allen Umständen eintreten: die Beseitigung der Kulturbarre an der Donau und das Hinausgreifen des Kapitalismus nach dem Orient hin. Auf die Bedeutung dieser Umwälzung des Südostens für den Zusammenhang Deutschlands mit einem zukünftigen großen mittelafrikanischen Kolonialreich soll nur hingewiesen werden. Jedenfalls erkennt man, daß dieser Krieg für den Südosten Europas eine Weltwende darstellt, und daß das Schicksal des nahen Orients eng verbunden ist mit dem deutschen Aufstieg. Der Ansturm der äußeren Feinde auf das Türkische Reich setzte seit der Entstehung des Deutschen Reiches mit vermehrter Wucht ein. 1877 begann der türkisch-russische Krieg und im Jahre 1882 erfolgte die

Losreißung Ägyptens durch England. Und im heutigen Kriege stand die Zerstückelung Deutschlands genau so auf dem Programm der Anglorussen wie die Zerstückelung der Türkei.

Was bedeutete nun der langsame deutsche Aufstieg für die anderen Völker? In erster Linie für die beiden großen Völker des Westens, die Franzosen und die Engländer? Er bedeutete, daß die passive Grundlage, auf der beide Nationen ihre Weltstellung aufgebaut hatten, plötzlich aktiv wurde und in Bewegung geriet. Das mußte über kurz oder lang zum Zusammenbruch führen. Die französische wie englische Weltstellung war nur bei einem politisch ohnmächtigen und wirtschaftlich schwachen Deutschland aufrecht zu erhalten, darüber waren sich beide Mächte klar. So lange und so erbitterte Kämpfe sie gegeneinander durchgeführt hatten, ein ohnmächtiges Deutschland war die gemeinsame Voraussetzung für beide. Es war das Objekt ihrer Weltpolitik, das man benutzte, wenn man es brauchen konnte. In Deutschland kaufte man sich Soldaten und Offiziere. Die französischen Armeen im Dreißigjährigen Krieg waren in Wahrheit deutsche Heere. Die Franzosen verstanden nichts vom Handwerk. Im achtzehnten Jahrhundert wurde der Soldatenhandel für die deutschen Fürsten zu einem so üblichen Gewerbe, wie für die englischen Handelsherren der Sklavenhandel. Für die Engländer war auch Friedrich der Große nur ein Kondottiere, den man bezahlte, solange man ihn brauchte und den man ablohnte und fallen ließ, sobald man seinen Zweck erreicht hatte. Als 1762 die Engländer in Amerika gegen die Franzosen zum siegreichen Ende gekommen waren, ließ der englische Minister Lord Bute auf Befehl Georgs III. Friedrich II. im Stich und boten einen Frieden auf der Grundlage an, die Provinz Preußen an Rußland und Schlesien an Österreich zu geben. In den napoleonischen Kriegen schien Deutschland reif, das Schicksal Polens zu teilen und es handelte sich nur darum, ob die deutschen Fürsten unter französischer oder unter russischer Oberhoheit stehen sollten. Die Rivalität seiner Feinde kam der deutschen Entwicklung bei alledem sehr zustatten. Sie und die stolze Verblendung Britanniens erleichterten beträchtlich die Erfolge von 1864—1871.

Man muß sich klar machen, daß die Ausnahmestellung Englands ihr geschichtliches Widerspiel hatte in der Ausnahmestellung Deutschlands. Die eine hatte die andere zur Voraussetzung. Der Unterschied war nur, daß die Ausnahmestellung Englands in seiner Weltherrschaft, die Ausnahmestellung Deutschlands in seiner Weltdienstbarkeit bestand. Sobald das eine aufhörte, mußte auch das andere zusammenbrechen.

So bedeutete der an sich ganz friedliche, organische Wachstumsprozeß Deutschlands, je länger er dauerte, den Umsturz aller bestehenden Verhältnisse. Nichts ist rührender als die sanften Beteuerungen deutscher

Politiker und Professoren von der deutschen Friedfertigkeit. Gewiß! An der subjektiven deutschen Friedfertigkeit ist nicht zu zweifeln. Aber das sollte nicht hindern, zu erkennen, daß wir objektiv gesehen die Friedensstörer sind und sein müssen. Unsere „Schuld" liegt in unserem Wachstum. Es ist ein zwangsläufiger Prozeß, den auch der eifrigste Pazifist nicht zum Stillstand bringen kann, es sei denn durch die Niederlage. Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, das bestehende „Gleichgewicht der Mächte", das ja nur ein Übergewicht der Westmächte ist, in Scherben schlagen, und eine neue, den wirklichen Machtverhältnissen entsprechende Basis schaffen. Eine echt revolutionäre Aufgabe! Schon durch den Krieg hat sich herausgestellt, daß die Stellung, die das Deutsche Reich in der Welt bis zum Kriege einnahm, nicht mehr seiner gewachsenen wirtschaftlichen und militärischen Leistungsfähigkeit entsprach. Auf der andern Seite entsprach die Stellung vieler anderer Völker ebenfalls nicht mehr ihren veränderten, aber nicht gewachsenen, sondern relativ gesunkenen Leistungsfähigkeit. Diesem Widerspruch zwischen Schein und Sein, zwischen überkommener Vergangenheit und blutfrischer Gegenwart verdankt im Grunde der Krieg sein Dasein. Er macht dem falschen Schein ein Ende, er verhilft der Gegenwart zu ihrem Recht über die Vergangenheit, er spricht aus, was ist. Das ist die Weltrevolution, es ist der Zusammenbruch des seit dem sechzehnten Jahrhundert allmählich entstandenen Systems politischer Machtverteilung in Europa und der Welt.

In seinem Büchlein über die Großmächte der Gegenwart, das kurz vor dem Kriege erschien, führt Kjellen einmal aus, daß das englische Weltreich in seinem Typus einer Situation und einer Szene angepaßt ist, die die Weltgeschichte wohl streichen wird. Den ganzen Kulturkreis in einer Hand zu halten, war früher das Ideal der Festlandsmächte, weshalb sie nur nacheinander auftreten konnten. Im Zeitalter der Renaissance kamen mehrere Großmächte gegeneinander auf, das alte Ideal verschwand. Zur See aber hielt es sich noch aufrecht. Venedig, Holland, Portugal erstrebten die Weltherrschaft auf den Meeren. Als letzter derartiger Typus steht heute England vor uns. Aber gerade auf dem Meere ist noch eher wie auf dem Lande Platz für mehrere Großstaaten. Deshalb ist der Typus der englischen Seeherrschaft zum Untergange verurteilt. Deutschland, Amerika, Japan sind als neue Seemächte aufgetreten. Und selbst wenn es der englischen Politik auf dem einen Punkte gelingt, die ihr ungünstige Entwicklung zu hemmen, so muß sie sie automatisch auf dem andern fördern. Durch den gleichen Krieg, durch den England die deutsche Seemacht zu vernichten hoffte, hat es die japanische Seemacht gewaltig gefördert. Erst England hat die Weltgeschichte geschaffen, wenn es auch nie die Welt besitzen wird. Mit dem englischen Weltreich wird, wie

Kjellen sich ausdrückt, die planetarische Epoche der Menschheit im Ernst eingeleitet. Das Gleichgewicht in Europa muß abgelöst werden vom Gleichgewicht in der Welt.

Damit ist schon gesagt, daß es ganz und gar nicht die geschichtliche Aufgabe Deutschlands sein kann, etwa die englische Weltherrschaft durch eine deutsche zu ersetzen. Eine solche Leistung wäre weder zu erfüllen, noch wäre sie zu wünschen. Es kann sich nur darum handeln, jede Weltherrschaft überhaupt zu beseitigen und die bisherige englische Weltherrschaft zu ersetzen durch das Gleichgewicht in der Welt. Und das ist allerdings, geschichtlich gesehen, die Aufgabe Deutschlands im jetzigen Kriege. Sie ergibt sich nicht aus irgendwelchen metaphysischen Spekulationen oder frommen Wünschen, sie ist die Aufgabe, die die Verhältnisse gestellt haben und vor der noch bis zum Kriege Deutschland selber zurückgeschreckt wäre. Aber auch hier erweist sich die Wahrheit des bekannten Wortes von Marx: Die Menschheit stellt sich immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sie stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind.

So geht denn dieser Krieg um die Erschütterung der englischen Weltherrschaft. In einer Situation, wo das Wort von Sir Dilke: the world is becoming rapidly english Wahrheit zu werden drohte, ist es unser Volk, das sich der heraufziehenden Gefahr einer geistigen Uniformierung und Verflachung der Welt entgegenwirft und, indem es die Welt vor der englischen „Freiheit" bewahrt, die bedrohte Freiheit der Welt erst auf sichere Füße stellt.

Man nennt uns Barbaren! Wohlan denn! Als unsere Vorfahren noch Barbaren waren, da leisteten sie der Menschheit einen unermeßlichen Dienst, indem sie das Römische Weltreich in Trümmer legten und der geschichtlichen Entwicklung, die in eine Sackgasse geführt zu haben schien, eine Bresche von weltgeschichtlicher Bedeutung brachen. Was aber die Germanen zu dieser ihrer universalhistorischen Leistung befähigte, was sie in den Stand setzte, Europa neu zu beleben, das war, wie Friedrich Engels einmal auseinandersetzt, lediglich ihre Barbarei! „Alles, was die Deutschen der Römerwelt Lebenskräftiges und Lebenbringendes einpflanzten, war Barbarentum. In der Tat sind nur Barbaren fähig, eine an verendender Zivilisation laborierende Welt zu verjüngen." Heute könnte man beinahe sagen: was die Briten während des Krieges ihrem Reiche Lebenskräftiges und Lebenbringendes einpflanzten, war Deutschtum. Man sollte also alle weinerlichen oder entrüsteten Proteste gegen das Barbarengeschrei der Engländer und gar erst der Franzosen beiseite lassen und in ihm lieber eine weltgeschichtlich sehr interessante Parallelerscheinung aus der Zeit vor anderthalb Jahrtausenden erblicken. (Ein zweiter Artikel folgt)

Der Einzelne und das Erlebnis

von Adolf Koelsch

Es handelt sich um die Frage, wie ein Geschöpf in den Besitz einer Fähigkeit kommen kann, die es vorher nicht hatte. Wie es möglich ist, daß es in seiner Verhaltungsweise gegenüber der Welt abweicht von dem, was es war, und sich verwandelt in etwas Neues. Das heißt: variiert. Und was als Grundlage dieser Variation, ja schließlich als Grundlage aller Hinausentwicklungen über Bestehendes zu betrachten sei.

Ich behaupte: die Quelle aller Variation ist das Erlebnis. Ein im September 1914 an dieser Stelle erschienener Essay hat dieser Behauptung die Wege geebnet. Ein einfaches Beispiel soll sie zur Einsicht erhärten.

1. Die Geburt der Welt

Ein Hühnchen kriecht aus dem Ei. Es ist ein warmes, nasses, dauniges Ding, vorläufige Fassung eines noch nicht ganz ausgearbeiteten Textes, der zur Fertigstellung an die Welt übergeben wird. Bevor die Eischale sprang, hat die Umwelt jeder Zelle des embryonalen Körpers aus der Summe aller andern Zellen bestanden, die bis dahin entwickelt waren. Dazu kam, undifferenziert, die Brutofenwärme, die wie ein gleichmäßig dichter Nebel den Schaleninhalt umschloß. Jetzt, wo die Schale zersplittert ist, wird die Lebensmasse aus ihrer Beschränktheit herausgehoben. Die Umwelt erweitert sich mit einem Schlage: die Geburt nimmt das Tier, jedes Organ an ihm und jede Zelle an ihm in den Wirkungsbereich aller draußen schwingenden Massensysteme geformter Energiearten auf.

Aber das Tier weiß mit dieser Welt gar nichts anzufangen. Es ist durchaus nicht so, wie in Büchern immer wieder versichert wird: daß es nun allsogleich aufstehe und unternehmungslustig in seine Freiheit wandle. Sondern es ballt seinen armen zerzausten Körper, als wäre er noch verquollen mit der Schale, worin er so lange gewachsen ist, und an allen Oberflächen unteilbar verschmolzen mit einem großen beklemmenden Druck, in genau der gleichen Weise zusammen, wie vor der Geburt; es sinkt, die Augen geschlossen, den Kopf geduckt, mit seiner Haltung aus der Gegenwart weg in die Vorwelt hinein und geht in ihr unter. Auch im übrigen beschränkt sich das ausgekrochene Hühnchen ganz und gar auf eine Fortsetzung jener Tätigkeiten, die es schon in den letzten Phasen der embryonalen Daseinsstufe geäußert hat. Es atmet und piept, das ist alles.

So ist die Wahrheit, daß in der Empfindung des Tieres der Befreiungsakt sich noch gar nicht vollzogen hat. Vor unsern Augen fiel eine Wand und ein ungeheures Meer tellurischer und kosmischer Kräfte stürzt

in plötzlichem Einbruch über dem bloßgelegten Knäuel von Fleisch und Daunen zusammen. Aber sie finden kein Ufer an ihm. Raum und Zeit, Nah und Fern, Schwer und Leicht, Warm und Kalt, Trocken und Feucht, Nacht und Licht, alle Eigenschaften und Werte, die wir an der Welt als Grundbestandteile ihres Wesens erkennen und unterscheiden, sind dem Hühnchen noch nicht vorhanden, weder als Reize, noch als sonst etwas; es ist, wie sein Verhalten zeigt, in seiner Empfindung noch eins mit der Schale, eins mit ihrem Druck, eins mit der Brutofenwärme, eins mit dem All und dem Nichts. Es gleicht einem Gebilde, das weder Körper, noch Seele hat, weder Umrisse, noch ein Zentrum, noch Beziehungen zu etwelchen andern Körpern, sondern ungeteilt ist wie das Grenzenlose und mit der großen Welt zu einem einzigen eigenschaftslosen und ungeteilten Leibe zusammenfließt.

Doch schon geht das Leben daran, hier eine Trennung zu setzen und über dem Körper des Tieres eine neue Gegenwart zu errichten, die Gegenwart, in der es sein wird, solange es existiert. Damit sind wir bei dem Punkt angelangt, worin alles Leben von allem Unleben sich unterscheidet; bei dem Punkte auch, den die mechanistische Biologie grundsätzlich übersieht, um das Tier verantwortungslos und ganz nur als Stoffmasse behandeln zu können.

Da es meine Absicht ist, gleich reinen Tisch zu machen, gebe ich folgende Proposition: Nehmt ein Glas Wasser und kühlt es ab auf 0 Grad: — so wird die Flüssigkeit eine ganz bestimmte Dichte annehmen. Nun erwärmt dieses Quantum auf 20 Grad. So wird es eine andere Dichte annehmen. Der Physiker, den Zustand von vorhin mit dem neuen vergleichend, sagt: das frühere Flüssigkeitssystem ist nicht dasselbe wie das von jetzt. Doch man kann die Schwelle dieser Aussage noch überschreiten: man kann bemerken, daß zwischen dem Flüssigkeitssystem von jetzt und dem von vorhin keine Beziehung bestehe. Der Zustand von vorhin und der von jetzt klaffen so vollkommen auseinander, daß jeder außerhalb des andern liegt. Sie decken sich weder im Raum — das warme Wasser besitzt ein viel größeres Volumen als das kalte, — noch in der Zeit; denn während das kalte in das warme überging, ist der Zeiger der Uhr eine ganz bestimmte Wegstrecke weiter gekrochen und befindet sich durchaus wo anders als vorher. Der Mensch natürlich findet eine Beziehung zwischen der Wassermenge von vorhin und der von jetzt. Er entdeckt, daß die Masse der Moleküle die gleiche geblieben ist und anderes dergleichen. Im Wasser selbst aber wird dadurch, daß es seinen physikalischen Zustand verändert hat, keine Kraft aufgerufen, die den Abstand zwischen der energetischen Situation von vorhin und der von eben bemißt, also abschätzen würde, inwiefern der eine Zustand dem andern entspricht oder inwiefern

er vom andern abweicht. Die Materie des Wassers ist eben nicht von der Art, daß sie zu solchen Operationen sich aufschwänge.

Doch nun nehmen Sie statt des Wassers ein lebensreifes Hühnchen, das noch in der Schale liegt: so haben Sie wieder ein scharf begrenztes materielles System, dessen Nervengewebe von einer ganz bestimmten energetischen Situation ausgefüllt ist. Sie ist bedingt durch den Schalendruck, der den Körper rings überwölbt. In seiner Ganzheit können Sie dieses Hühnchen dem Wasser im Zustand der Kälte vergleichen.

Nun sprengen Sie die Schale herunter. So tritt als neue Umweltbedingung die unschwere Luft an den allmählich trocken werdenden Körper heran und die energetische Situation, die bisher im Tatsinngebiete bestand, wird sich ändern; so daß auf jeden Fall (dank der Änderung des Teils) auch das Ganze im Vergleich zu vorher ein anderes wird. In seiner Ganzheit können Sie dieses neue Hühnchen dem Wasser im Zustand der Erwärmung vergleichen.

Alles in allem haben Sie demnach, genau wie im vorigen Beispiel, ein materielles System (Hühnchen) in einem physiologischen Zustand von vorhin und einem physiologischen Zustand von jetzt und Sie werden, ohne sich um Einzelheiten weiter bemühen zu müssen, sagen können, das jetzige System sei in bezug auf seine chemischen Stoffwechselgleichungen nicht dasselbe wie das von vorhin. Jenes ist eine Welt für sich, dieses ist eine Welt für sich, und beide liegen abermals so vollkommen auseinander, daß sich das Hühnchen von vorher mit dem von jetzt, weder stofflich, noch räumlich, noch zeitlich deckt.

Doch auch diesmal können Sie die Aussage des Physikers noch überschreiten, nur daß, was das Hühnchen angeht, der Befund, den Sie beim Vordringen in der vorhin schon eingeschlagenen Gedankenrichtung machen, ganz anders ausfallen wird. Während im Wasser, nachdem es vom einen in den andern physikalischen Zustand übergegangen war, nichts zur Veranstaltung einer Zusammenkunft zwischen den radikal entzweiten Daseinsformen (kalt und warm) unternommen wurde und keine Kraft sich am Werke zeigte, die den dazwischen liegenden Abstand in ihrer Weise aufnahm, erscheint im Protoplasmastaat ein solcher Mitspieler sehr sichtbar auf der Bühne. Nicht daß er Chemiker wäre, der die Stoffwechselformel, welche zur Zeit des Schalendruckreizes im Tastsinngeflecht des Hühnchens herrschte, mit jener anderen Stoffwechselformel vergliche, welche zur Zeit der Luftberührung in den Tastzentren herrscht, und sagte, in welchen Atomgruppen der Ganglienzustand von jetzt sich vom voraufgegangenen unterscheidet. Auch nicht, daß er Physiker wäre, der die energetischen Unterschiede der Nervensituationen in einer Kurve graphisch zur Darstellung bringt. Oder daß er Mathematiker wäre, der diese Kurve in Differentialen

berechnet. Eine viel unwissenschaftlichere, ganz unberechenbare und in ihrer Technik unerkennbare Operation führt der plötzlich erschienene Mitspieler aus: er sagt, was der Unterschied im Stoffwechselgeschehen, der sich da in gewissen Gewebepartien eingestellt hat, dem ganzen übrigen Zellenstaate bedeutet. Was jene im Nervensystem vollzogene Verschiebung der physiologischen Situation allen Zellen, die zu einer Körpersolidarität miteinander verschmolzen sind, wert sei, — das drückt es aus. Und längst kennen wir alle diesen Mitspieler gut. Er ist das, was wir auf Grund der Erfahrungen an uns selber Empfindung nennen, jene reale und darum doch nicht faßbare Gewalt, die unsere Nervenschicksale nicht in der Ausdrucksweise des Wissenschaftlers, sondern in der Sprache des Künstlers beschreibt, das heißt in der Sprache eines, der zwischen den rohen Einzelschicksalen und Einzeltatsachen Beziehungen setzt und Qualitäten entdeckt, wo ein gewöhnliches Auge nur Quantitäten hat auffinden können.

Indem nun aber solches sich zuträgt im Tier, eine Gewalt sich also an die Werkbank setzt, die den materiellen Nervenzustand von vorhin in Beziehung oder Gespanntheit bringt zu dem Nervenzustand von jetzt, erhellt auch, daß die Spaltung zwischen den beiden physiologisch verschiedenen Körpern verschwindet. Von außen gesehen ist es so, daß die beiden Hühnchen sich begegnen wie zwei Feuersteine, aus welchen im Augenblick, da sie zusammentreffen, eine Flamme aufspringt. Die Flamme, im Zusammentreffen erzeugt, ist der Ausdruck der Beziehung, die zwischen den beiden Steinen im Augenblick des Aufprallens besteht. Aber während die Flamme fortfliegt und verpufft, und die Steine jene getrennten Dinge bleiben, die sie von jeher gewesen sind, bleibt jenes Feuerchen, welches die Beziehung der aufeinanderfolgenden Nervenzustände des Hühnchens ausdrückt, mit den beiden feindlich auseinander liegenden Körpern gleichsam im Bund und verhindert, daß der physiologische Auseinanderfall, den die Reize geschaffen haben, in den Dauerzustand erhoben wird. Das Leben, das sich einzig durch Produktion chemischer Umsetzungen in den Tastorganen, Tastnerven und Tastzentren des Hirngewölbes kundgegeben und sich in diesen Kundgebungen bereits ganz und gar erschöpft zu haben schien, schwingt sich damit in einer neuen und überraschenden Aktion weit über alles Unleben weg. Es versetzt sich in voller Rüstung und mit einem Riesensprung gleichsam mitten auf die Brücke, die es zwischen den beiden auseinandergesprengten Hühnerkörpern errichtet hat, und reißt damit zwei räumlich und zeitlich auseinanderliegende, physiologisch verschiedene Individualitäten zusammen zu einer Einheit im Raum und der Zeit, zu einer Kontinuität und Identität, zu einem Leben. Es begnügt sich nicht damit, die physiologische Verschiedenheit der beiden Körper nur bewirkt zu haben, sondern es geht daran, diesen Zustand der Nichtübereinstimmung und Ge-

trenntheit auch sofort wieder zu überwinden. Diese Überwindung bringt es dadurch zuweg, daß es die materielle Differenz, die zwischen dem Ganglienzustand von vorhin und dem von jetzt besteht (und welche dem Mechanisten die Hauptsache ist), zu einem unwesentlichen Phänomen herunterdrückt, mit dessen Aufzeichnung der Zellenstaat sich überhaupt nicht befaßt: um an seiner Statt und mit allem Nachdruck nur zu betonen, was dem ganzen Tier jene Verschiebung der Energiesituation im benachbarten Nervengewebe besagen oder bedeuten kann ... So zieht das Leben den Riß, der durch gegensätzliche Umweltreize geschaffen worden ist, sofort wieder zu, vergesellschaftet das vom Schalendruck erzeugte Hühnchen gleichsam mit dem vom Luftdruck erzeugten Geschöpf, und rückt eben dadurch, daß es das tut, den Körper von der Illusion seiner konturenlosen Verflossenheit mit der Eischale ab ... Rückt ihn auch ab von der Illusion seiner fugenlosen Verflossenheit mit der Welt, die jenseits der Eischale hingedehnt war: – rückt ihn auf solche Weise aus der Embryonalzeit fort und ins wirkliche Leben. Und so gibt es, aus der Empfindung heraus geboren, mit einemmal ein Hühnchen, das an zwei Leibern und zwei Welten Anteil hat, von welchen es jeden Leib und jede Welt als unmittelbar zu sich gehörig auffaßt und behandelt. Es gibt mit einemmal ein Vergangen und Jetzt, ein Hier und ein Dort, eine Nähe, die hemmt (die Schalengruft), und eine, die ohne Widerstand ist (die Atmosphäre), ein Schwer und ein Leicht, ein Warm und ein Kalt, ein Subjekt, das die Welt in Eigenschaften zerlegt und ein Objekt, woran diese Eigenschaften ermittelt werden, – es gibt ein erlebendes Ich und ein erlebtes, abseitiges Du, woran alles da ist für ein einziges unteilbares Wesen. In diesem traumhaften Augenblick wird das Hühnchen erst wirklich geboren. In diesem Augenblick erscheint neben ihm auch die Welt auf dem Plan. Sie wird sozusagen eingesetzt in ihr Amt und als Gegenspieler bestätigt. Und damit beginnt für Tier wie für Mensch jener das Leben schließlich ganz und gar verzehrende Kampf, wo man ständig schwankt zwischen Sekunden, in denen man sich durchaus fühlt als Teil der Natur und also verwachsen mit der Unendlichkeit in allen Fugen, und Augenblicken jener anderen Art, wo man nichts als seine Einsamkeit und den Gegensatz zu allem in Angst und Staunen erlebt.

– Man halte dies eine jedenfalls fest: aus der Empfindung heraus vollzieht sich die Geburt dieser Welt.

2. Die Knechtschaft der Art

Kaum sind Tier und Welt voneinander geschieden, so beginnt auch der gesamte Mechanismus ererbter Fertigkeiten, der bestimmt, wie das Geschöpf zu der frischgewonnenen Welt in Beziehung zu treten habe, all-

sogleich sein vielseitiges Spiel. Das Spiel besteht zunächst aus Muskel- und Sinnesaktionen: das Hühnchen steht auf, das Auge läßt seine Künste spielen, das Tier tut einen Schritt, fällt hin, wagt neue Schritte, das Kleinhirn ordnet die aus dem Glieder- und Rumpfapparat einlaufenden Auskünfte über die Haltung und Spannung, die den Muskeln, Sehnenbändern und Gelenkscheiden bei jedem Schritt zur Überwindung der Schwerkrafteinflüsse gegeben werden muß, beziehungsvoll zusammen, und schon watschelt das Tierchen gewandt in die Welt hinein, mit der es in der Stundenwende zuvor noch trübselig verflossen war. Schon hat die Welt Breite, schon gibt es in der Breite Distanz, schon findet die Distanz mit der Schnelle des Gedankens ihren Weg vom Auge zum Fuß, schon wird die senkrechte Brutofenwand als nicht ersteigbar gesehen, und die Muskeln im Hüftgebiet, die das Schwergewicht des Körpers bei jedem Schritt von einem auf das andere Bein zu verladen haben, gliedern sich in allen ihren Bewegungen zeitgemäß und harmonisch an die Tätigkeiten der Schenkelstrecker und Fersenbeuger. Es ist wunderbar, wie eine rund dreiwöchentliche Bebrütungszeit aus einem kleinen Plasmaklümpchen, das beim Öffnen des frischen Eies als helle Schleimwolke auf dem Dotter schwimmt, einen derartigen Gehautomaten erschaffen kann. Es ist wunderbar, daß jede der vielen Zellen, in die das Ei sich gliedert, scheinbar mühe- und kampflos den sozialen Ordnungsgrad findet, der ihr zugehört, daß sie mit dem sozialen Ordnungsgrad auch ihre Aufgabe findet und mit ihrer Aufgabe zugleich ihre Form und ihren Platz. Aber seelisch ist an diesen Vorgängen nichts. Sie sind lediglich voll einer gegenwärtig nur schwer und höchstens stückweise begreifbaren mechanischen Gesetzmäßigkeit, und diese Gesetzmäßigkeit schiebt jetzt ihr eisernes Rad um einen Zahn weiter.

Denn kaum, daß die Gehwerkzeuge eingeübt sind, fängt das Hühnchen auch schon zu picken an und geht darauf aus, die Welt, die es sich eben ausverleibt hat, auf neue Art wieder einzuverleiben. Der Darmkanal als drittes Organsystem erhält jetzt das Wort und es wird beim ersten Schnabelhieb offenbar, daß die frischgewonnene Welt in ihrem Erträgnis und Inhalt dem Tier zum großen Teil schon bekannt und der Umgang mit ihr schon so geläufig ist, wie unsereinem das Zigarrengipfeln. Denn von der Unzahl optischer Farben- und Formenreize, die aus der Nähe und Ferne ins Auge strömen und von da ins Gehirn, sprechen nur ganz bestimmte zum Hühnchen. Es sind die Reize, die von allerhand am Boden liegenden oder lautlos vorüberschwebenden kleinen Gegenständen ausgestreut werden. C. Lloyd Morgan und F. S. Breed haben an Brutofenkücken, die der elterlichen Führung entzogen und daher der Versuchung der Nachäfferei nicht ausgesetzt waren, das Verhalten frischgeschlüpfter Hühnchen sehr

genau untersucht und haben gefunden, daß „mit größter Unparteilichkeit auf alle möglichen Dinge von geeigneter Größe zu Felde gezogen wird. Körner, Steinchen, Brotkrumen, zerschnittene Wachszündhölzchen, Johannisbeeren, Papierschnitzel, Knöpfe, Glasperlen, Zigarettenasche und Zigarettenstummel, Maden, Zwirnsfäden, Fleckchen auf den Dielen, die Augen der Kameraden, die eigenen Zehen und die der Gefährten, kurz alles und jedes, was nur einigermaßen entsprechende Größenverhältnisse aufweist, wird an- und wenn möglich aufgepickt".

Welche Summe von Weltbereitschaft und Weltausgeglichenheit setzt die kleinste dieser Unternehmungen voraus! Zwar vermag das Tier mit Hilfe des Auges allein nicht zu unterscheiden, was genießbar ist und was nicht. Aber es hat es doch in sich, daß das Wichtigste nun das Fressen sei und daß es sein Futter nicht finde an einem Henneneuter oder zu warten habe, bis ein Gockel es äst. Es kämpft keine Sekunde um eine Weltanschauung, sondern hat seine Meinung in Form erstarrter, fleischgewordener Mechanismen fertig im Ranzen, und sie geht dahin, daß die im Augenschein bunt und vielfältig hingebreitete Erde für junge Hühnchen ein großartiger Futtertrog sei, worin man, die Augen immer seitwärts auf den Boden gerichtet, mit wackelndem Halse und den Bewegungen eines Betrunkenen umherspaziert und wie ein Gewitter auf alles losfährt, was einigermaßen einem Hirsekorn gleicht oder einem saftigen Mehlwurm. Zum Teufel, es braucht sich nicht erst von einem dreidimensionalen Physiologieprofessor sagen zu lassen, daß dieses weiße Würstchen da ein gequollenes Bruchreiskorn vorstelle, und daß dieses Korn, obgleich es (im Augenblick des Erspähtwerdens) mit seinen Lichteigenschaften dem Kücken auf die Netzhaut geplatzt und einen Bruchteil von Zeit darnach schon zerrend ins Gehirn geraten ist, mit allen übrigen Merkmalen doch auf Halslänge außerhalb von ihm liege! Es braucht ihm auch keiner auseinander zu setzen, daß dieser weiße gewölbte Lichtspritzer heranholbar sei, und es braucht keiner ihm vorzumachen, wie man sich in seinen Besitz bringt. Sondern als ob es nichts Gewisseres gäbe, faßt das Hühnchen den Reisklumpen als ein Gebilde außer sich auf, und als ob es zur Zeit Mose und der Propheten, der Mastodonten und Stegodonten schon einmal als Huhn auf Erden gewandelt sei und schwere Erfahrungen im Distanzenschätzen, Rumpfbeugen, Muskelordnen, Zielen, Treffen, Bissenwürgen und sonstiger Weltbewirtschaftungsweise gesammelt habe, haut es zu, trifft, faßt und befördert den Brocken an die Zungenbarriere. Manches Tier erinnert sich wie ein neunzigjähriger Gardegefreiter gut an sämtliche Muskelgriffe: es zielt und trifft sicher schon beim ersten Versuch. Bei andern ist das Gedächtnis einigermaßen tranig geworden, es wird gern und leicht daneben gehackt, aber auch diese rein technische Fertigkeit läßt nach einiger Übung

kaum noch etwas zu wünschen übrig, wenn auch ein Hühnchen hierin sich geschickter als das andere erweist . . . So ist die Erde gleich nach der Trennung von Tier und Welt schon weitgehend differenziert; sie ist in Großes und Kleines, Nahes und Fernes, Geformtes und Ungeformtes geschieden und vor diesem Großen und Kleinen, Nahen und Fernen tritt das Hühnchen (dank ererbter, physisch fundierter Besonderheiten seiner Organisation) als eine im Empfinden und Wünschen ganz bestimmt gerichtete Lebenseinheit auf den Plan.

Aber auch das ist dem Tier gegeben, daß es Brotkrumen, Reiskörner, Mehlwürmer und Hackfleisch verschluckt, Zigarrenstummel und Papierschnitzel ausspeit. Dies kommt daher, daß das Hühnchen, welches die Gegenstände im Anschauen allein in ihren fernwirkenden Eigenschaften erfaßte, durch die Zungenprobe mit neuen Reizen an ihnen bekannt gemacht wird und durch den Geschmackskontakt neuartige, bisher verborgene Vorurteile über die Futtertrogeinlagen ausgelöst werden. Alles Herangeholte spricht an der neuen Sinnespforte ja zum zweitenmal zum Nervensystem, aber nicht mehr bloß von der physikalischen Seite, indem es verrät, ob der Gegenstand weich oder hart, fest oder flüssig sei, sondern eindringlicher noch von der chemischen. Und nun ist es wiederum überraschend, wie das Tier unmittelbar weiß, ob es den Fraß sich einverleiben oder ablehnen wird. Das Tabakblatt wird fortgeschlenkert, ein Brotrindeschieferchen von gleicher Farbe und Form wird unbedenklich verspeist. „Was für ein vollgommenes Wäsen!" ruft der Dorfschulmeister aus Rottenbach, der sich mit Grausen entsinnt, welchen Teufelsdreck sein Jüngster gestern wieder verschlungen hat. Und er rückt ab von einer Philosophie, die ihm den Menschen als das bewunderungswürdigste Weltinventarstück hinstellen möchte, macht dem Pfarrer Opposition, fällt dem Monistenbund in die Arme, wählt sozialdemokratisch und kommt um sein Amt. – „Was für ein altkluges Tier!" sagt ein anderer, „und wie fade in seiner Klugheit! Denn ob es sich nun bewegt oder als ein Wählender und Wertender im Futtertrog wühlt, trägt es doch immer und überall seinen Körper in der Haltung seiner Eltern dahin, frißt, was sie fraßen, piept, was sie piepten, preist, was sie priesen, verabscheut, was von ihnen als verabscheuungswürdig befunden worden ist, und bewährt sich ganz und gar als eine peinliche Neuausgabe der feisten Hühnertorheit und abgezehrten Hühnerklugheit von ehegestern . . . mich langweilt dieses Tier". Ein jüngerer Ingenieurschüler, der sich auch in andern Fakultäten ein bißchen umgetan hat, meint dagegen laut, daß diese Ausdrücke ob ihrer Herkunft aus dem Sprachschatz des Psychologen durchweg höchst unpassend seien. Wahr ist lediglich (lediglich sagt er), daß die piepsenden 70 Gramm Fleisch, so

wie sie dastehen, einer Markonitafel gleichen, die auf einzelne ausgezeichnete Wellenlängen abgestimmt ist. Die passenden Stromstöße schlagen ein und verursachen zwangsvoll ein automatisches Herunterlaufen des Ziel-, Pick- und Schluckreflexes, die nicht passenden fluten unverwandelt zwischen den Antennenfäden hindurch. Und so ist das Tierchen weder ein vollkommenes, noch ein langweiliges, sondern ein tragisches Wesen. Die Tragik liegt darin, daß es den Anlauf zu eigenmächtiger Arbeit, wovon es bei Ausräumung der Vorweltbeklemmungen aus dem Tastsinngeflecht eine so vielverheißende Probe gab, nicht bis zum zweiten Atemzug innerlich durchsteht. Kaum daß in der Empfindung die Abspaltung des Ich vom Du sich vollzogen hat, verfällt alles persönliche Wesen wieder in Schlaf und das Hühnchen, statt in Freiheit seine Wege selbst zu bestimmen und als Versucher an den Partner heranzutreten, läßt sich von seinen Organen vorschreiben, wie es zu leben hat. Statt produktiv, verhält es sich in allen Stücken der Welt gegenüber rein reproduktiv, das heißt wie eine Maschine.

3. Das Erleben

Doch auch der Techniker schwimmt mit seiner Meinung nur so lange oben, als das Tier die erste Stunde nach Ewigkeit noch nicht bis zum letzten Splitter aufgezehrt hat. Und daran ist es gerade. Denn indem der Pickautomat ein-, zwei- und dreimal herunterschnurrt, stopft er nicht nur Futter in den Darmschlauch hinein oder lehnt es ab und vervollkommnet im Zufassen seine mechanische Leistung, sondern verändert sich auch, entwickelt sich zu etwas Neuem.

Die klassischen Versuche in dieser Hinsicht rühren von C. Lloyd Morgan her. Er benutzte die unbedenkliche Drauflosgängerei der Hühnchen auf alles, was ihnen an genießbaren und ungenießbaren Gegenständen in die Quere kommt, zur Vermittlung einer Bekanntschaft mit den Raupen der Motte Euchelia. Diese Raupen sind durch abwechselnd schwarze und goldgelbe Ringe sehr auffällig gezeichnet und haben einen üblen Geschmack. Sie wurden, erzählt der Bericht, ohne weiteres aufgenommen, aber . . . ebensoschnell wieder fallen gelassen; die Hühnchen wischten sich angewidert die Schnäbel und gingen davon.

Diese kurze Sitzung hatte eine eigentümliche Nachwirkung. Als nämlich am andern Tag den Hühnchen, die sich inzwischen an andern Ringelraupen, den braun und grün gefärbten Larvenstadien des Kohlweißlings, wonniglich verlustiert hatten, wieder die schwarz-gelben Eucheliaraupen angeboten wurden, zauderten sie. „Eines der Hühnchen lief danach, stutzte und wischte sich den Schnabel . . . ein anderes ergriff eine Raupe, ließ sie aber sofort wieder fallen. Ein drittes näherte sich einer dahinkriechenden

Euchelia, stieß den Warnungsruf aus und rannte davon." Noch ein Versuch und die widrigen Raupen waren dem Hühnervolk Luft geworden.

Analoge Erfahrungen machte Morgan mit einem zwei Tage alten Hühnchen, das wiederholt mit gehackten harten Eiern gefüttert worden war und bereits gelernt hatte, die ihm besonders zusagenden gelben Dotterstückchen aus dem Gemisch mit den Eiweißteilchen herauszusuchen. Er mischte, um es zu täuschen, feingeschnittene Orangeschalen statt der Dotterbrocken unter das Eiweiß. Das Hühnchen fuhr ohne Besinnen auf die gelbblinkende Masse los, schleuderte den Bissen aber sogleich wieder weg. Noch einmal fiel es auf die Täuschung herein, aber von nun an konnte das Tier auf keine Weise mehr zum Aufnehmen der Orangehautstückchen bewogen werden. Ja, als jetzt die unschmackhaften gelben Orangebrocken wieder durch Eidotter ersetzt wurden, blieb letzterer unberührt. Erst nach einigem unentschlossenen Betrachten, vermutlich wohl vom leisen Farbenunterschied verführt, fing es zaghaft wieder zu picken an, den Dotter zunächst „nur eben berührend, nicht erfassend, pickte abermals, faßte und verschluckte mit wiederhergestelltem Vertrauen den Leckerbissen."

Wir sehen, wie in beiden Fällen durch eine bestimmte Sinneserfahrung das Verhalten der Tiere dauernd geändert wird. Ihr Beziehungsverhältnis zu gewissen Bestandteilen ihres Lebensraumes hat sich von Grund aus verschoben und scharf, wie schwarze von weißen Raben, heben sich aus einem zusammengekauften Kückenvolk die Versuchstiere als Gezeichnete ab. Sie sind die gleichen geblieben in Farbe und Form, im Bau der Federn, des Knochengerüstes, der Muskeln, der Augen, des Schnabels, der Zunge, der Stimme, aber sie sind andere geworden im Wünschen und verhalten sich (ebendarum) zur Gesamtmasse aller Hühner, die das Eucheliaerlebnis nicht gehabt haben, wie eine neue Varietät. Eben noch Automaten, die auf alles, was als kleines Gekrümel am Boden lag, wie Drachen losfahren mußten, schließen sie künftig und in Selbstherrlichkeit die Mottenlarven aus ihrem persönlichen Verkehrskreise aus und werfen sie zur unwirtschaftlichen Spreu, wo auf einem großen Haufen bereits die Sterne, die Wunder der Meere und alle Inventarstücke unserer Welt sich versammelt finden, zu denen ein Huhn auf Grund seines andersartigen Lebensplanes in alle Ewigkeit keinen Zugang hat. Ja, der Einfluß jenes kurzen Erlebnisses reicht meistens noch weiter: das Hühnchen geht hinfort auch an Raupen vorbei, die ähnlich wie die Eucheliaraupen gefärbt und gezeichnet sind. Ein Beobachter, der die Vorgeschichte nicht kennt, würde drum, wenn er das Tier gewisse schwarz- und gelbgeringelte Maden vernachlässigen sieht, sagen, es wähle sein Futter. Und einer, der die Versuche kennt, würde hinzufügen, daß dieses Wahlvermögen durch eine sinnliche Erfahrung dem Vogel eingepflanzt worden sei. Und beiden würde

man zustimmen müssen. Denn dieses ist das Merkmal des Erlebens: daß es andere im Wollen und Werten macht und daß es den zwangvoll Müssenden zum Rang eines planvollen Könners emporhebt. Es schafft Vertreter kleinster Unterschiede in der voluntas, der Begier.

Hier verlieren viele Menschen den Kopf, weil sie im Gestrüpp des Detailkrams und der gelehrten Sprachwüstenei naturwissenschaftlich beschreibender oder zergliedernder Werke in der Regel schon vorher ihr Selbstvertrauen eingebüßt und die Fähigkeit, den Blick auf Wesentlichkeiten einzustellen, vollkommen verloren haben. Dabei überragen die Wesentlichkeiten doch hoch und fest allen Krimskrams: — Erst lag das Tier in der Knechtschaft der Welt. Diese Knechtschaft war seine Stärke und Übermacht, solange es noch ein Embryo und zur Abtrünnigkeitsreife entfernt nicht entwickelt war. Es konnte in seiner gruftigen, vom Eigehäuse umschlossenen Tiefe das Weltall nur verdauen, indem es mit ihm verschmolz. Danach befreite es sich in der Empfindung aus dieser Knechtschaft, mit dem Erfolg, daß es hintenüber in neue fiel: in die Knechtschaft der Art. Das heißt: es gewann die Welt, aber es gewann sie nur in der Form, in der sie den Eltern erschienen war; es bewegte sich in der Gegenwart wie das Gespenst eines Huhns, nicht als Freier. Auch diese Knechtschaft war ihm Halt, Heil und Übermacht über alle Gefahren. Denn indem die Art das Tier ans Gängelband nahm und es zwang, nur jene Territorien zu betreten, die aus einer vergangenen Zeit als wohlbekannte, gut durchforschte Inselbrücken in die Gegenwartswelt herüberragten, verhinderte sie, daß das All in seiner Gefräßigkeit den Abtrünnigen mit Haut und Haar auf dem Platze wieder verschluckte. Das Hühnchen, dem Erlebnisfond der Art unterworfen, war ein Esel am Wagen und ein Jahrmarktsaffe am Seil, aber es lebte, war werktätig, zielbewußt, nicht zu verführen und gab keinen Tropfen Energie an nutzlose Unternehmungen aus.

Jetzt befreit es sich auch aus der Knechtschaft der Art und erliegt im Erleben sich selber. Es durchbricht auch die zweite Gruft und gewinnt als Preis ein persönliches, aus eigener Erfahrung herausgewachsenes Verhältnis zu gewissen madigen Lustbarkeiten, welche das Leben auf Hühnerhöfen zur Unterhaltung stelzender Kücken ausgestreut hat. Und jetzt ist dies seine Stärke und Übermacht, daß es sich von den steifen Regievorschriften des steifen Artwillens frei macht. Der Artwille, im Gehirn durch eine ganz bestimmte Struktur und Reaktionsweise gewisser Ganglienknoten materiell und mechanisch verankert, verlangt, daß das Hühnchen auf alle irgendwie kleinen Gegenstände mit gewissen Verbeugungen und Kratzfüßen losgehen und sie sich ins Maul stopfen soll, um sie je nach ihrer Schmackhaftigkeit zu schlucken oder sofort wieder wegzuwerfen. Diese Umständ-

lichkeiten erspart es sich künftig. Es hat nach seinem Erlebnis den widrigen Geschmack der Eucheliaraupen und Orangestückchen schon gleichsam im Auge und kommt deswegen ohne Pickversuch an ihnen vorbei. Der Artwille wird gewissermaßen zum rudimentären Organ degradiert und aus seinen Vollmachten abberufen: — das Erwachen wird fortgesetzt.

4. Die Ausflockung des Erlebnisrückstandes

An Tieren aus der Umgebung des Menschen sind solche Wandlungen immer beobachtet worden. Und die Sprache hat lange, bevor die Wissenschaft hier ein Problem zu wittern begann, zur Bezeichnung des Wesens der kundwerdenden Erscheinungen ein wundervolles Wort geprägt. Sie hat gesagt: das Tier lernt. Das Hühnchen „erinnere" sich beim Anblick der Raupen an den unangenehmen Geschmack, den es früher beim Erfassen der schwarzgelben Würstchen gehabt hat, und lasse sie (deswegen) liegen.

Auch die Biologie hat sich in ihren von Sammeleifer erfüllten Nomadenjahren mit einer bloßen Beschreibung der Erscheinung begnügt, und wenn sie die Tatsache, daß nach einigen Zusammenstößen von Hühnchen und Raupen der bloße Gesichtsreiz wie die Geschmacksempfindung von früher wirkt, durch eine Folgerung überhöhte, so war es die, daß ein zu derlei Äußerungen befähigtes Geschöpf keine Maschine sein könne. Das war ein sehr richtiger Schluß. Eine Maschine ist ja gerade ein Apparat, der immer die gleichen Leistungen aufweist. Nie wird sie dadurch, daß sie arbeitet, die Fähigkeit erwerben, abgekürzter zu arbeiten. Habe ich einen Pickautomaten so konstruiert, daß er zuschnappt, wenn ich durch den Augenschlitz einen Reiz einlasse und daß er das Aufgenommene bei sich behält oder wegschleudert, je nachdem der Bissen in seinem Maul bestimmte chemische Stoffe angreift oder nicht angreift, so wird er ewig erst zuschnappen müssen, bevor jener chemische Stoff in Aktion treten und sich entscheiden kann, ob der Fraß drinnen bleibt oder wieder hinausfliegt. Das Hühnchen dagegen wird allein dadurch, daß es tätig ist, so verändert, daß es in Zukunft wirtschaftlicher arbeiten kann. Es überwindet seinen eigenen Mechanismus, variiert in der Richtung selbsterhaltungsgemäßer Zentralisation des körperlichen Verrichtungsgefüges.

— — Es müssen also Instanzen vorhanden sein, die höher stehen als die Organe. Das war die zweite unabwendbare Folgerung.

Aber sie hat sich, obgleich sie schon vor mehr als hundert Jahren, lange vor Entdeckung der Zelle, von Jean Baptiste Pierre Antoine de Monet, Chevalier de Lamarck aus Bazentin-le-Petit klar gezogen wurde, im Zeitgedächtnis nirgends notiert. Denn als man endlich, satt des bloßen Beschreibens und Tatsachensammelns, in neuester Zeit das Problem der Lern-

vorgänge wie das Wunder der Wunder aus der Tiefe zog, kam man halt doch wieder zurück auf die Maschine, weil man seine größte Aufgabe darin sah, einen Gedanken, eben den der Mechanik, in die Sprache des Lebens zu übersetzen, während es doch in aller Welt nur darauf ankommen konnte, Vorgänge, die im Leben sind, in die Sprache des Gedankens zu übertragen. Man fragte darum nicht, wer Gewalt über die Struktursysteme des Körpers hat, sondern suchte zu ergründen, wie es technisch möglich sei, daß ein Reiz, der durch die Augen eingeht, in seiner Wirkungsweise für einen Reiz, der durch andere Sinnesorgane zuströmt, eintreten könne. Am eingehendsten ist dies durch Richard Semon in seiner „Mneme" geschehen. Er sagt, die „Erregungszustände", in welche die reizbare Substanz des Hühnchens durch den Gesichts- und Geschmacksreiz versetzt worden ist, sind nicht wieder spurlos verschwunden, sondern haben sich, gleich bei ihrem erstmaligen Auftreten schon, mit ganz bestimmten Fersenspuren der erregbaren Substanz des in Anspruch genommenen Nervengebiets eingegraben: die Originalerregungen haben Engramme (Inschriften) geschaffen, wie Semon sich ausdrückt. Diese Engramme sind infolge ihrer unmittelbaren zeitlichen Aufeinanderfolge so eng verkoppelt, daß sie einen geschlossenen Engrammkomplex bilden; die Folge dieser Verkoppelung ist, daß jeder der beiden Reize, die an ihrer Schaffung beteiligt gewesen sind (Gesichts- oder Geschmacksreiz), für sich allein den Gesamterregungszustand wieder erwecken kann, der zur Entstehung der Engramme geführt hat. Die Änderung des Verhaltens geht somit zurück auf eine Änderung im Bau gewisser Areale des Tierkörpers. Der Augenreiz, der ja immer derselbe bleibt, trifft bei der Wiederkehr andere Aufnahmebedingungen, eine andere objektive Wirklichkeit an, infolgedessen kann auch das Resultat nicht das nämliche sein wie früher.

Gewiß ist damit nicht nur ein geistreiches umschreibendes Bild gegeben. Die Vorstellung der Mnemebildung fühlt an die Wurzel der Dinge. Aber das Wort Engramm ist ein flächenhaftes, dünnleibiges Wort und die Mnemelehre heutiger Gestalt dringt, wie ich nachgerade glauben möchte, in ihrer rein physiologischen Analyse nicht bis zu den Saftbahnen der Geschehnisse vor; ja sie schüttet, indem sie den Forschergeist nun veranlaßt, sich der Ermittelung der Gesetze zuzuwenden, unter denen ein Engramm oder Engrammkomplex wieder ausgelöst werden kann, die Saftbahnen recht eigentlich zu und läßt uns beinahe vergessen, daß die Reproduktionsleistungen, die uns blenden, ja gar nicht möglich und vorhanden wären, wenn ihnen nicht in den Tiefen des Körpers ein Produktionsakt vorausgegangen wäre, der seiner Wesensart nach sich nun aber nie und nimmer mit einem Registraturakte vergleichen läßt.

Es muß Aufgabe eines Buches bleiben, eine zusammenfassende Analyse

dieses Produktionsaktes zu liefern und der Sinneswelle auf allen Wegen bis in jene Tiefen des Gehirns nachzugehen, in denen das Nervengeschehen mit der Bildung eines Erlebnisrückstandes und seiner Ausflockung seinen Abschluß erreicht. Hier, wo man die Arbeit nur in ihren Erträgnissen, nicht in ihren Delirien vorgelegt erhalten will, ist zu sagen, daß der Weg, den es zu wandeln gilt, auf einem Hügelrücken ausmündet, von welchem herab man ungefähr folgende Aussicht hat:

Das Mnemebildungsproblem ist ein reines Protoplasmaproblem. Der Produktionsherd aller Engramme ist die Sarkode. Das Lagerhaus, worin die Engramme aufgestapelt liegen, ist der inmitten jeder Zelle gelegene Kern. In den Engrammen werden jedoch keine „Erregungszustände" verewigt, wie von Semon und den übrigen Mechanisten behauptet wird, sondern „Beziehungszustände". Es wird kein „Stoffwechselzustand" in dem Engrammflöckchen aufnotiert, sondern eine Erscheinung geistiger Wesensart wird zur Darstellung gebracht: mit den Mitteln (und im Gebiet) jener Welt, die vom Stoffe beherrscht wird.

Am Produktionsprozeß selbst ist, nach der technischen Seite hin, wenig geheimnisvoll. Indem ein Reiz, der von außen kommt, mit Protoplasma zusammenrennt, tritt in den vorhandenen stofflichen Zustand der Zelle eine ganz neue, mechanisch faßbare Daseinsbedingung ein, der die lebendige Substanz, das Protoplasma, sich anpassen muß. Es gleicht, unter den Druck der Erregungswelle geraten, einem Körper (Billardkugel), der durch einen äußeren Eingriff (Stoß) aus seinem Gleichgewichtszustand gewaltsam herausgeworfen worden ist und nun etwas unternimmt, um in eine neue Gleichgewichtslage hineinzugelangen und auf diese Weise seine Eigentümlichkeit im Wechsel des Milieus zu behaupten. Um einer inneren Schwingungsweise sich zu entäußern und damit gegen die neue Daseinsbedingung sich auszugleichen, tut das Protoplasma aber immer nur eins: es organisiert seine innere (energetische) Spannung in Form eines Gebildes, das es von sich wegschichtet und sich selbst zum Dienststück einsetzt. Es bildet gleichsam einen Antikörper gegen den Eingriff.

Nach diesem Arbeitsgrundsatz verfährt das Protoplasma der Gehirnganglienzellen auch gegenüber jeglichem Umweltreiz, der durch die Sinnestore hereinschlüpft: es duckt sich nicht unter die Erregungswelle wie ein Hund unter die Peitsche, sondern reckt sich auf gegen den Reiz, kaut ihn in sich hinein, verarbeitet ihn und schleudert das Assimilat in Gestalt eines materiellen Teilchens von sich: — es schafft mit einem Wort sein Verhältnis zu den wirkenden Umständen um in ein neues Organ. Dieses materielle Teilchen oder Organ, unmerklich an Masse, aber sehr merkbar in seiner Wirkung, wird auf der Kerninsel abgelagert und ist Semons Engramm. Indessen wird man verstehen, warum ich dieses Wort nicht als glücklich

ansehen kann. Das Engrammflöckchen, dieses Gebilde, worin der Beziehungszustand des Tieres zu einem bestimmten Umweltbestandteil sich selbst überlebt, ist ja kein Schrift- oder Farbenzeichen, das im Protoplasma selbst hinterlassen wird. Es ist nichts Hineingeschriebenes, sondern eher etwas Hinausgeschriebenes. Es ist nicht Abdruck, sondern Ausdruck. Es ist nicht Impression, sondern Expression. Es ist nicht Erzeugnis eines mechanischen Unterwerfungsaktes, sondern eines Produktionsaktes; ein leidenschaftlicher Schöpfungsakt, ein Akt der Werkzeugbildung und Organabgliederung wird bei der Engrammbildung vollzogen. Das, was im Protoplasma der Ganglienzelle als Erregung untertaucht, wird in den Tiefen der lebendigen Substanz in Beziehung gesetzt zu einem Leben, wird aus der Form, die es hatte, in materielle Form übergeführt, wird dadurch weit über den Zustand der Ungegenständlichkeit, der ihm eigen war, hinausgehoben, avanziert in die Stoffwelt hinein, wird körperhaft, flockt sich aus, rückt weg vom Protoplasma, worin es entstand, und schichtet sich als erster frischer Lebenseindruck auf dem nämlichen Boden ab, worauf alle ererbten Eindrücke der Art bereits sich versammelt finden.

So knüpft das Protoplasma zentraler Ganglienzellen den flüchtigen Eindruck der Sinne und Seele an etwas an, was Dauer hat, wenigstens für ein Leben: an den Körper knüpft es das Flüchtige an und kapitalisiert im Sprung den Richtigkeitswert windiger Augenblicksimpressionen zum unverlierbaren Lebensgut. Nicht ein unentschlossener Hauch nur wird aufgescheucht, nicht ein Schriftzeichen nur wird hinterlassen, nicht ein Krähenfußabdruck nur, der erstarrt und zerbröselt und im Winde verweht, wird wie auf Kotschollen abgesetzt; sondern ein Stück der Welt, die draußen war, wird in ihrer besonderen Bedeutung ins Innere des Tieres hereingeholt, eine Unsterblichkeit wird durch Materialisierung und Mechanisierung, ja sagen wir es nur: durch Verrohung des zarten sterblichen Eindrucks geboren und allsogleich am passenden Orte versorgt. Der Erfolg solcher Wirtschaftsweise für das Geschöpf ist zwiefach. Er besteht einmal darin, daß es körperlich abweicht von dem, was es war, (variiert). Er besteht zweitens darin, daß es in bestimmter Richtung variiert. Indem sich nämlich im Engramm die Beziehung des Tieres zu gewissen Weltinventarstücken greifbar verdichtet, kommt es körperlich, das heißt im feinsten Gewinkel der Strukturbevölkerung seines Zellenstaates in Übereinstimmung mit den neugewonnenen Teilen der Welt. Es wächst ihr gleichsam entgegen und verzweigt sich in sie hinein, also daß auf diese Weise der Entwicklung die Gasse zum Näher-Heran an das Ein und das Alles gebahnt wird. Es wird eine neue Identität geschaffen zwischen draußen und drinnen, zwischen dem, was wirkt, und dem, was lebt, und es ist kein Wunder, daß die Welt vom Geschöpf nun schon viel besser als im Anfang beherrscht wird. –

Zugleich erhält ein stets vorhandenes Zellorgan, der Kern, ein sehr bewegtes und sehr bedeutungsvolles Gesicht: er wächst in diesem Bilde zum großen Friedhof der Erlebnisrückstände herauf, der Erlebnisrückstände der Art und derjenigen des Individuums. Er ist nicht mehr ein rätselhaftes Zellenbeiwerk, sondern Erzeugnis und Organ des Protoplasmas so gut wie die Nervenfaser, die Muskelfibrille, die Fühlborste, das Netzhautstäbchen und was sonst an mechanischen Strukturelementen in den Gewebezellen hochdifferenzierter Tiere enthalten ist. Dürfen diese Gebilde mit den Gliedmaßen unseres Leibes verglichen werden, so ist der Kern gleichsam der Zelle organisches Hirn, ihr Gedächtnispunkt und Großsiegelbewahrer, ein Rückwärtsgewandtes im Tier, was auf Weltbeziehungen und Empfindungen eingestellt ist, die verflossen sind, er ist kurzum eine Zentrale von Überlebnis. Nur daß die Überlebnisse von Beziehungen, die in den Kernstoffen organisiert und begraben liegen, nicht wirklich tot sind. Sie sind in Wahrheit immerfort da, neigen sich wie die Zweige und goldblinkenden Früchte eines hunderttausendjährigen, ununterbrochen weiterwachsenden Baumes, der auf erhöhtem Uferrand steht, schattend über den Spiegel des zugeordneten Plasmasees und beeinflussen rückwirkend die energetische Gesamtsituation seiner schöpferischen Füllmasse derart, daß nichts, was dem ererbten Charakter des Tieres nicht gemäß ist, vom Protoplasma engraphisch niedergelegt werden könnte. So wird, was das Leben hereintrug ins Tier, zu einem Wegweiser für die Zukunft, zu einer Vision, an der sich die kommende Zeit und das kommende Leben erhellen.

5. Die Mechanisierung der Seele

Das Mnemebildungsproblem hat aber noch eine andere, sehr viel tiefere Seite, die von den Mechanisten und Parallelisten, Semon nicht ausgeschlossen, grundsätzlich übergangen wird. Die Engrammscholle besitzt ja nicht bloß Quantität oder Stoffnatur, sondern auch Qualität oder Inhalt. Sie ist nicht lediglich vom Protoplasma fortgeschleudertes Massenteilchen, das im Anschluß an einen Sinneseindruck erzeugt wird. Sondern das Engrammflöckchen — wie ich bereits hervorhob — ist überdies voll lebendiger Relation zu dem Gegenstand, der den Sinneseindruck hervorruft. Denken Sie für einen Augenblick an das Raupenabenteuer der Hühnchen, so erfahren Sie ja aus dem künftigen Verhalten des Federviehs, daß das Engramm, welches beim Anblick der Raupen gebildet wurde, sich nicht auf einen x-beliebig gefärbten und x-beliebig sich bewegenden kleinen Gegenstand bezieht, sondern ausgerechnet auf den, der über die Sinnespforte hinweg in das Tierhirn hineingewirkt hat. (Anders gefärbte Raupen werden ja auch künftig gefressen.) Die Engrammflocke besitzt somit

nicht nur Körperlichkeit, sondern auch einen ganz spezifischen Inhalt. Woher wird dieser Inhalt bezogen?

Die Mechanisten und Parallelisten sind aufgeschmissen. Nur einen Weg kennt ja der Physiologe, auf welchem Hühnchen und Raupen, Subjekt und Objekt, zusammenkommen: es ist der Weg, der von den Sinnesorganen über die Nerven zum Gehirn hinaufführt. Auf ihm muß der Qualitätswert des Schauobjektes, der im Engramm erwiesenermaßen verewigt wird, mechanistischer Ansicht zufolge dem Subjekt zugeführt werden. Die Erregungswelle, die beim Anblick schwarzgelb geringelter Raupen im Sehnerv heraufwandert, müßte also verschieden sein von der Erregungswelle, die beim Anblick grauer oder grüner Raupen aus dem Netzhautgeflecht des Hühnerauges hinausläuft. Das ist aber nicht der Fall. Die Erregungswelle, auf der Sehnervenstrecke irgendwo abgefangen und im Meßinstrument untersucht, sieht im einen Fall aus wie im andern. Sie ist – und das ist eine allgemeine, im ganzen Tierreich feststellbare Erscheinung – bar jeder Beziehung zur Beschaffenheit des Objekts. Denn die Nervenfaser arbeitet streng nach dem berühmten Alles-oder-Nichtsgesetz. Das heißt, jeder Reiz, der überhaupt imstande ist, sie in Tätigkeit zu versetzen, feuert sie sogleich zu maximalster Tätigkeit an. Es gibt keine Stufigkeiten, in deren mehr oder minder stark, mehr oder minder schnell die Qualität des erregenden Objektes ihren dynamischen Ausdruck fände. Die Nervenwelle befördert drum nur die Kunde herauf, daß im Bereich eines Sinnesgebietes etwas geschieht, enthält aber keinen Hinweis auf das, was sich ereignet. Sie ist durchaus neutral.

– – Und doch ist das Geschöpf im Augenblick, wo die Sehnervenwelle ins Gehirn eintritt, ganz genau unterrichtet über das, was draußen sich zuträgt. Sein Protoplasma bildet ja ein Engramm, das von den Qualitäten des Objektes draußen geladen ist. Woher empfängt es dann seine Informationen?

Es läßt sich zeigen, daß die Animisten auf diese Frage so wenig eine befriedigende Antwort haben wie die Mechanisten und daß es nur einen Ausweg gibt: man wird endlich das zugeben müssen, was die allerdümmste Beobachtung dem Wissenschaftler und Laien seit Jahr und Tag zuträgt, was man aber, wie es scheint, bislang kaum als besonders wertvoll beachtet hat: daß, wo ein Tier und ein Gegenstand, überhaupt ein Wesen und ein Objekt im Leben zusammenkommen, es nicht nur Geschehnisse gibt außerhalb von dem Tier (Bewegungen, Geräusche, Lichtemanationen, Duftwellen und dergleichen mehr), die als Reize wirken, und nicht nur Geschehnisse gibt innerhalb von dem Tier (Nervenprozesse, Empfindungsakte), sondern Vorgänge auch, die zwischen den beiden herunterlaufen. Nehmt einen Sägebock und noch einen Sägebock und stellt sie zwei Meter weit von-

einander auf einem Hofplatze auf: es wird sich nichts zwischen den beiden ereignen und wenn sie hunderttausend Jahre so stehn. Die Stunden, die Tage, die Jahre fließen zwischen ihnen hindurch, die Böcke wandern mit dem Hof, dem Dorf, dem Königreich und der Erde rings um die Sonne und mit der Sonne um fernere zentrale Sonnen, sie fliegen durchs All und die Ewigkeit, – aber nichts zwischen ihnen geschieht. Doch nehmt einen Sägebock und einen Hund, bindet an die Hörner des Holzgestells eine Wurst, laßt den Hund die Wurst finden und fressen, macht das zweimal, dreimal vielleicht: schon wird der Hund, wenn ihr später mit ihm in die Nähe kommt, von sich aus hin nach dem Sägebock rennen, er wird ihn erkennen, auch wenn er nicht mehr am nämlichen Platze steht, wird an ihm in die Höhe steigen und die Wurst suchen, die er ein- oder zweimal dort fand. Warum wird er das tun?

Weil die Zeit zwischen ihm und dem Sägebock stille stand in jenem denkwürdigen Augenblick, als der Hund das Geräte zum erstenmal mit seinen Sinnen berührte. Das ist der Vorgang, der zwischen den beiden herunterlief und hinzukam zu den Geschehnissen außerhalb von dem Hund (den Geruchsemanationen) und denen innerhalb von dem Hund (den Nervenprozessen, dem Empfindungs- und Wahrnehmungsakt). Und überall, wo ein Weltinventarstück, ob lebendig oder tot, in den Sinnesbereich eines lebenden Wesens tritt, spielt dieses Geschehnis sich ab. Die Zeit in ihrem Laufe steht still und über sie wie über eine Brücke hinweg fließen das Tier und sein Gegenstand, Subjekt und Objekt, für Augenblicke zusammen.

Denn dies ist der tiefste, objektivierbare Unterschied zwischen allen lebenden und leblosen Körpern: daß diese zweitgenannten nur nach drei Dimensionen ausgedehnt sind, nämlich nach Länge, Breite und Tiefe, und also nur da sind im Raum, während alles, was lebt, noch in eine vierte Form der Ausgedehntheit hinüberreicht, das ist die Zeit. Schlagt einen Menschen tot: so wird es sein, als habe die Zeit ihn fallen gelassen; er existiert jetzt nur noch im Dreifachgedehnten, wo ein Berg, ein Stein, ein Kristall, ein Haus, ein Wagen, ein Elektron und Sägebock auch existieren. Die Zeit, wie an ihnen, fließt auch an ihm jetzt kontaktlos vorbei. Und nehmt einen Hund, schlagt ihn tot, nehmt einen Vogel, nehmt eine Amöbe und begießt sie mit Säure, auf daß ihr Protoplasma erstarrt, nehmt einen Kohlkopf und siedet ihn ab: sie alle werden mit dem Menschen das eine gemeinsam haben, daß sie nun außerhalb stehn von der Zeit, in der sie vorher darinnen waren, außerhalb der Gegenwart, der Vergangenheit und der kommenden Zeit, und daß sie allein existieren als Gebilde im Raum, ein jedes für sich und ohne Beziehung zu allen andern Dingen.

Demnach heißt Leben oder Beseeltsein Dasein im Raum und in der

Zeit, das ist im Vierfachgedehnten; tot oder mechanisch sein heißt Dasein im Raum, aber außer der Zeit. Und ins Leben treten heißt aus dem Raum auch in die Zeit hineintreten, so daß man sich vorübergehend in beiden aufhält.

Damit ist auch schon gesagt, daß, wo ein Sägebock ins Leben eines Hundes tritt, dieses nur darum sich fügen kann, weil ein Hund etwas ist, was den Sägebock aus seiner Isoliertheit im Raum, diesem entsetzlichen Für-sich-allein-Sein im Dreifachgedehnten, loseist und ihm eine Fähre baut, worauf er für Augenblicke hinübergelangen kann in die Zeit und also eintreten in eine Welt, die reicher und größer ist als die seine: auf daß er nun wirken mag auf den, der ihn zu sich heranholte, und aktiv werden mit aller Kraft, die er hat. Es ist damit bereits auch gesagt, daß im Augenblick, wo Raupen durchs Gesichtsfeld eines Hühnchens ziehen, das sehende Tier nicht einfach auf dem Lichtstrahl- und Nervenwege wie durch einen Strick mechanisch an das andere angepflockt wird. Sondern über diesem unteren energetischen Bogen spannt sich im Moment, wo die Erregungswelle das Plasma gewisser Hirnbezirke passiert und damit das ganze Plasmaplanetensystem des Tieres in den Erregungsvorgang mit einbezieht — über diesem unteren energetischen Bogen spannt sich als Folge der Aktivierung des Subjektes ein zweiter aus, der den wirkenden und bewirkten Gegenstand unter dem Dache der Zeitbeziehung vereinigt, nachdem der Lichtreiz in der Augenblickswende zuvor das Huhn und die Raupe durch den Raum hindurch miteinander (auf mechanischem Wege) verbunden und damit gleichsam auf einer Bühne zusammengeleitet hat. Nun tritt die Zeitbeziehung vergleichsweise wie eine physikalische Kraft, die der Experimentator als neue Konstante in den Ablaufsprozeß einer Reaktion einführen mag, in die Existenz der nervenseitlichen Geschehnisse ein und verursacht, daß sowohl das Handlungsgeschehen, wie der Prozeß der Engrammproduktion nicht in beliebiger Richtung abläuft, sondern in der Richtung auf das Objekt hin, das den Sinnen vorlagert. Nun kopulieren das Tier und sein Gegenstand unter der Decke der Zeitbeziehung, das Gegenständliche tritt gleichsam ins Herz und Interesse des Lebendigen ein und wahrlich, wie ihr am ferneren Verhalten erkennt, machen sie keinen coitus interruptus; denn in der Engrammscholle entsteht eine Frucht, die den Augenblick nach allen Erlebnisseiten erschöpft und seiner Inhalte sich wie mit Sperberkrallen versichert.

Drum ist die Definition des Protoplasmas, welche die Mechanisten in ihren Büchern führen, eben so zu erweitern, wie es von nicht ganz vernagelten älteren Forschern beinahe schon geahnt worden ist: es gehört zu den nicht weiter analysierbaren Eigenschaften dieses Stoffes, durch Reize nicht bloß erregt, das heißt aus dem dynamischen Gleichgewichtszustand

herausgestoßen zu werden; — Protoplasma hat darüber hinaus auch die Kraft, im Augenblick der Begegnung mit jeglichem Widerstand durch die Zeit hindurch, in der es selbst lebt, sich auf die Welt hinzuspannen und eine Beziehung zu knüpfen zu dem, der diese Reize ausschickt. Nennt diese Fähigkeit immerhin wie ihr wollt: ihr könnt nicht leugnen, daß sie vorhanden ist und daß sie sich regt, wo immer ein lebendes Ding und ein totes Ding oder zwei lebende Dinge im Vorpostengürtel der Sinnesorgane sich die Wege vertreten, könnt auch nicht bestreiten, daß ihr alle Beziehungen, die in der Zeit zwischen euch und den Objekten entstehen, als Empfindung erlebt, könnt endlich nicht die Tatsache aus der Welt hinwegräumen, daß diese als Empfindung erlebte Zeitbeziehung es ist, der im Engramm ihr monumentum aeternitatis gesetzt wird. Wenn ihr euch jetzt noch schnell daran erinnern wollt, daß das Engramm vorhin als das Organ vorgeführt wurde, worin ein Wesen plötzlich abweicht von dem, was es war (variiert), und zu einem neuen Körper ebenso grundsätzlich wie zu einer neuen Weltbeziehung fortschreitet, so seid ihr zur Quelle der Entwicklung so weit hinabgestiegen als es vorläufig möglich ist:

Ihr habt auf der einen Seite das Protoplasma, auf der andern Seite die Welt, habt mechanische Geschehnisse im Protoplasma und mechanische Geschehnisse in der Welt, ihr habt aber auch Geschehnisse zwischen den beiden und zwar solche von zweierlei Art: mechanische Geschehnisse erstens (Lichtemanationen, Wärmestrahlung, elektrische Strahlung, chemische Wellen usw.), die aus der Welt auf das Protoplasma herüberwirken und letzten Endes nichts als Elektronenwellen verschiedener Länge und verschiedener Geschwindigkeit sind. Sie existieren nur im Dreifachgedehnten, das heißt die Eigenschaften und Eigenschaftsunterwerfungen, die sie entfalten, entfalten sie an jedem Ort und unabhängig von jeder örtlichen Zeit; sie erzielen daher auch an jedem Ort die nämliche Wirkung. Sobald sie aber ins Protoplasma treten, treten sie in ein Reich, das noch einen vierten Parameter hat und damit in ein Milieu, das grundsätzlich verschieden ist von dem Milieu, in welchem der Physiker sie untersucht. Zwar bringen sie auch hier physikalische Wirkungen hervor oder, was dasselbe ist, behalten die Eigenschaften, die sie an jedem Orte entwickeln; denn das Protoplasma, weil es Materie und aus denselben Stoffen gemacht ist, die wir in der leblosen Welt in Händen halten, schließt alle Eigenschaften und Eigenschaftsunterwerfungen ein, die Gegenständen dreidimensionaler Ausgedehntheit zukommen. Aber sie bringen im Protoplasma eben darum, weil es noch in eine vierte Form der Ausgedehntheit hinüberreicht, nicht nur und ausschließlich physikalische Wirkungen zuwege. Sie bringen mehr zuwege, regen Größeres an, und dieses Größere sind eben jene Geschehnisse, von denen es jetzt, wo sie sozusagen erst herausanalysiert worden sind, noch zweifel-

haft sein mag, ob sie mechanisch je faßbar sein werden, von denen es aber nicht zweifelhaft ist, daß sie real vorhanden sind und daß sie auf die nervenseitlichen Geschehnisse Einfluß haben: ich meine jene Beziehungen, die ich bisher als die Zeitbeziehungen bezeichnet habe, jene Beziehungen, die wir in unserm Bewußtsein als Empfindung von etwas, was zwischen uns und den Reizgegenständen sich zuträgt, von jeher erlebt und (körperlich) in Form des individuellen Engrammzuwachses erlitten haben. Und die auch das Tier, die Pflanze und der Einzeller, unabhängig von einer bewußten Empfindung, erlebt und in ihrem Erträgnis als materiellen, variantensetzenden Engrammzuwachs des sterblichen Körpers aus jeder Lebensschlacht mit nach Hause bringt. — —

Ich kenne, weil ich mich von hinten und vorne dreimal durch den mechanistischen Bücherhaufen hindurchgefressen habe, im vorhinein den Einwand, der von da drüben gemacht werden wird: die Physiologen, ob sie nun Parallelisten oder sonst etwas sind, werden sagen, daß sie von den Geschehnissen, die sich im Augenblick der Begegnung zwischen Subjekt und Objekt abspielen, nichts zu wissen und Notiz davon nicht zu nehmen brauchten, weil diese Prozesse nicht in ihre Apparate hineingehen und kein Mittel bekannt sei, wodurch man sie der Meßbarkeit zuführen könne. In welchem Apparat habt ihr korrekten Leute jenes Axiomchen denn abgelesen, daß Erregung und Empfindung dasselbe seien, nur von verschiedenen Standpunkten her? Und in welchem Apparat habt ihr jene andere Weisheit gefunden, daß das wirkliche Leben so groß höchstens sei wie eure dreidimensionale Apparatur oder womöglich noch kleiner und also in sie hineingehen müsse wie in eine Kirche der Herrgott und daß, was nicht Platz drinnen hat, weder dem Leben eigentümlich sei, — noch dem Herrgott?

Ach merkt doch, daß mit dem Hinweis auf Raum und Zeit und das konträre Verhältnis, worin die Substanz, die in gleicher Weise Steine und Protoplasma aufbaut, zu Raum und Zeit stehen kann, nicht eine neue Metaphysik ausgeschenkt wird, sondern daß da ein neues Forschungsgebiet, das auch die Biologie wird betreten müssen, sich vor euch aufschließt. Ich biete hier keine besondere Art von Philosophie, sondern rolle ein Problem auf, dessen Existenz vor Neueren schon Bergson sehr scharf bemerkt, das er aber von Grund aus verdorben hat, als er mit ebenso kühnen wie undurchsichtigen Worten uns für die Auffassung zu gewinnen suchte, der wahre Sinn der Zeit könne sich nicht erschließen, wenn wir sie (nach dem Vorgang von Einstein-Minkowski) zur vierten Dimension des Raumes „herunterwürdigen", und der wahre Sinn des Lebens könne sich uns nicht entschleiern, solange die Materie, das Reich des Unorganischen, als jener Urgrund oder Nährboden aufgefaßt wird, aus dem eines Tages, als eine Steigerungsform physikalischer Geschehnisweisen, das Leben selber

emporwuchs. Gewiß ist es das größte Wunder, daß in ein und derselben Welt neben Pflanze und Tier, den von Lebenswillen durchpulsten Erscheinungsformen des Stoffes, in Form des Reiches der Steine, Flüssigkeiten und Gase in riesiger Breite und nur den Gesetzen der Mechanik unterworfen, die unlebendige Materie liegt. Und gewiß gibt es für den Menschengeist kein größeres Problem als dieses: zu ergründen, woher diese Gegensätzlichkeit der Formen und Inhalte kommt, will sagen, in welchem Prinzip die Möglichkeit des Gleichzeitigseins so grundverschiedener Werte ihre Ursache habe.

Aber es heißt doch von der roten Armee sich kopflos auf die Seite der blauen schlagen, wenn man als einer, der im Feldlager der Mechanisten zu der Überzeugung gekommen ist, daß Leben sich nicht auf Mechanik zurückführen lasse, nun umgekehrt — und das tut Bergson — dem Leben mit einem kühnen Satz das Primat unter den beiden Seinsweisen zuspricht und die Materie als einen Schlackenriesen sucht darzustellen, den das Leben im Niedergang, verlassen vom élan vital, aus seinem Schoße geboren habe. Solche Wertung, die im Leben ein „Primum" sieht und zugleich ein „Hoch", das zu immer größerer Höhe hinauf will, und im Unleben ein „Sekundum" erblickt, ein Nachgeborenes und Niedriges, das zu immer trüberer Tiefe hinabzieht, ist mir, ob sie auch auf umgekehrtem Weg wie der Mechanismus zu einer einheitlichen Naturauffassung gelangen will, um der Gewaltsamkeit ihrer Vorsätze und Idealisierungen willen um keinen Rappen mehr wert als alle mechanistischen Erklärungsweisen zusammengenommen. Denn der Bergson'sche Weltdurchdringungsversuch verkennt bei aller Schärfe so vieler Gedanken und erstaunlichen Fülle von Anregungen, die er ausstreut, — verkennt, sage ich, so vollkommen wie die Versuche der Mechanisten die Aufgabe, die von der Natur, indem sie in zwei Realitäten, der organischen und der anorganischen Form der Materie erscheint, dem Menschengeiste vorgelegt wird. Sie alle meinen, daß diese Aufgabe ein „Entweder" — „Oder" enthalte, das heißt sie glauben, daß man zu einem einheitlichen, die belebte und unbelebte Welt gleich vollständig umfassenden Mythus nur gelangen könne, wenn man entweder zeigt, wie Leben mechanistisch aus den Gesetzen toter Materie heraus sich entwickelt habe, oder umgekehrt zeigt, wie das Reich des Unlebens gleichsam durch Niedergang, Rückentwicklung und Verengerung aus der im Anfang vorhandenen beseelten Materie entsprungen sei. Aber es handelt sich weder um das eine, noch um das andere, sondern es handelt sich darum, der Materie zu geben, was der Materie ist, und dem Leben zu geben, was des Lebens ist, und über Materie und Leben hinaus ein Prinzip zu finden, welches das So-sein des einen eben so gut in sich schließt, wie das So-sein des andern, und zu gleicher Zeit beide, lebendes Sein und totes

Sein, aus einem Urgrund abzuleiten versteht. Nirgends besteht die Notwendigkeit, Leben aus den Gesetzen der Materie oder Nichtleben aus den Gesetzen der Seelenwelt verständlich zu machen, das heißt das eine in den Anfang zu setzen als das Erste und das andere als Folgezustand von jenem darzutun. Sondern es besteht nur der tiefe Zwang, beide als nebeneinander vorhandene Tatsachen anzuerkennen und eine Antwort auf die Frage zu finden, in welchem Prinzip dieses dauernde Nebeneinandersein und dauernde Gleichzeitigsein einer von Lebenswillen durchdrungenen Welt und einer nicht von Lebenswillen durchdrungenen andern Welt seine Begründung habe.

Dieses Prinzip glaube ich, wie angedeutet, in der wechselnden Relationsbeziehung der Substanz zu Zeit und Raum gefunden zu haben. Substanz, relativ existierend zum dreifach gedehnten Raum ist mir Materie, Unleben und untertan den Gesetzen, die der Physiker erforscht und als gültig erweist. Substanz, relativ existierend zum vierfach gedehnten Raum (Raum und Zeit), ist mir Protoplasma und unterworfen den Gesetzen des Lebens.

Mit Raum und Zeit selbst unterstelle ich letzte Dinge, nicht letzte Dinge an sich, sondern für die Rechnung letzte, letzte für den Versuch, letzte für die Erfahrung. Sie sind mir keine spät erklügelten Stellenordnungsbegriffe oder Denkbestimmungen, durch welche ein Nebeneinander und Nacheinander von Geschehnisweisen ausgedrückt wird. Das waren sie Newton. Sie sind mir auch keine Weisen des Anschauens, „bloße Gedankendinge", wie Kant. Sondern sie sind mir Grundsätze des Gegebenen, Dinge — ich kann nicht sagen: von erfahrungsmäßiger Existenz, aber doch jedenfalls behaftet mit der Möglichkeit zu erfahrungsmäßiger Existenz, denn sie brauchen sich nur mit dem Stoff, bezw. den letzten Elementarbestandteilen der Substanz, den Elektronen, schöpferisch zu verbinden, um in der Tat der Erfahrung zugänglich zu werden: im einen Fall als Materie, im andern als Leben, so daß in der neuen Form der Schöpfer mit dem Werkmaterial zu sichtbarem Sein sich zusammenschließt und wie der Künstler im Bild sich verwirklicht . . . Gewiß mag der Mensch erst im höheren Denken zu der Vorstellung von Raum und Zeit gekommen sein, es ist auch durchaus verständlich, daß er sie eines Tages für bloße „Gedankendinge" erklärte. Aber es ist doch auch gewiß, daß diese Formel nur eine grobe Annäherung gibt und daß man bei Hinausbeziehung der Tatsachen auf größere Zusammenhänge als sie sich in der reinen Vernunft verkörpern, Raum und Zeit als zwei füreinander bestimmte oder koordinierte Dinge zu nehmen habe: in dem Sinn einander koordiniert oder zugeordnet, daß die Zeit . . . der Dinge, die im Raum sind, als der Werkzeuge und materiellen Organe zur eigenen Offenbarung in der Natur notwendig bedarf.

Dann wird aber auch die Biologie in Zukunft ihre Probleme auf diese „Weltkonstanten" zu beziehen haben, wenn sie nicht ganz und gar von der Aufgabe aller Wissenschaft, „das Wirkliche auf einzige Art bestimmt zu denken" abkommen und wie ein Volk von Brotbaumameisen im eigenen Kote verkommen will. Der Versuch, das Leben aus der Materie und ihren Gesetzen zu erklären, hat sich als undurchführbar erwiesen, eine ebensowenig befriedigende Perspektive kommt bei dem Versuch, durch entgegengesetzte Gruppierung der Tatsachen zu einer einheitlichen Naturauffassung zu gelangen (Bergson und andere), heraus. Da gibt es denn zur Rettung immer nur eine Möglichkeit noch: man kehrt zurück zu den Tatsachen, nimmt es mit ihrer Versicherung, daß sie eine unendliche Aufgabe seien, ja nicht leicht und sucht ihnen von einer dritten Seite her beizukommen, indem man die Probleme anders als bisher stellt, das Nichtwissen „an einer anderen Stelle verbirgt" als die Vorgänger es taten (Enriques) und der Lösung mit neuen Methoden entgegenstrebt. Fällt die Perspektive bei diesem Annäherungsversuch besser aus, so ziehen wir in der neuen Richtung davon und warten ab, wie nah sie uns an das Wunder der Wunder, daß wir hier unten nämlich zwei Seinsweisen des Weltstoffes und in jeder Reihe Entwicklung haben, heranzubringen vermag. Bergsons Lehre klingt aus in einem Hymnus auf die schöpferische Zeit, wir werden den Raum **und** die Zeit als Schöpfer zu preisen haben.

Ein Bridgeabend

Novelle von Peter Nansen

Der Oberarzt war auf seinem abendlichen Rundgang bis Nummer 5 gekommen, wo Baron Löwendahl residierte. Er traf den Baron im Gesellschaftsanzug – Smoking und schwarzem Schlips – und eben damit beschäftigt, vor einem kleinen Spiegel am Fenster seinen graugesprenkelten Schnauzbart mit Brillantine zu besprengen.

„Ah pardon, lieber Professor,“ sagte der Baron, „nur einen Augenblick, ich bin gleich fertig.“

Mit einer kleinen Bürste gab er dem Schnurrbart einen kleinen flotten Schwung nach oben, drehte sich um und ging mit herzlich ausgestreckten Händen auf den Oberarzt zu: „Wie es mich freut, Sie zu sehen, lieber Freund. Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie auch heute nicht an meiner Tür vorbeigegangen sind. Aber so nehmen Sie doch Platz . . . Darf ich Ihnen nicht irgend etwas anbieten? Der Diener macht eben eine Besorgung für mich, aber meine Haushälterin kann etwas auftischen. Trinken Sie um diese Zeit Whisky?“

„Tausend Dank,“ sagte der Oberarzt und blieb stehen: „Sie dürfen sich wirklich keine Mühe machen. Ich gehe gleich wieder – ich weiß doch, daß Sie Gäste erwarten.“

„Nun ja,“ lachte der Baron, – „ehrlich gesagt, Herr Professor, tue ich es nicht zu m e i n e m Vergnügen. Ich säße lieber ganz still und schriebe an meinen politischen Memoiren oder malte meine Spatzen an.“

„Ja richtig, Baron, was machen Ihre Spatzen? Ich habe, glaube ich, heute vormittag, als ich im Garten spazieren ging, vor Ihrem Fenster so einen blaugestreiften Schelm gesehen.“

„Höchst sonderbar, denn ich will jetzt erst anfangen. Aber vielleicht ist es einer von den Husaren vom vorigen Jahr. Sie erinnern sich doch noch an die mit den hellblauen Flügeln und dem roten Schnabel und einer blauen Mütze mit weißen Streifen? Ein paar von denen habe ich besonders gründlich behandelt. Ach, die armen Kerle – sie sind so dankbar. Es ist ja auch traurig für sie im Frühling, wenn all die andern Vögel in ihrer Pracht und Herrlichkeit kommen, daß sie dann immer in den grauen Winterkleidern umherhüpfen sollen.“

„Dann haben Sie unsern Freund, den Generaldirektor, auch wohl angemalt?“ fragte der Oberarzt. „Mir kommt er in den letzten Tagen mächtig aufgemuntert vor.“

„Das will ich meinen. Unter uns, Professor: er hat in der letzten Woche über eine halbe Million an Kaffee verdient.“

„Sieh einer an! Da könnte ich ihm wirklich vorschlagen, dem Ingenieur die dreißigtausend Kronen zu leihen, die er braucht, um sein Luftfahrradmodell fertig zu machen."

„Um Gottes willen, Professor, verraten Sie nicht, daß Sie etwas wissen. Robertsen ist ein brillanter Kamerad und im Grunde herzensgut. Aber in Geldsachen ist er diffizil. Nein, verlassen Sie sich auf mich, ich weiß schon, wie die Sache anzupacken ist. Und gibt Robertsen erst, dann gibt er ebenso gern hunderttausend wie dreißigtausend. Voriges Jahr hat er dem König eine Million geschenkt."

„Ist das wirklich wahr, Baron?"

„Auf Ehre! Zum Dank dafür wurde er doch auch Generaldirektor. Und wenn ich auch sehr wohl einsehe, daß Robertsen ein Snob ist, so will ich doch bis an mein Lebensende für seine Ehrenhaftigkeit einstehen. Habe ich Ihnen zum Beispiel nie erzählt, was er an unserm gemeinsamen Freunde, dem Staatsrat Frankenstein, getan hat?"

„Nein — ich erinnere mich jedenfalls nicht mehr."

„Nun gut — Sie wissen, als Frankenstein vor etwa einem halben Jahr hier aufs Gut kam, da hatte er sein ganzes Geld in Zigarrenbauchbinden verspekuliert. Es hieß sogar, er sei genötigt, die ganze Sammlung zu realisieren. Die Sache war doch so, daß sich in Amerika ein Ring gebildet hatte in der Absicht, alle europäischen Konkurrenten zu ruinieren. Aber dann eines Abends, als wir unten bei Robertsen saßen und Bridge spielten, sagte er so ganz en passant zu Frankenstein: Wollen wir ein Kompaniegeschäft machen? Sie geben Ihre Sammlung, die wir auf sagen wir drei Millionen schätzen, und ich gebe eine entsprechende Summe in bar. Und dann schicken wir Carl Philip nach Amerika und lassen ihn Rockefellers und Morgans Sammlungen kaufen. Dann mögen die andern Hanswürste nur kommen. — Sehen Sie, so etwas finde ich verteufelt flott und forsch. Oder was meinen Sie, Professor?"

„Es ist höchst erfreulich für beide, für Frankenstein wie für Robertsen. Aber ich muß leider weiter, lieber Baron. Sagen Sie mir nur, ehe ich gehe: Wie war es heute mit der Abführung? Hat das Pulver geholfen?"

Der Baron lachte, daß er husten mußte. Von Husten und Lachen erstickt, prustete er: „Es hat sich herausgestellt, daß ich den Magen voller Goldfische hatte, Professor. Ich habe dem Assistenzarzt ein paar davon geschenkt. Der eine war übrigens eine Seltenheit. Es war einer, den ich seinerzeit verschluckt habe, als ich in Versailles in einen der Schloßkanäle gefallen war. Er hatte ein Halsband, das Marie Antoinette gestickt hatte. Ich glaube, das Assistenzbaby (entschuldigen Sie, das ist so ein Schmeichelname, den wir Doktor Martin gegeben haben) — freut sich mächtig darüber. Er sprach davon, er wolle ihm eine Hundemarke anschaffen und

ihn an der Seine spazieren führen. Und er wird sicher Vergnügen davon haben. Denn er hatte ganz ungewöhnlich kluge Augen. Und er konnte sein Vaterunser von Anfang bis zu Ende. Es ist ja auch nicht ganz alltäglich, daß ein Goldfisch das alte Regime und die Revolution und Napoleon und Louis Philippe miterlebt hat, – von Boulanger und la divine Sarah ganz zu schweigen. Mir ist es übrigens einerlei. Mögen sie vermodern!"

„Wer soll vermodern, Herr Baron? Die Goldfische?"

„Nein, die Preußen und die Juden – zum Teufel!"

„So so, Herr Baron! Aber regen Sie sich nur nicht auf. Viel Vergnügen und auf Wiedersehen!"

„Verzeihen Sie, Professor Salomon. Um Gottes willen, glauben Sie nicht, daß ich Sie verletzen wollte." Und indem er den Professor hinauskomplimentierte, klopfte er ihm gönnerhaft auf die Schulter. „Ich vergesse es immer, weil man es Ihnen wirklich gar nicht ansehen kann."

Kaum war die Tür geschlossen, als der Baron wieder einen Lachkrampf bekam. Er lag noch auf seiner Chaiselongue und stöhnte, als Ingenieur Westermann – Ausgangs der Dreißiger, lang, dünn, glattrasiert, kahlköpfig und mit Monokel – und Direktor Robertsen – fünfundfünfzig- bis sechzigjährig, breit und untersetzt, mit rot gesprenkeltem Gesicht, kurzem dickem Schnurrbart, einem goldenen Kneifer, das linke Bein etwas mager und schlotternd in der weißen Hose – eintraten. Beide im Smoking, der Ingenieur mit einer phantastischen lachsfarbenen Weste mit violetten Punkten, ausgeschnittenen Hausschuhen, violetten Seidenstrümpfen und etwas blankgetragenen, aber scharf gefalteten Beinkleidern.

„Aber bester Baron," sagte Robertsen, „was ist denn mit Ihnen los?"

„Er lacht am Ende noch über meine Geschichten von gestern abend," – meinte der Ingenieur.

Der Baron nahm sich plötzlich zusammen. Stand auf und machte eine Handbewegung: „Willkommen, meine Herren! Ich bitte Sie diesen nicht sehr korrekten Empfang zu verzeihen. Pardon! Aber ich sage Ihnen, es war zu lächerlich. Unser ausgezeichneter Prophet – ein vortrefflicher Mann, bedeutend in seinem Fach, nach allem, was man mir auch im Auslande, ich meine in Frankreich, versichert hat – war wirklich höchst comique. Er ging fort, kurz bevor die Herren kamen. Er ist ja so daran gewöhnt, mit verrückten Leuten umzugehen, daß er sich allmählich einbildet, alle sind verrückt. Zum Beispiel Sie, meine Herren, und ich. Und da hab ich ihm eine Geschichte von ein paar Goldfischen aufgebunden. Sie hätten sein Gesicht sehen sollen, als ich ihm erzählte, ich hätte den Magen voller alter historischer Goldfische gehabt. Und zugleich habe ich ihm einen kleinen Stüber auf seine neugierige Judennase gegeben."

Robertsen schwenkte das apoplektische linke Bein elegant und steif nach vorn, während er sich auf einen der Stühle am Spieltisch niedersinken ließ. „Ja, Sie entschuldigen," sagte er und deutete auf das Bein. Und er fuhr fort: „Ist das aber auch klug von Ihnen, Baron? Wir wissen ja doch alle, daß der Prophet ein Spion ist."

„Ein widerlicher Kriecher," fiel der Ingenieur ein, „ein alter Fuchs."

„Liebe Freunde," sagte der Baron und bot Zigaretten an, „ich schätze Ihre psychologischen Fähigkeiten in hohem Grade. Aber gestatten Sie mir die Bemerkung: keiner von Ihnen hat die Erfahrung, die man bekommt, wenn man in den Kulissen des politischen Theaters verkehrt. Suaviter in modo, fortiter in re. Sehen Sie, meine Herren, ich pfeife auf den Propheten. Wessen Spion ist er? Gut: der Spion meines lieben Schwagers und seiner perversen Sprößlinge. Aber letzten Endes: wer, meine Herren, glauben Sie, ist am stärksten? Oder meinen Sie, meine Partei läßt mich im Stich? Und sehen Sie, den Justizminister kann ich um den kleinen Finger wickeln. Ich sage das nicht aus Prahlerei. Er ist ein bon garçon. Und mein intimer Freund. Ein wirklicher Bewunderer von mir. Habe ich Ihnen seinen letzten Brief vorgelesen? Dann hören Sie zu."

Der Baron holte ein elegantes, etwas abgenutztes Portefeuille aus der Tasche und suchte aus einem Haufen vergilbter Papiere einen Brief hervor, der besonders deutliche Altersspuren trug. „Seine Exzellenz," sagte er, „schreibt mir also: Lieber Löwendahl, Sie haben vollständig recht. Sie müssen auf dem Gut bleiben und es verteidigen. Solange Sie da sind, kann nichts Verkehrtes geschehen. Und den Professor behalte ich im Auge. Sie wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können. An den Hofjägermeister — meinen Schwager also — müssen Sie nicht denken. Er ist und bleibt ein Knabe neben Ihnen, dessen eminente Bedeutung für Landwirtschaft und Politik immer in treuer Erinnerung bleiben wird. Nicht zum wenigsten bei Ihrem stets ergebenen Chr. Fr. Bertaldi.

Nun, was sagen Sie dazu?" Der Baron legte den Brief sorgfältig zusammen und wischte sich mit seinem Taschentuch die Augen, die feucht geworden waren.

„Ach ja," schloß er unter dem spöttischen Schweigen der andern: „Bertaldi ist ein Freund, auf den man sich verlassen kann. Dieses Jahr kommt er ganz bestimmt zu meinen Herbstjagden her."

Robertsen saß da und baumelte mit dem kranken Perpendikel. Er kochte vor Wut. Jetzt explodierte er. „Bertaldi ist ein Verbrecher," sagte er. „Und ich kann es beweisen."

„Er müßte im Zuchthause sitzen," fügte der Ingenieur hinzu.

Es fiel dem Baron schwer, sich zu beherrschen. Aber als der feine

Mann, der er war, nahm er sich zusammen und lachte nachsichtig: „Aber meine Herren, wie können Sie an die Beschuldigungen einer Pöbelpresse glauben!"

Robertsen stand auf und wurde ganz blutrot im Gesicht von der Anstrengung: „Dann will ich Bertaldi anschuldigen, und ich will es am Jüngsten Tag vor Gott dem Herrn bezeugen: er hat sich von meiner Frau bestechen lassen . . . dies Luder!"

„Und ich," sagte der Ingenieur und schluckte gedankenlos den Zigarettenstummel hinunter, den er noch zwischen den Lippen balanzierte: „ich kann bei meiner Seligkeit einen Eid darauf ablegen, daß er einer von seinen Kreaturen den Auftrag gegeben hat, meine erste Erfindung zu stehlen: das selbstkomponierende Klavier. Mir ist es ja schließlich einerlei. Aber die Herren müssen mir doch zugeben, daß es banditenhaft ist, eine so merkwürdige Erfindung, die alle Komponisten überflüssig macht, zu stehlen, ja ich sage rund heraus stehlen . . ."

„Aber so haltet doch in des Teufels Namen Frieden und seid gute Kameraden."

Breit und groß und jovial, das Gesicht leuchtend vor leutseliger Aufgeräumtheit, stand Rechtsanwalt Liebegott in der Tür, eine Menge phantastischer Ordensdekorationen auf der mächtigen Brust.

„Sie haben recht, lieber Advokat. Willkommen in meinem bescheidenen Hause. Doppelt willkommen als Friedensengel. Und nun, da die Gesellschaft versammelt ist, fangen wir an. Frankenstein kommt nicht, er arbeitet an seinem Katalog. Wollen die Herren losen?"

„Jawohl," antwortete der Direktor, der sich jetzt wieder hingesetzt hatte, „wenn ich nur sitzen bleiben darf."

Liebegott und der Direktor, der Baron und der Ingenieur wurden Partner. Während Liebegott gab, sagte er leicht hingeworfen: „Wir müssen wohl verabreden, wie hoch wir spielen."

„Wenn keiner von den Herren etwas dagegen hat," antwortete der Baron, „so würde ich vorschlagen: wie gewöhnlich."

„Ja, es hat vielleicht keinen Sinn, höher zu gehen," sagte Robertsen nachsichtig. „Obwohl ich für meine Person es wohl einmal mit tausend Kronen versuchen möchte."

„Ich bin kein Börsenbaron." Der Ingenieur war nahe daran, die Karten hinzuwerfen. „Ja," fuhr er fort, „ich bin leider genötigt, mit Schillingen zu rechnen. Aber die Herren können ja zu dreien spielen."

„Nun, nun, lieber Westermann" – Robertsen berührte ihn unter dem Tisch mit dem steifen Bein. „Dann bleiben wir bei den üblichen hundert Kronen."

„Ja," sagte der Baron vermittelnd, „wir spielen ja doch nicht um Geld.

Und obwohl Verlust und Gewinn sich in der Regel ausgleichen, wenn man oft zusammen spielt, so finde ich doch auch, daß keiner höher gehen soll, als er ohne Schwierigkeit vertragen kann. Also meine Herren, — hundert Kronen?"

„Meinetwegen, Baron!" — Liebegott meldete zwei Sans-atout, „und nun spielen wir also und faseln nicht. Heute abend soll's, der Teufel hol's, Ernst werden. Übrigens muß ich gestehen, daß mir verdammt trocken im Halse ist. Aber vielleicht ist es ein Mäßigkeits-Bridge?"

„Sie haben nicht so unrecht, lieber Advokat, — ich bin ganz verzweifelt. Aber ich bin durch den Besuch des Propheten völlig in meinen Dispositionen gestört worden. Pardon: jetzt werde ich klingeln."

Einige Minuten später kam eine dicke ältere Frau herein. Sie hatte eine weißleinene Schürze um. „Herr Baron wünschen?" fragte sie schmunzelnd.

„Zwei Mumm goût americain 1904; Whisky und Soda; vier Mokkalikör. Meukow 1789. Fruits assortis. Und, schönes Kind, später am Abend — sagen wir um zwölf Uhr — kaltes Geflügel, etwas Käse, englischen Sellerie und Radieschen. Habe ich Ihren Geschmack getroffen, meine Herren? Oder möchten Sie lieber etwas anderes?"

„Wie ist es augenblicklich mit Krabben?" fragte Robertsen.

„Eine ausgezeichnete Idee," sagte der Baron. „Prinzessin Sonnenschein, wissen Sie, ob es heute Krabben gibt?"

„Es gibt selbstverständlich alles, was Herr Baron wünschen."

„Also gut. Dann lassen Sie den Küchenchef die größten für uns aussuchen. Und wenn der Kaviar gut ist, bringen Sie uns auch ein paar Portionen. Soviel ich mich erinnere, muß der Croûte jetzt auch in condition sein. Also: Krabben, Kaviar, Croûte. Und gemischten Käse. Wenn der Stilton einigermaßen frisch ist, soll er ihn nicht vergessen."

„Jawohl, Herr Baron. Ich bringe, was wir haben."

„Sie sind ein Engel. Sie sind viel mehr. Sie sind die süßeste kleine Hexe. Kommen Sie einen Augenblick her zu mir, ich will Ihnen etwas ins Ohr flüstern . . . Aber Kind, warum sind Sie so scheu? . . . Glauben Sie, ich habe keinen Respekt vor Ihrer Unschuld? Auch wenn es Sie kleiden würde, auf einem Besenstil zu reiten. In Gottes Namen: gehen Sie! Geh in ein Kloster, Ophelia! Und sagen Sie dem Küchenchef, er soll gleich ein paar Flaschen Pale Ale hereinschicken, wenn er diesen Göttertrank in seinem elenden Provinzausschank hat."

Liebegott hatte sich an der Tür zu schaffen gemacht, und als Frau Hansen mit ihrem Hinterteil vorbeisegelte, praktizierte er geschickt eine Stecknadel hinein.

„Verrückte Mannsperson," sagte sie und kreischte kokett auf. „Wenn

man Witwe ist und ohne Beschützer, sollte man doch wohl in seiner Weiblichkeit in Ruhe gelassen werden."

„Gott, wie schön Sie sind, Ludowika," flüsterte Liebegott. „Kommen Sie heute nacht zu mir?"

„Ja, mit einem Lavement," sagte Frau Hansen und schlug die Tür hinter sich zu.

Die vier Herren nahmen kichernd das Spiel wieder auf.

„Ein flottes Frauenzimmer," sagte Liebegott und stocherte sich mit der Stecknadel in den Zähnen. „Ich sage Ihnen, es war, als stäche man in ein Federbett. Es schwabbelte förmlich."

„Ja, sie hat etwas Rubenssches," fiel der Baron ein. „Ob sie tugendsam ist?"

„Höhö," gluckste Westermann, daß das Monokel herunterfiel und sein Adamsapfel an seinem langen, dünnen Halse auf- und abgurgelte.

„Weibliche Tugend, meine Herren," sagte Robertsen, „ist eine Geschäftsfrage. Ich würde glauben, daß selbst Frau Hansen sich von – sagen wir einer Million verlocken lassen würde."

„Haben Sie es etwa versucht?" fragte der Baron.

„Darüber möchte ich mich nicht äußern. Diskretion ist für mich immer Ehrensache."

„Ich habe die flottesten Mädels in Europa und in Mittelamerika gekannt," sagte Westermann, „ich kann wohl sagen: Mädchen, die in irgendwelcher körperlichen Beziehung keineswegs hinter Frau Hansen zurückstanden – ob man sie nun drall oder hundemager liebt. Unter andern eine italienische Herzogin, – um nur ein einzelnes Beispiel zu nennen. Aber ich kann Ihnen versichern, meine Herren, ich habe nie einer von ihnen auch nur fünfzig Pfennig gegeben. Im Gegenteil. Nach meiner Auffassung ist es eines Gentlemans unwürdig, eine Frau zu bezahlen, die ihn liebt. Gott im Himmel, wie hatten wir es gut, – die Herzogin und ich. Und meinem Alten imponierte es mächtig, als ich von der Riviera nach Hause kam und beinahe noch Geld gespart hatte. Von dem Augenblick an hatte er Zutrauen zu mir. Er prahlte all seinen Börsenfreunden gegenüber mit meinen finanziellen Fähigkeiten. Und es war kurz davor, daß ich Direktor der Nationalbank geworden wäre."

„Höchst kurios," sagte der Baron, und sah ein bißchen verständnislos aus. Aber Liebegott grunzte vor Lachen bei Westermanns Prahlereien und stieß die Freunde rücksichtslos unter dem Tisch mit dem Fuß, ohne auf Robertsens mühsame Anstrengungen, sein krankes Bein zu retten, zu achten.

„Das ist doch wirklich schade, alter Junge, daß du dir diesen Spaß hast entgehen lassen. Dann wärst du doch wenigstens Ritter des Danebrogs geworden."

„Ritter!" sagte der Baron; „damit wäre es nicht getan. Unser ausgezeichneter Freund wäre in diesem Augenblick mindestens Kommandeur des Großkreuzes."

Westermann stieß eine Rauchwolke durch die Nase: „Hol der Teufel diesen ganzen Tingeltangel. Ja, du mußt wirklich entschuldigen" — er wendete sich zu Liebegott; „ich sehe, du hast einen neuen Pelikan bekommen."

Liebegott wurde plötzlich ernst und sagte: „Im Prinzip bin ich vollkommen deiner Meinung. Und wie die Herren sehen, trage ich auch keine dänischen Orden. Unsere einheimischen Orden sind nach meiner Meinung in erster Linie geschmacklos. Was für ein Vergnügen macht außerdem ein Orden, den jeder unbestrafte Beamte bekommen muß, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat? Aber die Orden, die ich in aller Bescheidenheit trage, bekommt niemals ein dänischer Oberst oder Bischof. Jeder einzelne ist eine Seltenheit, darf ich wohl sagen. Das sind keine Orden, die man gratis bekommt. Ich kann ohne Prahlerei von all meinen Dekorationen angeben, was jeder einzelne von ihnen in Handel und Wandel wert ist. Sehen Sie zum Beispiel diesen letzten — das Rote Kreuz der montenegrinischen Ehrenlegion — es wird im letzten Katalog mit 11500 Franken notiert. An und für sich ist das nicht teuer in Anbetracht dessen, daß lebenslängliches Adelspatent und Pascharang damit verbunden sind. Aber unter uns: ich habe es zu einem Vorzugspreis mit 25 Prozent Rabatt durch einen italienischen Kollegen bekommen, der seiner Zeit den Ordenskanzler davor gerettet hat, als Spion erschossen zu werden."

„Leider kann ich keinen Rabatt geben, lieber Baron," sagte Robertsen, der das Spiel angesagt hatte und mit den sechsundzwanzig Karten dasaß. „Jetzt nehme ich den Pikaß vom Tisch. Spiele aus. Bitte schön, Westermann, die Dame drauf! Das behagt Ihnen nicht? Aber da hilft keine gute Madonna. Wird mit dem König gestochen. Nun Bauer heraus ... Und nun decke ich auf. Haben die Herren etwas einzuwenden? Wie? Justizrat, — das haben wir fein gemacht."

Im selben Augenblick ging die Tür auf, und Frau Hansen, begleitet von einem Stubenmädchen, brachte das Abendbrot und die Getränke auf zwei großen Tabletten.

„Ein Wort zu rechter Zeit!" Westermann rieb sich entzückt die Hände. „Jetzt soll ein Whisky gut tun."

„Ja, aber nicht mehr als zwei kleine vorsichtige, Herr Ingenieur, sollte ich vom Professor bestellen," sagte Frau Hansen und stellte das Tablett auf einen runden Tisch.

Etwas nervös fragte Robertsen: „Haben Sie für mich vom Professor keinen Bescheid mitbekommen?"

„Nicht daß ich wüßte. Aber ich habe dem Herrn Generaldirektor das Pulver auf den Nachttisch gelegt."

„Der Professor hat nichts davon gesagt, daß für mich ein Telegramm gekommen ist?"

„Nein, davon hat er nichts gesagt."

„So bereiten Sie selbst das erste Glas, Sie geizige Giftmischerin," unterbrach Westermann. „Nachher nehmen wir dann Revanche. – Danke, mein Engel, danke, Sie Gesegnete unter den Frauen."

Und während die Zunge vor Wollust schnalzte und der Adamsapfel durstig auf und nieder gurgelte, goß Westermann den gelben Strom von Frau Hansens Zitronenwasser in sich hinein.

„Ah!" sagte er und stellte etwas außer Atem das geleerte Glas aus der Hand, „ah, war das schön! Whisky, meine Herren, schmeckt nur gut, wenn man ihn in langen Zügen genießt: zum Nippen eignet er sich nicht. Ludowika, mein holdes Kind, schenke den andern ein und schenke mir auch gleich mein armseliges letztes Glas ein. Und vergiß nicht, es morgen dem Professor wieder zu erzählen."

„Das Fleisch muß willig sein, Herr Ingenieur, wie in der Heiligen Schrift steht," lachte Frau Hansen blasphemisch, und sie machte einen so aufgekratzten Eindruck, als hätte sie selber einen Labetrunk genossen.

Sie hatten nun alle die gefüllten Gläser vor sich, und der Baron sagte: „Danke, liebe Frau Ludowika, Sie und Fräulein Gyldenlok können jetzt ruhig Ihr keusches Lager aufsuchen. Wir werden ausgezeichnet allein fertig. Und ich verspreche Ihnen, daß wir die andern Gäste nicht stören werden."

„Jaja, Herr Baron. Dann wünsche ich Ihnen und allen Herren einen recht vergnügten Abend."

Fräulein Gyldenlok stand schon vorsichtig an der Tür, während die abgehärtetere Frau Hansen unter etlichem koketten Gekreisch erst noch von Arm zu Arm ging.

„Ich schlage vor," sagte der Baron, als, nach dem Verschwinden der Damen, der zweite Robber im Handumdrehen beendet war, „daß wir auch den letzten Robber zu Ende spielen, ehe wir soupieren. Es ist, wie Sie sehen, nichts Warmes. Nur ein kleines kaltes Büfett. Konveniert es den Herren so?"

„Allright," antwortete Robertsen.

„Very well, Sir," fügte der Ingenieur hinzu.

„As you like" – sagte Liebegott abschließend, worauf er monoton vor sich hinleierte: „I am a little boy. Have you a sister? How do you do? Please. Can you hüpfen und springen? Will you have ein paar auf den Schnabel? Morning, Sir! Und jetzt spielen wir, hol mich der Teufel. Ohne Gefasel und Getu. Sie geben, Herr Generalissimus."

„Unser guter Rechtsanwalt," sagte Robertsen würdig, während er mit dicken, tastenden Händen die Karten verteilte, „scheint mir von dem herrlichen Whisky des Barons schon recht erfreulich beeinflußt zu sein. Darf ich mir die Frage erlauben, woher Sie ihn beziehen?"

„Ach, das ist eine Marke, die ich schon viele Jahre lang getrunken habe; ich bekomme sie durch einen kleinen Weinhändler, der seinerzeit Hofmeister auf König Eduards Lustjacht war. Aber während meines Aufenthalts hier lasse ich ihn, wie das meiste andere, vom Professor besorgen. Das ist mir am bequemsten so."

„Drei Coeur," meldete Robertsen. Er und der Baron spielten jetzt zusammen. „Nun ja, ich benutze auch den Professor. Aber bisweilen ist er nicht zuverlässig. Ich begreife zum Beispiel nicht, daß das Telegramm nicht gekommen ist."

„Drei Coeur," – Westermann überlegte. „Nun gut, ich melde fünf Pik. Erwarten Sie das Telegramm wegen des Kaffees?"

„Selbstverständlich. Fünf Pik. Dubliert."

„Redubliert."

Liebegott schlug auf den Tisch. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir nicht Schwarzpeter spielen. Jedenfalls haben wir andern wohl auch das Recht, ein Wort mitzureden. Ich melde fünf Sans-atout."

„Das Vierfache," sagte der Baron.

„Und wieviel hinten herum?" fragte Liebegott.

Der Baron flammte auf und erwiderte völlig unbeherrscht: „Ich bin kein Viehhändler."

Liebegott saß einen Augenblick gelähmt. Man fühlte ein Gewitter in der Luft. Robertsens krankes Bein zuckte nervös, so daß er fest die Hand darauf legen mußte, um es in Zucht zu halten, und der Baron versuchte vergebens die vornehme Unanfechtbarkeit seines Gesichts zu bewahren; seine Augen flackerten nervös.

Dann kam die Explosion: „Also jetzt legen wir die Karten hin, lieber Baron. Und ich darf wohl das Vergnügen haben, Ihnen morgen auf nüchternen Magen meine Sekundanten zu schicken. Euer Hochwohlgeboren müssen verzeihen, wenn das Leute sind, die für gewöhnlich mit Ochsen umzugehen pflegen."

„Meine Herren," sagte der Baron bleich und zitternd, zu Robertsen und Westermann gewendet, „ich bitte Sie diese peinliche Szene zu entschuldigen. Es ist immer bedauerlich, aber an und für sich eine gerechte Strafe, wenn man dafür büßen muß, daß man in seiner Gesellschaft nicht wählerisch war."

Im selben Augenblick klopfte es kurz und militärisch an die Tür, und ein Wärter trat ein.

Die vier Herren waren verstummt und saßen steif und korrekt mit ihren Karten da.

Eine ungeheure Erleichterung war es für alle, als der Wärter sagte: „Ich sollte Herrn Generaldirektor vom Herrn Professor bestellen, daß aus Kopenhagen telephoniert worden ist. Ich sollte nur sagen, die Sache sei in Ordnung."

Der Generaldirektor fühlte sich nicht nur erleichtert, – ihm wurde schwindlig vor Glück. Er versuchte aufzustehen, konnte aber nicht, das kranke Bein tanzte einen Veitstanz. Er wollte etwas sagen, aber die Zunge versagte. Er suchte in der Westentasche, fand aber nichts. Nahm dann den Bleistift von der Bridgeabrechnung und schrieb mit zitternder Hand etwas auf ein Stück Papier.

„Da, mein Freund," er stotterte zuerst etwas, wurde dann aber plötzlich ganz sicher und fuhr in überlegen ruhigem Geschäftston fort: „Da, Sören, das ist für Sie. Lassen Sie sich morgen von der Kassiererin diese kleine Erkenntlichkeit aus meinem Konto auszahlen. Und gehen Sie dann gleich zum Professor hinüber und überbringen Sie ihm meinen verbindlichsten Dank."

Sören besah das Stück Papier. Und mit einem gutmütigen Lächeln sagte er: „Ich danke auch vielmals. Aber ich finde, es ist doch eigentlich viel zu viel. Und Gott weiß, ob Fräulein Peddersen überhaupt so große Beträge bei sich hat."

„Wenn Sie die Summe nicht in bar bekommen können, Sören, so lassen Sie sich von Fräulein Peddersen eine Anweisung geben."

„Jawohl. Ich danke Ihnen auch vielmals, Herr Generaldirektor. Aber wenn es nicht unbescheiden ist, wäre ich für heute ganz befriedigt, wenn Herr Direktor mir eine Zigarre spendieren würden. Am liebsten eine mit Bauchbinde, denn dann könnte ich morgen Herrn Frankenstein mit der Binde erfreuen."

Robertsen und die anderen Herren fanden Sörens kindlichen Wunsch ergötzlich. „Ja, und ob Sie eine Zigarre haben sollen," sagte Robertsen und entleerte das Etui in seine Hand.

Sobald Sören aus der Tür war, sagte Robertsen: „Liebe Freunde, wenn ich mich recht erinnere, war ein Mißklang in unser Fest gekommen. Aber dies ist für mich meines Lebens größter Siegestag bisher geworden. Und ich möchte Sie deshalb bitten, mir den Beweis zu geben, daß Sie an meiner Freude teilnehmen, indem Sie allen alten Groll vergessen."

„Ach Unsinn, alter General," lächelte Liebegott, „von Neid und Groll ist hier nicht die Rede. Wir haben einander die Jacke vollgeschimpft, – weiter doch nichts. Was, Baron?"

„Ich für mein Teil, bester Herr Rechtsanwalt ... ich möchte nur betonen ..."

„Ach lassen Sie nur das Betonen. Sie sind, der Teufel soll mich holen, der reizendste und unvergleichlichste Mensch in unserm reizenden und unvergleichlichen kleinen Heimatland. Und wenn ich das hier in Gegenwart von Zeugen sage, so steht es damit felsenfest, wie durch Reichsgerichtsurteil bestätigt. Nicht wahr, Baron, jetzt trinken wir ein Glas ... Also Prosit! Trinken Sie mit, meine Herren, Sie sind Zeugen! Wohlsein allerseits! ... Und wie ist es nun mit dem Kaffee? Es schien ja eine feine Tasse Mokka zu sein, die Sören Ihnen eingeschenkt hat ..."

„Leider ist mein Mund mit sieben Siegeln verschlossen," sagte Robertsen und setzte eine mystische Miene auf, während er den Stuhl zurückschob und mit mutwillig gymnastischer Behendigkeit das lahme Bein auf den Tischrand schwang. „Nein," fuhr er fort, „es ist, im Ernst, für mich vollkommen unmöglich, etwas zu verraten. Nur soviel kann ich Ihnen wohl andeuten, daß das, was heute passiert ist, unser liebes kleines Vaterland zu einer finanziellen Großmacht machen wird. Und daß ich dazu habe beitragen können, dafür danke ich unserm Herrgott in aller Ehrerbietung und Ergebenheit. Ich freue mich auch darüber, daß ich diesen für mich und Dänemark so bedeutungsvollen Tag gerade mit Ihnen zusammen feiern kann, meine Herren! Mit Ihnen – sage ich! Mit Ihnen, meine Freunde!"

Es entstand ein kleines andachtsvolles Schweigen. Dann sagte der Baron: „Ich möchte vorschlagen, daß wir es heute abend mit den zwei Robbern bewenden lassen. Und daß wir – denn es ist schon spät – uns sofort über die bereitstehenden Erfrischungen hermachen und mit einem Glase Wein unserm genialen Freunde unsern Glückwunsch darbringen ... Wenn Sie damit einverstanden sind, so bitte ich Sie, lieber Herr Westermann, die kleine Abrechnung zu machen."

„Jawohl," sagte Liebegott, „ich werde mit dem größten Vergnügen und ohne alle Kleinlichkeit mich zu Ehren des Generaldirektors sternhagelvoll trinken. Aber ich bin doch traurig, daß Robertsen so geringes Vertrauen zu uns hat."

„Ich bitte Sie, nicht so bittere Worte zu gebrauchen, Herr Rechtsanwalt. Es gibt wirklich – das können Sie mir glauben – keinen Menschen, dem ich mein Herz lieber öffnen würde als Ihnen, dem scharfsinnigsten Juristen unseres Landes, oder Ihnen, lieber Baron, dessen Verdienste bereits in unsere politische und agrarische Geschichte eingeschrieben sind, und zuletzt, doch nicht am wenigsten, Ihnen, Herr Ingenieur Westermann, Dänemarks Edison. Der liebe Gott gebe Ihnen, lieber Westermann, seinen Segen dazu, daß Sie einmal, wenn er Sie zu sich ruft, die Reise per Luftfahrrad machen können."

„Sind Sie fertig mit der Abrechnung?" fragte der Baron.

„Einen Augenblick noch!"

„Leider haben Sie wohl nicht gewonnen?" fragte der Baron bekümmert.

„Ach Unsinn," – Westermann hatte sich von Robertsens Schmeicheleien nicht anfechten lassen; er hatte knapp hingehört; er kannte ja doch seine eigene Bedeutung selbst am besten. „Ach Unsinn," sagte er; „ein paar Tausend mehr oder weniger spielen für mich und meine Erfindung keine Rolle. Ich bin übrigens jetzt fertig. Das Resultat ist also folgendes, meine Herren: Der Generaldirektor hat wieder Glück gehabt und hat 337400 Kronen gewonnen, der Baron hat 220000 verloren, Liebegott 79400 und ich 38000."

„Gott sei Dank," sagte der Baron; „heute abend haben wir uns doch in annehmbaren Grenzen gehalten. Das wird den Professor freuen. Er ist ja doch ein bißchen spießbürgerlich. Und er kann nicht leiden, daß hier auf dem Gut allzu hoch gespielt wird. Also, bester Generaldirektor, darf ich, ehe wir zu Tisch gehen und ehe ich es vergesse, Ihnen meine Schuld bezahlen. Soweit ich mich erinnere, sind wir sonst quitt. Ich gebe Ihnen also hier auf meiner Visitenkarte einen Bon über den Betrag."

Robertsen nahm die Karte. Hielt sie einen Augenblick in der Hand – man konnte sehen, daß er überlegte und rechnete. Dann sagte er: „Wie wunderlich das Leben ist. Vor zehn, zwölf Jahren wären ein paar lumpige Hunderttausend für mich ein märchenhafter Reichtum gewesen. Ob ich jetzt, namentlich nach dem, was heute geschehen ist, zwei- bis dreihunderttausend mehr oder weniger habe, spielt absolut keine Rolle. Und ich weiß, daß unser Freund, der Ingenieur, mit einer verhältnismäßig kleinen Summe seine epochemachende Erfindung ausführen kann. Also, lieber Westermann, machen Sie mir die Freude, den Bon des Barons von mir anzunehmen."

„Das ist eine scharmante Idee!" – Der Baron strahlte vor Begeisterung.

„Nein," sagte Westermann, „das ist zuviel, das kann ich nicht annehmen. Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, lieber Generaldirektor, aber ich kann es nicht."

„Stecken Sie die Karte nur in die Tasche und machen Sie sich keine Gewissensbisse. Natürlich ist es kein Geschenk. Wenn ich nicht an Ihr Genie glaubte, gäbe ich Ihnen keinen roten Heller. Und ich verlange auch eine anständige Rente von meinem Gelde. Der Diskont ist ja augenblicklich hoch. Sie bekommen in keiner Bank Geld unter sieben Prozent. Was meinen Sie zu sechs Prozent?"

„Gewiß, wenn die Sache so geordnet wird, als eine Kapitalisierung

meiner Erfindung — dann kann ich annehmen. Aber mehr als fünfeinhalb Prozent gebe ich auf keinen Fall."

Der Baron trippelte nervös umher, entsetzt über Westermanns Frechheit. Wie, wenn Robertsen wütend wurde!

Aber Westermann war unerschütterlich. Und Robertsen, der es nicht liebte, ein Geschäft auf halbem Wege aufzugeben, ließ sich von der Kaltblütigkeit des andern imponieren.

„Also in Gottes Namen, hier haben Sie die Visitenkarte des Barons. Es bleibt also bei fünfeinhalb Prozent. Der Ordnung halber ziehen wir, wenn Sie nichts dagegen haben, die kleine Summe ab, die Sie mir für heute abend schuldig sind."

„Bitte sehr."

Während die beiden Herren mit viel formeller Höflichkeit die Visitenkarte in Ordnung brachten, hatte Liebegott auf einem einfachen Stück Papier seinen Bon über 79400 Kronen ausgestellt und schob ihn nonchalant Robertsen hin. „Bitte sehr, Herr Generaldirektor, hier ist mein bescheidener kleiner Beitrag."

„Danke bestens, Herr Rechtsanwalt." Und mit seinen dicken Fingern nahm Robertsen den Fetzen Papier und wollte ihn in seine Westentasche schieben, verlor ihn aber, ohne daß er selbst oder einer von den andern es bemerkte.

Unterdes hatte der Baron sich an dem runden Tisch zu schaffen gemacht, auf dem das Souper angerichtet war: Sodawasser, Weißbier, eine Platte mit Butterbroten, ein paar selbstgebackene Kuchen und eine Glasschale mit Apfelsinen. Mit vieler Feierlichkeit öffnete er die Sodawasserflaschen und ließ das Getränk in die Gläser schäumen.

Er klatschte in die Hände: „Messieurs sont servis! Ich bitte Sie, sich zu versorgen. Aber zunächst schlage ich vor, daß wir ein Glas auf unsern Freund, den Generaldirektor Robertsen, leeren und ihn zu diesem für ihn so bedeutungsvollen Tage beglückwünschen. Freilich können wir ja seinen Triumph nicht im vollen Maße mitfeiern, da wir ihn nicht kennen. Aber Sie wissen, lieber Robertsen, daß Sie keine bessern Freunde haben als uns. Niemanden, der herzlicher mit Ihnen Sorgen wie Freuden teilt. Ihr Wohl!"

Robertsen hatte die Rede stehend angehört, aber sie machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß sein krankes Bein völlig unbeherrscht unter ihm schlotterte. Er hatte sich an eine Stuhllehne klammern müssen, um sich aufrecht zu halten. Und als er mit allen angestoßen hatte, halfen Liebegott und der Baron ihm sorgfältig auf einen Stuhl.

Es dauerte einige Augenblicke, bis er sich zu einer Antwort sammeln konnte.

Mit einer Stimme, die mit dem Bein um die Wette zitterte, sagte er: „Nach all diesem kann und will ich meinen Entschluß zu schweigen nicht aufrechterhalten. Ich fühle, daß Sie, meine lieben, treuen Freunde, einen Anspruch darauf haben, an dem größten Ereignis in meinem Leben teilzunehmen. Ich weiß ja auch, daß ich mich völlig auf Ihre Diskretion verlassen kann.

Also, meine Herren; was heute geschehen ist, ist folgendes: von jetzt an beherrscht die dänische Regierung unter meiner Mitwirkung den Weltmarkt für Kaffee. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, sind die Kaffeepreise im letzten halben Jahr immer niedriger und niedriger geworden. Ich habe also dem Finanzminister vorgeschlagen, Dänemark solle die Chance benutzen und allen Kaffee, der am Markt ist, aufkaufen. Aber nicht nur das, sondern auch die Ernte der kommenden zehn Jahre. Der Finanzminister — ein nicht unbegabter, aber kleinlicher Mann — war zunächst — was ja ganz natürlich ist — erschrocken, aber allmählich hat er sich meinen Argumenten gefügt. Heute hat er also die Genehmigung des Finanzausschusses bekommen, und morgen kaufen fünfhundert Agenten in der ganzen Welt im Namen des dänischen Staates alles auf, was die Welt an Kaffee besitzt. Und in acht Tagen wird der Preis um fünfzig Prozent gestiegen sein. Hier handelt es sich um Milliarden, meine Herren. Dänemark kann seine sämtlichen Staatsschulden bezahlen, alle Steuern werden aufgehoben und die Apanage Seiner Majestät wird um fünf Millionen erhöht. Dies letztere ist eine ausdrückliche Bedingung meinerseits."

„Und Sie selbst, Herr Generaldirektor? Auf welche Art wird Ihr Vaterland Sie belohnen?"

„Natürlich bekomme ich einen bestimmten, genau festgesetzten Anteil am Gewinn. Außerdem werde ich zum Lehnsgrafen von Java ernannt. Eine Statue von mir wird vor der Börse errichtet, und — worauf ich besonderen Wert lege — die Universität macht mich zum Ehrendoktor. Endlich wird meine Tochter Abtissin von Stift Vallö."

Die Herren waren so überwältigt, daß sie keine Worte fanden. Endlich sagte Liebegott — und seine sonst immer frische Stimme klang ganz verschüchtert: „Aber wenn nun der Kaffee steigt und steigt, was sollen dann die armen Leute machen? Ist das nicht sehr schwer für sie?"

„Bester Herr Rechtsanwalt, — das ist natürlich ein längst erwogenes Problem. An alle dänischen Bürger wird der Kaffee zu Preisen verkauft, die sich nach ihren Einnahmen richten. Und die ganz armen Familien bekommen jährlich soundsoviel Pfund gratis — soweit ich mich erinnere fünfzig Pfund für jeden Erwachsenen, und fünfundzwanzig für Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren."

„Ja, wirklich,“ sagte der Baron, „dies ist das größte, was ich erlebt habe.“

„Ja, jetzt reden wir nicht mehr davon“ — brach Robertsen ab. „Und nun danke ich für den schönen Abend und das herrliche Souper. Ich bin müde und muß mich zur Ruhe begeben.“

„Ja, dann gehen wir wohl alle,“ sagte Westermann. „Ich muß außerdem noch einige Berechnungen fertigmachen.“

„Ein denkwürdiger Abend,“ sagte der Baron, während er sich verabschiedete. „Aber was liegt hier?“

Er bückte sich und nahm Liebegotts Bon auf. „Bitte sehr, Herr Generaldirektor, das gehört Ihnen.“

Robertsen blickte durch seinen Klemmer auf den Papierfetzen und legte ihn dann auf den Spieltisch.

„Für die Bedienung,“ sagte er. „Wenn Herr Baron gestatten,“ — fügte er galant hinzu.

Gedichte

von Albert Ehrenstein

Verzweiflung

Wochen, Wochen sprach ich kein Wort;
Ich lebe einsam, verdorrt.
Am Himmel zwitschert kein Stern.
Ich stürbe so gern.

Meine Augen betrübt die Enge,
Ich verkrieche mich in einen Winkel,
Klein möchte ich sein wie eine Spinne,
Aber niemand zerdrückt mich.

Keinem habe ich Schlimmes getan,
Allen Guten half ich ein wenig.
Glück, dich soll ich nicht haben.
Man will mich nicht lebend begraben.

Dorf

Die Bäume lauschen dem Regenbogen,
Tauquelle grünt in junge Stille,
Drei Lämmer weiden ihre Weiße,
Sanftbach schlürft Mädchen in sein Bad.

Rotsonne rollt sich abendnieder,
Flaumwolken ihr Traumfeuer sterben.
Dunkel über Flut und Flur.

Frosch=Wanderer springt großen Auges,
Die graue Wiese hüpft leis mit.
Im tiefen Brunnen klingen meine Sterne.
Der Heimwehwind weht gute Nacht.

Ethel

Ich sehne mich nach Deinen Winterwimpern,
Sommersprossen, der Frühlingshand, herbstrotem Haar
– Und nur die Winterwehmut ist und war.
Verbannt aus Frühlingsland, das wir genossen,
In graue Wüste, selbstverdrossen
Erlösche ich im Licht, das Larven scheint.
Mir weint der Regen und selbstversteint
Alt-einsames Herz
Gibt sich der Träne, die den Regen grüßt.
Wenn ich wüßte,
Wer den Regen weint in meine graue Wüste
– Sein Schmerz schluchzt nah meinem Gram um nichtgeküßte Küste
Und Tränenregen frißt
Alt-einsames Herz,
Fern Deinen Winterwimpern, Sommersprossen,
Der Frühlingshand, herbstrotem Haar
Und allem, was einst war
Und nicht mehr, nicht mehr ist.

Rundschau

Der Maler und seine Ausbildung

von Max J. Friedländer

Wir werden fast blasphemisch, wenn es gilt, den unfaßlichen Vorgang der Kunstproduktion gleichnishaft zu bezeichnen, und scheuen uns nicht, das Tun eines Sterblichen schöpferisch zu nennen. In der Wirklichkeit ist allerdings jeder Künstler zugleich Handwerker und Kaufmann. Soweit er aber Künstler ist, bringt er Dinge hervor, die keinem Bedürfnis eines Empfängers ihr Dasein verdanken. Das Kunstwerk kann Lust und Glück spenden, deshalb begehrenswert werden, so daß sein wirtschaftlicher Wert im Verhältnis zur aufgewandten Arbeitsleistung ins Ungeheuere steigt, aber schaffend vermag der Künstler nicht an den Erfolg als an einen Zweck zu denken. Indem der Künstler keine Anweisung für sein Tun von seinem Publikum empfängt, steht er außerhalb der Arbeitsgemeinschaft. Er ist Paria und Herrscher, Wohltäter und Hofnarr, Zauberer und Nichtstuer in den Augen der anderen. Je nach dem, nämlich nach der Wirkung seiner Kunst, nach dem Urteil über seine Kunst. Für dieses Urteil gibt es keinen anerkannten Gerichtshof und keine entscheidende Abstimmung.

Die Berühmtheit, die für den Beamten oder den Soldaten eine süße Zugabe am Tisch des Lebens ist, für den Künstler ist sie das tägliche Brot. Der Künstler lebt moralisch und materiell vom Ruhme. Seine gesellschaftliche Position, deren Unsicherheit einen Zeremonienmeister zur Verzweiflung bringen kann, wird namentlich durch den Ruhm bestimmt. Und nach diesem Gut kann der Künstler nicht jagen, er muß geduldig warten, bis daß der Erfolg sich einstellt. Er darf die Instanz, die sein Schicksal entscheidet, nicht für berechtigt halten, seinem Tun Gesetze vorzuschreiben. Bleibt die Wirkung aus, so kann er sich trotzig darauf berufen, daß das Publikum versage, kann aber nicht auf andere Art sein Heil versuchen.

Alle geistigen Zustände des modernen Künstlertums, wie der Zynismus

der Bohème, gesteigertes Selbstbewußtsein und verbittertes Sonderlingswesen entwickeln sich aus dem besonderen Verhältnis des Künstlers zur Gesellschaft. Da keine Bemühung die Gunst erwerben kann, die oft dem zufällt, der sich gar nicht bemüht, verzichtet der Künstler darauf, sich durch braves Benehmen zu empfehlen und trotzt der Gesellschaft. Dem ruhmlosen Künstler helfen die bürgerlichen Tugenden wenig, und dem ruhmgekrönten wird alles verziehen.

Zum Künstlertyp der Romantik gehörte Ungebundenheit der Lebensführung. Und da die Merkmale der Lebensführung leichter sichtbar sind als die Qualitäten der Kunstwerke, so hat das Publikum öfters aus dem regellosen Gebaren auf den Grad der Künstlerschaft geschlossen und dadurch die Neigung der Künstler zu Ausschreitungen gesteigert. In neuerer Zeit suchen die Künstler freilich in der Gleichförmigkeit der Gesellschaft unterzutauchen, sie bemühen sich für Offiziere in Zivil gehalten zu werden. Die Kluft im Seelischen ist aber durch die Überbrückung im Äußerlichen nicht kleiner geworden.

Der Typus des Künstlers hat sich spät entwickelt, ist eigentlich erst im neunzehnten Jahrhundert in deutlichen Umrissen sichtbar geworden. Wer in früherer Zeit Gemälde ausführte, hielt sich noch leiblich in der Reihe mit den Gliedern anderer Zünfte, er erledigte Aufträge. Beim Niedergang des Handwerks infolge der Demokratisierung und des Maschinenbetriebs wurden nützlich gebundene Kunstkräfte frei. Die Lebensformen verloren an Kunstgehalt. Fast alle Forderungen, die gegenwärtig vom Luxus gestellt werden, sind zu erfüllen, ohne daß die Kunst bemüht würde. Die Porträtieraufgabe wird von der photographischen Kamera erledigt; die Dame schmückt sich mit Perlenketten, statt mit kunstvoller Arbeit. Diese Wandlung ist oft beklagt worden. Nicht nur wirtschaftlich hat die Trennung der Kunst von dem Handwerk bedenkliche Folgen. Der Künstler hat vollkommene Freiheit erlangt und Vogelfreiheit. Die verhängnisvolle Gelöstheit der neueren Kunst offenbart sich darin, daß das typische Kunstwerk unserer Tage das Tafelbild an irgendeiner Wand hängt, an der auch ein anderes Bild oder gar kein Bild hängen könnte. Allerdings ist die Freiheit dem Künstler zugute gekommen oder doch seiner Gesinnung. Ich glaube nicht, daß eine so inbrünstige Hingabe an das Kunstschaffen, ein so asketischer Verzicht auf alle Lockungen des Lebens, wie sie sich in van Goghs Briefen offenbart, in früherer Zeit möglich gewesen wäre. Der Künstler scheint den Geist des Priesters geerbt zu haben.

Der im Falle van Goghs krankhaft gesteigerte, immerhin typische Fanatismus ist dem selbstherrlich gewordenen Künstler eigentümlich, der sich die Aufgaben selbst stellt, der in der Wollust des Schaffens und in der Hoffnung auf Ruhm Ersatz sucht für die verlorene Sicherheit und den

verlorenen Zusammenhang. Freilich — die Emanzipation der Kunst kommt nur den starken und selbständigen Begabungen zugute. Für die durchschnittliche Tüchtigkeit, die sich ehemals mannigfach nützlich machen konnte, bleibt keine Wirkungsmöglichkeit. Die Tausende, die sich dem „freien" Berufe widmen, stoßen auf die verzweifelte Entscheidung: Genie oder nichts. Angelockt von der Aussicht auf Ruhm und die Begeisterung der Jugend mit schöpferischer Kraft verwechselnd, wählen viele den Weg, der zu bürgerlich zweckdienlicher Tätigkeit nicht führt. Sie harren verbittert aus und ahmen die Geste des Genies nach. Wer Künstler sein will, ohne es zu sein, kommt in Gefahr, ein Fälscher zu werden. Das Kunstleben unsrer Tage ist durchsetzt mit Heuchelei. An den Wänden unserer Ausstellungen wirbt die falsche Originalität mit zuchtlosen und willkürlichen Gesten um Beachtung und sieht — was das Schlimmste ist — der Genialität zum Verwechseln ähnlich.

Was der Künstler nicht kann, den Erfolg aufsuchen durch richtige Witterung — der Scharlatan vermag es. Zum mindesten kann er das in seiner Wirkung Erprobte nachahmen. Seine Aussichten bei solchem Beginnen sind günstig, da, von der Masse abgesehen, selbst dem scharfsichtigen und feinfühligen Kritiker die Unterscheidung zwischen dem Echten und dem Falschen, dem natürlich Erzeugten und dem geschickt Hergestellten nicht stets leicht fällt. In manchen Fällen scheidet erst das Sieb der Zeit.

Eine Tragödie unserer Zeit ist der Fall des Künstlers, der verzweifelt nach Anerkennung ringt, der seinem Charakter nach bereit ist, sich den unklaren und launenhaften Wünschen des Publikums zu fügen, dabei aber versagt. Er leidet materiell, weil er nicht Konzessionen machen kann, und moralisch, weil er Konzessionen machen will. Eine Komödie unsrer Zeit ist der Fall des Malers, der so lange Künstler ist, wie er nicht an der Staffelei steht. Er ist prächtig und schwungvoll in Versammlungen, am Biertisch und bei Künstlerfesten, er predigt das Recht des freien Schaffens und ist genial — im Verkehr mit Frauen. Bei der Arbeit aber ist er nüchtern und schlau und stellt Dinge her, deren Wirkung er nach allen Erfahrungen erwarten kann. Er zielt auf den Erfolg und willkürlich kann er seine Produktion lenken, weil kein innerer Zwang ihr die Richtung gibt.

Prekär ist die Stellung des modernen Staates zum Künstler. Der Staat hält auf Ordnung und auf gerechten Ausgleich zwischen Leistung und Lohn. Der Künstler ist als Gegenstand staatlicher Organisation der schwierigste Fall, schon deshalb, weil anerkannte Richter fehlen, die einigermaßen frei von Irrtum das Urteil über den Wert der Kunstwerke und damit über den Wert der Künstler fällen könnten. Der Staat erkennt als

seine Pflicht an, Kultur zu fördern. Zur Kultur wird die Kunstübung gerechnet.

Im besonderen ist der Staat bei der Ausbildung und Erziehung der Künstler beteiligt, da er Hochschulen einrichtet und überwacht, an denen Kunst gelehrt wird. Die in letzter Zeit scharf diskutierte Frage nach dem Nutzen und Schaden der Akademien läßt sich wenden in die Frage, ob, wie weit und inwiefern die Kunst lehrbar sei. Lyrische Gedichte gehören auch zur Kultur. Dennoch fühlt sich der Staat nicht verpflichtet, das Entstehen von Lyrik durch Schuleinrichtungen zu fördern. Andrerseits wird kein Verständiger bestreiten, daß der Architekt eines geregelten und staatlich überwachten Lehrgangs bedarf. Offenbar entscheidet der Grad der Lehrbarkeit und der Grad der unmittelbaren Nützlichkeit.

Der Staat, der Akademien unterhält, wo das Malen gelehrt wird, verfährt jedenfalls unwirtschaftlich, da unter hundert Leuten, die er zu Künstlern ausbildet, höchstens e i n Künstler ist. Die Natur kann nicht anders als mit so grausamer Verschwendung erzeugen; ob aber der Staat gut tut, ihrem Beispiel zu folgen, erscheint zweifelhaft, zumal der e i n e Künstler, dessen Leistung die kostspielige und verwickelte Einrichtung rechtfertigen soll, wahrscheinlich verkündet, er verdanke der Schule ganz und gar nichts.

Eine historische Betrachtung gelangt zu keinem günstigen Urteil über die Akademien. Die Lehrerschaft wird ihrer Natur nach stets Autorität für sich in Anspruch nehmen und selbständigen Regungen der neuen Generation Widerstand entgegenstellen.

Kluge Kritiker, die den Gegensatz zwischen Kunstschaffen und Schule fühlen, überdies es wirtschaftlich bedenklich finden, daß der Staat mit seinem Hochschulbetrieb junge Leute anlockt, ihnen aber für den Lebenskampf ein recht schwaches Rüstzeug mitgibt, kluge Kritiker befürworten eine Reform der Akademien. In der Hauptsache soll nur das „Handwerkliche" gelehrt werden, also was ohne Zweifel lehrbar sei. Für das wirtschaftliche Fortkommen der durchschnittlichen Begabungen sei so gesorgt, da die handwerklich geschulten Kräfte auf dem Grenzgebiet zwischen Kunst und Handwerk Arbeitsmöglichkeiten fänden. Das falsche Genietum, die Scharlatanerie, der drapierte Müßiggang würden gleichzeitig bekämpft. In der Folge solcher Reform würden die Akademien mit den Kunstgewerbeschulen zusammenfallen.

Diese Umgestaltung käme einem Verzicht gleich. Es ist so ähnlich, wie wenn der staatlich organisierte Unterricht Religion und Philosophie ausscheiden, nur Geschichte der Philosophie und biblische Historie zulassen wollte.

Die Reform ist zugleich ein Traum der Kunsthistoriker, die eine ehe-

mals wirksame Verbindung von Kunst und Handwerk wiederherstellen wollen. Wenn ehemals die Kunst aus dem Handwerk erwuchs, sollen jetzt Maler und Zeichner das Handwerk emporziehen.

Ich fürchte, daß solche Bemühung im wesentlichen erfolglos bleiben wird. In Zukunft werden die amusischen Kräfte, Vernunft und Hygiene, den Gebrauchsgegenständen das Gepräge geben, die Kunst aber wird noch mehr als bisher am Rande der Lebensstraße gedeihen, vielleicht mit reicherer Blüte, gerade weil sie keine eßbaren Früchte mehr hervorbringt.

Die Verbindung von Kunst und Handwerk zum Heile beider Betätigungen ist schon deshalb eine Illusion, weil es streng genommen kein Handwerk mehr gibt, weil die Industrie mit Maschinenbetrieb das Handwerk immer mehr verdrängt. Dieser Prozeß kann aufgehalten werden, wird aber seinen Fortgang immer wieder nehmen.

Die Verteidiger der Akademie unterscheiden zwischen der angeborenen Begabung und der Ausbildung, die durch Lehre und Übung gefördert werde. Nur bei methodischer Ausbildung entwickele sich die Begabung.

Wer soll Lehrer sein? Die selbständig produktiven Kräfte, wenn anders sie überhaupt zur Verfügung stehen — im allgemeinen werden sie anderes zu tun haben als zu unterrichten — sind tyrannische Lehrer, die nicht nur ihre Art des Schaffens, sondern auch ihre Schöpfung als gültiges Muster hinstellen und Nachahmer erziehen. Die schwach produktiven Kräfte werden der Autorität ermangeln. Bei der Anstellung von Lehrkräften werden zumeist Berühmtheiten bevorzugt, damit die Hochschule Glanz gewinne. Nach pädagogischer Begabung wird am wenigsten gefragt. Gesunder Produktion sind nicht selten schiefe Prinzipien gesellt. Zumeist werden verdienstvolle Künstler in höherem Lebensalter auf Lebenszeit verpflichtet. Vielleicht bringen sie genug Duldsamkeit mit, um der Generation von heut milde und vertrauensvoll zu begegnen, gewiß werden sie die Generation von morgen nicht mehr ertragen. Jede Lehre stellt ein Vorbild auf und weist auf ein Ziel hin; jede echte Begabung strebt einem eigenen Ziele zu. Duldsames Gehenlassen ist die seltenste Lehrertugend.

Der Künstlerberuf hat sich so entwickelt, daß das Lehrbare unerheblich geworden ist. Die Herren, die so ernst und wichtig von Handwerk und Technik sprechen, kommen stets in Verlegenheit, wenn sie erklären sollen, was damit gemeint sei. Eine Technik, die durch Unterweisung vermittelt werden könnte im Gegensatz zu dem Kunstgehalt, der individuelles Eigentum sei: diese Vorstellung beruht auf einer falschen Ästhetik. Das „Technische" muß sich bis zum letzten Handgriff unmittelbar aus der individuellen Kunstabsicht entwickeln. Der Künstler muß sich selbst zusammensuchen, was er braucht, was seiner Natur gemäß ist. Er muß seine Lehrer zu finden wissen. Die Lektüre der Biographien und Briefe aller großen

Meister aus neuerer Zeit bestätigt, wie problematisch und von zweifelhaftem Wert eine willensstarke Lehre ist. Überall wechseln die begabten Schüler unruhig und unbefriedigt Lehrstätten und Vorbilder und entziehen sich dauerndem Druck. Nirgends gewinnen wir den Eindruck, daß eine stetige Erziehung nach einem Plan, das längere Verweilen bei einem Meister der Entfaltung ihrer Kunst förderlich wurde oder geworden wäre. Schülerdankbarkeit, die in der Wissenschaft nicht selten ist, wird von kräftigen Naturen in der Kunst fast nie empfunden.

Geht man dem Gerede von lernbarer „Technik" auf den Grund, so bleibt, was den Beruf des Malers angeht, nichts Wesentliches übrig als die Mahnung: Zeichnen und wieder Zeichnen. Nun, wenn anders das Zeichnen nach der Natur nicht ohne Lehrer geht, also ein kritisierender und korrigierender Meister für einige Zeit förderlich ist, so vermag ich nicht einzusehen, weshalb solche Unterweisung auf Kunstgewerbeschulen erfolgreicher als auf Akademien erteilt werden sollte. Läßt aber der Lehrer — und dies wird auf Kunstgewerbeschulen geschehen — „entwerfen" zum Beispiel für Plakate und versucht er, die biegsamen im Wachstum begriffenen Talente zweckdienlich zu verwerten, ihrer Bemühung Stil zu geben, so werden die wirklichen Künstler gegen solche Einspannung sich noch stärker auflehnen als gegen den „akademischen" Unterricht. Einer natürlichen Entfaltung ist das kunstgewerblich Gefällige und Brauchbare, das von der Mode bestimmte, von irgendeiner Kunst abgeleitete Dekorationsschema ebenso feindlich wie das absolut Akademische. Also: man kann das Rad der Entwicklung nicht rückwärts drehen. Ein Handwerk im alten Sinne gibt es nicht mehr. Die Kunst hat sich vom Handwerk gelöst und kann in den alten Zusammenhang nicht zurückgeführt werden. Das Bestreben, die Akademien den Kunstgewerbeschulen zu nähern, mag wirtschaftlich nützlich sein, vorausgesetzt, daß die Industrie ein Mehr von „Kunstkräften" aufnehmen kann. Der Industrie mag eine verständige und systematische Erziehung, wie sie in den Kunstgewerbeschulen betrieben wird, zugute kommen; die Kunst aber wird davon nicht mehr profitieren, als sie von dem Hochschulunterricht profitiert hat.

Der Künstler muß die Folgen seiner Ausnahmestellung tragen; durchaus auf seine inneren Kräfte angewiesen, darf er von der Gesellschaft und vom Staat wenig erwarten, weder Ausbildung im Wesentlichen, noch Förderung, noch Versorgung. Eine verständige Fürsorge aber, die seine Lebensbedingungen erleichtert, wird nicht gleichzeitig der Kunstproduktion ein gedeihliches Klima schaffen. Man kann nicht zugleich für die Künstler und für die Kunst sorgen.

Der junge Flaubert

von Eugen Lerch

'November', Flauberts Roman, den Kurt Wolff herausgebracht hat, ist eine große Überraschung: der gerade Gegensatz zur 'Bovary'. Dort: keine Lyrik, keine Reflexion, Abwesenheit des Autors (wenigstens behauptet's Flaubert) — hier: nur Lyrik, nur Reflexion, nur Autor. Allerpersönlichste Gefühlsergüsse — bis zur Mitte des Buches kein Atom von Handlung. Die furchtbaren Kämpfe und Krämpfe eines jungen Mannes, der mit brennendem Heißhunger nach dem „Leben" verlangt, und doch im voraus weiß, daß das Leben ihn nicht sättigen wird — weil er unersättlich ist, weil seiner Begierde kein Ziel gesetzt ist, weil ihn ekelt vor der ewigen Wiederholung der Morgen und Abende, der Sonnenauf- und Untergänge, der Arbeit, der Umarmungen, vor dem ewig Dagewesenen, vor dem Plural. Weil seine Träume bunter sind als alle Wirklichkeit sein könnte. So ist 'November' ein Roman der Enttäuschungen. Die Arbeit? — Man hört sein Hohngelächter: wiewohl er sich mitunter sagt, es wäre das Gescheiteste, das Leben weder zu ernst noch zu grotesk zu nehmen und sich seinen Anteil an dem großen Kuchen zu sichern, hat er doch nicht die mindeste Lust dazu. Hinz und Kunz mögen entzückt sein von diesem Kuchen: ihm graut vor seinem faden Geschmack. Die Menschen sind ihm ein Haufen Ungeziefer, das den edlen Stier bei lebendigem Leibe zerfrißt... Was solche heftig Unsozialen zu trösten pflegt (wenigstens vorübergehend), ist die Liebe. Da wiegen sie sich in der süßen Illusion, sich von allen andern zu unterscheiden, ganz sie selbst zu sein. Flauberts unheroischer Held ist auch darin noch unglücklicher als seine Leidensgenossen: selbst in der Liebe sieht er nicht das Einmalige, sondern das Gattungsmäßige, das, was Hinz und Kunz auch tun: „die blöde Häßlichkeit der zwei Tiere in Brunst, die man Liebhaber und Geliebte nennt". So mag man's symbolisch nehmen, wenn es eine Dirne ist, von der er diese letzte tödliche Enttäuschung empfängt: sah er doch in jeder Frau die Dirne, und sein überreiztes Gehirn dachte bei jeder Umarmung an die Umarmungen, die sie andern geschenkt hatte oder schenken würde, oder ihm selber geschenkt hatte oder schenken würde.

Wie kommt Flaubert, der sich in den Panzer der Unpersönlichkeit und Ungerührtheit, der impersonnalité und impassibilité hüllte, zu dieser höchstpersönlichen Beichte? (Denn es ist fast überflüssig zu betonen, daß es eigene Seelenzustände sind, was er da zergliedert). Des Rätsels Lösung: er hat diesen Roman mit einundzwanzig Jahren geschrieben, fünfzehn Jahre vor der 'Bovary', mit der er debutierte. Wie er später darüber

dachte? „Mittwoch" schreibt er an Luise Colet, seine literarische Geliebte, „habe ich ‚November' noch einmal gelesen. Ich war vor elf Jahren derselbe Onkel wie heute (beinahe wenigstens; so nehme ich eine große Achtung vor der Prostitution aus, die jetzt nur noch theoretisch ist und die praktisch war); das ist mir ganz neu erschienen, so sehr hatte ichs vergessen, doch es ist nicht gut, es stehen Monstrositäten von schlechtem Geschmack darin, und das Ganze befriedigt im Grunde nicht. Ich sehe keine Möglichkeit, es umzuschreiben; man müßte alles von neuem machen; hier und da ein guter Satz, ein guter Vergleich, doch der Stil ist kein Gewebe. Schluß: ‚November' wird den gleichen Weg gehen wie die ‚Sentimentale Erziehung' und mit ihr auf unbestimmte Zeit in meinem Kasten verbleiben. Ah, welch feine Nase ich in meiner Jugend hatte, es nicht zu veröffentlichen! Wie müßte ich jetzt erröten!" Er hat ‚November' in der Tat nicht drucken lassen, und erst 1910 ist es französisch erschienen.

Dieses Urteil des Reifenden über seine Jugendsünde ist wohl ein wenig zu streng. Und warum sah er „keine Möglichkeit, es umzuschreiben"? Warum machte er es nicht von neuem? Wer hinderte ihn, die so typische Geschichte des jungen Mannes, nachdem er sie einst mit der Glut und Wut des Opfertiers hinausgeschrien hatte, nunmehr mit der überlegenen Ruhe des Darüberstehenden zu erzählen? — Daß sie für ihn mehr war als eine typische Jugenderfahrung, daß er nicht darüber stand. Er hat sich ja zeitlebens nicht entschließen können, den allgemeinen Kuchen schmackhaft zu finden, und zeitlebens ist er von Enttäuschung zu Enttäuschung gestürzt, weil sein unersättlicher Geist jedes Erlebnis schon im voraus so zersann, daß ihn die Wirklichkeit hernach enttäuschen mußte. Er konnte diesen Fall nicht objektiv darstellen, weil er sein ganzes Dasein hindurch höchstpersönlich daran litt. Er hat es freilich versucht: in der ‚Sentimentalen Erziehung' — doch es ist mit Händen zu greifen, wieviel Flaubert in diesem Frédéric steckt, dem alles unter den Fingern zerbröckelt, weil er sich nicht entschließen kann zu wollen, nicht entschließen, die Frau zu nehmen, die er liebt, und die ihn lieben würde, wenn er sie nur nähme — und wenn nicht die, so eine andere: die dicke Pariser Finanzdame, oder das Mädel aus seiner Provinz, das nach ihm verrückt ist — ganz gleich, irgendeine: er würde schon „glücklich" werden, wenn ihn danach gelüstete, „glücklich" zu werden — der bloß ein zweifelhaftes Dämchen kriegt, und sich selbst die noch ausspannen läßt, und schließlich allein bleibt: aus Angst vor der Enttäuschung, aus Widerwillen gegen das Kompromiß, das auch dann noch da ist, wenn beide einander lieben und beide einander verstehen . . . Eine Askese von besonderer Art: nicht aus Moral — über die Moralvorstellungen der Bürger dachte Flaubert genau so erhaben wie nur irgendein Romantiker — sondern aus Angst vor der Enttäuschung, der

notwendigen Enttäuschung, die der Anspruchsvolle erleiden muß, wenn er vom großen Kuchen kostet ... Aus Angst vor der Enttäuschung: das ist es. Man denke an die letzte Begegnung in der ‚Sentimentalen Erziehung‘: nun könnte Frédéric die so innig Begehrte hinnehmen – doch er tut es nicht, er zündet sich eine Zigarette an. Was würde ich gewinnen? eine fade Erinnerung.

Will man wissen, wie wenig diese ‚Education‘ ein ausgeklügeltes Buch ist, so lese man seine Korrespondenz. Da schreibt er über Louis Bouilhet, seinen Freund: „Zwei Jahre von einer glücklichen Liebe völlig absorbiert hinzubringen, erscheint mir als etwas sehr Mittelmäßiges. Die Magen, die im menschlichen Fraß ihre Sättigung finden, sind nicht sehr groß; wäre es noch im Kummer – gut. Doch das Pläsir? nein! nein! es ist viel, zwei Jahre zu verbringen, ohne das Bedürfnis, hinauszukommen, ohne eine Periode zu bauen, ohne sich der Muse zuzuwenden. Wie soll man da seine Stunden verwenden, wenn die Lippen müßig sind? Zu lieben? zu lieben? Es liegt darin eine Fähigkeit zum Glück und zur Faulheit, etwas Befriedigtes, das mich anekelt."

Da sagt er auch, was ihn noch damals an der Prostitution so anzog: „Es ist vielleicht ein perverser Geschmack, doch ich liebe die Prostitution und zwar an sich, unabhängig von dem, was darunter steckt. Ich habe niemals ohne Herzklopfen eine dieser dekolletierten Frauen im Regen unter den Straßenlaternen vorübergehen gesehn, ebenso wie die Kutten der Mönche mit ihren Quasten mir in ich weiß nicht welchen ästhetischen und tiefen Winkeln die Seele kitzeln. In dieser Vorstellung der Prostitution finde ich einen so vielfältigen Berührungspunkt! Ausschweifung, Verbitterung, das Nichts der menschlichen Beziehungen, die Raserei des Fleisches und das Klimpern des Goldes, daß einen dabei der Schwindel packt, und man lernt dabei so vieles! Und man ist so traurig! Und man träumt so nett von Liebe! O ihr, die ihr Elegien fabriziert: nicht auf Ruinen müßt ihr den Arm stützen, sondern auf den Busen dieser lustigen Weiber ... Ich mache der Prostitution nur einen Vorwurf: nämlich den, daß sie ein Mythos geworden ist: die Ausgehaltene ist in die Ausschweifung eingedrungen wie der Journalist in die Poesie, wir gehen in den Zwischenfarben unter. Die Dirne existiert nicht mehr als der Heilige existiert, es gibt Soupeusen und Loretten, was sogar noch stinkender ist als Grisetten."

So weit ging sein Ekel vor dem glücklichen Bürger und seine Dostojewski-Sympathie für alle Ausgestoßenen, daß er das französische Sprichwort ‚heureux comme un sot‘ auch umgedreht hätte: „Dumm wie ein Glücklicher". Wie richtig hat doch der große Jasager zum Leben diesen großen Neinsager eingeschätzt! „In Hinsicht auf Artisten jeder Art", sagt

Nietzsche, „bediene ich mich jetzt dieser Hauptunterscheidung: ist hier der Haß gegen das Leben oder der Überfluß an Leben schöpferisch geworden? In Goethe zum Beispiel wurde der Überfluß schöpferisch, in Flaubert der Haß: Flaubert, eine Neuausgabe Pascals, aber mit dem Instinkt-Urteil auf dem Grunde: ‚Flaubert est toujours haïssable, l'homme n'est rien, l'oeuvre est tout' ... Er torturierte sich, wenn er dichtete, ganz wie Pascal sich torturierte, wenn er dachte – sie empfanden beide unegoistisch ... ‚Selbstlosigkeit' – das décadence-Prinzip, der Wille zum Ende in der Kunst sowohl wie in der Moral. –" Er stellt ihn zu Wagner und zu Schopenhauer, und hier scheint der Spruch dieses scharfen Dekadenz-Spürhundes, Ästhetik sei angewandte Physiologie, zu stimmen: Flauberts Arzt nannte seinen Patienten „ein hysterisches Weib", und Flaubert fand es zutreffend ... (Die Frage ist nur, ob der gallige Gallier den Ekel vor dem „erbärmlichen Behagen" nicht noch tiefer erfaßt hat als Nietzsche selber) ...

Merkwürdig, wie frühzeitig diese unheilbare Verachtung der Welt und der Menschen, diese Neigung, sein Glück im Unglück zu suchen, sich in dem jungen Flaubert geregt hat. Mit vierzehn Jahren schon gab er eine Zeitschrift heraus, wovon die wöchentlich erscheinende Nummer drei Blatt Papier kostete. Darin schrieb er eine „Höllenfahrt": Satan zeigt ihm die Welt, „wie sie dalag im Gold und Schmutz": „Und ich schaute einen Bruder, der seinen Bruder tötete, eine Mutter, die ihre Tochter betrog, Schreiber, die das Volk verführten, Priester, die ihre Gemeinde verrieten, Schulmeister, die junge Menschenkinder verschmachten ließen, und den Krieg, der mit seiner Sense dahinschritt wie ein Schnitter ... ‚So weise mir doch dein Reich', sprach ich zu Satan. ‚Hier ist es'. – ‚Wie denn?' – Und Satan sprach: ‚Siehe, die ganze Welt, sie ist mein Reich, sie ist die Hölle'." Und mit sechzehn schrieb er die ‚Aufzeichnungen eines Verrückten', worin es heißt: „Mit zehn Jahren kam ich zur Schule, und früh lehrte sie mich, eine tiefe Abneigung gegen die Menschen zu fassen. Nicht minder grausam ist die Gesellschaft der Knaben gegen ihre Opfer, als die andere, ebenso kleine Gesellschaft der Erwachsenen. Dieselbe Ungerechtigkeit der Menge, dieselbe Gewaltherrschaft der Vorurteile und der rohen Kraft, die nämliche Selbstsucht leiten die Handlungen der Kinder wie der Großen, was man auch über die Selbstlosigkeit und die Hingebung der Jugend geschwätzt haben mag. Jugend! Alter der tollen Streiche und der Träume, der Poesie und der Torheit: so nennen dich wohl die braven Leute, die stolz sind auf ihre „gesunde" Weltanschauung. Ich aber ward in meiner Jugend meinem ganzen Wesen nach verletzt: der Unterricht widersprach meinen Überzeugungen und die Erholungsstunden meiner wilden Neigung zur Einsamkeit. Von diesem Augenblick an galt

ich für einen Narren. Darum blieb ich einsam, in meine Langeweile eingesperrt, von meinen Lehrern gequält und von meinen Kameraden verspottet." Und schon damals dachte er: „Und jetzt, da ich alles verlache, da ich so bitter von der Torheit des Daseins überzeugt bin, fühle ich noch immer, daß die Liebe, diese Liebe, wie ich sie in der Schule erträumte, ohne ihrer teilhaftig zu sein, und wie ich sie später empfand, daß die Liebe, die mich so viel weinen und so viel lachen machte, zugleich das erhabenste Ding und die törichtste Posse unseres Lebens ist. Zwei Wesen, die ein Zufall nieder zur Erde sandte und die einander begegnen, lieben sich, weil sie verschiedenen Geschlechtes sind. Keuchend suchen sie einander, schreiten Seite an Seite durch die Nacht, lassen sich vom Tau benetzen, blicken in den Mondschein und finden ihn durchsichtig klar, bewundern die Sterne und sagen sich in allen Tonarten vor: ich liebe dich, du liebst mich, er liebt mich, wir lieben uns, sie wiederholen das unter Seufzen und Küssen, und dann kehren sie heim, beide von der gleichen Glut getrieben. Ihre Sinne haben sich erhitzt; bald hangen sie in der lächerlichsten Weise aneinander, stöhnen und seufzen und mühen sich, einem Dummkopf mehr das Leben zu schenken, einem Unglücklichen, der ihrem Beispiel folgen wird. Man betrachte die Menschen nur einmal in diesem Augenblick, wenn sie sich unbeholfener betragen als Hunde und Fliegen, wenn ihre Sinne schwinden und sie ihre Freuden in der Heimlichkeit abtun, als wäre das Glück ein Verbrechen und die Wollust eine Schande." Und dabei war auch das nicht erdacht oder erlesen: der Knabe hatte sich ernsthaft in die Gattin eines Musikverlegers Schlesinger verliebt, derselben, die er später in Paris wieder aufsuchte und die keine andere ist als die Madame Arnoux in der ‚Sentimentalen Erziehung' (die erste Fassung schrieb er bald nach ‚November'). Und dazwischen düstere Dramen und Novellen voll blutiger Romantik, voll Mord und Ehebruch, Keime zur ‚Bovary' und zum ‚Heiligen Antonius', darunter ‚Ohnmächtige Empörung', die Geschichte des Lebendigbegrabenen, der sich in hilfloser Verzweiflung abquält, die Wände seines Sarges zu sprengen ... Wir alle sind lebendig Begrabene, sagt der junge Flaubert. (Die Jugendarbeiten bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre sind, mit einer förderlichen Einführung von Paul Zifferer, bei J. C. C. Bruns in Minden erschienen).

So war der junge Flaubert schon derselbe Kostverächter wie der alte. Oder vielmehr: der große Ekel, den die meisten nur in den Jugendjahren empfinden, bevor sie gelernt haben, sich zu beschränken und zu bescheiden, (Flaubert würde sagen: mit dem Restaurantfraß des Lebens vorlieb zu nehmen) — ihm blieb er treu bis ans Ende. Freilich hat er zwischen ‚November' und der ‚Bovary' gelernt, daß ein Schriftsteller derjenige ist, dem das Schreiben schwerer fällt als anderen Leuten (wie Thomas Mann

sagt): hatte er sich als Knabe der Fixigkeit gerühmt, mit der er schrieb, so renommiert er jetzt mit seiner unendlichen Langsamkeit; freilich hat er inzwischen das große Narkotikum gefunden, eine Periode zu feilen, bis sie schwebt —: eine unschätzbare Methode der Selbstquälerei, ein stets parates Unglück, aus dem er sein Glück sog ... Man kann sich ausmalen, wie unglücklich er gewesen sein muß, bevor er die Überzeugung errungen hatte, daß seine Schriften der Druckerschwärze wert seien. Und das war nicht vor seinem 36. Lebensjahr. Ein Wunder, daß er so lange ausgehalten hat. (Vielleicht nur durch seine Galle ...)

Und diesen romantischen Hysteriker wollen uns die Literarhistoriker als „objektiv" aufreden, ja geradezu als Begründer des objektiven Romans, der mit der ‚Bovary' die Epoche des Subjektivismus oder der Romantik abgelöst habe! Als ob es nicht das Gegenteil von Objektivität wäre, auf die ein wenig verstiegene und überspannte Heldin alle Sympathie zu werfen und auf die braven Bürger, die mit ihr nichts anzufangen wissen, allen Haß! Objektiv ist die Klassik, objektiv ist etwa Goethe, wie er in ‚Hermann und Dorothea' Wirt, Pfarrer und Apotheker malt, oder Tasso und Antonio mit gleicher Gerechtigkeit bedenkt — Flaubert ist es nicht, konnte es nicht sein — dazu war er viel zu voreingenommen, war er nicht ausgeglichen genug. Man hat seine Behauptungen von seiner „Unpersönlichkeit" und „Unbewegtheit" für bare Münze genommen: bei Lichte besehen ist es damit nichts. Gewiß ist er in die Realität hineingekrochen (so widerwärtig sie dem Träumer auch war) — doch nur um zu zeigen, wie die gemeine Wirklichkeit die schöne Seele zerbricht: Dieselbe These in der ‚Bovary' wie in der ‚Education'. Dieselbe These auch im ‚November'. (Eine umfassendere Milieutheorie, als die von Taine oder Zola). So ist der alte Flaubert geblieben, was der junge war: ein Subjektiver, ein Erzromantiker.

Das Feuilleton

Eine Satire von Henriette Geerling

Es ist Spätsommer; die Zeit der Reife. Das Obst beginnt sich von den Zweigen zu lösen; es mutet behaglich-gespensterhaft an, wenn des Abends in der Stille der dunkeln Obstgärten der Apfel mit leise plumpsendem Laut zur Erde fällt; wenn das gedämpfte Aufschlagen eines unsichtbaren Gegenstandes ins tauschwere Gras das Ohr heimlich-unheimlich trifft.

Ich halte Nachsommerfrische in einem kleinen Thüringer Walddörfchen. Es ist der Ort, von dem Nietzsche im Juni 1882 an Peter Gast schrieb: „Tautenburg liegt in Wäldern versteckt.“ Als ich hier vor Wochen auf einer Wanderung in die Dorfschenke einkehrte, erkundigte ich mich beim Kellner nach der Wohnung, die der Philosoph Friedrich Nietzsche vor Jahren innegehabt. „Nietzsche? Nietzsche?...“ fragte suchend und bereitwillig der Halbwüchsige, getreu der Idealforderung seines Berufs, alles Verlangte möglichst unverzüglich zur Stelle zu schaffen: „Nietzsche!... der Name kommt mir so bekannt vor..., ich glaube, die Herrschaften wohnen öfters hier.“ – Hier ist gut sein, hier will ich Hütten bauen, sagte aufhorchend mein schriftstellerischer Instinkt. Jetzt hause ich schon seit Wochen in denselben Räumen, die vor achtundzwanzig Jahren den großen Einsamen beherbergten; dieselben schlichten, ganz unverbildeten Bauersleute, die dem großen Schweigsamen damals die Tageszeiten boten, bieten sie jetzt mir. – Es leuchtet ohne weiteres ein, was diese Sachlage für ein schriftstellerisch sich betätigendes Wesen, sei es männlicher, sei es weiblicher Natur, bedeutet; nämlich, grob ausgedrückt: ein Feuilleton.

Ich habe zwar eine unbegrenzte Verachtung für das Feuilleton; ich lese es nie; und die zwei oder drei Geschriebenen, die ich auf dem Gewissen habe, stammen aus der allergrünsten Zeit meiner literarischen Flegeljahre. Seitdem habe ich unzähligen, aufdringlich sich gebahrenden Ideen zu „packenden“ Feuilletons mit hörnenem Gleichmut und einem gehässigen: Du kannst mir gestohlen werden! den Rücken gedreht. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben; es gibt Gruppierungen von Umständen, die den Geist vergewaltigen. Zu allen Tagesstunden mit Ehrfurcht und Rührung dieselben Dielenbretter, dieselbe primitive, kornblumenfarbene Treppe zu beschreiten, die der Schöpfer der Fröhlichen Wissenschaft einst im gleichen Rhythmus von Tagesebbe und -flut betreten hat; sein Ich beständig in direkte Beziehung zur Person des Zarathustra-Sängers gesetzt zu sehen, von einem alten Bauern mit guten, mitteilsamen blauen Augen: „Wenn Ihne wos nech recht ös, gnä'ge Frau, schimpfen Se ruhig, wie Herr Nietzsche...“ der Bauer ist im Begriff, seine Ziege zu melken, kehrt aber an der Stalltür um und läuft mir nach: „awer er meent' es nech beese, neej, neej, beese meent ers nech!“ – das sind Lagen, nichtwahr, auf die der Belletrist, der geistig hüpferisch veranlagte Mensch ebenso naturnotwendig feuilletonistisch reagieren muß, wie der Froschschenkel mit einer ganz bestimmten Reflexbewegung seiner Schwimmuskeln auf den galvanischen Strom antwortet.

In den ersten Tagen erfüllte mich ein ungeheures Hochgefühl geistiger Befruchtung. Ich fühlte, ich war auf eine einzigartige dichterische Fundgrube geraten. Ein Titan, ein Gewaltiger des Geistes hatte hier vor

Zeiten unerkannt sein Wanderzelt unter ackerbauenden Zwerglein aufgeschlagen; ich war nun zufällig des Wegs gekommen; und wie der Prähistoriker aus geringen Aschenresten eine ganze verschüttete Kultur wiedererstehen läßt, so wollte ich aus den Erinnerungsbrocken der Familie Hahnemann das Charakterbild des großen Umwerters lückenlos aufbauen und künstlerisch verwerten. Ich hatte eine große, eine literarisch bedeutsame Aufgabe vor mir. Gleich am ersten Abend, als ich mit Vater Hahnemann im Zwielicht vor seiner Haustür zusammentraf, befragte ich ihn nach seines früheren Mieters Eigenart. Da kamen die Kinder aus der Stube gelaufen; sie setzten sich mit dem Butterbrot in der Hand auf die Bank, gleichsam schmatzend in der Vorfreude auf einen doppelten Genuß, der das Materielle mit dem Feingeistigen vereinen würde. „Vaoter — erzähl zuerst das von dem Gickelhahn . .“ „Neej Vaoter — das von dem heulenden Hund . .“ „Neej Vaoter — das von dem Insektenpulver!“ . . .

Und Vater Hahnemann erzählte. Drei Anekdötchen unbedeutenden Inhalts. Aber alle drei bedeutend als Zeugen für das leidenschaftliche Bedürfnis eines wuchtig arbeitenden Gehirns nach ungestörter Nachtruhe. Die Geschichte vom Gickelhahn schloß so: „Do' sogt' ch em: Herr Professor, 'ch weeß Sie en Mittel: Kopp ab! — do frug er mech, ob es denn keen anderes Mittel gäbe, den Gickel still ze moche; ober 'ch sogt' em: Herr Professor, dos ös de eenz'ge un de beste Methode: Kopp ab!“ — Sieh, sieh, dachte ich mir, da haben wir ja den Hammerphilosophen, den Zertrümmerer der herrschenden Moral, wie er sich gegen das radikale Vorgehen des als gefühlvoll geltenden deutschen Bauern sträubt . . .

An jenem Abend fühlte ich: ich würde die Welt mit einem geistigen Gebilde von unerhörter Eigenart beglücken. Ein Einmaliges, schlechthin nie Dagewesenes würde ich schaffen. Die weltenweiten Gegensätze, Titan und Hirtenvolk — kulturmeißelnder Philosoph und düngerbreitender Ackersmann — wollte ich in einen Essay von Feuilletonlänge, in einen Rahmen von entzückender Feinheit vereinigen. Die schauderhafte Begriffsverkuppelung „Nietzsche-Feuilleton“, die sich wie die vollendete contradictio in adjecto anhört, würde durch meine Kunst veredelt, zur Einheit versöhnt werden. Ich würde die Erlöserin für eine bisher geringgeschätzte Literaturgattung werden; ihr den Weg zu klassischer Größe weisen. Das Feuilleton, die kümmerliche literarische Eintagsfliege, sollte sich von nun an fähig zeigen, auf ihrem schmächtigen Flügel selbst die diamantene Pracht Nietzschescher Gedankenwelten zu tragen. Was Richard Wagner für die Oper gewesen, würde Henriette Geerling für den Feuilletonismus werden: Reformatorin, Brecherin neuer Bahnen.

Aber schon nach drei Tagen schlug meine Schaffenszuversicht in Ob-

gefühl um. Die drei Geschichtchen — die vom Hahn, vom Hund und vom Insektenpulver — erwiesen sich als Vater Hahnemanns ganzer Reichtum an Nietzsche-Erinnerungen. Er war sehr viel ehrlicher als unsereins es zu sein pflegt, — ich meine uns Belletristen. Er log nicht da, wo es im Grunde nichts zu erzählen gab, das Blaue vom Himmel seiner Phantasie herunter, was doch geradezu das Wesen der Belletristik ausmacht. Er kam mir vor wie ein Schwamm, den man nach dem Auspressen wieder in dasselbe Gefäß zurückfallen ließe: jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, hatte er sich von neuem getreulich mit Nietzsche-Material vollgesogen; aber unter meinem forschenden Fingerdruck kam immer nur die gleiche Substanz zum Vorschein. Der Quell, der mir anfangs so naturhaft reichlich zu sprudeln schien, entpuppte sich als stehendes Gewässer. Der Vater Hahnemann sahs selber mit wortreichem Bedauern ein. „Wenn 'ch dos gewußt hätte, doß er su berühmt warre würd'! ech Dämelsack! 'ch wor en dummer Bauer, gnä'ge Frau! Wosser heulen kunnt' 'ch noch heutigen Toges!..." Der Bauer hatte eben vor 28 Jahren — ganz wie das deutsche Publikum — dem einsiedlerischen Professor mit dem tief auf die Brille hinabgezogenen Hut keine besondere Beachtung geschenkt; anders rum: das deutsche Publikum hat vor 28 Jahren so wenig wie ein Bauer geahnt, daß der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches" und „Morgenröte" eine weltgeschichtliche Erscheinung wäre — sonst hätte man damals selbst in der verstecktesten Sommerfrische um seine Bedeutung gewußt. Der Unterschied zwischen beiden war paradoxerweise der, daß dem ungebildeten Bauer aus dem gleichen Stumpfheitsfehler der ungleich größere Nachteil entstanden war. Die Kulturmenschheit führte sich, nachdem sie den lebenden Denker — ihrer lieben Gewohnheit nach — mit grandioser Unbekümmertheit hatte zugrunde gehen lassen, nach seinem Tode in aller Gemächlichkeit seine Werke zu Gemüt. Der Bauer dagegen hatte der leiblichen Person des lebenden Philosophen bereitwillig Unterkunft und sorgsame Pflege gewährt, die ihm übermittelten Gedankenschätze aber unbedenklich vernichtet; — und dieser Schaden war ein für allemal unersetzbar. Ganze Stöße von entwerteten Kladden und halbzerrissenen Manuskripten waren ihm in jener Zeit — 1882, als der Dichterphilosoph sich mit Zarathustra-Gedanken trug! — von seinem Mieter zur Hand gestellt worden mit einem: „Räumen Sie das fort, Hahnemann!"

„Schaffen Sie das weg." Der Bauer hatte alles getreulich in seinem Küchenofen verbrannt. Nach Jahren hatten die eifrigen Nachfragen von Sammlern und Liebhabern, europäischen und amerikanischen, es ihm schmerzvoll zum Bewußtsein gebracht, mit was für unerhört kostbarem Heizmaterial er dazumal seine Kartoffeln gar gekocht hatte. Leiterin und Mit-

arbeiter des Weimarer Archivs hatten in seinem Heim und in ganz Tautenburg Nachforschungen nach Nietzsche-Manuskripten angestellt; Schränke, Kommoden, Ofenlöcher, Fußbodenritzen der Hahnemannschen Wohnung waren von hartnäckigen Sommergästen auf Papierfetzen hin um und um gesucht und unterwühlt worden; für den kleinsten, aus dem Papierkorb geretteten Schnitzel hatte man dem Bauern Gold geboten; — er aber hatte damals alles gewissenhaft in seinem Herd verbrannt — — er mußte mit Entsetzen, mit Gram und Wut nachträglich feststellen, daß ihm nicht etwa nur ein Traum von Reichtum, sondern eine handfeste Wirklichkeit von unermeßlichem Wohlstand buchstäblich in Rauch aufgeflogen war.

Vorübergehend kam mir natürlich der Gedanke, diese Tragikomik zur Basis meines Feuilletons zu machen. Aber als ich einmal an einem Regentage den Vater Hahnemann, Jammer in den alten Augen, vor seinem entzweigegangenen kleinen Göpelwerk stehen sah, das er mit seiner Kuh in Bewegung setzte — ein grauer, gebeugter Mann, der mit seiner Hände Arbeit elf Kinder groß gebracht hatte — verwarf ich die schriftstellerische Verwertung menschlicher Lebensnot als unwürdig. „Vater Hahnemann," sagte ich ihm an jenem Abend, „eins möchte ich gern noch von Ihnen wissen über Ihren Professor Nietzsche. Gerade von Ihnen! War er ein g u t e r M e n s c h?" Der Bauer sah mich mit seinen mitteilsamen blauen Augen erstaunt an, als fragte ich ihn nach dem bekannten Weg. „Jo freilich! freilich wor er dos! Wissen Se", mit vorgebeugtem Kopf und ernstem Ausdruck: „ech ha' geweint, als er furtging! Neej, neej, 'ch loß nichts uf 'n kumme! 'ch loß nichts uf 'n kumme! ech ha g e w e i n t, als er furtging!" mit inbrünstigem Glauben an die Kraft seiner Beweismittel. „Schön, Vater Hahnemann, nun weiß ich genug," sagte ich, „nun brauch ich eigentlich nichts mehr zu wissen." Und ich steckte meine ehrgeizigen schriftstellerischen Pläne ein und kehrte mit einem froh-verächtlichen: „Du kannst mir gestohlen bleiben!" meinem Nietzsche-Feuilleton den Rücken.

Aber hier hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht, in diesem Fall: meinen Entschluß gefaßt ohne Rücksicht auf die Gesetze des Schaffens. Es ist einmal nicht anders: ist der Geist von den Verhältnissen genotzüchtet worden und hat er empfangen, dann muß er gebären; es bleibt ihm keine Wahl, nur die Möglichkeit der normalen oder der Fehlgeburt ist gegeben. Ich m u ß t e jetzt ein Nietzschefeuilleton schreiben; außerdem: meine geistige Existenz hing davon ab. Täglich, stündlich den hohen Reiz dieses seltenen Stoffes zu empfinden, der zugleich heroisch und naiv war, tiefgründig und einfältig, der Kulturgeschichte und Idyll vereinte; aber keine Form zu finden, in die sich diese wirksamen Gegensätze eindrucksvoll zusammenfassen ließen — das bedeutete das geistige Armutszeugnis, den

inneren Offenbarungseid. Ich wäre vor mir selber auf ewige Zeiten schriftstellerisch unten durch gewesen, wenn ich fünf Wochen in der Nietzschestube zu Tautenburg gewohnt hätte, ohne zur belletristischen Ausschlachtung dieser anregenden Tatsache fähig gewesen zu sein. Es ging hier um Höchstes, um meine literarische Selbstachtung. Ich mußte ein Nietzschefeuilleton schreiben, koste es, was es wolle.

In meiner Not griff ich auf Vater Hahnemanns drei Geschichtchen als auf die eiserne Ration zurück. Die von dem winselnden Hund, — der um so jämmerlicher heulte, in je größere Entfernung vom ruhebedürftigen Philosophen sein nächtliches Gefängnis verlegt wurde, laut in der Hundehütte, lauter im Kuhstall, am lautesten in der Obstdarre weit hinten im Garten; der erst Ruhe gab, nachdem er in intimster Nähe des Titanen seinen Schlaf gefunden hatte, nämlich in des Bauern eigenem Bett, unmittelbar unter der Nietzschestube, — diese schied als zu unbedeutend von vornherein aus. Aber da war noch die vom Insektenpulver. Sie beleuchtete nicht übel ein hervorstechendes Charaktermerkmal des großen Antichristen, das man übrigens aus jeder Seite seiner Werke herauslesen kann: seine wohl bis zum Exzeß gehende Sauberkeitsliebe. Wo wir anderen in der Sommerfrische auf einen bloßen Verdacht hin eine halbe Spritze Insektenpulver zu verwenden pflegen, da hatte der Dichter der „Sternenmoral" — „Nur ein Gebot gilt dir: sei rein!" — volle zwei Pfund verbraucht. Und der Gipfelpunkt der Anekdote war: „Gnä'ge Frau — er hotte ja gor keenen!! die zwee Pfund Insektenpulver, die 'ch em ins Hemde hotte einstreuen müssen, die kitzelten 'm bloß su!"

In der Nacht darauf lag ich schlaflos; weil ich aus schmerzvoller Erfahrung erkannte, daß der Bauer unrecht und der Philosoph recht gehabt hatte. Es ist doch einer gewesen, mein lieber Nietzsche, stellte ich gequält fest, durch gleiches Leiden kameradschaftlich gestimmt. Gleich darauf fuhr ich wie elektrisiert in die Höhe: da hatte ich ja den bedeutenden Stoff zu meinem Feuilleton gefunden!! ... Ein trunkenes Lied wollte ich singen, mystischer Verzückungen voll, schwer und dunkel von dionysischer Wollust; ein Tanzlied wollte ich anstimmen, voll heimlichen Wissens um die leidbeschwerte Lust der Nacht, die tiefer als der Tag gedacht ... Einen Mitternachtssang wollte ich kyklopisch türmen, voll Wonneschauer über des süßen Blutes rätselvollen Kreislauf, über die ewige Wiederkehr des Gleichen im Verwandelten. — Denn ein Nachkomme jenes Lebewesens, das sich aus den Adern Friedrich Nietzsches Nahrung gesogen hatte, holte sich ja jetzt aus den meinen neue Kräftezufuhr und damit Lebensbejahung, Wille zur Macht ... Aber als die Tagessonne meine nächtliche Konzeption beschien, trieb mir der gewaltige Umfang meiner ästhetischen Entgleisung die Schamröte ins Gesicht.

Nun verlor ich nicht nur den Mut, auch den Kopf. Ich begann wild, planlos nach Material herumzuschnüffeln, wie ein Jagdhund, der die Witterung verloren hat. Ich redete aufs Geratewohl alle älteren Leute auf der Straße an. Schlaues Lob auf den Lippen und mein empfindlichstes Leinenkleid eingepackt unterm Arm, suchte ich eine stundenweit entfernte inaktive Waschfrau auf, die nach Hahnemanns Aussage vor Zeiten Professor Nietzsches Wäsche betreut habe. Aber was ich von dieser historischen Wäscherin über den Geistesfürsten erfuhr, lief auf eine Reklame für ihr eigenes verewigtes Geschäftsunternehmen hinaus. Der Herr Professor habe immer weiße Hosen getragen und habe immer gesagt: „Frau Schuschke, niemand wäscht mir meine weißen Hosen so zur Zufriedenheit wie Sie." Und seine Wäsche sei immer knallgelb vom Insektenpulver gewesen. „Sie wusch sich aber sehr schön" bekräftigte sie mit sachlichem Ernst; mit jener Fachmanns-Rechtlichkeit, die einer bisher im Berufsverfahren nicht gebräuchlichen Materie die Anerkennung in bezug auf blendende Wirkung nicht versagen will. Auf dem Heimweg versuchte ich einen Essay zu formen aus dem Gedanken, daß der große Umstürzler selbst auf dem Gebiete der Bleichmittel allgemeingültige Werturteile ins Wanken gebracht habe . . ., verwarf aber die Idee sofort mit bitterem Hohnlachen: ich fühlte, auf der Suche nach dem Erhabenen geriet ich nur immer knietiefer ins Triviale.

Eines Abends sah ich unter einem fruchtbeladenen Obstbaum den Bürgermeister von Tautenburg stehen: ein großer, gutgewachsener Mann mit einem Napoleonskopf. Ich wußte, daß er schon 1882 amtiert hatte; natürlich redete ich ihn an. „Wenn Sie sich für Nietzsche interessieren" sagte er mit einem kleinen ruhigen Lächeln, das eines Philosophen würdig gewesen wäre „dann kommen Sie doch gelegentlich auf dem Spaziergang mal zu uns ran. Ich möchte Ihnen etwas zu lesen geben". „Etwas Handschriftliches? von Nietzsche?" fragte ich gierig. „Nein, etwas Gedrucktes. Von dem zweiten Nietzsche." Mit staunender Bewunderung schaute ich zum Bürgermeister von Tautenburg empor. Am Morgen hatte ich ihn in Hemdsärmeln neben seinem Ochsengespann hergehen sehen; und am Abend zeigte er sich so auf Du-und-Du mit der üblichen philologisch-kritischen Einteilung der Nietzscheschen Entwicklungsperioden, daß er mir imponieren konnte mit dieser zwar etwas grobschlachtigen, aber ganz treffenden Formel „der zweite Nietzsche". „Es wird Sie interessieren" versicherte er, wieder mit dem feinen, eines Weisen würdigen Lächeln. Ob ich sie wohl bei ihm finde, die Idee zu meinem Feuilleton? mußte ich denken; uns Schreibweibern gehts sonderbar: wir betreiben die Suche nach der Vaterschaft gerade dann am verbissensten, wenn ein Entstehendes nicht im Werden ist . . .

Bei meiner Heimkehr forderte mich Mutter Hahnemann mit verheißungsvoller Gebärde zum Eintritt in die Küche auf. Ich sah es sofort ihrer wichtigen Miene an, daß sie ein bisher übersehenes Krümchen Nietzsche-Material für mich in Bereitschaft habe. Sie führte mir einen baumlangen stämmigen Bauern zu und sagte, strahlend vor Mutterstolz: „Dies ist nun unser Hermann, unser Ältester, von dem ich Ihnen erzählt habe, gnädige Frau, – der damals ein Jahr war, von dem ich immer die Angst hatte, daß er schreien möchte und den Herrn Professor stören würde. Aber er war immer artig, immer still." Ich verbiß so gut es ging meine arge Enttäuschung über den negativen Charakter dieser Nietzsche-Beziehung und bot dem Hermann Gutenabend. Der Erwachsene hatte übrigens die vorzügliche Eigenschaft des Säuglings in vollem Maß beibehalten: er sah freundlich und wohlwollend aus, sagte aber kein Wort.

Wir befanden uns an der klassischen Stelle, an der vor drei Jahrzehnten die Nietzsche-Manuskripte verbrannt worden waren. Nachdenklich schaute ich auf den kleinen bäuerlichen Küchenherd; auf diese symbolisch gewordene Feuerstätte, die damals die weltbewegenden Ideen des ersten Geistes der Zeit genau so verständnislos geschluckt hatte wie das deutsche Publikum. An den geschwärzten Ziegeln schien mir – ganz wie im Denken der Gegenwart – noch der ölige Rauch des Mißverstehens und der fettige Ruß der üblen Nachrede klebrig zäh zu hängen. „Wosser heulen kunnt' 'ch noch heutzutoge . . ." begann Vater Hahnemann seine stehende Klage um den unwissend vergeudeten Reichtum.

Plötzlich wurde ich auf eine neue Schattierung in seiner Rede aufmerksam. Aus dem Elegischen ging er ins Entschlossene über. Mitten in seinem Gejammer um den aus Unkenntnis begangenen Leichtsinn sagte er mit zähneklemmender Energie: „'s ös je su! awer so dumm werr 'ch ooch nech wedder sei'! 's zweete Mol possiert mer so wos nech! Vun Ihne, gnä'ge Frau, warr'n alle Popiere aufjehube, die Se inn Popierkorb warfe!"

Ich zuckte freudig zusammen – wie einer, der ein lange Gesuchtes unvermutet an ganz andrer Stelle findet als dort, wo er sich vergebens drum geplagt hat. Ich fühlte sofort: hier lag die ersehnte Form für meinen einzigartigen Stoff . . . Diese köstliche Bauerneinfalt, die auf Grund der Schreibarbeit seiner beiden Sommergäste Gleichheit sah zwischen völlig Ungleichartigem – zwischen dem Dichterphilosophen von weltgeschichtlicher Bedeutung und der Verfasserin von belletristischen Vergänglichkeiten – die gab die kraftvolle Basis ab für mein gewolltes feines kleines Gebilde. Der Bauer, der sich durch die Anwesenheit von mir, schriftstellerndem Wesen ein zweites Mal vor die Möglichkeit des Erwerbs ungeahnter Reichtümer gestellt glaubte – – das war ein vorzüglicher Gipfelpunkt für

mein Nietzschefeuilleton. Und für mich bedeutete der Fund noch mehr: die Wiederherstellung meines dichterischen Gleichgewichtes.

„Ja, das tun Sie nur, Vater Hahnemann," sagte ich freundlich, im Vollgefühl meiner wiedererlangten schöpferischen Sicherheit, „heben Sie sich nur all meine Papierschnitzel auf! man kann nie wissen, was noch aus einem wird!"

Oben in meinem Zimmer arbeitete ich sofort, auf- und abwandernd, meine Idee aus. Ich schäme mich, mich hier des handwerklichen Gemeinplatzes bedienen zu können, daß ich innerhalb zehn Minuten damit fertig war, so daß es „nur noch der Niederschrift bedurfte." (Ich habe ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen alle Stoffe und Probleme, bei denen nicht mit der Niederschrift die eigentliche Gedankenarbeit erst beginnt.) Aber mein Nietzschefeuilleton ließ sich tatsächlich nur so und nicht anders gestalten: eine knappe Einleitung; Beschreibung der Umgebung; die Silhouette des Zarathustra-Dichters, diese in kolossalen Abmessungen; davor die unbekannte Schriftstellerin, diese mikroskopisch klein gezeichnet, von windbeuteliger oder knallbackiger Hausmacher-Geistigkeit: Redakteurin einer Modezeitschrift oder ständige Mitarbeiterin eines angesehenen Familienblattes; sie verbringt ihre Sommerferien beim Tautenburger Bauern; und findet sich eines Tages, von Neugierde geführt, vor einer zufällig offenstehenden Kommode — aus der ihr eine ganze Sammlung ihrer eigenen entwerteten Kladden, nein, noch besser! ihrer zerrissenen Redaktions-Korrespondenz entgegenlacht, sorgfältig wie Gold und Goldeswert verwahrt...

So stark fühlte ich mich durch den neuerbrachten Beweis meiner unumschränkten dichterischen Potenz, daß ich mich auch am folgenden Morgen mit der Niederschrift nicht beeilte; ich gönnte mir erst noch den Genuß eines Spaziergangs in den herbstlich gefärbten Bergen. Während ich stieg, stieg mein Selbstgefühl mit. Ich erreichte im Nu bedeutende literarische Höhenlagen; ich befand mich in unmittelbarer kollegialer Nähe Gerhart Hauptmanns, des Nobelpreisgekrönten.

Auf dem Rückweg fiel mir mein Gespräch mit dem Bürgermeister ein; und obgleich ich ja nun des Suchens enthoben war, betrat ich aus Höflichkeit sein Haus. Er saß in seiner Stube an einem mit Akten überdeckten Tisch und schrieb. Auch er war sehr viel ehrlicher als seinesgleichen zu sein pflegt — die Bürokraten meine ich. Er gab nicht vor, von seiner amtlichen Tätigkeit intellektuell in Mitleidenschaft gezogen zu sein; während wir uns unterhielten, setzte er ruhig seine mechanische Fingerbewegung fort. Er unterbrach sie nur, um mir das versprochene Dokument zu überreichen; das von dem „zweiten Nietzsche".

Es war ein gedrucktes Blättchen, schon stark zerlesen, von der Form der Unterhaltungsbeilagen größerer Tageszeitungen. Ich las und drehte

schon nach wenigen Sätzen das Blatt auf die andere Seite, um nach Datum und Jahreszahl zu sehen. Was ich las, war nämlich — mein eigenes Nietzschefeuilleton. Es war kein Zweifel möglich. Der Verfassername war nicht der meine, die Personennamen im Text waren andere als die meinen — mein Vater Hahnemann hieß „der Gumpenberger Henns" — und der Stil war von dem meinen verschieden; aber Motiv und Entwickelung glichen den meinen wie ein Ei dem anderen. Eine kurze Einleitung; Beschreibung der Umgebung; die Silhouette des Zarathustra-Dichters; davor der unbekannte Schriftsteller, ein vielgeplagter Redakteur, der zum Gumpenberger in die Sommerfrische kommt; er findet sich eines Tages, von Neugierde geführt, vor einer sonst verschlossen gehaltenen Truhe (diese Truhe im Gegensatz zu meiner Kommode war der einzige wesentliche Unterschied in unseren Dispositionen;) und aus ihr lacht ihm eine ganze Sammlung seiner eigenen entwerteten Redaktions-Briefschaften entgegen, sorgfältig wie Goldeswert verwahrt . . .

Ich brauchte den Bürgermeister nicht um Aufklärung zu bitten; der Zusammenhang ergab sich von selber. Der Vater Hahnemann sieht, durch Erfahrung gewitzigt, in jedem Schreibarbeit-beflissenen Individuum einen möglichen Philosophen von weltbewegender Bedeutung. Ein schriftstellerisch tätiges Maskulinum hatte einmal, wie ich, die Nietzschestube beim Bauern bewohnt; hatte seinen Wirt, wie ich, auf der naiven Gleichstellung ungleichartiger Größen ertappt; und auf den gleichen empfundenen Reiz hatten wir beide — wie zwei Froschpräparate mit demselben Muskelzucken auf den galvanischen Strom antworten — mit genau derselben geistigen Reflexbewegung reagiert; nämlich feuilletonistisch. Nur war es ihm zufällig früher als mir passiert und ich hatte jetzt das Nachsehen. Das literarische Einzelwesen rächte sich an mir für das, seiner Gattung so oft zugefügte beleidigende: „Du kannst mir gestohlen bleiben". Es schlug mir die Literaturkrone vom Haupt und den Reformatorlorbeer aus der Hand mit einem hämischen: „Du kannst mir den Puckel runterrutschen!" Mein Produkt von unerhörter Eigenart, mein Einmaliges, schlechthin Niedagewesenes war schon längst da. Es war schon gedruckt worden noch ehe ich es niedergeschrieben hatte. Sieben Jahre, bevor mein Geist es empfangen und geboren hatte, hatte es in der Berliner Morgenpost das Licht der Welt erblickt.

Ich halte heute den Bürgermeister von Tautenburg für den umsichtigsten und weisesten Mann der Welt; und die Bürokraten für die allerproduktivsten Mitglieder der Gesellschaft. Für die unnützesten Schmarotzer am Menschheitskörper dagegen erkläre ich die Dichter und Schriftsteller — die halb in den Tümpeln des Realen, halb in den Luftgebilden des Idealischen heimischen Amphibien, die bald krauchenden bald hüpfenden,

bald quakenden bald schaumblasenden Frösche ... Wie hat doch der unvergessene Karl Vogt gesagt? „Wie es Sekretionen der Nieren gibt, so gibt es Sekretionen des Gehirns, diese nennen wir Gedanken ...“

Wohl, wohl; wenn wir Schönschreiber, wir Belletristen sauber gerundete Gebilde formen als Sammelgefäße für unser Geschautes und Erdachtes, dann fertigen wir eben – mit Erlaubnis zu sagen – Nachtgeschirre für unsere Gehirnsekretionen an. Und bilden uns Wunder was dabei ein.

Am Abend jenes Tages merkte ich, wie ich mich allmählich erleichtert, wie von einem Druck befreit zu fühlen begann; – das war die Genugtuung darüber, daß ich nun mein Nietzschefeuilleton nicht mehr zu schreiben brauchte; daß ein anderer es schon für mich getan hatte.

Und in meiner Freude darüber, daß mir diese unaussprechlich unsympathische, sinn- und zwecklose, ästhetisch geradezu verächtliche Arbeit erspart worden war, setzte ich mich hin und schrieb – ein Feuilleton ... nämlich dieses.

Chronik: „Vertrauen“ / von Junius

I

Drei Jahre sind es her, daß wir uns gegenseitig „Vertrauen“ zuriefen. Ist das wunderwirkende Wort verblaßt und erkaltet? Es war der Weckruf, der alle guten Geister aus ihrer Isolierung aufrüttelte und eine einige Bruderschaft zum Leben und zum Sterben schuf. Aus seinen Falten schüttelte es die letzten moralischen Kräfte eines großen Volkes in die Adern der Kämpfer, und alle Zuversicht in eine hellere Zukunft, die uns ein unbestrittenes Daseins- und Entfaltungsrecht inmitten der europäischen Familie geben und uns dem Ideal eines zwischenstaatlichen Vernunftrechtes näher bringen würde, lag schließlich auch auf dem Grunde dieses bescheidenen und doch alle Schätze des Himmels bergenden Wörtleins: Vertrauen. Freilich, wie es die Masse dunkel fühlte und diejenigen Intellektuellen es verstanden, die sich vor der Zerrüttung durch die Kriegspsychose zu schützen wußten, lag die Verheißung einer revolutionierenden Wirkung in ihm, und jeder ahnte, daß sie sich zunächst auf die eingerostete, unmodern gewordene und den Leistungen dieses emsigsten Arbeitsvolkes nicht mehr politisch entsprechende Maschine übertragen würde. Diese Hoffnung gerade war es, die die Menschen daheim belebte und den Anbruch einer neuen Zeit mit Inbrunst erwarten ließ.

So faßten es in der ersten Zeit des Krieges auch all die vielen Schreiber auf, die betriebsam die Ideen von 1914 zu denen in Parallele stellten, die

vor hundert Jahren die Freiheitskämpfer beseelten. Aber je mehr die Literatur anschwoll, je mehr die Analogien und Vergleiche zu Bergen sich häuften, je mehr die Perspektive auf baldigen Frieden und Völkerversöhnung schwand, desto größer wurden die Zweifel, ob der Frühling des gegenseitigen Vertrauens politisch und sozial dereinst Früchte tragen würde und für den Um- und Neubau des Staates und der Gesellschaft bestimmend werden könne. Vor bald zwei Jahren sammelte Herr Timme dicke Bände harmonisch zusammenklingender Stimmen aus allen Lagern und ließ sie drucken (bei Hirzel, Leipzig); man fühlte sich gehoben und glaubte den Sinn „in der Geschichte" zu sehen. Der Burgfrieden sollte in einem „von innen emporquellenden Volksfrieden" münden. Inzwischen aber stampften die nationalen Maschinen weiter, ohne den Krieg beendigen zu können: und auf die heilige Eintracht des ersten Rausches legten sich in allen Ländern dunkle Schatten. Die Harmoniegedanken verblaßten, Herrentümer wurden rege, Gesinnungen wurden vorgeschrieben, die mit der gemeinsamen Aufgabe — der nationalen Selbstbehauptung — nicht das mindeste zu tun hatten. Allerhand partikulare Geister traten hervor; mit jedem Tage wurden die alten, lieben, fast schon vergessenen starren Formeln neu aufgeputzt auf den Markt getragen; herausfordernde Kastenvorstellungen und Kastenansprüche krochen aus still gewordenen Winkeln hervor. Man machte Scheidungen und Unterscheidungen. Man bemakelte reife und politisch geschulte Köpfe, weil sie über Krieg und Frieden ihre Anschauungen äußerten, in die enge Formel nationalistisch erhitzter Heißsporne nicht paßten. Und während die Fronten da draußen wie von Eisen der ganzen Welt standhielten und die Eisenmänner in unbeugsamer Gesinnung den Begriff der Vaterlandsverteidigung adelten und verklärten, wagten es unbestellte Zensoren, mit der jämmerlichen Überhebung des Voraugust — natürlich in burgfriedlicher Maske — unerbetene Lehren in Patriotismus zu erteilen, wie wenn die ungeheuere Revolution des Krieges nur so äußerlich über das deutsche Volk dahin gegangen wäre, wie wenn insbesondere jeder Gedanke an eine deutsche Demokratie eine fluchbeladene Versündigung an Gegenwart und Vergangenheit wäre.

Gegen dieses Vorgehen müssen wir uns mit äußerstem Nachdruck wehren. Zäh halten wir an der großen Fahne fest, die in dem Wörtlein Vertrauen steckt, wir tragen sie durch alle Gewitterstürme und schreiben all die großen Namen darauf, die in der deutschen Geschichte der letzten hundert Jahre die gleiche Fahne entfaltet und vor uns hergetragen haben. Gelegentlich wurde dieses oder jenes Wort der alten Bannerträger angeführt, zur Bestätigung oder Rechtfertigung eigener Ansicht. Heute, in den Jubiläumstagen der unabgeschlossenen Revolution, die unser Staatensystem aus den Angeln gehoben hat, haben wir unsere Rückschau etwas gründlicher vorgenommen.

In seiner berühmten Denkschrift aus dem Jahre 1807, in die so viele entscheidende Gedanken von Niebuhr und Altenstein eingeflossen sind, sagt der Staatskanzler Fürst von Hardenberg über das Verhältnis von Verfassung und Zeitgeist: „Auf einer recht zweckmäßigen Einrichtung der Grundverfassung des Innern beruht jetzt die Hoffnung und die künftige Existenz des preußischen Staates. Hier gilt es vor allem, harmonisch mit dem Zeitgeist und dem Weltplan der Vorsehung zu verfahren; und wenn es auch sonst Bedenklichkeiten haben könnte, die Verfassung zu ändern, so verschwinden sie in der gegenwärtigen Lage des Staates. Das Vorurteil predigt zwar immer das Alte und nur das Alte. Der stolze Stumpfsinn und träge, unwissende Selbstzufriedenheit werden es weit wegwerfen, das Fehlerhafte und nicht mehr Passende in der bisherigen Verfassung anzuerkennen. Sie werden ihre Stimme laut genug erheben. Aber man höre sie nicht, man schreite mutig fort und räume jedes Hindernis weg, mit mächtiger Hand. Nie kann der Zeitpunkt günstiger eintreten."

Dazu führt Hardenberg eine Bemerkung aus Altensteins handschriftlichem Memoire an, in dem die Grundverfassung als das innere staatliche Verhältnis umschrieben wird: „Sie kann zwar in sich nichts schaffen, allein eben so gut jedes kräftige Wirken und Schaffen verhindern und so einen verkrüppelten Zustand herbeiführen, als auch den Weg bahnen, der zur Erreichung des höchsten Zweckes führt. Man betrachtet die Grundverfassung zuweilen als ein unantastbares Heiligtum, dessen Bestand aufrechterhalten werden müsse. Wenn der Zeitgeist oder die Summe der Fortschritte der Menschheit zu einem höheren Ziele mächtig eingreift und im Innern oder Äußeren kräftig wirkt und ohne die Änderung der Form kein neuer Schwung zu dem höheren Ziele möglich ist, dann ändert sich die Verfassung von selbst, wenn ihr nicht Fesseln angelegt sind, die solches unmöglich machen; diese Fesseln zu lösen, ist die Pflicht der obersten Gewalt. Die Änderung der Grundverfassung ist bloß ein Nachgeben gegen das, was der Zeitgeist erheischt. Die Kunst besteht darin, diesen Zeitgeist in der leisesten Äußerung richtig zu fassen und gehörig zu würdigen. Das höchste Ideal der Verfassung ist, daß in jeder Bestimmung derselben die Möglichkeit nicht nur, sondern sogar eine Veranlassung zum Fortschreiten liege."

Dazu macht Hardenberg die Anmerkung: „Man schrecke ja nicht zurück vor dem, was er (Altenstein) als Hauptgrundsatz fordert: möglichste Freiheit und Gleichheit. Nicht die regellose, mit Recht verschrieene, die die blutigen Ungeheuer der französischen Revolution zum Deckmantel ihrer Verbrechen brauchten, oder mit fanatischer Wut statt der wahren im gebildeten gesellschaftlichen Zustande ergriffen, sondern nur diese nach weisen

Gesetzen eines monarchischen Staates, die die natürliche Freiheit und Gleichheit der Staatsbürger nicht mehr beschränken, als es die Stufe ihrer Kultur und ihr eigenes Wohl erfordern."

Der Staatskanzler faßt Altensteins Forderung zusammen: möglichste Freiheit und Gleichheit. Er denkt natürlich nicht an den französischen Gebrauch oder Mißbrauch dieser Ideale, er verurteilt den Blutrausch der Revolution und ihre Verbrechen, aber er besteht darauf, daß die Gesellschaftsordnung und die Gesetze eines monarchischen Staates die natürliche Freiheit und Gleichheit der Staatsbürger nicht mehr beschränken, als das gemeinsame Wohl und die Stufe ihrer Kultur erheischen. Im Zusammenhang damit spricht er Forderungen aus, die ein Programm für hundert Jahre preußischer Entwicklung enthalten, — für hundert Jahre und darüber.

„Jede Stelle im Staat ohne Ausnahme sei nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienst und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen. Jede sei der Gegenstand allgemeiner Amulation, und bei keinem, er sei noch so klein, noch so gering, töte der Gedanke das Bestreben: dahin kannst du bei dem regsten Eifer, bei der größten Tätigkeit, dich fähig dazu zu machen, doch nie gelangen. Keine Kraft werde im Emporstreben zum Guten gehemmt!"

Im einzelnen sind natürlich die Programmpunkte veraltet. Aber ihre Gesinnung lebt und ist unverbraucht bis auf diesen Tag. Jetzt versucht man sich mit dem dummen Spiel von organischer und mechanischer Staatsauffassung vor den Ansprüchen des unerbittlich an die Tore pochenden Geistes zu schützen. Gegen den Schneckengang hilfloser kleiner Abzahlungen können wir wiederum Hardenberg zur Hilfe rufen, der direkt die „demokratischen Grundsätze eines monarchischen Staates" in seinem Programm entwickelt und seine blinden Zeitgenossen über die letzten Triebkräfte der französischen Revolution und ihre moralischen Erfolge in ganz Europa also unterrichtete:

„Die französische Revolution, wovon die gegenwärtigen Kriege die Fortsetzung sind, gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt; das Elende und Schwache, veraltete Vorurteile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört. Die Benachbarten und Überwundenen wurden mit dem Strome fortgerissen.

Unkräftig waren alle die Dämme, welche man diesem entgegensetzte, weil Schwäche, egoistischer Eigennutz und falsche Ansicht sie bald ohne Zusammenhang aufführte, bald diesen, im gefährlichen Irrtum, unterbrach und dem verheerenden Strome Eingang und Wirkung verschaffte.

Der Wahn, daß man der Revolution am stärksten durch Festhalten

am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltend gemachten Grundsätze entgegenstreben könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und derselben eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergange oder der erzwungenen Annahme derselben entgegensehen muß. Ja, selbst die Raub- und Ehr- und Herrschsucht Napoleons und seiner begünstigten Gehülfen ist dieser Gewalt untergeordnet und wird es gegen ihren Willen bleiben. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß ohnerachtet des eisernen Despotismus, womit er regiert, er dennoch in vielen wesentlichen Dingen jene Grundsätze befolgt, wenigstens ihnen dem Scheine nach zu huldigen genötigt ist.

Also eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredelung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen — das ist unser Ziel, unser leitendes Prinzip. Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung — dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist."

Ähnliche Gesinnungen und der gleiche starke Gefühlsstrom regten sich auch in den siegreichen Heerführern der Befreiungskriege. Ein Zitat aus Gneisenaus Denkschrift über die Notwendigkeit, die Kräfte des ganzen Volkes zu entfesseln (1807), mag dies beweisen: „Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner, und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte.

Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft . . .

Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum für sie noch nicht vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen."

3

Zwischen damals und heute liegen volle, schicksalsbeschwerte Kapitel deutscher Geschichte. Bittere Enttäuschungen und viele über Erwarten verwirklichte Hoffnungen: die Reaktion gegen den beflügelnden Freiheits- und Befreiungsrausch von 1813; die behördliche Verzwergung der Ewigkeitswerte, die die Ideologie der klassischen Zeit geschaffen haben; die Verfassungskämpfe; die deutschen Bruderkriege; die Einrichtung des neuen Reiches und das unsagbar folgenreiche System Bismarcks. Wieder umtost, wie vor hundert Jahren, der Kampf das deutsche Haus, wieder, nur in unendlich vergrößerten Maßen, rüttelt eine Revolution von außen an seinen Fundamenten, wieder zwingt die Not der Stunde, den Blick in die Schatzkammern des deutschen Geistes und der deutschen Seele zu richten, um die Kräfte zu sammeln, die spukhaften Wüsteneien in menschenwürdige Wohnstätten zu verwandeln und das Europäerschicksal erträglich zu machen. Und da wagt man, während die Sonne einer neuen Zeit sogar über der sarmatischen Tiefebene emporsteigt, wie vor hundert Jahren über dem europäischen Westen: da wagt man mit den ältesten Rezepten den Ideen von 1814 – deren Seele lebt und von Millionen deutscher Menschen als zum geringeren Teil erlöst betrachtet wird – auf den Leib zu rücken und mit den verheißungsvollsten Tendenzen unserer Geschichte Falschmünzerei zu treiben. Nicht nur der Machtgedanke hat ein wesentlich anderes Gesicht bekommen als in den Tagen, da Stein, Hardenberg, Schön, Humboldt seine Formen und Ansprüche bestimmten (das liegt freilich auch in beträchtlichem Umfang an der fundamentalen wirtschaftlichen Strukturveränderung der europäischen Großstaaten); nicht nur die Bildungsideale haben seither einen faden enzyklopädischen Beigeschmack bekommen, sind entindividualisiert und entpersönlicht worden: auch innen-

deutsche Partikularismen, und allen voran der preußische, regen sich, stellen, politisch und kulturell, mit dem Gemeinnutzen unverträgliche Forderungen, hemmen die Durchdringung aller deutschen Länder und Landschaften mit dem „seelenhaften" deutschen Gemeinbesitz.

Es ist unter solchen Umständen nicht genug, daß der Kanzler den gelehrten und historisch überlasteten Granden des Reichs widerlege, diesen matten Aufguß alter Einwürfe, die vor hundert Jahren der geniale preußische Junker von der Marwitz gegen die „Jakobiner von oben" erhob. Er entfalte mit rücksichtsloser Energie die alten herrlichen Fahnen einer wirklich großen Zeit, auf welche die Erfolge und materiell imponierenden Errungenschaften der neuesten Entwickelung keine verlockenderen Verheißungen zu schreiben wußten. Der Kreislauf der Dinge hat uns über Bismarck auf Stein und seine Helfer und Anreger zurückgeführt, auf Fichte, dessen soziales, politisches und pädagogisches Vermächtnis unerlöst in der Historie modert, auf die Fahnenträger der nationalen Wiedergeburt, die Geist und Seele und Freiheit zu den realpolitischen Mitteln zählten und aus politischen Motiven dem Unitarismus huldigten. An diesen Anfängen des preußisch-deutschen Problems, die durch die tatsächlichen Entwicklungen beiseite gedrängt und durch machtpolitische Einseitigkeiten überschattet wurden, läßt sich in Zukunft nicht mehr vorbeileben. Man lese bei Meinecke nach, wie in jener Übergangsperiode der Gedanke, daß Preußen, um in Deutschland zu regieren, zuvörderst sich selbst liberal regieren müsse, die gemeinsame Überzeugung aller deutschen Patrioten war, von Gneisenau und dem Kriegsminister von Boyen bis auf Pfitzer und das ihnen folgende Geschlecht, und man wird bedenklich gestimmt, wenn man heute – heute – auf Pfitzers Urteil aus dem Jahre 1831 stößt: die Fesselung des öffentlichen Lebens in Preußen sei „die Haupteinwendung, welche gegen Preußens Hegemonie von seiten des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird." Nun ist die Weltkrisis da, und vor ihrem unbarmherzigen Sturm und Drang werden jene Fesselungen zerbrechen wie Binsen vor dem Sturmwind. Das weiß auch der Kanzler, und er wird sich der Äußerungen erinnern, die Bismarck in seiner ‚liberalen' Epoche und zu unvergleichlich bequemerer Stunde getan hat: Preußen muß in Deutschland aufgehen (4. Dezember 1875); „die Entwicklung eines Großpreußentums zum Nachteil der Reichsautorität zu bekämpfen, ist Pflicht, die mir als Reichskanzler obliegt" (26. April 1876); im Dezember 1877 spricht er zu Bennigsen von der „Gefahr der Trockenlegung von Reich und Bundesrat durch den Partikularstaat Preußen". Vielleicht stärkt die Autorität des eisernen Mannes seinen Willen zur Tat. Aber auch die Erinnerung an einen Ausspruch von Treitschke mag Hemmungen und Widerstände brechen helfen. Nach den

konservativen Landtagswahlen von 1882 schrieb er das prophetische Wort nieder: „Das kunstvolle Triebwerk unseres Staates kann nicht in Gang kommen, wenn die beiden mächtigsten und repräsentativen Körperschaften des Reichs nicht von demselben Geiste beherrscht werden. Der grelle Widerspruch zwischen den Gesinnungen des Reichstags und des Landtags wird bald genug fühlbar werden." Über diesem ‚bald' ist ein reiches aber in unbekümmert materieller Arbeit verzwergtes Geschlecht dahingegangen; das neue aber, das in unsagbar tragischem Erlebnis geläutert ist, wird die Wege zu finden haben, die grellen Widersprüche in hellere Eintracht zu wandeln.

Anmerkungen

Nadja Straßers „Russin"*

Nur einer Freude möchte ich Ausdruck geben. Das letzte Mal war es, als Stanislawskis Künstlertruppe ihr Berliner Gastspiel gab, daß ich fühlte: hier wird Russentum unmittelbar deutlich dem deutschen Menschen, — hinaus noch über den russischen Inhalt der dargestellten Werke. Dies kleine Buch freut mich so stark, weil es derselben Mission dient; ganz unbuchmäßig gut geeignet, das russische Mädchen (auch in der Frau noch Mädchen) zu einer lebendigen Gestalt zwischen ihren deutschen Schwestern werden zu lassen.

Die Kritik hat hie und da schon geäußert, — und wird es noch tun, — vor allem sei die politische Frau das Thema, ja im Grunde handle es sich nur um den Anteil der Frau am revolutionären Rußland. Nun ist es für mich gerade dies, was in dem Buch am schönsten, weil fast unwillkürlich, zur Anschauung kommt: wie sehr die Wörter „politisch", „Volk", „Anteil des Einzelnen", in ihrem Klang überall verschieden, in Rußland einen höchst eigenen Ton erhalten. Denn vor diesem Volk, und zwar eben seiner Masse, dem bäuerischen Analphabetentum, löst sich das Schlagwort vom Führer und den Unmündigen ab durch etwas, das vielleicht am ehesten der Kindesliebe zu den Eltern entspricht, die, ob noch so „ungebildet", dennoch zugleich Vorbilder bleiben dem Herzen, denen man nachlebt. Hingabe daran, wie total sie sei, ist von nichts entfernter als vom Wohltun oder Opferbringen, von nichts so erfüllt als von Anschmiegung, Glück der Nähe, Intimität des Zuhauseseins.

Von daher auch, daß für die „politische" Frau gar nicht das Heraustreten aus dem traditionellen Schutz der Familie, das „Emanzipierende", Vermännlichende, charakteristisch ist, sondern das Weiblichste, das Berührtsein an der Wurzel der Liebe, im ureigentlichsten Wesen ihres Geschlechtes. Von daher aber auch wiederum zwischen den Geschlechtern jene sachlich gerichtete Unbefangenheit, die noch jedem an russischen Menschen auffiel: ein Geschwisterliches, welches doch nichts gemein hat mit Erosfeindlichem, oder dem Unerotischen, das sich eine Form sucht, oder dem Entwachsen des eigenen Geschlechts in das Gegengeschlecht. Freilich auch nicht mit derjenigen Kameradschaftsliebe, die man (teils in berechtigter, teils in gefährlich überstiegener Idealität) oft geneigt ist als Sanktion des „wahren" Eros zu betrachten, ohne die er sich ein wenig seiner Nacktheit und seiner nichtsnutzigen Flügelchen schämen müsse. Hier ist es das gemeinsame Beruhen im Ursprünglichsten, Geliebtesten, durch sich selbst Geheiligten, das auch noch die geistige Beziehung, zugleich naturhaft macht und zu einem zutiefst ja doch blutgeborenen Bunde.

Von daher, endlich, aber auch das Dritte, für mich Bedeutsamste, am russischen Menschen: die besondere „Passivität", die trotzdem so sehr aktionsfähig werden kann. Nicht ganz mit Recht sieht

* „Die Russin" von Nadja Straßer. (S. Fischer, Verlag, 1917.)

Nadja Straßer daran nur das kompensierende Moment: daß die Tat gefordert sein muß von höherer, heiliger Gewalt, damit man sich zu ihr aufraffe. Vielleicht sollte eher gesagt werden: von vornherein ist Aktion, um gutgeheißen zu sein, auf diesen Boden gestellt, — „unterstellt" im frommen Sinn: als ob dies die Art sei, wie der ungeheure Realismus des Russentums sich über sich selbst hinüber wendet (entsprechend der russischesten aller Sagen, wonach Ilja Muromez, da er sich aus seinem langen Stillverhalten erhob, einen kraftmildernden Trank nehmen mußte, um die Kraft nicht zerstörend zu entladen). „Aktiv" und „passiv" wechseln dabei gewissermassen Platz und Sinn: letzten Endes der Grund, warum dem Russen Reales und Romantisches, naturhaft und ideal, nicht dermaßen in ein Zweierlei an Lebensbegründungen auseinanderfällt wie sonst wohl. Auch hier wieder derselbe Zug, am klarsten ausgeprägt: daß Freiheit und Konservativismus sich irgendwo einen, auch Revolution noch fromm gemeint ist und Frömmigkeit revolutionierend; Nadja Straßer betont gut die kühne Sicherheit des Einzelnen, der „ein grauer Mensch aus dem Volke", hier in der Tat oft genug: „der zermalmenden Übermacht des Staates seine eigene Weltanschauung, seine persönliche Auffassung von Recht und Unrecht entgegenhält"; sie betont auch den scharfen Unterschied zwischen kirchlicher und frommer Wertung im Russentum, dem nicht der Geistliche in Rang und Würden, sondern lediglich der Anachoret anbetungswürdig erscheint. —

Doch bei diesem Thema muß ich abbrechen, weil sich mir sonst das, was nur eine kleine Freudennotiz sein soll, in geradezu erschreckenden Dimensionen selber zu einem ganzen Buch auswachsen würde.

Lou Andreas-Salomé

Besinnung: ein soziologisches Fragment

Chaos rings herum. In der empirischen Welt, scheint es, gehen wir unter, versinken wir. Die soziale Beziehungswelt wird problematisch, sie zeigt eine Mannigfaltigkeit endlos verwickelter Probleme. Gibt es einen Ausweg, der beruhigt, einen geraden Weg in Helle und Klarheit? Was ist denn das, was die Menschen zum gemeinschaftlich-gesellschaftlichen Leben „zwingt"? Ist in der Natur jedes Menschen nebst dem Eigen-Individuellen ein sich sozialisieren müssendes, ein sich sozialisieren wollendes Element? Ist also ein Gemeinschaftsbedürfnis im Menschen selber? Und wie wird es erlebt? Ist es etwa ein Wille zur Steigerung der Lebensintensität im Menschen, der ihn, da im Zusammenleben das Bewußtsein einer solchen gehoben wird, zur Vergesellschaftung „treibt"? Hier drängen sich die tiefsten und schwierigsten Probleme psychologischer, ethischer und metaphysischer Art auf.

Die Schwierigkeiten liegen in der Problematik des Gegebenen selbst. Der Einzelne wird in die Verbundenheit hineingeboren; wie weit wird er nun von ihr bestimmt, in seinem Wesen durch sie bedingt? Diese Verbundenheit ist eine vielfache: bluthafte, historische, fatale. Der rastlose Strom des Blutes wirkt im Einzelnen weiter: dunkler Trieb, Instinkt, Funktion, mannigfaltige Anlagen . . . . . Seine Seele, seine Einzigkeit, macht ihn trotz seiner Einsamkeit gemeinsam, verbindet ihn mit einer Welt von Urvorstellungen, mit einer Sehnsucht nach der Urheimat der Seele. Was sagen all die biologischen, wirtschaftlichen, politischen Theorien von diesen überbiologischen, mystisch-psychischen Tiefen menschlicher Verbundenheit? Wird dies alles restlos „erklärt", wirklich verstanden, wenn es

durch den vereinfachenden, willkürlich-bestimmenden Verstand des denkenden Menschen als tierisch, als bewußtlos-triebhaft erledigt wird? Sind die lebendigen, fluidisierenden menschlichen Beziehungen, die zwischen-menschlichen Wechselwirkungen, dadurch schon nicht mehr problematisch, daß sie mit Hilfe verkleisterter, bequemer Hypothesen getötet („erklärt und geordnet") werden?

Mitmenschlich-gemeinschaftliches Leben wird unmittelbar erlebt. Wir wissen, daß ein Teil unseres Handelns von den in und durch uns wirkenden Kräften bestimmt wird. Jeder weiß aber auch von sich, von seinem unergründlichen Selbst, von dem Sein und Haben einer Einzigkeit, von seiner eigenen Eigenheit, von seinem Ein-sam-sein. Stirner hat es durch seine Formel verklärt und über alle Zusammenhänge hinausgehoben: der Einzige und sein Eigentum ist eine unnennbare Seligkeit, aber auch ein unnennbares Verhängnis, je nachdem.

Bei dem Nachdenken und Verstehen menschlichen Zusammenlebens genügt eben nicht die kausal-mechanische Methode, denn die sogenannten sozialen Organismen vermögen schlechterdings nicht als das Produkt rein mechanischer Kraftwirkungen aufgefaßt und interpretiert zu werden.

Wir gewahren im menschlichen Zusammenleben weit voneinander abweichende Interessen: sexuelle, wirtschaftliche, staatliche, wissenschaftliche usw., wir gewahren auch unreguliertes und reguliertes, freiwillig geordnetes und zwangs-organisiertes, von der „Natur" bedingtes und menschlich-absichtliches oder künstliches Zusammenleben. Wie kann nun diese Mannigfaltigkeit der Probleme nur von einem Standpunkte, von einer einzigen „allgemein-gültigen" Ansicht aus in ihrer ganzen lebendigen Fülle erfaßt werden?

Die eigenartige Haltung unseres Gegenstandes, des menschlichen Zusammenlebens, verlangt eine besondere Erkenntnisart, eine besondere Form des Nachdenkens und Erlebens, wenn nicht alle Betrachtungen zu bloßen biologischen Theorien und Hypothesen führen sollen. Der einseitige Standpunkt der darwinistischen, mechanistischen, organischen Forschung will fixieren, typisieren, einteilen, ordnen, systematisieren und — durch Klassifikation erledigen; will Leben erklären, indem er Unlebendiges, Totes unterschiebt. Pflanzen, Tiere, Menschen: ungebrochene Linie „monistischer" Klugheit. Decken sich die Resultate, genügen sie den ewigen logischen Forderungen, so sind sie wissenschaftlich und — der Zweck ist erreicht. Das wirkt überzeugend, und der menschliche Verstand schreitet fort: er untersucht, entdeckt, stellt fest, ordnet und beherrscht, indem er das Irrationale rechnerisch als „Kraft" erfaßt und aufsummiert.. Gut, solange die wissenschaftliche Untersuchung im Rahmen des Bloß-natürlichen bewußt verweilt.

Anders aber steht es mit dem mitmenschlichen Leben. Wollen wir das Erleben dieses Mit-Erlebens unverändert, ohne willkürliche Fixierungen und Operationen, wiedergeben und einfach nur in Worten zum Ausdruck bringen, so darf das denkende Subjekt nicht moralisieren, dogmatisieren und werten.

Es sind zwei ganz verschiedene Betrachtungsweisen: einmal sehen wir den Menschen ganz so, wie er auf Erden mit seiner durch Gravitationen verschiedenster Art bestimmten Planetarität lebt und wirkt, wie er in der empirischen Welt erscheint; wie er sich im Netz seiner zeitlich-räumlichen Bedürfnisse, Leidenschaften und Begehrungen darstellt, in jenen Bestimmungen, die Blut, Umgebung, Überlieferung, Sitte zu Koeffizienten haben (um mechanistisch zu sprechen), es muß dann mit den wirtschaftlichen, biologischen und schlechthin empirischen Elementen des menschlichen Lebens gerechnet werden. — — Ein andermal sehe ich ab von alledem, was zufällig, veränderlich und irgendwie empirisch ist, ich finde und befinde mich dann auf einer Insel des wellenreichen, stets in

neuen Lichtern strahlenden Lebensmeeres, von wo aus ich das ganze Getriebe erlebe und verstehe ohne es erklären zu können oder erklären zu wollen: das Menschliche schlechthin ist es, das zeit- und raumlose, das unhistorische, weil überzeitliche und übergreifende. Töte ich dies nicht, weil mich keine wissenschaftliche Teleologie dazu zwingt, so sehe ich oft den Menschen als einzige Welle isoliert; hier wieder finde ich ihn untrennbar verbunden mit seinesgleichen, dann ahne ich die Sehnsucht des Menschen nach freiwilliger Verbundenheit mit Wesen seiner Art. Isolierung und Verbundenheit, gleichviel ob sie schicksalsgemäßen oder scheinbar klarbewußten Ursprungs sind, werden nun zum Gegenstand des Nachdenkens.

Einsamkeit und Gemeinsamkeit, ihre mannigfaltigen Arten in ihrer ganzen Tragik und ganzen Seligkeit, mit ihrer scheinbaren Harmonie und heimatlosen Sehnsucht, werden zum Gegenstand des reinen Nachdenkens. Die dunkle Frage nach dem Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Einsamkeitsleben des Einzelnen und seinem Mitmenschentum, die Frage nach der unendlichen Bestimmung des Einzelnen auf der einen und seiner begrenzten Wirklichkeit auf der anderen Seite zeigt uns den Weg zu den metaphysischen Urquellen, aus denen die Problematik menschlichen Zusammenlebens sich stetig verjüngt . . .

Altaraz

Pfitzner

In München gab es eine Pfitzner-Woche unter rühriger Mitarbeit Bruno Walters, in dem das rücksichtslose Künstlertum Gustav Mahlers fortlebt. Man führte die neue Oper „Palestrina" auf, dann den „Armen Heinrich" und die „Rose", außerdem waren zwei Konzerte für die Kammermusik und die Lieder bestimmt. Eine solche Tat darf nicht ungerühmt bleiben. Es ist Idealismus, in solcher Zeit einem Musiker, der spröde ist und das Publikum nicht ansieht, ein Fest zu widmen. Pfitzner bleibt, was Reinheit der Gesinnung, Blutskraft der Schöpfung, Innerlichkeit der Phantasie betrifft, ein Erster. Seine Kunst kommt aus den moralischen Bedürfnissen der Verantwortung, nicht aus Verschwendung von Arbeit oder Lockung von Repertoiren. Niemals schmeichelt er, niemals beugt er sich, niemals entgleitet er. Vorbildliche Stärke, bis zum Krieg mit den niederen Mächten, ist in seiner Erscheinung, bis zur Rauheit des Persönlichen. In ihm allein ist etwas von Wagner noch lebendig, nichts Epigonenhaftes und auch nicht etwas Undeutsch-Agitatorisches, sondern der Blutzwang, mit dem geschaffen wird. Er wendet Wagner wieder zurück in das Eigentlich-Deutsche, fast in das Schumannsche. Denn so rauh er außen ist, innen ist er ein Lyriker, ein Vegetativer, ein Musikant, von zartem, melancholischen Sinn für das Märchen des Lebens. Und daher kommen seine Konflikte. In der Kammermusik ein Vollendeter, ist er dem Drama gegenüber verlegen. Und doch schreibt er Dramen, die Form Wagners, die ihn suggerierte.

Den „Palestrina" habe ich noch nicht gehört, nur gelesen und gespielt. Unter großer Arbeit und mit bemerkenswertem Geschick dichtete er sich den Text selbst. Bisweilen gibt es Phantasien des Stils; besonders in dem gemütlichen Ton der alten Meister, die sich von ihrer Geisterhaftigkeit nicht beirren lassen. Der zweite Akt, das Tridentiner Konzil als höchst weltliche Episode, stützt sich auf Forschungen. Im Drama selbst ist er nur Kontrast zu den Künstlerwehen Palestrinas, die den ersten und dritten Akt beherrschen. Ein Kontrast, wie ihn ein Musiker erfindet, der kontrapunktisch denkt. Auf der Bühne muß er herausfallen, denn sie koordiniert leider diese Polyphonie der Empfindung. Die Wirksamkeiten liegen in den Zuständen Palestrinas, die seelisch

und sehr mitfühlend gefaßt sind. Wenn er im Rausche der einsamen Nacht, von den Engeln im Chor gehoben, seine Messe schreibt, ist Hochstimmung. Pfitzners Musik ist wieder nicht zu scharf. Ein ursprünglicher Gestalter musikalischer Situationen ist er nicht. Er greift sie nicht, er lebt sich in sie hinein. Er musiziert. Die Musik ist edel, hoch, rein und ganz persönlich, leicht gefärbt von Archaismen steiler Akkorde im Stil des Cinquecento. Parsifalisches, in moderne Freiheiten entwickelt, aber von durchlebtem Gesetze logischer Faktur ernst und streng gehalten. Einzelne Motive heben sich an gipfligen Stellen heraus, im allgemeinen herrscht Gleichheit des Niveaus und Rhythmus. Humoristisch Beeiltes wirkt künstlich. Eine Frau tritt nur als Erscheinung auf, junge Männer werden von Frauenstimmen gesungen, Vaterliebe ist die einzige Liebesszene des männlich dunklen Werks. Als Theaterstück wird es wenig bedeuten, es ist ein Festspiel, eine Ehrerbietung; ein Märchen, wie alle seine Opern — sein eignes Märchen, das er Legende nennt und von dem er fordern kann, daß man es nicht anders versteht und liebt.

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Drei Jahre Weltrevolution II

von Paul Lensch

4
Der Niedergang Frankreichs*

Soweit die Weltrevolution ein Ergebnis des deutschen Aufstieges ist, bietet sie ein geradezu klassisches Beispiel dafür, daß Revolutionen nicht gemacht werden, sondern daß sie entstehen und daß ihre tiefsten Wurzeln erst dem später über die Ereignisse grübelnden Verstande erkennbar werden. Wie und wann Revolutionen entstehen, das hat Karl Marx mit den klassischruhigen Sätzen gesagt, die sich im Vorwort seiner Kritik der politischen Ökonomie finden: „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt haben. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundsätze wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um“. An der Hand dieses Satzes hätte es der deutschen Sozialdemokratie eigentlich sehr leicht fallen sollen, den revolutionären Charakter des Weltkrieges zu erkennen. Allein sie war ein Opfer zu enger Perspektiven geworden und sah den Widerspruch zwischen den materiellen Produktivkräften und den Eigentumsverhältnissen nur innerhalb des eigenen Volkes. Gewiß, auch dort existiert er, und daß er bei dem Eiltempo der deutschen Wirtschaftsentwicklung gerade in Deutschland am schroffsten sich ausgebildet hat, ist mit eins jener sicheren Anzeichen, daß wir uns im Aufstieg befinden. Es ist eine senile Vorstellung, sich einzubilden, ein nationaler, politischer und wirtschaftlicher Wachstumsprozeß sei ohne die heftigsten inneren Kämpfe möglich. Im Gegenteil: daß diese inneren Kämpfe seit Jahrzehnten in England und Frankreich ausblieben, war mit ein Anzeichen für den relativen Niedergang dieser Länder. Wohl-

* Vgl. Augustheft 1917.

verstanden: hier ist von inneren sozialen Kämpfen der Klassen die Rede und nicht etwa von dem schmutzigen Kliquengeraufe der Panamabande und der Dreyfusgarde. Derartiges läuft zu jeder Zeit und in allen Ländern mit durch, hat aber mit dem geschichtlich bedeutungsvollen Kampf der Klassen nichts zu tun.

Indem nun aber die deutsche Sozialdemokratie gar zu sehr und ausschließlich auf die inneren Verhältnisse des deutschen Volkes schaute, verschränkte sie sich den Blick für die Dinge draußen in der Welt. Hier im Innern erkannte sie sehr richtig, daß die Produktivkräfte mit den Eigentumsverhältnissen immer mehr in Konflikt gerieten. An die Stelle des Spinnrades, des Handwebstuhles, des Schmiedehammers war schon lange die Spinnmaschine, der mechanische Webstuhl, der Dampfhammer getreten; an die Stelle der Einzelwerkstatt die das Zusammenwirken von Hunderten gebietende Fabrik. Die Einzelarbeit hatte sich dadurch zur gesellschaftlichen Arbeit verwandelt. Das Garn, das Gewebe, die Metallwaren, die jetzt aus der Fabrik kamen, waren das gemeinsame Eigentum vieler Arbeiter, durch deren Hände sie der Reihe nach gehen mußten, ehe sie fertig wurden. Aber diese durch gesellschaftliche Arbeit hergestellten Waren und Produktionsmittel wurden behandelt, als seien sie noch wie früher zur Zeit des ehrsamen Handwerks Produkte und Produktionsmittel Einzelner. Die Form der Arbeit war im wesentlichen vergesellschaftet, war und wurde immermehr sozialisiert, die Form der Aneignung aber verblieb völlig in den unveränderten Methoden der alten Privatproduktion und des Privateigentums. Mit anderen Worten: Der Eigentümer einer Fabrik mit tausenden von Arbeitern beanspruchte das Produkt ihrer Arbeit genau so als sein Eigentum, wie der kleine Handwerker das Paar Schuhe als sein Eigentum behandelte, das er in der Hauptsache noch selber hergestellt hatte. Das ist es, was Marx an jener Stelle als den Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Eigentumsverhältnissen bezeichnet und was in der Tat den Keim für die Kollision der Gegenwart, für die soziale Revolution enthält. Soweit die deutsche Sozialdemokratie diesen Keim erkannte und danach handelte, war sie auf dem richtigen Wege. Allein, was sie verkannte, das war, daß dieser Konflikt sich keineswegs bloß innerhalb der einzelnen Völker vollzog, sondern auch zwischen den Völkern selber. Es war sehr wohl möglich, daß sich innerhalb eines Volkes die Arbeit stärker vergesellschaftet hatte, als bei einem anderen, daß also durch systematische Arbeitsteilung, durch Bändigung der ursprünglichen kapitalistischen Anarchie mit Hilfe von Organisation des Arbeits- und Absatzmarktes, der Produktionsverhältnisse und Preise, wenn auch immer noch nach kapitalistischen Rücksichten, die Produktivkräfte in einem Lande sehr erheblich kräftiger entwickelt waren, als anderswo, daß aber

diese gesteigerten Produktivkräfte in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt wurden durch die Eigentumsverhältnisse nicht bloß drinnen, sondern auch draußen. Und das war just der Fall mit Deutschland. Wir hatten gesehen, daß der deutsche Kapitalismus mit Hilfe des Schutzzolles eine reifere, ergiebigere Form der Arbeitsweise erreicht hatte, daß seine gesellschaftlichen Produktivkräfte in jedem Jahre immer größere Warenmassen und gewaltigere Reichtümer ans Licht brachten, die Käufer und Kunden suchten in der ganzen Welt, daß aber gleichzeitig England und die andern Mächte eifrig an der Arbeit waren, diese Welt immer mehr in englisches, französisches, russisches „Eigentum" zu verwandeln, und dadurch dem deutschen Kapitalismus und seinen Waren den Zugang erschwerten oder ganz sperrten; denn die Politik der offenen Tür war schon längst verlassen. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese heftige Annektionspolitik der heutigen Ententestaaten lediglich die Schädigung des deutschen Kapitalismus im Auge hatte. Davon kann keine Rede sein. Sie wollten zunächst die Förderung der eigenen Interessen, und wenn sie dadurch zugleich auch ausländische Kapitalsinteressen schädigten, so beschränkte sich diese Schädigung keineswegs bloß auf Deutschland. Die Vergrößerung beispielsweise des französischen Kolonialreiches verengte nicht bloß das Anlage- und Betätigungsgebiet des deutschen, sondern auch des englischen Kapitalismus. Aber Absichten sind nicht maßgebend in der Geschichte, und es lag nun einmal in den Verhältnissen, daß der aufstrebende deutsche Kapitalismus, gerade weil er aufstrebte, durch diese imperialistische Annektionspolitik sehr viel härter getroffen wurde, als irgendein anderer. So enthielt der Konflikt zwischen den Produktivkräften und den Eigentumsverhältnissen im internationalen Rahmen eine ganz neue Bedeutung. Dieses Neue nicht erkannt zu haben, war ein Verhängnis der deutschen Sozialdemokratie. Für sie war eben Kapitalismus Kapitalismus. Da gab es keinen Unterschied, und den eigenen Kapitalismus am schärfsten zu bekämpfen, war ihr ein nur zu natürliches Bedürfnis. Im nationalen Rahmen mochte das schon recht sein. Aber sie machte sich blind für die Tatsache, daß im internationalen Rahmen die Dinge ganz anders aussahen. Hier war der deutsche Kapitalismus ohne Zweifel der Träger, zwar nicht der einzige, aber der geschichtlich berufene Träger, einer höheren Form der kapitalistischen Produktionsweise. Die unter dem Finanzkapital herangereifte Organisation der Arbeit war zwar noch nach kapitalistischen Bedürfnissen orientiert und hatte dem Plane nach lediglich die Aufgabe, die Gewinne der Kapitalistenklasse zu erhöhen. Aber sie lag vollkommen in der Linie des geschichtlichen Fortschritts zum Sozialismus hin, sie war die bewußte Vergesellschaftung aller in der heutigen Gesellschaft vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte. Gerade eine sozialistische Partei

mußte ein Lebensinteresse daran haben, daß das Land, das nun einmal der geschichtlich berufene Vorkämpfer dieser reiferen Form der Wirtschaft war, wo der Kampf um den Sozialismus so außerordentlich vereinfacht wurde, indem seine letzten Vorbedingungen in ihm zur Reife kamen, sich siegreich gegen seine Feinde behauptete und dadurch seine historische Aufgabe, die Welt zu revolutionieren, erfüllen konnte. So gesehen glich der Krieg der Entente gegen Deutschland dem Versuche des vorkapitalistischen Kleinbürgertums, durch Zerschlagen der neu aufkommenden Maschinen den Niedergang des eigenen Standes zu verhindern, mochte immerhin aus dem technischen Fortschritt und der Entwicklung der Gesellschaft werden, was da wollte. So wie damals mußte auch hier der Sozialismus erklären: ihr vertretet reaktionäre Interessen, alle eure demokratischen Redensarten können uns darüber nicht täuschen.

Aber freilich, das hätte zur Voraussetzung gehabt, daß die deutsche Sozialdemokratie die gewaltige geschichtliche Mission erkannt hätte, die ihrem Lande im Weltkrieg zugefallen war. Daran aber hinderte sie neben vielem anderen die deutsche Humilität — Bescheidenheit trifft noch nicht das Richtige — das Niedrigkeitsgefühl, dieses üble Erbteil deutschen Elends, das in der deutschen Arbeiterklasse sich naturgemäß noch am längsten erhalten mußte, als sie die letzte Klasse der deutschen Gesellschaft war, die sich dem Elend und der Versklavung entriß. Deutschland und eine besondere geschichtliche Aufgabe! — Ja, was wäre denn da aus der internationalen Brüderlichkeit geworden? Was hätten wohl die französischen und die englischen Sozialisten gesagt, wenn deutsche Sozialdemokraten von einer „historischen Aufgabe Deutschlands" in diesem Kriege gesprochen hätten? War nicht die Zeit der auserwählten Völker endgültig vorbei? Und wäre das nicht auf eine „Überhebung" und damit auf eine frevelhafte Verletzung der Gefühle „unserer ausländischen Brüder" hinausgelaufen? — Nein, man verteidigte sein Land, weil es angegriffen war und solange es angegriffen war, und damit war es genug. Im übrigen diente der dem Frieden am besten, der dem Auslande am eindrucksvollsten die deutsche Friedfertigkeit und Anspruchslosigkeit beteuerte und sie auch im Innern vertrat.

Es war eine „Politik" ohne politischen Gedanken, und hier liegt der Grund, weshalb die deutsche Sozialdemokratie, je länger der Krieg dauerte, immer mehr in den unberechtigten Ruf einer Regierungspartei gekommen ist. Um diesen ihr peinlichen Eindruck zu zerstören, gefielen sich einige ihrer parlamentarischen wie literarischen Wortführer zuweilen darin, dem Reichskanzler Grobheiten zu sagen und seine Beseitigung zu verlangen, was aber den Mangel an politischen Ideen nicht ersetzen konnte. Indem die Partei die zu Brei getretene Weisheit von Klausewitz: der Krieg ist eine Fortsetzung der Politik nicht in ihrer Tiefe erfaßte, verzichtete sie

darauf, im Kriege ihre sozialistische Politik zu machen — die keineswegs schon gleichbedeutend ist mit Gewerkschaftspolitik und Friedensbewegung — und wurde zu einer, man möchte sagen geschlechtslosen Vaterlandsrettungspartei sans phrase und näherte sich bedenklich dem Pazifizismus.

Die Haltung der ausländischen Sozialisten wurde übrigens durch diese verschüchterte Haltung der Deutschen, über die sich schon Friedrich Engels lustig gemacht hatte, nicht im geringsten beeinflußt. Arm in Arm mit ihren Briand und Poincaré, Asquith und Lloyd George taten sie das, wozu die Deutschen tatsächlich berechtigt gewesen wären, was sie aber rücksichtsvoll unterlassen hatten: sie beanspruchten für ihre Länder eine besondere historische Aufgabe. Und da sie keine andere finden konnten, so verfielen sie auf die altehrwürdigen Schlagworte, mit denen bisher noch jede Niedertracht beschönigt und jede Reaktion entschuldigt wurde. Sie proklamierten sich selber als die Vorkämpfer der Zivilisation und der Freiheit, der Demokratie und des Rechts und noch eines ganzen Katalogs anderer populärer Herrlichkeiten. Für die unhistorische, von jeder konkreten geschichtlichen Sachlage absehenden Denkweise der französischen und englischen Sozialisten war die Benutzung derartiger, dem gedankenlosen Pöbel angepaßter Schlagworte höchst bezeichnend. Auf der anderen Seite entsprach sie nur dem naiven Selbstgefühl zweier, jahrhundertelang an der Spitze der großen Nationen stehenden Völker, die nicht begreifen konnten, daß die Weltgeschichte inzwischen nicht müßig gestanden hatte und nunmehr ein neues Zeitalter heraufzuführen im Begriffe war.

In der Verschiedenheit der beiden sozialistischen Gruppen, der deutschen und der anglofranzösischen, kam die Verschiedenheit zweier Zeitepochen zum Ausdruck. Aus der Haltung der deutschen Gruppe sprach noch die Zaghaftigkeit eines erst aufsteigenden Volkes, das sich seiner Aufgabe noch nicht recht bewußt ist und ängstlich vermeiden will, irgendwo anzustoßen oder die gewohnte Bescheidenheit vermissen zu lassen. Aus der Haltung der Anglofranzosen sprach die Empörung zweier Herrenvölker über einen anmaßend gewordenen Lakaien, den man nach gutfeudaler Sitte mit Maulschellen und Schimpfwörtern, die man sich ihm gegenüber ruhig gestatten konnte, wieder zur Raison bringen muß. Gerade die Gleichartigkeit der englisch-französischen Haltung Deutschland gegenüber bewies, daß sich beide Länder in der gleichen Weise und durch die gleiche Tatsache bedroht fühlten.

Diese Tatsache war, wir wissen es schon, der deutsche Aufstieg.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Erschütterung aller Verhältnisse dieser deutsche Aufstieg für die Franzosen bedeutete. Seit den Kämpfen Karls V. gegen Franz I. war Frankreich im beständigen Erstarken, Deutschland im beständigen Sinken. Anderthalb Jahrhunderte war seine Vorherrschaft

in Europa unbestritten. Französische Kultur und Sprache wurde statt des Lateinischen das internationale Kennzeichen der gebildeten und herrschenden Schichten, besonders in Deutschland. Dieser Zustand erreichte im neunzehnten Jahrhundert seinen Gipfel, auch heute noch haben wir bedeutende Reste von ihm. Er bestand also drei, und in seinen Anfängen sogar vier Jahrhunderte. Für die Art des französischen Nationalgefühls, das in seiner Reizbarkeit und Glut bekannt genug ist, war es von entscheidender Bedeutung, daß seit den Zeiten, wo das moderne Europa mit seinen gesonderten Nationalstaaten entstand und mit ihm die bis dahin fast unbekannte Erscheinung des Nationalbewußtseins — also seit etwa dem sechzehnten Jahrhundert — Frankreich immer an der Spitze stand oder zu stehen schien. Und gerade dieser Ausgang des Mittelalters war umgekehrt für Deutschland der Beginn seines hoffnungslosesten Niederganges und seiner nationalen Verlotterung. Je kühner, stolzer und selbstbewußter das Nationalgefühl die Schichten der französischen Gesellschaft durchdrang, desto kraftloser und ohnmächtiger wurde es in Deutschland, ja es verschwand völlig und an seine Stelle trat das Partikularbewußtsein der Preußen, der Österreicher, der Bayern. Ohne geschichtliche Reflexion kann sich die heutige Generation den tiefen Abstand zwischen französischem und deutschem Selbstbewußtsein überhaupt nicht klar machen. Und doch ist das notwendig. Er erst erklärt uns die historische Stellung Frankreichs in diesem Kriege. Er erklärt uns auch die Naivität, mit der die Franzosen Elsaß-Lothringen als ein französisches Land zu bezeichnen wagen. Der Raub dieser deutschen Länder geschah im siebzehnten Jahrhundert, er fiel also schon in die Zeit der französischen Vorherrschaft und damit in die Zeit der noch lebendigen französischen Erinnerung. Was vorher war, existiert für sie nicht. Man vergegenwärtige sich, was es für den nationalen Stolz ausmachen muß, wenn eine Nation seit Menschengedenken, das heißt in ihrem noch halbwegs lebendigen geschichtlichen Bewußtsein immer die politisch und kulturelle Vormacht gewesen ist. Seit dem siebzehnten Jahrhundert war Frankreich der „Schutzherr" des zerfallenen deutschen Reiches, es war der Garant des Westfälischen Friedens. Im achtzehnten Jahrhundert, seit dem Frieden von Teschen, teilte es diese Schutzherrschaft mit dem rasch heraufgekommenen Rußland. Deutschland schien seinem völligen Zerfall entgegen zu gehen. In den Kriegen der französischen Revolution und des Kaiserreichs fiel dann die reife Frucht ab: Deutschland wurde eine französische Satrapie.

Aber gerade in jener Zeit zeigte es sich, daß die Gegenbewegung schon eingesetzt hatte. In seiner Philosophie der Geschichte sagt Hegel über die Kriege Napoleons: „Keine größeren Siege sind je gesiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden; aber auch nie ist die Ohnmacht

des Sieges in einem helleren Lichte erschienen als damals." In der Tat setzte gerade in diesen Zeiten der größten politischen und militärischen Triumphe Frankreichs der Niedergang ein. Und gerade die französische Revolution, die doch die Fesseln des Feudalismus vom französischen Wirtschaftskörper abgestreift und der freien Betätigung aller Kräfte erst Raum und Licht gebrochen hatte, gerade sie sollte die direkte Veranlassung zum Niedergang Frankreichs werden. Den Sieg der „Freiheit" und der „Demokratie" sollte das Land nur um den furchtbaren Preis seines geschichtlichen Abstieges erkaufen. Was 1789 und noch mehr 1793 in Wahrheit gesiegt hatte, das war weniger das Bürgertum, als das Kleinbürgertum, und die siegreiche Klasse beeilte sich, das Land der Revolution in ihre Domäne zu verwandeln. Sie verwandelte den Grund und Boden in ihr Eigentum und überzog ihn mit einer dichten Schicht kleiner, verhältnismäßig wohlhabender Ackerbürger, die noch heute zwei Drittel des französischen Volkes ausmachen. Damit aber war eine Klasse zur Herrschaft gekommen, die der wirtschaftlichen, besonders der industriellen Entwicklung einen eigentümlichen, zähen, im Grunde unüberwindlichen Widerstand entgegensetzte. Es war das Verhängnis Frankreichs. Aus diesem Mittel- und Kleinbürgertum erwuchs das Zweikindersystem und das Kleinrentnerideal, das für das nachrevolutionäre Frankreich bis auf den heutigen Tag charakteristisch geblieben ist und das aus dem klassischen Lande der Revolution eine Stätte kleinbürgerlicher, selbstgefälliger, reaktionärer Demokratie mit lächerlich unentwickelter Parteibildung und ausgesprochener wirtschaftlicher Stagnation gemacht hat. Die Bodenverteilung war der kapitalistischen Entwicklung ungünstig, der Stillstand der Bevölkerung verhinderte die Bildung einer zahlreichen Lohnarbeiterklasse und industrieller Reservearmee. Der Schutzzoll wirkte in seiner übertriebenen Höhe nicht belebend, sondern lähmend, und da keine entwickelte Großindustrie der reichen Kapitalbildung des Landes genügende Gelegenheit zur Verwertung im Lande bot, so war eine übermäßige Kapitalausfuhr die Folge. Das war der entscheidende Grund dafür, daß es in Frankreich nicht zu jener höheren Organisationsform des Wirtschaftslebens kam, die für Deutschland – und für Amerika – charakteristisch wurde, obwohl in der Gründung des Crédit mobilier durch die Brüder Péreire im Jahre 1852 eine ähnliche Entwicklung auch für Frankreich angebahnt schien. Der französische Bourgeois behielt immer die kleinbürgerlichen Merkmale seiner Herkunft und stets blieben ihm der kühne Wagemut und der schaffende Unternehmungssinn fremd, wie er einer aufstrebenden Kapitalistenklasse eigen zu sein pflegt. Nicht die Liebe zu seinem industriellen Beruf, sondern die Liebe zur Rente und zur bürgerlichen Behaglichkeit schlugen immer wieder bei ihm durch. Der ruhelose Ehrgeiz, seinen Betrieb immer von neuem

zu erweitern, die technischen Fortschritte so schnell wie möglich seinen Anlagen einzuverleiben und vom Modernen immer das Modernste zu verwerten, wie er die charakteristische Eigenheit des deutschen Kapitalistentypus war, plagte ihn wenig. Die industrielle Arbeiterklasse konnte sich nicht entwickeln und mit diesem berufenen Träger sozialer Unzufriedenheit fehlte der inneren Entwicklung der bohrende Treibstachel. So fiel das politische Leben arger Verwahrlosung anheim und brütete bald die giftigen Miasmen der sozialen Stagnation aus. Nur auf diesem Boden war es möglich, daß der Revanchegedanke sich so tief einwurzeln konnte. Da die Gegenwart keinen großen Inhalt bot und nur angefüllt erschien von dem Geschrei ehrgeiziger Kliquen und politischer Glücksritter, so flüchtete man in die Vergangenheit und trieb Romantik am lichten Tage.

Besonders deutlich trat der kleinbürgerliche Charakter Frankreichs in seiner sozialdemokratischen Partei zu tage. Es waren nicht die arbeitenden Massen, deren Blut iu diesem Parteikörper kreiste. Hier war eine Brutstätte kleinbürgerlicher Existenzen, Advokaten, Schriftsteller, Doktoren, von denen viele die Partei nur zum Sprungbrett ihres persönlichen Ehrgeizes benutzten und denen der Sozialismus nicht viel mehr war als eine schöne Phrase. Man denke an Leute wie Millerand, Briand, Viviani, um nur die bekanntesten zu nennen. Aber auch die andern, die Ehrlichen, waren in besten Falle nur rückwärts gewandte Revolutionäre, die die reaktionäre Rolle Frankreichs im Weltkriege nicht erkannten und deren Zwergenmaß der furchtbaren Tragödie ihres Landes nicht entfernt gewachsen war. Wie die Papageien plapperten sie dem Vertrauensmann des Zaren, dem Herrn Poincaré, die Sprüchlein von „Recht" und „Zivilisation" nach, als deren Beschützer Frankreich sich selber proklamiert hatte, und ließen, ohne mit der Wimper zu zucken, ihren Führer Jaurès, den einzigen, der über das übliche Maß französischer Lokalborniertheit hinausgewachsen war und dessen Name einen internationalen Ruf genoß, gleich zu Beginn des Krieges auf dem Altar der Entente abschlachten. Sie verstanden ihre Zeit nicht, und als die deutschen Heere in Frankreich einbrachen, träumten sie davon, die Zeiten von Valmy und der Jakobiner seien wiedergekehrt. Wie Danton und Robespierre die Minister der Revolution wurden, als das Vaterland in Gefahr war, so schlüpften jetzt die Guèsde und Sembat in den Ministerfrack und Vaillant wurde der Marat von 1914. Hervé aber war das Schwert und die Flamme der französischen Sozialdemokratie. Ihm war es heiliger Ernst damit, wenn er in Frankreich das Bollwerk den Demokratie und der Freiheit pries, nur merkte er nicht, wie er und sein Land schon lange aus Komödianten der Freiheit zu Marionetten der Reaktion geworden waren. Jetzt stand das „demokratische" Frankreich als Scherge Rußlands und Englands im Dienste jener beiden Welt-

mächte der Reaktion, gegen die bis zum letzten Atemhauch gekämpft zu haben, einst Ruhm und Ehre des revolutionären Frankreichs gewesen war.

Die ökonomische Stagnation Frankreichs wurde aber erst dadurch zur nationalen Katastrophe, als sie seltsam und verhängnisvoll kontrastiert wurde durch den deutschen Aufstieg. Wenn es 1813 dem zerissenen und aus tausend Wunden blutenden Deutschland schließlich doch gelungen war, das Joch des französischen Imperators zu zerbrechen, so war das nicht bloß der ausländischen Hilfe zu verdanken, auch nicht der Übersättigung Frankreichs am Kriege, das schließlich dem Kaiser die Gefolgschaft versagte, sondern mit an erster Stelle der Tatsache, daß sich Deutschland bereits seit zwei Menschenaltern wieder im Aufsteigen befand. In Österreich und Preußen hatten sich zwei Kristallisationspunkte politischer Kraft entwickelt. Das neunzehnte Jahrhundert zeigte dann deutlich, daß sich das große Zentralvolk Europas auf dem Marsche zu seiner wirtschaftlichen Neugeburt und politischen Einigung befand. Die ersten Etappen wurden 1848, 1866 und 1870 erreicht. Es war eine welthistorische Umwälzung, deren Konsequenzen am frühesten Frankreich treffen mußten. Seine europäische Stellung beruhte seit vier Jahrhunderten auf der Ohnmacht und Zerrissenheit des deutschen Zentrallandes. Der Weltkrieg setzt unter diese säkulare Entwicklung, die in schweren Zusammenstößen der beiden großen Völker sich vollzog, das vorläufige Schlußsiegel.

Elsaß-Lothringen hatte als Grenzgebiet das Schicksal gehabt, stets dem aufsteigenden Reiche anzugehören. Der Verlust des Landes im Jahre 1871 war für Frankreich also von symptomatischer Bedeutung. Und gerade deshalb die krampfhaften Bemühungen, als Ergebnis dieses Krieges „wenigstens" Elsaß-Lothringen wieder Frankreich angliedern zu können. Allein schon haben sich die Kräfteverhältnisse zwischen den beiden Nachbarmächten derartig zu ungunsten Frankreichs verschoben, daß Frankreich, das Jahrhunderte lang in Deutschland lediglich ein Objekt seiner Politik zu sehen gewohnt war, heute im Bunde mit den Millionenheeren Englands nicht mehr imstande ist, den französischen Boden in dreijährigem Kriege von deutschen Truppen zu befreien, und das, obwohl Deutschland an seiner Westgrenze nur mit einem Arm kämpft. Der andere arbeitet im Osten und Südosten. Damit ist über die Großmachtstellung Frankreichs im Grunde die Entscheidung gefallen. Wenn die amerikanischen Truppen auch noch den französischen Boden zur Errettung Frankreichs betreten sollten, dann dürfte bald die französische Armee das kleinste Kontingent aller in Frankreich stehenden Heere sein. Die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges wären wiedergekehrt, nur daß diesmal Frankreich und nicht Deutschland den Tummelplatz für das bunteste fremde Kriegsvolk abgäbe. Herr Wilson wäre der ins Finanzkapitalistische und Yankeehafte

übertragene Gustav Adolf des zwanzigsten Jahrhunderts, der freilich nicht wie jener schwedische „Betefürst" selber zur Meerfahrt rüstet und im Felde sein Leben läßt. Es ist schon möglich, daß Frankreich nach diesem Kriege genau so wie Deutschland im siebzehnten Jahrhundert von seinen „Befreiern" mehr zu leiden hat, als von seinen Feinden. Wirtschaftlich und finanziell ist es durch den Krieg völlig in ihre Abhängigkeit geraten, wobei wir von der Wahrscheinlichkeit eines russischen Staatsbankrotts noch völlig absehen wollen. Aber Englands Machtstellung wird ihm nach dem Kriege um so brutaler aufgedrängt werden, je mehr diese Machtstellung selber durch den Krieg erschüttert und darauf angewiesen sein dürfte, die Kriegslast auf die Schultern der schwächern einstigen „Kriegskameraden" zu wälzen.

So bricht mit diesem Kriege eine jahrhundertelange kulturelle und politische Vorherrschaft Frankreichs, die schon im Kriege von 1870/71 einen verhängnisvollen Stoß erlitten hatte, nunmehr endgültig zusammen. Noch will das französische Volk dieser brutalen Tatsache nicht ins Angesicht schauen; deshalb kämpft es mit dem Heroismus der Verzweiflung immer wieder gegen die unerschütterlichen deutschen Stellungen an; es weiß: hinter ihnen liegt sein Schicksal. Dabei merkt Frankreich nicht, daß alle Versuche, seine einstige Weltstellung wiederherzustellen, umschlagen in die sichersten Mittel, diese Wiederherstellung völlig aussichtslos zu machen. Es verblutet sich im Dienste Englands, es beraubt sich seiner Volkskraft und verschüttet, je länger der Krieg dauert, um so hoffnungsloser alle Quellen, aus denen ihm einst die Kräfte zur nationalen und ökonomischen Wiedergeburt fließen könnten. Einmal angenommen, Frankreich erhielte im Frieden wirklich Elsaß-Lothringen; es hätte gar nicht mehr die Kraft, diese deutschen Länder sich zu assimilieren. So sehr ist Frankreich heute schon im Kerne geschwächt.

Durch diesen Niederbruch Frankreichs erhalten aber alle Probleme an unserer Westgrenze ein total verändertes Gesicht. Unter ihnen auch das Problem Belgien. Es wäre natürlich unpolitisch und unverantwortlich, den künftigen Frieden mit Frankreich lediglich nach der freundlichen Hoffnung festzusetzen, durch deutsches Entgegenkommen könne man etwa die französische „Freundschaft" erobern. Das dürfte sich als leere Einbildung erweisen. Ob wir für Jahrzehnte hinaus bei unseren westlichen Nachbarn etwas anderes zu hören bekommen, als Ausbrüche eines fanatischen Deutschenhasses, müssen wir abwarten. Undenkbar ist es natürlich nicht, daß die breiten Massen der französischen Nation es satt bekommen, sich auch einen vierten Kriegswinter zur Schlachtbank im Interesse Englands schleppen zu lassen, sobald sie wissen, welch einen billigen Frieden sie von deutscher Seite erhalten können. Es ist begreiflich,

daß man in Frankreich, wo man ja nicht blos Elsaß-Lothringen, sondern auch das preußische Saargebiet und das linke Rheinufer als Kriegsziele aufgestellt und vertraglich mit den Verbündeten sich ausbedungen hat, es gar nicht anders erwartet, als daß auch Deutschland entsprechende Ziele auf Kosten Frankreichs im Auge hat. Sobald diese falsche Vorstellung zerreißt und die Franzosen zugleich die Unmöglichkeit erkennen, ihre phantastischen Kriegsziele zu erreichen, wäre eine Abrechnung mit den bisherigen Machthabern in Frankreich durch die ausgebluteten Heeres- und Volksmassen nicht ausgeschlossen, und ein „Verständigungsfriede" könnte die Folge sein. Aber auch der schönste „Verständigungsfriede" könnte das unerbittliche Fatum von Frankreich nicht abwenden — Elsaß-Lothringen könnten wir nicht hingeben — daß es aufgehört hat, zu den großen Schicksalsvölkern der Geschichte zu gehören. Und das ist das Entscheidende. Deshalb sind die Ansichten, es zu einem erträglichen Verhältnis mit Frankreich zu bringen, oder gar zur „Freundschaft", wie die Erklärung der Sozialdemokratie am 4. August es verlangte, jetzt nach drei Jahren Weltkrieg leider nicht sehr groß.

Je kühler man sich darüber klar zu werden hat, desto sicherer kann man aus der Situation seine Folgerungen ziehen. Ein geschwächtes Frankreich hat aufgehört, der Anziehungspunkt für die umliegenden kleinen Staaten zu sein, besonders für Belgien. Es kann ihnen nichts mehr bieten als schöne Erinnerungen. Dadurch aber tritt ganz von selber eine wesentliche politische Entlastung an unserer Westgrenze ein, die wir nicht durch irgendwelche Annektionen wieder zu gefährden haben. Die nötigen „Sicherungen" werden sich sehr viel leichter durchsetzen lassen, weil sie sehr viel weniger brutal sein können, als hätten wir noch an der Westgrenze ein starkes politisches und zum offensiven Revanchekrieg jederzeit bereites Machtzentrum gegen uns, das einen ganzen Schwarm kleinerer Staaten materiell oder ideell nach sich zieht. Das ist eine durch die drei Jahre Weltrevolution erledigte Vergangenheit. Die inneren Umwälzungen, die sich inzwischen in Deutschland durchsetzen werden, müssen auf der anderen Seite dazu beitragen, die gegen Deutschland, sein Volk und sein Wesen herrschenden Antipathien zu zerstreuen. Doch darüber an anderer Stelle.

5

Die soziale Revolutionierung Englands

Aber schließlich spielt Frankreich in diesem Kriege nur eine Nebenrolle, im wahrsten Sinne des Wortes eine „passive" Rolle. Das eigentliche Bollwerk der internationalen Kontrerevolution ist England. Ihm haben wir uns jetzt zuzuwenden.

Eine derartige Bezeichnung Englands steht im schroffen Widerspruch zu den Anschauungen, die bis zum Kriege allgemein populäre waren. Freilich steht das heutige ungünstige Massenurteil über England in keinem Zusammenhang mit der Erkenntnis, daß England ein entwicklungsgeschichtlich veralteter Staat ist. Man ist vielmehr nach wie vor überzeugt, daß England ein höchst liberales Staatswesen sei, um so „empörter" ist man über die wirkliche oder angebliche Niedertracht, die aus der Haltung Englands im Kriege spreche. Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu betonen, daß die hier vertretene Anschauung mit diesen Vorurteilen und moralischen Entrüstungen nichts zu tun hat, und wenn England hier als ein reaktionärer Staat aufgefaßt wird, so geschieht das nicht im politischen, sondern im geschichtlichen Sinne und zunächst ohne alle moralischen Werturteile.

In meinem im vorigen Jahre erschienenen Buch: „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück" habe ich den entwicklungshistorischen Gegensatz der beiden feindlichen Führerstaaten des Krieges, Deutschland und England, näher auseinandergesetzt. Auf diese Darstellung sei hiermit hingewiesen. England wird dort als der Repräsentant des alten Individualismus gekennzeichnet, dem jetzt in Deutschland der Träger eines reiferen Gesellschaftsprinzips entgegentritt. Dieses reifere Prinzip ist das der sozialen Organisation oder der Vergesellschaftung. Aus den verschiedenen Lebensbedingungen beider Staaten entsproß ihre entgegengesetzte Entwicklung. Hier eine Insel am Rande Europas, dort das europäische Zentralgebiet, hier Kalvinismus und Puritanertum und ihm entfließend Liberalismus und Demokratie, dort Luthertum und Orthodoxie und ihm entfließend leidender Gehorsam und Staatsabsolutismus, hier Flotte, dort Landheer, hier fast völlige Sicherheit des heimatlichen Bodens vor dem Eindringen feindlicher Heere, dort fast völlige Sicherheit, in jedem Kriege das eigene Land als Kriegsschauplatz zu sehen, hier die absichtlich schwach gehaltene Staatsgewalt, dort die absichtlich stark gehaltene Staatsgewalt, hier bei früher Beherrschung der Meere ein traditioneller Reichtum, dort bei frühem Abschluß von fast jeder Meeresberührung eine traditionelle Armut, hier freies Spiel der Kräfte, dort Polizeiwirtschaft und Bevormundung, hier im Prinzip schrankenlose Ausbeutung der Besitzlosen, dort Sozialpolitik und Arbeiterfürsorge. Wie sich die gesellschaftlichen Gegensätze allmählich im Laufe der letzten vier Jahrhunderte entwickelt und gesteigert haben, ist eins der Hauptthemen meines erwähnten Buches. Ich komme auf das dort Dargestellte hier nicht zurück, ich knüpfe nur an.

Der deutsche Aufstieg war zunächst für England eine viel weniger bedrohliche Erscheinung als für Frankreich. England beherrschte die Welt auf Grund seines dreifachen Monopols in Handel, Schiffahrt nnd Kolonial-

besitz. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts fühlte es sich so sehr als der Herr der Welt, daß es sich nicht mehr lohnte, die Welt ausdrücklich noch zu erobern. Es war weit und breit kein Konkurrent da. Deshalb dachte man daran, die Kolonien wieder aufzugeben, und Disraeli erklärte sie 1852 für Mühlsteine am englischen Halse. Was wollte, von solchem Throne gesehen, das armselige Geraufe der Preußen und der Österreicher in ihrem Wochenfeldzug von 1866 und schließlich auch der deutsch-französische Krieg bedeuten! Auch noch nach der Entstehung des Deutschen Reiches war die wirtschaftliche Entwicklung des neuen Kaiserstaates zwanzig Jahre hindurch so unbedeutend, daß England in Seelenruhe Helgoland gegen Sansibar und einige afrikanische Landbesitzungen austauschte und sich dabei selber gratulierte, es habe für einen Hosenknopf einen ganzen Anzug eingetauscht. Ein ernsthaftes Gesicht gewann der deutsche Aufstieg bezeichnenderweise für England erst, als sich die wirtschaftlichen Folgen des Schutzzolles von 1879 einzustellen begannen. Die totale Umwälzung des deutschen Wirtschaftslebens durch die Organisierung des Kapitalismus — sie war es, die den deutsch-englischen Gegensatz tödlich machte; denn sie griff England in seiner eigentlichen Domäne, in der Industrieherrschaft an.

Der Individualismus war die geschichtliche Gesellschaftsverfassung des Frühkapitalismus gewesen, wobei unter Frühkapitalismus die Zeit bis zum letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verstanden wird. Das Erstarken der Kartelle und Syndikate in der von uns geschilderten Form machte hier Epoche. Wir wiesen bereits darauf hin, daß der Schutzzoll von 1879 wohl eine wesentliche Unterstützung der Kartellbildung war, daß er aber nicht die absolut notwendige Voraussetzung für sie bildete. In der Tat hatten wir schon vor 1879 eine erste Kartellierungsperiode in Deutschland, die als Folge des großen Wirtschaftskrachs nach dem französischen Kriege zur Gründung der ersten Kohlen-, Eisen-, Papier- und Kaliverbände geführt hatte. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß die Kartell- und Syndikatsbewegung zu ihrer geschichtlichen Bedeutung nicht vor Übergang zum Schutzzoll kam. Erst kurz vor Ende des Jahrhunderts machten sich ihre Wirkungen in weiteren Kreisen bemerkbar, um dann allerdings mit jedem Jahre ein schnelleres Tempo einzuschlagen und unter dem Schutze stets erhöhter Zollmauern rasch das ganze Wirtschaftsleben zu durchziehen. Die zwanzig Jahre von 1893 bis 1913 — im erstgenannten Jahre begann nach langem Stillstand endlich wieder eine wirtschaftliche Konjunktur — haben eigentlich das neue Deutschland geschaffen mit seiner starken Bevölkerungsvermehrung, seinem gewaltig wachsenden Außenhandel und seiner beginnenden Weltgeltung. Sie aber haben auch den deutsch-englischen Gegensatz, der schon lange latent vor-

handen war, auf seine volle weltgeschichtliche Höhe gehoben, und die revolutionäre Rolle, die Deutschland in diesem Weltkrieg zu spielen hat, endgültig klargestellt.

Eine derartige rapide Entwicklung gerade in wirtschaftlichen Dingen, wo man sonst mit sehr viel längeren Zeiträumen zu rechnen gezwungen ist, stellt etwas so Unerhörtes dar, daß man schon aus dieser Tatsache den Schluß gezogen hat, die Kartelle müßten sehr tief in der kapitalistischen Wirtschaft verankert sein. Um so merkwürdiger ist es, daß diese so tief im Kapitalismus beruhende Neubildung nicht schon viel früher in dem klassischen Lande des Kapitalismus, in England, zutage getreten ist, ja, daß sie sogar dort bis zum heutigen Tage nur schwach entwickelt blieb.

Um es mit einem Worte zu sagen: die schließliche Rückständigkeit Englands war das Ergebnis seiner anfänglichen Überlegenheit, wie die schließliche Überlegenheit Deutschlands ihre Ursache in seiner ursprünglichen Rückständigkeit hatte.

Der alte Individualismus feierte seinen höchsten aber auch letzten Triumph in der Proklamation des englischen Freihandels im Jahre 1846. Dadurch wurde ausgesprochen, daß die Staatsgewalt sich vollkommen jedes Eingriffs in die Entwicklung der Wirtschaftskräfte enthalten sollte. Ebenso wie die Staatsgewalt nicht den Kampf der sozialen Klassen stören dürfe, so dürfe sie auch nicht in die Wirtschaftsbeziehungen der Staaten untereinander hineinreden Erst dann, wenn alle Kräfte freies Spiel hätten, könnte sich zeigen, daß bei diesem freien Spiel keiner zu kurz käme und daß das Ergebnis eine allgemeine Harmonie sei. Diese so harmonisch und demokratisch klingende Theorie war in Wahrheit lediglich die Theorie der Starken gegen die Schwachen. Wie sie die Arbeiterklasse in ihrem Kampfe gegen das Kapital jeder Aussicht berauben sollte, beim Staate Hilfe zu bekommen, so sollte sie auch die wirtschaftlich rückständigen Staaten der enormen Überlegenheit der englischen Industrie hilflos preisgeben und sie durch die Illusion von der natürlichen Harmonie aller frei arbeitenden Kräfte von vornherein auf jede Absicht verzichten lassen, sich etwa durch Anrufen der Staatsgewalt zwecks Einführung von Schutzzöllen Hilfe gegen England zu verschaffen. Freilich erfuhr schon ein Jahr später diese Theorie eine erste Widerlegung durch die Einführung des Zehnstundentages im Jahre 1847. Damit war im Prinzip dem alten Individualismus der Scheidebrief geschrieben, und mit Recht kennzeichnete Marx die Zehnstundenbill nicht bloß als einen großen taktischen Erfolg, sondern auch als den Sieg eines Prinzips. Es war bezeichnend, daß dieser Bruch sich zuerst auf dem Gebiet der inneren Politik, im Kampf der Klassen untereinander, durchsetzte, im Kampfe der Staaten unter-

einander sollte dieser „Sieg des Prinzips" erst über ein Menschenalter später errungen werden, durch den Übergang Deutschlands zum Schutzzoll.

Der englische Freihandel war ein Ergebnis des englischen Weltmarktmonopols und war als kräftigste Stütze dieses Monopols gedacht. Allein gerade der Mangel einer Konkurrenz machte die englische Industrie rückständig, und so führte das englische Weltmarktsmonopol sein direktes Gegenstück, die Weltmarktskonkurrenz, selber herbei. Wir haben in dieser höchst interessanten Entwicklung einen der schlagendsten Beweise für die Richtigkeit des Sprichworts: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Kein Staat schien um 1850 und noch 1875 so gefeit gegen alle Versuche, seine Macht zu untergraben, als dieses die Welt beherrschende England, dessen Weltstellung nicht bloß vom englischen, sondern auch von fast jedem anderen Volk als eine gegebene und selbstverständliche Sache hingenommen wurde. Und trotzdem sehen wir es jetzt, kaum fünfzig Jahre später, im schwersten Kampfe um die Aufrechterhaltung seiner Weltherrschaft begriffen. Die ganze Welt hat es zu seiner Hilfe aufgerufen, und die ganze Welt ist nicht imstande, ihm seine alte Weltstellung wieder zurückzuerobern. Und gegen wen? Gegen den kleinen, winzigen, mißachteten Staat Zentraleuropas, der seine weltrevolutionäre Aufgabe, die ihm selber zum Teil jetzt noch nicht bewußt ist, erfüllen wird, weil er sie erfüllen muß.

Die Gründe für die Erschütterung der englischen Weltstellung liegen in unscheinbaren Tatsachen, die das englische Wirtschaftssystem allmählich rückständig machten. Sie liegen viel weniger in den allgemeinen Tatsachen der Ausbreitung des Eisenbahnwesens, der Auffindung und Ausbeutung von Kohlenschätzen auf dem Kontinent, der Entwicklung des Weltverkehrs durch Dampfschiffahrt und Telephone usw. Hierdurch wurde freilich das Aufkommen nichtenglischer Industrien überhaupt erst ermöglicht. Aber trotz dieser Entwicklung hätte England und sein Freihandel seine weltbeherrschende Position nicht bedroht gesehen; denn alle diese Dinge machte es sich selber zu eigen und besaß sie zum größten Teil schon, bevor sie auf dem Kontinent wirksam wurden. Sein Vorsprung vor allen anderen Industriestaaten war trotz dieser weltwirtschaftlichen Wandlungen so lange unerschüttert, so lange diese Industriemächte im wesentlichen nach englischer, das heißt, nach individualistischer Methode arbeiteten. Das geht schon daraus hervor, daß in allen derartigen individualistisch orientierten Staaten die Abhängigkeit von England und der Abstand von der englischen Industrieentwicklung sich nicht sonderlich geändert hat. Frankreich und Italien beispielsweise sind niemals ernsthafte Konkurrenten der englischen Industrie geworden. Die Industrialisierung des Kontinents bekam für England erst von dem Augenblick ein ernstes Gesicht, als hier

der individualistische Kapitalismus mit seinem „freien Spiel der Kräfte" überwunden und in dem organisierten Kapitalismus etwas qualitativ Neues entwickelt wurde. Die Verdoppelung, ja, die Verzehnfachung der Produktivkräfte, die hier plötzlich einsetzte, konnte England mit seiner unorganisierten, „anarchistischen" Produktionsweise nicht mitmachen. So sehr es auch noch aus dem Vollen wirtschaften mochte und die reichen Hilfsquellen seiner Kolonien mit heranzog: Die Konkurrenz Deutschlands und Amerikas, wo diese neue Art von Kapitalismus entstanden war, wuchs immer stärker an und erinnerte es daran, daß die Stunde der englischen Weltherrschaft geschlagen habe. Aus Gründen, die schon ausgeführt, fiel Amerika für die englischen Beklemmungen zunächst fort. Um so kräftiger machten sich die weltwirtschaftlichen Wirkungen des neudeutschen Kapitalismus geltend.

Vergegenwärtigen wir uns die Kennzeichen des alten, liberalen, individualistischen Kapitalismus Englands. Erst dann wird uns der deutsche Gegensatz zu ihm anschaulich werden.

Die englische Industrie war ein langsam und gewissermaßen organisch wachsendes Gebilde gewesen. Aus der Zersetzung der alten feudalen Gesellschaft und nach totaler Ausrottung des englischen Bauernstandes durch den Adel hatte sie sich aus Kooperation und Manufaktur zu ihrer Höhe entwickelt. Die für sie charakteristische Industrie war die Textil-Industrie, die ein relativ kleines Kapital beanspruchte und in der im allgemeinen der Einzelbetrieb vorherrschte. Entscheidend war, daß die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert errungene Weltstellung Englands der Kapitalistenklasse reiche Kapitalien zur Verfügung stellte, die zum großen Teil aus Kolonialpolitik und Sklavenhandel geflossen waren. Das englische Unternehmertum hatte es also nicht nötig, sich wie später das deutsche nach künstlichen Mitteln der Kapitalbeschaffung umzusehen. Es stand ihnen aus historischen Ursachen zur Verfügung. Das aber war der Grund, der eine Verbindung zwischen Industrie- und Bankkapital, das sich auf deutschen Boden als so außerordentlich folgenreich erweisen sollte, in England ausschloß. Echt individualistisch herrschte der Einzelkapitalist vor, nicht die Aktiengesellschaft, und der industrielle Reichtum verblieb in der Hand der Einzelunternehmer. Sie waren und blieben die Eigentümer der Fabriken. Als später dann die Aktiengesellschaften in die Höhe kamen, da rekrutierten sich die Aktionäre fast ausschließlich aus den Reihen der wenigen reichen Einzelkapitalisten. In ihren Händen befand sich das Bankkapital, das Industriekapital, das Kaufmannskapital. Die Banken, besonders die Aktienbanken, hatten lediglich die Aufgabe, dem Zirkulationskredit zu dienen. Kapitalkredit zu verschaffen, blieb ihnen fremd. Es war genügend akkumuliertes Kapital vorhanden. Damit aber fehlte den

Banken die Möglichkeit, einen maßgebenden Einfluß auf die Organisationsformen des englischen Kapitalismus auszuüben. Unterstützt wurde diese Entwicklung durch die materielle Gesetzgebung und Rechtsprechung, die, gerade um den Grundsatz vom „freien Spiel der Kräfte" zu sichern, diesen Grundsatz den Banken gegenüber außer Kraft setzten und allen Vereinigungen zur Einschränkung der Gewerbefreiheit (in restraint of trade) mit größter Strenge entgegentrat. So blieb es im großen und ganzen bei der alten, ursprünglich entstandenen Form des Kapitalismus, die der individualistischen Tradition des Landes am besten entsprach. Ein Fortschritt zu Neuem, oder auch nur ein Versuch, dem blinden anarchischen Spiel der kapitalistischen Produktionsweise durch Organisation des Kapitalismus entgegenzuwirken, wurde nicht erreicht. Die Kartelle, die sich schließlich entwickelten, kamen über die Form loser Preis- und Produktionskartelle mit nur vorübergehendem Bestand nicht hinaus. Auch die späteren Formen der „Allianzen" und „Kombinationen" waren nicht imstande, den englischen Kapitalismus organisch zu ändern und waren in der Hauptsache bereits auf die Einwirkung amerikanischer und deutscher Konkurrenz zurückzuführen. Eine der wesentlichsten Ursachen aber für diese organisatorische Stagnation war der englische Freihandel. Der englische Individualismus betrachtete im engen Zusammenhang mit der englischen Volkswirtschaftslehre die freie Konkurrenz als den einzigen natürlichen Zustand des Wirtschaftslebens und erblickte im Freihandel eine der wesentlichsten Voraussetzungen für seine Sicherung. Inzwischen war der Freihandel, den Karl Marx noch 1848 wegen seiner revolutionären Wirkungen begrüßt hatte, zu einem reaktionären Element umgeschlagen. Er verhinderte die organische Weiterbildung des Kapitalismus in seinem Mutterland und wurde zur direkten Ursache für die Rückständigkeit Englands auf dem Weltmarkt. Es stellte sich heraus, daß der englische Freihandel nicht, wie auch noch Marx angenommen hatte, den höchsten Reifegrad der kapitalistischen Produktionsweise entsprach, sondern daß er im Gegenteil noch einer recht primitiven, anarchischen Form des Kapitalismus angepaßt war.

Es war in der Tat ein zwieschlächtiges Ding, dieser englische Freihandel. Freilich sollte er die freie Konkurrenz der englischen Industrie sicher stellen, aber nur auf dem Inlandsmarkt. Draußen auf dem Weltmarkt sollte er das Gegenteil, das Monopol der englischen Industrie sicher stellen. Widerspruchsvoll wie er war, stellte er sein eigenes Gegenteil, den Schutzzoll, dessen Überwindung in England im Jahre 1846 sein Ruhm gewesen war, in der Welt wieder her. Und hatte der englische Freihandel die Aufgabe, auf dem inneren Markt die Konkurrenz und auf dem Weltmarkt das Monopol herzustellen, so hatte der Schutzzoll die umgekehrte Aufgabe,

auf dem inneren Markte das Monopol und auf dem Weltmarkt die Konkurrenz herzustellen.

Wir hatten bei früherer Gelegenheit gesehen, daß das Kennzeichen der Neuorganisation des Kapitalismus in Deutschland in der Zusammenfassung der bis dahin getrennten Gebiete des Industrie-, Handels- und Bankkapitals mit Hilfe des Schutzzolles lag. Diese Zusammenfassung war für Deutschland notwendig, da es nur auf diese Weise seinen empfindlichen Mangel an Kapital befriedigen konnte, von dem die englische Industrie niemals heimgesucht war. So erhielt hier das Aktienwesen und das Bankkapital eine ganz andere Bedeutung wie in England. Die deutschen Aktiengesellschaften waren nicht Vereinigungen reicher Kapitalisten, die ihr Kapital schon besaßen, bevor die Aktiengesellschaft gegründet war, sondern sie waren Vereinigungen von Leuten, die Kapital brauchten, es aber nicht hatten. Die Aktiengesellschaft sollte ihnen das nötige Kapital zur Verfügung stellen. Das aber war nur möglich durch Vermittlung der Banken, bei denen sich alles brachliegende Geld nicht nur der Kapitalistenklasse, sondern auch der anderen Klassen ansammelt und nach Verwertung verlangt. Hieraus erklärt sich der sehr viel größere Einfluß, den das Bankkapital auf die Entwicklung der Industrie in Deutschland gewonnen hat. Je mehr nun die Verbindung zwischen Bank- und Industriekapital erstarkte und je maßgebender der Einfluß des Bankkapitals auf die Industrie wurde, desto rascher verschwand die freie Konkurrenz vom inneren Markte. Der einzelne Unternehmer konnte sich von einem Siege über seinen Konkurrenten noch die Vergrößerung seines Absatzgebietes und für eine Zeitlang Extraprofite versprechen. Für eine Bank, die ihre Kapitalien in den verschiedensten Unternehmungen angelegt hatte, waren andere Überlegungen maßgebend. Für sie war jeder Konkurrenzkampf ihrer Klienten untereinander Verlust. Der Sieg des einen Unternehmers war zugleich die Niederlage eines andern, an dessen Geschäft die Bank ebenfalls beteiligt war. Die Bank strebte also von vornherein danach, unter den Werken, an denen sie beteiligt war, zunächst jede Konkurrenz auszuschalten und an deren Stelle das Monopol zu setzen. So wurde gerade durch die maßgebende Teilnahme des Bankkapitals an der industriellen Entwicklung Deutschlands schon früh die Ausschaltung der freien Konkurrenz für den inneren Markt erreicht und damit jene Erstarkung der Kartell- und Syndikatsbildung, die wir bei früherer Gelegenheit in ihrer historischen Bedeutung kennen gelernt hatten.

Diese organische Weiterbildung des Kapitalismus in Deutschland, die Überwindung seiner ersten anarchischen Entwicklungsstufe, über die England kraft seines Individualismus prinziell nie herausgekommen war, sie machte nunmehr allerdings das Phänomen des deutschen Aufstieges auch für England zu einer beunruhigenden Erscheinung. Der deutsch-englische

Gegensatz wurde zum Kernpunkt der gesamten weltpolitischen Orientierung in allen Ländern, und Deutschland, das eine weltpolitische Rolle in modernen Zeiten überhaupt noch nicht gespielt hatte und als Weltmacht in seinen allerersten Anfängen stand, befand sich plötzlich im Strudel der erregtesten Debatten an allen wichtigen Plätzen der Welt. Und da man diesen vor kurzem erst entstandenen und noch herzlich unbedeutenden Staat nirgends recht kannte, so hatte es England wie Frankreich leicht, über ihn die seltsamsten Legenden und zielbewußtesten Lügen in der Welt auszusprengen. Je kräftiger nun die neu entwickelten Lebensenergien des deutschen Kapitalismus sich rührten, je mehr seine Produktivkräfte wuchsen, je mehr es sich durch Entwicklung seiner Handels- und Kriegsflotte auf Gebieten betätigte, die bis dahin englisches Monopol waren, je häufiger es sich am Kapitalexport beteiligte und demgemäß in fremden Ländern sich Interessen schuf, desto dichter legte sich über alle seine Handlungen das Netz zäher englischer Verleumdung. Damit zahlte schließlich diese junge, aufstrebende weltrevolutionäre Macht nur den Zoll, den bisher noch alle revolutionären Mächte der Geschichte, seien es Personen, seien es Klassen, von je und je gezahlt haben. Man denke an die deutsche Sozialdemokratie besonders zur Zeit des Ausnahmegesetzes, man denke an Marx, an die Helden der französischen Revolution, Danton, Marat usw. Wenn jetzt Deutschland durch alle Gossen nicht bloß Europas sondern der Welt geschleift wird und sein Ruf den Hunden preisgegeben ist, so sollte ein Volk, das zu der hohen Mission berufen ist, der historische Träger der Weltrevolution zu sein, mit revolutionärem Trotze darin die Anerkennung seiner geschichtlichen Größe erblicken. –

Den Beweis aber für seine revolutionäre Sendung, jenen Beweis des Geistes und der Kraft, der allein nur gilt in der Geschichte, hat Deutschland dadurch zu erbringen, daß es sich einer Welt von Feinden gegenüber durchsetzt. An diesem deutschen Erfolge ist jetzt, nach drei Jahren Weltkrieg, weniger zu zweifeln, wie in je einer anderen Phase dieses Krieges.

Zunächst hat England für den revolutionären Charakter des Krieges dadurch Zeugnis ablegen müssen, daß es sein veraltetes Gesellschaftssystem, den Individualismus, hoffnungslos und endgültig zusammenbrechen sah. Der englische Liberalismus ist aus. Um nicht sofort im Strudel der Weltrevolution unterzugehen, hat es all jene verhaßten Eigenarten seines großen Gegners, zu deren Vernichtung es in den Krieg gezogen zu sein erklärte und gegen die es mit jenen naiven, unbeholfenen Vokabeln aus der Zeit des Zopfes und der rationalistischen Aufklärung wie: Tyrannei, Sklaven, Befreiung, Menschheit, Völkerglück, Tugend, Zivilisation usw. zu Felde zog, so gut und so schnell es konnte, nachgemacht. Es hat die alte Söldnerarmee zer-

sprengt und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, es hat den alten anarchisch-individualistischen Kapitalismus aufgehoben und ihn durch eine fast überstramme Organisation der gesellschaftlichen Arbeit ersetzt, es hat die alte individualistische Theorie von der schwachen Staatsgewalt in die Luft geblasen und an ihre Stelle die neue Praxis eines allmächtigen Staates gesetzt. Selbst die Landwirtschaft, auf deren gründliche Vernichtung die Kapitalistenklasse wie auf eine soziale Großtat zurückblickte, weil man sie sich hatte „leisten" können, und die nur möglich gewesen war, weil dem englischen Hochadel bei seinem aristokratischen Vergnügen, Bauernland in Sportsrevier oder Schaftrift zu verwandeln, keine starke Staatsgewalt entgegenzutreten vermochte, selbst sie suchte man jetzt dem verhaßten Gegner nachzumachen. Und, wie um die eigene Vergangenheit zu verhöhnen und zu zeigen, wie vollkommen die Revolution von heute das Untere zu oberst in diesem ultrakonservativen Lande gekehrt und die Zeiten der Revolution vor 250 Jahren wieder heraufgeführt hat, steht jetzt wiederum ein Diktator an der Spitze Englands, ein neuer Lordprotektor, um dessen Machtvollkommenheiten ihn alle früheren russischen Zaren — vom deutschen Kaiser gar nicht zu reden — hätten beneiden können. In der Tat: nirgends ist die Allmacht des Staates schrankenloser, nirgends die Diktatur einer Oligarchie, deren Zahl man fast an den Fingern einer Hand abzählen kann, — es sind die Mitglieder des Kabinetts — brutaler in Kraft getreten, als in diesem Lande des alten Individualismus, das in den Krieg zog — und die meisten seiner Bürger glauben noch heute daran — um die Diktatur und die Staatsallmacht, die „freie Bürger" zu „Sklaven" macht, zu bekämpfen. Noch nie ist die traditionelle Feindschaft der Engländer vor radikalen Umwälzungen und schroffen Brüchen mit der Vergangenheit so vollkommen ad absurdum geführt worden, wie in den Tagen der Weltrevolution. Was sind die Beschlüsse des Konvents, die das alte System in Frankreich vernichteten und den modernen Staat schufen, verglichen mit den ungeheuren Umwälzungen, die England in den drei Jahren des Krieges durchgemacht hat? Diese übertreffen an Schnelligkeit des Entschlusses, an Tiefe der Wirkung, an Schonungslosigkeit alter Interessen und Anschauungen alles, was jenes französische Standard-Muster eines revolutionären Parlaments jemals geleistet hat. Käme heute ein Engländer von dreijähriger Polarfahrt nach England zurück, er erkennte sein Land nicht wieder und er würde sich vorkommen, wie der Held in Bellamys „Rückblick", der im Jahre 1889 in magnetischen Schlaf fiel und im Jahre 2000 in einer inzwischen völlig umgewandelten Gesellschaftsordnung erwachte.

Wenn England die umwälzenden Wirkungen der Weltrevolution am gründlichsten spürt — trotz der russischen Revolution sehr viel gründlicher

als Rußland — so deshalb, weil es das rückständigste Gesellschaftssystem hatte und seit überlanger Zeit in seiner splendid isolation außer Berührung mit den treibenden Kräften der neuen Sozialentwicklung Europas geblieben war. In diesem entwicklungsgeschichtlichen Sinne also war England ohne Zweifel die reaktionärste Macht Europas und deshalb mußte die Gesellschaftsverfassung keines der am Kriege beteiligten Länder so total und mit so überstürzender Vehemenz zusammenbrechen, wie die englische. Der Krieg, dieser unbarmherzige Hasser aller Phrasen und Schminken, riß dem Götzen Europas seine überkommenen Prachtfetzen vom Leibe, und mit Staunen erkannte die Welt, daß sein Idol, vor dem es bis dahin jahrhundertelang in Verehrung auf den Knien gelegen, keine vorwärtsstürmende Kraft ausstrahle und nicht einmal die armselige Fähigkeit besaß, seine Freunde vor dem Untergang zu retten. Dieser Ernüchterungsprozeß ist zur Zeit noch in seinen Anfängen, er wird aber um so stärker sich ausdehnen und um so tiefer wirken, je deutlicher die Unmöglichkeit für England zutage tritt, den Sieg zu erringen und seine alte Weltstellung zu behaupten. Dieses große, der Welt noch bevorstehende „Umlernen" wird ein Stück der geistigen Revolution sein, die sich in den Köpfen vollzieht, nachdem die materielle Revolution in den Dingen schon entschieden ist.

Man darf sich nicht einbilden, weder in England noch anderswo, die tiefen Veränderungen, die der Krieg am Wirtschaftskörper vollzogen, seien lediglich Kriegsmaßregeln, die mit dem Wiederbeginn des Friedens wie luftscheue Nachtvögel verschwinden, damit das harmonische „freie Spiel der Kräfte" wie einst im Mai wieder beginnen könne. Davon kann keine Rede sein. Die völlige Rückkehr zu den alten Wirtschaftsverhältnissen ist allenthalben vollkommen ausgeschlossen, dazu hat der Krieg viel zu sehr die soziale Klassenschichtung der Gesellschaft verändert. Am unmöglichsten aber — wenn es eine Steigerung des Unmöglichkeitsbegriffes gäbe — ist eine solche Rückkehr für England. Die Energie und Frische, mit der Englands Volk im Ganzen gesehen der unerhörten, wirtschaftlichen Umwälzung sich angepaßt hat, die an das gewohnheitsmäßige Denken und Fühlen keines Landes so große Anforderungen stellte, wie gerade an England, ist ein hinreichender Beweis dafür, daß Großbritannien auch in Zukunft nicht aufhören wird, die Stätte eines der größten und maßgebenden Völker zu sein. Freilich ohne s c h w e r e s o z i a l e U n r u h e n w i r d a u c h E n g l a n d d i e s e n K r i e g n i c h t ü b e r w i n d e n, dazu ist die Erschütterung für den Thron der alten Seekönigin denn doch zu groß. Zum ersten Male fließt in einem englischen Kriege englisches Bürgerblut, und zum ersten Male seit dem Abfall der amerikanischen Kolonien macht England die Entdeckung, daß es auch Kriege gibt, die nicht bloß fröhliche Raubzüge und Gelegenheiten zu phantastischer Bereicherung seiner Söldner und Er-

oberung wehrloser Kolonialgebiete sind. Zum ersten Male bekommt es einen Schimmer davon, was eigentlich der Krieg ist, den es bisher als seine wichtigste und ergiebigste Industrie betrachtet hat und in dessen Elend andere Völker zu stürzen eine der ältesten Traditionen seiner glorreichen Politik gewesen ist. —

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr, welche Umwandlungen die drei Jahre Weltrevolution auf die Wirtschaftsverfassung Englands ausgeübt haben. Das wird uns durch die Analyse des englischen Gewerkschaftslebens und seiner Wandlungen im Kriege am leichtesten gelingen.

Man muß sich hüten, den Unterschied außer acht zu lassen, der zwischen dem Wesen der englischen und dem der Gewerkschaften jedes anderen Landes in Europa besteht. Die englischen Gewerkschaften sind freilich wie die jedes Landes die Organisation einer beherrschten Klasse. Aber diese beherrschte Klasse ist die Arbeiterklasse des die Welt beherrschenden Landes. Und an dieser Weltherrschaft hat die englische Gewerkschaftswelt bis zu einem gewissen Grade teilgenommen. Ihr verdankte sie ihre Ausnahmestellung, die sich in ihrer gehobenen Lebenslage, ihren besseren Lohn- und Arbeitsbedingungen im Vergleich zu den Arbeiterklassen der übrigen Industrieländer Europas aussprach. Sie fühlte sich, wie Karl Kautsky es einmal ausdrückte, mit den englischen Kapitalisten vereinigt als eine bevorrechtete Klasse gegenüber der Bevölkerung der eroberten Gebiete. Und nicht bloß der eroberten Gebiete. Das relative Solidaritätsgefühl der englischen Gewerkschaftler mit ihrer Bourgeoisie bestand auch der Bevölkerung aller anderen Länder gegenüber. Sie fühlten sich Arm in Arm mit ihrer Kapitalistenklasse als die herrschende Klasse der Welt. Dies ist die einzigartige Stellung, die die englische Gewerkschaftswelt charakterisierte und die sie stark kontrastierte zu den Arbeiterklassen aller Länder. Sie war, obwohl selber die Organisation einer durch englisches Kapital ausgebeuteten Klasse, doch interessiert an der Ausbeutung der Welt durch das gleiche englische Kapital. Wer die Ausbeutung der Welt durch England angriff, der griff sie selber an; denn die englische Weltherrschaft war die Grundlage ihrer gewerkschaftlichen Politik, ja ihres ganzen Tuns und Denkens. Diese Interessensolidarität mit der ausbeutenden englischen Bourgeoisie brachte die englische Arbeiterschaft in einen Interessengegensatz zu der Arbeiterklasse jedes anderen Landes. An dieser objektiven Sachlage scheiterten alle Illusionen über die Internationale und über die Solidarität der proletarischen Interessen. Hier lagen die wirklichen Gründe des Zusammenbruchs der internationalen Arbeiterorganisation, die uns der Krieg gebracht hat.

Nun traf freilich der Krieg die englische Gewerkschaftswelt in einem kritischen Stadium ihrer Entwicklung. Seit ungefähr der Jahrhundert-

wende begann sich die deutsche Konkurrenz auf dem englischen Markte fühlbar zu machen. Die Wirkungen der kapitalistischen Neuorganisation in Deutschland traten deutlich zutage. Dadurch aber wurde das Verhältnis der englischen Arbeiterklasse zum Unternehmertum stark beeinflußt. Es setzte eine Periode unerhört erbitterter und ausgedehnter Lohnkämpfe ein, die alles in den Schatten stellten, was England seit Jahrzehnten auf diesem Gebiete erlebt hatte. Gleichzeitig begannen sich die englischen Gewerkschaften politisch zu organisieren. Im Jahre 1900 war als Folge eines richterlichen Urteils, das die Kampfmethoden und das bisherige Recht der Arbeiterorganisationen aufs schwerste bedrohte, die Arbeiterpartei entstanden, die Labour party, die zwar im Parlament immer nur als Unterstützungstrupp der liberalen Partei fungierte, die aber doch den prinzipiellen Bruch der Gewerkschaftswelt mit ihrer bisherigen Taktik der politischen Abstinenz bewies und als solcher von symptomatischer Wichtigkeit war. Die Bourgeoisie erkannte, daß jede Erschütterung ihrer weltbeherrschenden Stellung sofort den „Acheron" in Bewegung brachte, eine Erkenntnis, die nicht gerade dazu beitragen mochte, die friedensfreundlichen Elemente in der englischen Industrie- und Handelswelt zu stärken. Das letzte Jahrzehnt vor dem Kriege war in der Tat für das englische Wirtschaftsleben eine Periode höchster Unruhe, und man mußte damit rechnen, daß sich bei Aufrechterhaltung des Friedens die Verhältnisse zwischen Lohnarbeit und Kapital auch in England immer mehr verschärft und die radikalen Tendenzen des Sozialismus von der bisher so harmlosen englischen Arbeiterklasse Besitz ergriffen hätten. Von diesem Gesichtspunkte aus bezeichnete ich bereits im Jahre 1915 in meiner politischen Studie: *Die deutsche Sozialdemokratie und der Weltkrieg* den Krieg objektiv als eine *Flucht der englischen Bourgeoisie vor dem heraufziehenden Sozialismus.*

Der Krieg befreite in der Tat zunächst die Kapitalistenklasse von allen ihren Beklemmungen. Nach einer nur kurzen Pause psychologischer Schwankungen faßte die Arbeiterklasse Englands entschlossen Posten an der Seite ihrer Bourgeoisie, und diese Haltung wurde nur um so zäher, je deutlicher der Krieg seinen revolutionären Charakter enthüllte und sich als der Schicksalskampf um die Erhaltung der englischen Weltherrschaft offenbarte. Allein dieser Prozeß politischer Annäherung zwischen den beiden Klassen wurde je länger desto schärfer kontrastiert von einem Prozeß wirtschaftlicher Entfremdung. Spätestens vom Jahre 1915 ab begann der Krieg seine zersetzenden Wirkungen auf das Wirtschaftsleben der Nation auszuüben. Sobald man in London erkannte, daß der Krieg etwas ganz anderes war und wurde, wie man sich anfangs vorgestellt hatte, sah man sich gezwungen, die Konsequenzen zu ziehen. Zunächst auf dem Gebiet

der Wehrverfassung. Man ging vom Söldnerheer über zur Freiwilligenarmee Kitcheners. Um der verhaßten Wehrpflicht zu entgehen, hatten die Gewerkschaften mit einem intensiven Werbefeldzug zugunsten freiwilliger Meldungen unter ihren Mitgliedern eingesetzt. Jedoch man erreichte das Gegenteil des Gewollten und die allgemeine Wehrpflicht kam. Sie riß breite Lücken in den Reihen der englischen Industriearbeiterschaft und nötigte das Kapital, sich auf neue Verhältnisse einzurichten. Allein in der gleichen Situation, wo der Industrie die geschulten Arbeitskräfte zu fehlen begannen, wurden an ihre Leistungen die gewaltigsten Anforderungen gestellt. Die Bedürfnisse der neuen Millionenarmee stiegen ins Unbegrenzte, der Aufwand von Munition überstieg alle bisherigen Vorstellungen, die Verbündeten Englands, die industriell weniger entwickelt waren, blieben in der Hauptsache, soweit Amerika nicht aushalf, auf England angewiesen. Das Ergebnis dieser neuen und unerwarteten Situation war das Munitions-Gesetz vom Juni 1915. Es war der entscheidende Schlag, der das alte Arbeitsverfahren Englands traf und zum ersten Male die revolutionären Wirkungen des Krieges für das britische Wirtschaftsleben voll zutage treten ließ.

Vorher schon hatte der Staat seine Hand auf die Eisenbahnen und den Bergbau gelegt und sie seiner Kontrolle unterstellt. *Jetzt verwandelte er fast die gesamte Eisenindustrie fortschreitend in einen Staatsbetrieb.* Der Unternehmer erhielt vom Munitionsministerium, dem alle in der Kriegsindustrie tätigen Betriebe unterstellt wurden, einen bestimmten Auftrag, den er zu erfüllen hatte. Seine Vergütung bestimmte das Ministerium. Die Gewerkschaften hatten für die Zeit des Krieges auf alle ihre Rechte und Gebräuche zu verzichten. Anfangs hatte man versucht, die Gewerkschaften zu einem freiwilligen Verzicht zu vermögen. Allein die Führer, die hierzu bereit schienen, wurden von den Massen im Stich gelassen. Und erst dann wurde die Aufhebung der Gewerkschaftsrechte auf gesetzlichem Wege durchgeführt: Das Munitionsgesetz war die Folge der Weigerung der englischen Gewerkschafter, auf ihre Rechte zu verzichten. Um ihnen die Pille zu versüßen, versprach man im Gesetz ausdrücklich, daß sofort nach Beendigung des Krieges die alten Gewerkschaftsrechte, die natürlich zunächst nur für die Betriebe der Kriegsindustrie aufgehoben waren, wieder in Kraft treten sollten, und daß jeder Arbeiter, der in die Armee einträte, bei seiner Rückkehr seinen Platz offen finden würde.

Es war klar, daß ein solches Gesetz und vor allem solche Versprechungen nur durchgeführt werden konnten, wenn der Krieg kurz war. Dauerte er länger als einige Monate, so waren schwere Erschütterungen unausbleiblich.

Aus den Monaten aber wurden Jahre und in ihrem Verlauf änderten sich unter dem Einfluß des Munitionsgesetzes die Verhältnisse in der Eisenindustrie bald von Grund auf. Da die Unternehmer nicht mehr mit dem Widerstand der Gewerkschaften zu rechnen hatten, so fiel für sie ein wesentliches Hindernis bei der Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit in Zukunft weg. Man ging vielfach zum Tailor-System über, bei dem die Bewegungen, die der Arbeiter im Arbeitsprozeß zu machen hatte, vorher durch kinematographische Aufnahmen genau festgestellt waren, und wo also in kürzester Zeit die im Arbeiter steckende Arbeitskraft restlos herausgepumpt wurde. Die Löhne wurden nicht mehr unter Berücksichtigung gewerkschaftlicher „agreements" festgesetzt, sondern auf Grund des Tailor-Systems nach den bei der Arbeit notwendigen Bewegungen des Körpers „wissenschaftlich" berechnet. Eine solche Arbeitsmethode hatte die Tendenz, die geschulten Kräfte, das heißt vorzugsweise die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter auszuschalten und die Ungelernten, Unorganisierten und Frauen heran zu ziehen. Die Unternehmer begriffen ihren Vorteil natürlich sehr rasch. Sie kamen dahinter, daß sie den Ertrag ihrer Betriebe vermehren konnten, ohne die Zahl der gelernten Arbeiter zu erhöhen, und daß sie ihre Artikel billiger herstellen konnten, ohne die Löhne der Arbeiter zu drücken. Die unter der Herrschaft der Gewerkschaften verhinderte Steigerung der Produktivkraft der Arbeit setzte sich jetzt nach Niederwerfung dieser Herrschaft durch. Das englische Unternehmertum war auf Grund des Munitionsgesetzes imstande, die Vorteile der Serienfabrikation und der spezialisierten Arbeitsmaschinen voll auszunützen, und der Erfolg zeigte sich – wenigstens wie englische kapitalistische Blätter meldeten – in einer Verdoppelung der Leistungsfähigkeit des einzelnen Arbeiters. Unter diesen Umständen war es nur allzu begreiflich, daß sich die Unternehmer, die es irgendwie bewerkstelligen konnten, der Kriegsindustrie zuwandten. Je mehr Fabriken aber dem Munitionsgesetz unterstellt wurden, desto mehr engte sich die Sphäre ein, in der die alten Gewerkschaftsregeln noch galten. Die nach den neuen Methoden arbeitenden Unternehmer dachten immer weniger daran, diese Methoden jemals wieder aufzugeben. Die bei Erlaß des Gesetzes gemachten Versprechungen auf Wiederherstellung des alten Gewerkschaftsrechts empfanden sie immer mehr als lästige Fessel, und schon im Januar 1917 sprach es die „Times" offen aus, daß von einer Wiederherstellung keine Rede sein könne. Der Dinge sind zu viele, so führte das Blatt aus, die sich inzwischen zugetragen haben, als daß man eine Wiederaufnahme der üblichen Methoden ohne allzu heftige Störungen versuchen könnte. Die Nation muß zur Erkenntnis kommen, daß ihre Führer Versprechungen gemacht haben, die sie nicht halten können. Das arbeitende Volk wird erbittert sein, und mit

Recht, und die Regierung wird vielleicht der Verlockung nicht widerstehen können, eine Politik der scheinbaren Wiederherstellung zu versuchen. Eine gewisse Art der Verständigung finden zu wollen, hieße nichts anderes, als alle wesentlichen Punkte im Freibrief der Gewerkschaften zu sichern, ohne dabei die neugeschaffene Industriewelt in Verwirrung zu bringen.... Keine auf diesem Wege geschaffene Vereinbarung wird wirkliche Beruhigung bringen oder den Ungelernten und Unorganisierten helfen oder die Taktik des ca' canny entmutigen.

Es war klar, daß diese Entwicklung der Dinge lebhafteste Beunruhigung in den Kreisen der organisierten Arbeiterschaft wecken mußte. Auf dem Kongreß zu Manchester im Januar 1917 trat sie offen zutage. Man beschloß, eine Deputation zu dem früheren Munitionsminister und jetzigen Premierminister Lloyd George zu schicken. Allein die Antwort, die sie hier erhielten, war nicht geeignet, ihre Unruhe zu dämpfen. Lloyd George sagte direkt: „Ich hoffe, daß keine Gesellschaftsklasse auf die Verhältnisse der Zeit vor dem Kriege zurückgreifen wird — auch die arbeitende Klasse nicht. Denn wenn das geschieht, so möge Gott England helfen! Das ist mein feierlicher Ernst. Wenn ich daher der Berater der arbeitenden Klasse wäre, so würde ich ihr sagen: Geht mit Kühnheit zu Werke! Ersinnt neue Mittel und Wege! Ersinnt sogar neue Mittel für die Behandlung alter Streitfragen! Denket nicht immer daran, dahin zurückzugelangen, wo ihr euch vor dem Kriege befandet, sondern schafft eine von Grund aus neue Welt!"

Also auch hier wurde mit dürren Worten ausgesprochen, daß eine Rückkehr zu den früheren Verhältnissen der Industrie unmöglich sei. Sonst möge Gott England helfen! Diese Rede des englischen Premiers ist in der deutschen Presse überhaupt nicht beachtet worden, und auch die englische Presse brachte sie erst zwei Monate später, als sie gehalten wurde. Und doch war sie eine der bezeichnesten Reden, die Lloyd George je gehalten; denn in ihr kam die klare Erkenntnis zum Ausdruck, daß es so wie vor dem Kriege nach dem Kriege nicht weiter gehen könne. Während die „Times" von einer „neugeschaffenen Industriewelt" sprach, forderte Lloyd George die Arbeiter auf, ein von Grund auf neues England zu zu erbauen. Für die englische Industrie hatte der Krieg das geleistet, was seiner Zeit für die deutsche der Übergang zum Schutzzoll und zur Kartellbildung geleistet hatte. Dit Zersplitterung in Einzelbetrieben war überwunden durch die Einführung des Staatsbetriebes oder wenigstens der maßgebenden staatlichen Kontrolle. Die ganze Eisenindustrie arbeitete jetzt beinahe wie ein einziges riesenhaftes Kartell, das die Aufträge unter ihren Mitgliedern kontingentiert, die Gewinne verteilt, die Löhne festsetzt und die Preise bestimmt. Eine Konkurrenz war

zwar nicht formell, auch nicht durch einen Schutzzoll, ausgeschlossen, unter den gegebenen Verhältnissen aber unwirksam. Für die Unterdrückung jedes Widerstandes seitens der Arbeiter sorgte die Staatsgewalt, und es war im höchsten Maße kennzeichnend, daß die Bestimmungen des Munitionsgesetzes in dieser Hinsicht die Arbeiter fast völlig rechtlos ließen und die Vorschriften des deutschen Hilfsdienstgesetzes beispielsweise bei weitem an Schärfe übertrafen. Und ebenso wie im Kartell die Mitglieder durch erhöhte Leistungsfähigkeit einander zu übertreffen suchen, um bei der Kontingentierung besser berücksichtigt zu werden, so suchten auch in der englischen Eisen-Industrie die Unternehmer in der Ausgestaltung der Arbeitsmethoden einander den Rang abzulaufen. Das Ergebnis war ein allgemeines Steigen in der Produktivkraft der Arbeit, das in kurzer Zeit eine Verdoppelung der Leistungsfähigkeit des einzelnen Arbeiters zeitigte. Auf diese Fortschritte zu verzichten, konnte für die englische Industrie um so weniger diskutabel sein, als sie sich klar geworden war, daß nach dem Kriege für sie Zeiten der höchsten Kraftanstrengungen kommen würden, denen sie mit den veralteten Arbeitsmethoden unmöglich gerecht werden könnte.

So hatte die Kriegswirtschaft für die englische Wirtschaftsverfassung Veränderungen gebracht, die mit einem Schlage die alte, planlose, zersplitterte Betriebsform des Individualismus in maßgebenden Zweigen der Industrie aufhob und an ihre Stelle höchste Konzentration und planmäßige Leitung durch eine überragende Instanz setzte. Der organisatorische Fortschritt, wenn auch nur durch die Kriegsnot hervorgerufen und mit allen Übeln hastiger Improvisation behaftet, war unverkennbar und durfte — sonst „möge Gott England helfen!" — nicht wieder verloren gehen. Allein wenn diese wirtschaftliche und politische Notwendigkeit für England klar war, so war es auf der anderen Seite nicht minder klar, daß sich hieraus die schwersten Konflikte ergeben mußten; denn für die englischen Gewerkschaften bedeutete das nichts geringeres, als die stärkste Bedrohung aller ihrer Erfolge und die Untergrabung ihrer bisherigen starken Position im englischen Wirtschaftsleben. Sie konnten von vorne anfangen, und in der Tat gab ihnen ja Lloyd George den Rat, „eine von Grund aus neue Welt" zu schaffen. Die Arbeiter griffen zum Streik, um ihre bedrohten Gewerkschaftsrechte zu schützen. Im April und Mai gab es in Lancashire und den benachbarten Bezirken ausgedehnte Kämpfe. Aber wiederum griff die Regierung zugunsten der Unternehmer ein. Sie brachte eine Novelle zum Munitionsgesetz vor das Parlament, wonach die Bestimmungen des Munitionsgesetzes auf alle Betriebe, gleichgültig ob sie in der Kriegsindustrie tätig waren oder nicht, ausgedehnt werden könnten, falls die Regierung es für nötig halte. Mit anderen Worten:

die gesamte englische Industrie sollte unter das Kriegsgesetz gestellt werden können, was zur Folge hätte, daß die gewerkschaftlichen Rechte für alle Betriebe und vollkommen aufgehoben sein. würden. Ende April wurde das Gesetz mit großer Mehrheit in zweiter Lesung im Parlament angenommen. Die Vertreter der Labour party stimmten meist zu. Die sich nunmehr stark ausdehnende Streikbewegung fand nicht die Unterstützung der Verbandsleitungen, sie verzettelte zu wilden Streiks und erlosch vorläufig mit Ende Mai.

Diese Tatsachen geben von der Auflösung der bisherigen Wirtschaftsverfassung Englands ein anschauliches Bild. Das Land befindet sich im schmerzvollen Übergangsstadium zu einer neuen Entwicklungsstufe, und es liegt nur im Wesen der Dinge, daß die alten Gewerkschaften von diesem Umwandlungsprozeß am schärfsten getroffen werden. Die Grundlage ihrer gesamten bisherigen Politik, die englische Weltherrschaft, ist erschüttert. Der englische Kapitalismus ist gezwungen, nach dem Kriege viel rationeller zu arbeiten, sich auf viel ungünstigere Bedingungen einzurichten, als er sie vor dem Kriege hatte, und ist dann nicht mehr in der Lage, die Forderungen der Gewerkschaften so verhältnismäßig leicht zu erfüllen und zu ertragen wie vorher. Und hier tritt nun der eigenartige Doppelcharakter der englischen Gewerkschaften grell zu Tage. Als Parasiten der englischen Weltherrschaft haben sie Interesse an der Ausbeutung der Welt durch England und sind als solche ein reaktionäres Element. Als Vertreter der arbeitenden Klassen sind sie anderseits die geborenen Verfechter des Fortschritts und der geschichtlichen Entwicklung. Freilich sind sie das nur im beschränkten Sinne, insofern sie weniger die Organisation der Arbeiterklasse, als vielmehr nur die ihrer aristokratischen Oberschicht sind. Der aristokratische Grundcharakter, der der gesamtem englischen Gesellschaftsverfassung zu grunde liegt, ist auch kennzeichnend für die Trade Unions, und immer kam es ihnen weniger darauf an, Rechte für die englische Arbeiterschaft zu erobern, als Vorrechte für die englischen Gewerkschaften. Der Zutritt zu ihren Organisationen war nie sehr leicht, und gern durch überhohe Eintrittsgebühren erschwert. Es ist überdies kein Zweifel, daß die Gewerkschaften durch ihre bisherige Politik ein gemessen Teil Schuld an der Rückständigkeit der englischen Industrie getragen haben. Das zwingende Bedürfnis Englands, die Produktivkraft seiner Arbeit in Zukunft zu steigern, wälzt die bisherige Organisationsform seiner Industrie um und ist ohne die schärfsten Kämpfe mit den Gewerkschaften nicht zu befriedigen. Es kann verhängnisvoll für die Trade Unions und ihre Zukunft werden, daß die jetzige Situation, in der die Grundlinien für die Neubildung der englischen Industrie gezogen werden, wo man zu neuen Arbeitsmethoden übergeht, wo die Konzentration der Betriebe, sei es auch

noch als Kriegsnotzustand, sich durchsetzt und ihre starken Wirkungen erweist, die Gewerkschaften machtlos und den Staat allmächtig sieht. Die Rückkehr zum früheren Zustand und die Wiederherstellung der alten Gewerkschaftsrechte ist unmöglich. Auf der anderen Seite kann die englische Arbeiterklasse unmöglich der raffinierten Ausbeutung durch das Tailor-System und andere Methoden zum Opfer gebracht werden. Hier stehen also die schärfsten inneren Kämpfe bevor. In diesen schweren und langwierigen Kämpfen um die Gestaltung des neuen England werden die englischen Gewerkschaften sich selber von Grund auf ändern und ihren exklusiven Charakter verlieren und werden wirklich eine demokratische Massenorganisation werden. Ihr aristokratischer Charakter war nur ein Spiegelbild der englischen Weltherrschaft. Die Erschütterung der Weltherrschaft durch den Krieg wird auch diese ihre Reflexerscheinung erschüttern und die Gewerkschaften zwingen, sich auf neuer Grundlage neu zu orientieren. Je mehr die Ausnahmestellung Englands schwindet, desto mehr nähern sich die Lebensbedingungen seiner organisierten Arbeiterschaft denen des Proletariats der übrigen großen kapitalistischen Länder. Die englische Gewerkschaftswelt wird aufhören, ein Kostgänger der Weltausbeutung durch England zu sein, weil diese Ausbeutung im bisherigen Sinne selber aufhören wird. Und erst dadurch werden die Grundlagen geschaffen, die aus der internationalen Solidarität des Proletariats mehr machen, als einen frommen Wunsch und eine tönende Phrase. Aus der wachsenden Gleichartigkeit der Kampf- und Lebensbedingungen der proletarischen Schichten aller großen Industrieländer wird sich eine wachsende Gleichartigkeit der politischen Ziele ergeben, und der sozialistische Gedanke, der dem englischen Proletariat fremd blieb, solange die englische Weltherrschaft dauerte, wird in dem gleichen Maße in ihm Wurzel fassen, wie es dem Kriege gelingt, diese Weltherrschaft zu erschüttern.

Die „neu geschaffene Industriewelt", von der die „Times" sprachen, und die „von Grund aus neue Welt", die Lloyd George im Auge hatte, bedeuten also in Wirklichkeit den Übergang vom individualistischen Industriesystem Englands zur bewußten Organisierung des Kapitalismus. Deutschland hatte bekanntlich diesen epochemachenden Fortschritt unter wirksamer Mithilfe des Schutzzolles gemacht. In England erfüllte der Krieg und das Munitionsgesetz die Aufgabe des Schutzzolles. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß sich nach Beendigung des Krieges die englische Volkswirtschaft ebenfalls dem Schutzzoll zuwendet. Die Organisierung der „Imperial Federation" ist ein Ziel, dem sich die englische Politik schon jetzt mit Entschlossenheit widmet, und es liegt in der gleichen Linie wie der Wirtschaftskrieg nach Friedensschluß, den Englands Industrie-

größen ebenfalls energisch vorbereiten. Für beides aber ist der Schutzzoll das gegebene Mittel. Für ihn wird eifrig Propaganda gemacht. Sein schließlicher Sieg aber wird die revolutionären Folgen dieses Krieges für England erst zur Reife bringen und das alte „liberale" England des Individualismus endgültig zu Grabe leiten.

Der Fall des englischen Freihandels würde eine neue Ära eröffnen, nur freilich keine friedliche. In dem Kapitel, das wir überschrieben: „Der Schutzzoll als Revolutionär," hatten wir an der Hand der deutschen Wirtschaftsentwicklung auseinander gesetzt, wie zersetzend, aufrüttelnd, beunruhigend, umwälzend der neue Schutzzoll von 1879 in der Welt gewirkt hat, wie er auf der einen Seite eine Entfaltung der Produkivkräfte des Kapitalismus und eine Erhöhung des gesellschaftlichen Reichtums gezeitigt hat, die unerhört ist in der Geschichte der menschlichen Arbeit, und mit der verglichen selbst die viel berufene berauschende Vermehrung von Reichtum und Macht armselig erschien, die nach dem Zeugnis Gladstones vom Jahre 1863 das erste halbe Menschenalter des Freihandels über Englands besitzende Klassen gebracht hatte. Auf der andern Seite hat der gleiche Schutzzoll, insoweit er indirekt der Vater der Weltrevolution und des Weltkrieges ist, zu einer Vernichtung des Reichtums und zu einer Vergeudung der gesellschaftlichen Produktivkräfte geführt, die ebenfalls ohne Beispiel dasteht in der Geschichte des menschlichen Mordens. Dieselben Erscheinungen nun wird wenigstens in der Tendenz der Übergang des letzten und größten bisherigen Freihandelsgebiets zum Schutzzoll ebenfalls zeitigen. Es wird die Organisierung des bisher anarchischen Kapitalismus weiter führen, wie ja der Schutzzoll von vornherein im Gegensatz zum Freihandel die bewußte Beeinflussung der Volkswirtschaft darstellt. Die bisher auf deutschem Boden in dieser Hinsicht angewandten Methoden würden aber in dem durch einen Schutzzoll verbundenen englischen Weltreich noch ganz andere Erfolge zeitigen. Die Ausdehnung und Größe des eigenen Wirtschaftsgebietes ist, wie wir gezeigt haben, von größter Bedeutung für eine kartellierte Industrie. Die gewaltige Überlegenheit des englischen Wirtschaftsgebietes würde also dem Finanzkapital ein bedeutend günstigeres Blachfeld zur Betätigung und Herausarbeitung seiner Methoden bieten, als es in Deutschland besaß. Je größer das Wirtschaftsgebiet, desto größer der innere Markt, desto größer der Gewinn der Kartelle, desto größer also auch der Antrieb, die Arbeitsmethoden auf den höchsten Gipfel der Leistungsfähigkeit zu bringen, nur die rationellsten Betriebe im Gang zu halten, die Unkosten zu senken, Maschinenkraft statt Menschenkraft zu verwenden und in immer kürzerer Zeit mit immer weniger menschlicher Arbeitskraft immer mehr Waren herzustellen. Je höher aber die Produktivkräfte des englischen Weltreichs wüchsen, desto rascher

würde sein innerer Markt, so riesig er an sich ist, für die Ausdehnungsbedürfnisse des englischen Finanzkapitals zu eng werden. Die anschwellenden Profite der Kartelle würden die Exportprämie in die Höhe treiben und der Kampf um den „Weltmarkt", soviel dann noch von ihm vorhanden wäre, und der Einbruch in fremde durch Schutzzölle abgesperrte Gebiete würde mit erhöhter Wucht vor sich gehen. Das Ergebnis wäre also erneute Kriegsgefahr, aber auf riesig erweiterter Stufenleiter.

Freilich darf man bei Ausmalung solcher Perspektiven nicht die Gegenwirkungen vergessen. Der neue, durch große Industrieverbände organisierte Kapitalismus bedeutet zwar die Kontrolle über die gesellschaftliche Produktion, wenn er aber trotzdem immer wieder zu neuen Kriegsgefahren führt und seinem Wesen nach führen muß, so deshalb, weil diese Kontrolle in sich widerspruchsvoll ist, weil sie in der Hauptsache nur einer Minderheit zugute kommt und in den Händen einer winzigen Oligarchie verbleibt. Gerade dadurch tritt sie in immer schrofferen Gegensatz zu den Interessen der unendlich überwiegenden Mehrheit der Nation. Je rationeller die menschliche Arbeit organisiert wird, je ergiebiger das Füllhorn der vergesellschafteten Arbeit seine Gaben ausschütten kann, desto größer wird die Abhängigkeit der Vielen von den Wenigen, desto mehr schwinden die selbständigen Existenzen dahin und verwandeln sich in Lohnarbeiter oder Angestellte der großen Kapitalbesitzer. Das Interesse, die Organisation des Kapitalismus von seiner widerspruchsvollen Form zu befreien, wird um so mehr das Gesamtinteresse der überwiegenden Mehrheit, als die einzige sichere Folge des wachsenden gesellschaftlichen Reichtums nur eine erneute grenzenlose Verelendung durch neue, immer fürchterlichere Kriege zu sein scheint. Diesen Gefahren gegenüber erhebt sich der Sozialismus als der einzige, aber auch durch die Natur der Dinge gegebene und wohlvorbereitete Ausweg. Die Sozialdemokratie als die politische Organisation der neuen Arbeiterklasse – nicht bloß wie heute speziell der alten Industriearbeiterschicht – tritt in die letzte Phase ihres politischen Kampfes und beendet die Befreiung der Arbeit durch Beseitigung der kapitalistischen Hülle. Der Schutzzoll hätte dann seine Rolle als Revolutionär ausgespielt, und die Verbindung des gesamten Weltmarktes zu einem einzigen Wirtschaftsgebiet würde dann endlich dem Freihandel die Wege öffnen. Freilich einem Freihandel anderer Art, wie der individualistische englische Freihandel des Frühkapitalismus gewesen war, der nur das Monopol der englischen Industrie auf dem Weltmarkt zum Ausdruck bringen sollte. Unter dem neuen, dem sozialistischen Freihandel wäre dann erst die größte Produktivität der Arbeit und die rationellste internationale Arbeitsteilung möglich.

Aber das sind zunächst noch Zukunftsperspektiven, zu deren Ausreifung

die Weltgeschichte noch Jahrzehnte brauchen wird. Für die jetzige Situation genügt es, den Blick auf die Dinge zu lenken, die bereits deutlich im Zustand des Werdens sind. Und da ist zu sagen, daß die Umwandlung des alten England schon heute einen bemerkenswert hohen Grad erreicht hat. Die für den modernen Staat und ganz besonders für England maßgebenden Industrien: Kohle und Eisen, das Verkehrsgewerbe (Eisenbahnen und Schiffahrt) sind entweder völlig oder zum größten Teil verstaatlicht. Die Rückkehr zu privat-kapitalistischer Bewirtschaftung im Bergbau beispielsweise erscheint vollkommen ausgeschlossen. Nicht nur, daß die sehr starke Gewerkschaft der Bergarbeiter ihre feste Entschlossenheit erklärt hat, eine solche Rückkehr nicht zu dulden, man hat auch erkannt, daß die Lieferung oder Verweigerung von Kohlen ein politisches Mittel in der Hand des Staates sein könnte, – im Kriege hat England davon schon stärksten Gebrauch gemacht – um je nach Wunsch und Bedarf auf ausländische Mächte einen gegebenenfalls unwiderstehlichen Druck auszuüben. Die Rückständigkeit seiner Industrie hat England erkannt und ist sehr entschlossen, sich wieder durch die Qualität ihrer Waren an die Spitze zu setzen. Auf allen Gebieten wirtschaftlicher, technischer und wissenschaftlicher Betätigung, soweit sie für den Weltmarkt wichtig sind, will England die Führung haben. Das wird nicht von heut zu morgen zu erreichen sein, aber die Erfolge, die schon jetzt da sind und vor allem die Energie, mit der man ans Werk gegangen ist, legen Zeugnis von der verjüngenden Kraft ab, die England aus diesem Kriege schöpft. Die Heranbildung einer großen chemischen Industrie, einer Industrie der medizinischen Präparate und Nährmittel, einer großen optischen Industrie, eine rationelle Ausgestaltung des Schiffbaus – das Werftwesen ist im Kriege verstaatlicht – mit der Massenherstellung einzelner Einheitstypen, des Automobilbaus, der Flugzeugindustrie, die eine große Zukunft vor sich sieht: alles das steht im Arbeitsprogramm des neuen England. Sieht man näher hin, so erkennt man, daß hier nicht bloß die Überwindung Deutschlands – und teilweise Amerikas – durch bessere Leistungen erstrebt wird, sondern vor allem die Herrschaft Englands in allen den Krieg beherrschenden Industrien. Diesem Zukunftsprogramm soll das gewaltige Nachrichtenmaterial dienen, das sich England durch die Untersuchung von Schiffen aller Nationen, durch die Kontrolle des Postverkehrs der ganzen Welt und durch die Überwachung des Handels im neutralen Ausland durch seine Konsule und Agenten verschafft hat. Auf diesem Wege hat sich England in den Besitz einer auf dem neuesten Material beruhenden und sonst überhaupt nicht zu beschaffenden Übersicht über alle Gebiete der Weltwirtschaft und insbesondere der Konkurrenzgebiete gesetzt, wie sie in diesem Umfang und in dieser handlichen Übersichtlichkeit nicht wieder an-

zutreffen ist. Die in England hergestellte Kartothek des Welthandels umfaßt allein ungefähr 250 000 Namen und Adressen nichtenglischer Firmen und Einzelpersonen nebst genauen Angaben über ihre Tätigkeit. Hiermit hat England ein Machtmittel in der Hand, das keinem anderen Staate zur Verfügung steht, und das ihm ein wesentliches Instrument zur erneuten Beherrschung des Weltmarktes werden soll und zum Teil schon geworden ist.

Und damit nicht genug. Die englische Kapitalistenklasse ist entschlossen, die Vorteile, die die Organisation des Kapitalismus mit ihrer Kartellierung der Industrien für den Ausfuhrhandel vor dem Kriege in Deutschland gezeitigt hatte, sich voll zunutze zu machen, ohne deshalb erst abwarten zu wollen, bis die englische Industrie organisch und im langsamen Entwicklungstempo den Reifegrad der deutschen Organisation erreicht hätte. Sie macht vielmehr die in Deutschland erreichte Höhe zum Ausgangspunkt ihrer eigenen Entwicklung und kürzt so den historischen Prozeß wesentlich ab. Zur Hebung der Ausfuhr ist eine vom Staat unterstützte Exporthandelsbank geschaffen, die British Trade Corporation, deren Betriebskapital auf 200 Millionen Mark angegeben wird. So ist mit einem Schlage der enge Zusammenhang zwischen Industrie und Bankkapital hergestellt, der in Deutschland das Ergebnis jahrzehntelanger Entwicklung war. Die neue Bank soll der englischen Industrie die Eroberung fremder Märkte erleichtern und die Exportsyndikate unterstützen, zu denen sich die mittleren und kleinen Fabrikanten Englands allgemein zusammenschließen wollen. Damit setzt sich die Organisation des Industriekapitals auch in England in Bewegung, und bezeichnenderweise von Anfang an mit staatlicher Unterstützung.

Diesem tiefen Umwälzungsprozeß im Technischen entspricht ein nicht weniger tiefer Umwälzungsprozeß im Sozialen. Die englische Arbeiterklasse erfährt durch den Krieg eine wesentlich neue Zusammensetzung, und zwar durch das neue Einströmen der Frauenarbeit. Den ersten großen Einbruch der Frauenarbeit in das Gebiet der industriellen Tätigkeit brachte das Fabriksystem. Der Weltkrieg hat den zweiten gebracht. Vom April 1917 ab dürfen beispielsweise selbst in Granatenfabriken höchstens noch zwanzig Prozent der Arbeitskräfte männlich sein; alle andern Arbeiten sind von Frauen zu leisten. Man geht in England daran, die ständige gleichwertige Mitarbeit der Frau auch auf den Gebieten der entwickelten Technik herzustellen. Besonders technische Unterrichtsanstalten für Frauen sind ins Leben gerufen. So werden in einer einzigen Anstalt zweihundert Frauen im Flugzeugbau ausgebildet. Hier ist also eine in ihren Folgen noch nicht zu übersehende soziale Neubildung im Entstehen. Wenn aber an ein Zurückdrängen der Frauenarbeit nach dem Kriege nicht zu denken ist, so

leuchtet ein, welche neuen frischen Züge das soziale England der Zukunft annehmen muß und wie besonders sein Gewerkschaftsleben, aber auch sein gesamtes politisches und sozialpolitisches Leben in Schule und Haus, in Jugendfürsorge und Erziehung sich beleben und verjüngen muß. Der erste Niederschlag der Veränderung ist zunächst die vorgeschlagene und im Parlament bereits grundsätzlich anerkannte Einführung des Frauenstimmrechts. Immer wieder imponiert die Elastizität und Schwungkraft, mit der das alte England die Konsequenzen durchführt, die die Weltrevolution für seine veraltete Gesellschaftsverfassung heraufgeführt hat. Hier gibt es viel für Deutschland zu lernen.

Ein anderer Faktor von höchster Bedeutung ist die Wiederbelebung der englischen Landwirtschaft. Durch den Krieg hat England seinen Inselcharakter zum großen Teil verloren. Die Unterseeboote und Flugzeuge, deren Zukunft noch unübersehbar aber sicherlich sehr groß sein dürfte, haben ihm diesen Charakter genommen: vielleicht die größte Revolution, die England überhaupt erleben konnte. Sie erschüttert die bisher für absolut unerschütterlich gehaltene Grundlage jedes englischen Lebens. Sie hat den Wiederaufbau der englischen Landwirtschaft zu einer Lebensbedingung des englischen Staates gemacht. Die Aufgabe, die sich hiermit vor den Staatsmännern Englands erhebt, ist von einzigartiger Größe, und bedeutet den schroffsten Bruch mit den Besitz- und Eigentumsverhältnissen Englands. Die englische Agrarverfassung ist gekennzeichnet durch das hoffnungslose Überwiegen der Latifundien und die volle Ausbildung des kapitalistischen Pachtsystems. Von einem selbständigen Bauernstand sind nur noch geringe Spuren vorhanden. Nun kann es sich bei der Notwendigkeit, die englische Landwirtschaft wieder aufzubauen, natürlich nicht um die künstliche Wiederherstellung der alten untergegangenen Bauernklasse handeln, sondern um die Errichtung freier landwirtschaftlichen Genossenschaften, also sozialer Neubildungen, die sich nur mit Unterstützung der Regierung durchführen und halten ließen. Nun hat die Regierung bereits im Kriege zum Anbauzwang in gewissen Grenzen, und bei großen Gütern, die nicht zweckmäßig bewirtschaftet wurden, sogar zur Aufteilung gegriffen. Die Pläne gehen dahin, solche Güteraufteilungen nach dem Kriege im großen Maßstabe fortzusetzen und der neu entstehenden landwirtschaftlichen Klasse alle die sozialen Organisationsmittel zur Verfügung zu stellen, denen die deutsche Landwirtschaft zu einem großen Teile ihre Kraft und Leistungsfähigkeit verdankt. Die soziale Revolutionierung, die sich hier anbahnt, legt die letzten Reste des alten England in Trümmer. Sie rührt an die Fundamente. Sie schafft eine neue soziale Klasse und führt hinüber zu dem ersten großen Beispiel einer nach gesellschaftlichen

Gesichtspunkten und nationalen Bedürfnissen planmäßig heraufgeführten Landwirtschaft.

Dieser soziale Zusammenbruch des alten England, der sich hier vollzieht, und der Aufbau eines neuen ist die revolutionärste Tatsache der Gegenwart. Mit ihm fällt ein ganz anderer Koloß der Kontrerevolution zu Boden, wie es der russische Zarismus gewesen ist, und zugleich ein viel gefährlicherer weil machtvollerer Feind der sozialen Entwicklungsfreiheit der Völker. Nicht zufällig sprach ein Mann wie Marx immer wieder von England als dem Despoten des Weltmarktes und von der alten „Doppelsklaverei" Europas, worunter er die englisch-russische Sklaverei verstand, von dem Lande, das ganze Nationen in seine Proletarier verwandelt, — genau also das, was jetzt England mit der deutschen Nation beabsichtigt — das mit seinen Riesenarmen die ganze Welt umspannt hält, das mit seinem Gelde schon einmal die Kosten der europäischen Restauration bestritten hat, in dessen eigenem Schoße die Klassengegensätze sich zur ausgeprägtesten, schamlosesten Form fortgetrieben haben, das die neue soziale Gesellschaft schon im Mutterschoße aushungert. Immer wieder finden wir bei Marx die unbeirrbare Erkenntnis von dem entwicklungsgeschichtlich aufs schärfste ausgeprägten reaktionären Charakter Englands, und seine Schuld war es nicht, wenn sich später in der deutschen Sozialdemokratie eine fast krankhafte, total ungeschichtliche und gerade für soziale Revolutionäre unbegreifliche Vorliebe und Schwärmerei für England einnistete. Die deutsche Arbeiterpartei hat für diese falsche Methode, die Dinge zu sehen, im Kriege teuer büßen müssen. Ihre politische Ratlosigkeit dem ungeheuren Geschehen der Revolution gegenüber, mit allen ihren bitteren Folgen, Parteispaltung drinnen, Achtung draußen, leitet sich letzten Grundes aus dieser Fehlerquelle her.

Augenblicklich steht die ganze Welt im Kriege. Die Menschheit hat zum ersten Male in der Geschichte ihren abstrakten Charakter verloren und steht in greifbarer Deutlichkeit und im Dienste eines Zieles tätig und konkret vor uns. Dieses Wunderwerk „menschlicher Solidarität" hat der Kapitalismus zustande gebracht, und da ist es denn kein Wunder, daß das „gemeinsame" Ziel das gegenseitige Abschlachten und Vernichten ist. Aber gleichviel: πόλεμος πατὴρ πάντων, der Krieg ist der Vater aller Dinge, lehrt Heraklit, und so wird auch dieser Weltkrieg nur der Beginn einer Epoche sein, in der sich die Völker und Stämme der Erde einander näher rücken. England als Herrin der Welt hat kaum einem Staat noch gestattet, neutral zu bleiben, und was England nicht vermochte, das vollendete die amerikanische Union. Damit hat aber der Kapitalismus erwiesen, daß er nunmehr den ganzen Erdkreis seiner Herrschaft unterworfen hat. Es gibt kein Land mehr, wohin sein Ruf nicht

dringt. Die planetarische Epoche der Menschheit ist, wie Kjellen sich ausdrückt, damit im Ernste eingeleitet. Aber freilich nur eingeleitet. Durchgeführt wird sie erst mit der kapitalistischen Durchdringung der Welt, die eine direkte und notwendige Folge des Krieges ist. Zunächst allerdings nicht in der Form einer „pénétration pacifique“. Die Erschütterung des englischen Monopols eröffnet nicht die Aussicht auf eine friedliche Epoche, sondern zunächst nur auf eine verschärfte Konkurrenz um den Besitz und die Beherrschung der Welt. Dieser Konkurrenzkampf wird geführt werden mit allen Mitteln der Handelspolitik und der organisierten Staatsgewalt. Der Übergang Englands zum Schutzzoll würde zunächst ein ungeheures Gebiet — England mit seinen Kolonien umfaßt ein Fünftel der Erdoberfläche und ein Viertel der Menschheit — der freien Konkurrenz entziehen und besonders die deutsche Industrie in den bisher wichtigsten Absatzgebieten so gut wie ausschalten. Dem gegenüber wäre die Wiederherstellung und der Ausbau des deutschen Kolonialreiches zwar ein notwendiges aber natürlich nicht ausreichendes Ziel, zumal auch für die Haltung der Union nach dem Kriege nicht gerade vertrauenerweckende Anzeichen vorliegen. Gerade weil man damit rechnen muß, daß der kommende Friede nur eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sein wird, ist Deutschland gezwungen, sich auch wirtschaftlich neu zu orientieren.

Der Heiligenhof

Roman von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

An einem Nachmittage saßen der Sintlinger, Johanna und das Lenlein an dem Eßtisch in der großen Stube.

Das Mädchen hatte den Kopf in die linke Hand gestützt und hörte in der stillen Zerstreutheit ihrer sechzehn Jahre dem Gespräch der Eltern zu. Durch das geöffnete Fenster strömte die klare, stille Sonne des Nachsommers, der schon wanderunruhige Gesang der Vögel und der herbe Duft herbstnaher Fülle. Auf einmal lehnte sich Helene leidenschaftlich in den Stuhl zurück, faltete die Hände ineinander und versank in ein solch verzücktes Lauschen nach dem Gesang der Vögel, daß ihr Gesicht in den Schimmer einer heißen Verklärung getaucht wurde und stille Tränen in ihre blicklosen Himmelsaugen traten.

„Lenlein, was ist dir denn?" fragte der Heiligenbauer und legte besorgt seine Hand auf ihren Unterarm.

„Ich weiß nicht," sagte sie ringend und lächend zugleich, „ich weiß nicht. Das Singen, das Singen! Hör doch bloß, wenn der Vogel so herunterschmettert, weißt du, da ist es einem gerade so, als fiele man in die leere Luft. Gott, wie im Traum von einem hohen Hause, man fällt und weiß nicht wohin."

Johanna, die tüchtige Natur, verwies ihr ernst dies ziellose Schwelgen, von dem das Mädchen mehr und mehr verführt wurde.

„Weißt du, Kind," sagte die Bäuerin, „mein Vater konnte solch ein Reden gar nicht leiden. Eine Frau, die ohne Knoten näht, näht leer. Und dann meinte er immer, daß jeder Mensch Hirt und Kuhherde auf einmal ist, und zwingt der Hirt die Herde nicht, so wird die Herde den Hirten regieren."

„Ja, ja, Mutterlein," erwiderte das Mädchen und lachte vergnügt, „genau so ist es mir. Inwendig klopft es wie von tausend Ziegenfüßen. Nein, es ist nicht zu sagen, wie." Und noch während sie das sprach, stand sie, wieder ins Traumhafte entrückt, auf, tat einige Schritte in die Stube, neigte den Körper, als sehe sie an sich nieder und fragte dann den Heiligenbauer leise wie mit der Neugier eines Halbschlafenden:

„Hab ich nicht einmal getanzt, Vater? als ganz, ganz kleines Mädchen. Du? den Rain hinunter und herauf ging das: La, la, la, laaa! Lalala, laaa. Lalala, laaa! La, la, la. Laaa!"

Und sie begann singend sich in der Stube zu drehen.

Aber der Heiligenbauer fing sie schon nach einigen Wendungen in den Armen auf.

„Komm, liebes Lenlein, komm her und setz dich," sagte er und führte sie auf den Stuhl zurück. „Der Hemsterhuser Aufruhr hat dich doch sehr erregt."

Doch Helene war von ihren Erinnerungen nicht loszukriegen. Sie saß da, fortwährend still und verwundert in sich hineinhorchend.

„Nein, — nein, — so was!" sagte sie erstaunt. „Es wird immer mehr anders. Sonst, wenn ich gesehen und gehört habe, ist alles aus dem Weiten in mir gekommen. Jetzt kommt alles in mich hinein. Ganz, ganz anders. Ich weiß und weiß das nicht, was das bedeuten soll! Vorhin war das Harmonikaspiel ganz weit, ... ganz weit weg."

„Harmonikaspiel?" fragte Johanna fast hart. „Dummes Mädel! Woher soll denn in aller Welt jetzt Harmonikaspiel kommen!"

„Jawohl, Harmonikaspiel," erwiderte Helene leidenschaftlich. „Gottlieb hat mir doch damals gespielt. Ich hörs ganz deutlich. — Ach! — Und nun kommt es immer näher .... und es ist .... als ob .... nun geht es ganz leise oben durch unser Haus ...."

Indes sie so abgerissen sprach, war sie wieder, mit allen Sinnen in die Ferne dringend, aufgestanden und ging dann, wie hypnotisch davongetragen, aus der Stube.

Helene war in Haus, Hof und Feld trotz ihrer Blindheit so sicher, daß der Sintlinger und seine Frau sie auch jetzt gehen ließen, in der Meinung, sie trete nur vor die Haustür.

„Ich weiß nicht, was das heißen soll," sagte die Bäuerin unter besorgtem Kopfschütteln ihr nachsehend. „Das Mädchen ist gar nicht mehr dieselbe."

„Du meinst auch, seit sie mit mir in Hemsterhus war. Vielleicht von der Angst vor dem Prahlmeixner," sagte der Sintlinger.

„Ja, Andreas, man könnte das sagen, freilich," antwortete Johanna. „Oder es kommt alles davon, weil sie doch jetzt in die Natur kommt..." Aber die Heiligenbäuerin unterbrach sich, scharf ins Haus horchend.

„Ach Gott," sagte sie dann überstürzt. „Hörst du nicht? Sie geht ja über die Bodenstiege! Andreas, da wärs doch besser, du gingst ihr nach. Die Treppe hat eine so böse Kehre."

Der Sintlinger lief sogleich hinaus. Er fand den oberen Flur leer, sah niemand auf der ersten Bodenstiege, hörte keinen Schritt mehr, vernahm aber dafür Lenleins dringende Stimme und als Antwort tönten um und um unbeholfene Männerworte.

Er konnte nicht vernehmen, was geredet wurde. Und nun war er auf dem unteren Boden angekommen, schritt den schmalen Gang vorsichtig hin und gelangte vor die offene Tür einer Kammer.

Dort bot sich ihm ein verwunderlicher Anblick. Gottlieb kniete oder

kauerte vor Helene. Er konnte das nicht genau sehen, weil das Mädchen ihn zum Teil verdeckte und hielt eine ihrer Hände in seinen großen, viereckigen Greiforganen. Alles war von dem Dämmerdunst des Bodens umflossen, ein verwunschenes, traumhaftes Bild, das der Heiligenbauer verwundert ein Weilchen genoß.

Doch jetzt empfand Helene den hinter ihr stehenden Sintlinger und rief, sich umwendend, mit beglückter Stimme:

„Siehst du, Vater, das Harmonikaspiel war doch auf dem Boden! Aber, Gottlieb, nun steh schon auf. Er will wieder zu uns, denk, und hat Angst, daß wir noch alle böse auf ihn sind. Das ist doch nicht wahr! Komm, Vater, sag du's ihm. Mir will er nicht glauben."

So sprudelte das Lenlein durcheinander und trat dann auf die Seite.

Nun sprang Gottlieb auf und ging dem vollends hereintretenden Heiligenbauer entgegen. Sein durcheinandergehügeltes Gesicht war beinblaß, die Augen lagen in stillem Feuer in geräumigen Höhlen. So stand er vor dem Sintlinger und sagte stockend und bebend alles, was sein beladenes Herz seit Jahren so wirr getragen hatte. Der Schluß war, daß er wieder auf den Heiligenhof müsse, sonst komme er wahrhaftig um. Man solle ihm alles vergeben, was er Böses und Dummes getrieben habe. Er habe gebüßt genug und glaube, daß er sich nun ganz und gar „ausgemeixnert" habe. Der Heiligenbauer ließ ihn nicht ganz ausreden. Er war ergriffen von der Treue des Burschen, wenn ihm auch die neue Verknüpfung mit den Querhovener „Menschenchristen", denen Gottlieb doch anhing, nicht genehm war. Am tiefsten bewegten ihn die wundersamen Umstände, unter denen sein Lenlein das heimliche Einschleichen Gottliebs auf den Hof wahrgenommen hatte. Denn nun merkte er, daß seinem Kinde auch in dem jungfräulichen Leben die rätselhafte Kraft doch nicht ganz abhanden gekommen war und schöpfte die Hoffnung, auch sein Leben wieder weiter und weiter in einsame Höhen führen zu können. Er nahm deshalb den Burschen bei der Hand und führte ihn durchs Haus der Bäuerin zu. Diese empfing ihn mit frischem Wohlwollen, und als sie alles gehört hatte, war auch sie von Verwundern ergriffen und fragte den Gottlieb schelmisch, wo er denn nun die Harmonika gelassen hätte, auf deren Spiel das Lenlein aus der Stube ihm nachgeeilt sei. Denn ihr wäre es gerade lieb, wenn er jetzt ein recht lustiges Stücklein herunterspielte.

Aber der Bursche antwortete verdutzt, daß er die verehrte Bäuerin ganz und gar nicht verstehe. Er sei so, wie er dastehe, auf den Hof gekommen. Von einer Harmonika sei nicht einmal ein Klappenstift in seiner Tasche. Ach und Spielen! Spielen tue er seit Jahr und Tag und Tag und Jahr nicht mehr. Das sei für immer alle. Oder er wüßte nicht, was passieren müßte, daß er noch einmal Lust darauf bekäme.

„Ich habe nicht gespielt, Bäuerin. Meiner Seele nicht!" beteuerte er am Schluß noch einmal, weil Johanna mit gespannt lächelndem Mißtrauen, wie vor einer schalkhaften Überraschung, von einem zum andern sah.

„Ja aber, was soll denn das sein?" rief sie jetzt laut. „Dann hat es Lenlein eben was vorgemacht."

Da flüsterte der Heiligenbauer seiner Frau etwas ins Ohr, daß sie ihr Mädchen nun noch mit größerem Verwundern ansah. So stark war das Andringen ihrer Blicke, daß das Lenlein, über und über rot, sich ihrer Mutter an den Hals warf und glühend sagte: „Er hat doch gespielt, Mutter. Ach, und wie schön hat er gespielt."

Einunddreißigstes Kapitel

Gottlieb fühlte sich nicht anders, wie ein vom Sturm lange in unwirtliche, unbekannte Gegenden verschlagener Vogel, der endlich wieder unter heimatliche, mütterliche Dächer zurückgefunden hat. Voll unverdrossener Heiterkeit werkte er auf dem Heiligenhofe wie früher, aber ohne das Springen seiner alten, krausen Launenhaftigkeit, still, umsonnt, umsichtig. Und sein Onkel, der alte Zenker, überließ ihm gern mehr und mehr die äußere Leitung des vielfältigen, bäuerlichen Getriebes, das seine greisenhaften Hände, zuletzt immer schwächer und schwankender, gehalten hatten. Er humpelte nur unauffällig hinter seinem Neffen drein, um mögliche Entgleisungen sofort einzurenken und Mißgriffen vorzubeugen. Denn von seinem Stolz, daß in dem Burschen nun doch das tüchtige Zenkerblut durchgedrungen war, ließ er sich nach seiner unwirschen, knorzigen Art wenig anmerken. Auch Johanna spürte wohltätig das Eingreifen Gottlieb Meixners, wenn sie auch vergeblich von Abend zu Abend das Aufklingen seiner fröhlichen Weisen erwartete. Sie, sowie das Gesinde reizten und drängten umsonst an dem wunderlichen Burschen, das alte Spiel wieder aufzunehmen. „Was zerschlagen ist, bleibt zerschlagen," antwortete er auf alle Aufforderungen mit ruhigem Ernst und wandte sich, wie es der Bäuerin schien, oft mit einem wehmütigen Lächeln ab. Selbst das Lenlein lockte und schmeichelte vergeblich um Gottlieb herum. Sie kam wohl wie in ihrer Kindheit zu den Knechten und Mägden hinaus auf das Feld und saß mitten unter ihnen. Aber das fröhliche Lachen und neckische Hinüber- und Herüberspringen des Gespräches, wie sie es aus jener fernen Zeit in der Erinnerung trug, war aus diesen Menschen gewichen. Alle waren erstarrt in der Gebärde einer furchtsamen Verehrung gegen sie, stellten sofort ihre Tätigkeit ein, wenn sie unter ihnen erschien, hörten mit dem Geplauder auf und standen oder saßen, wie in der gespannten Erwartung eines neuen Wunders gleich Standbildern in ekstatischer Ver-

zückung um sie. Niemals fand sie ein frisches Wort, nach dem sie sich so sehnte. Man flüsterte vorsichtig, wie aus Fernen, ihr krauses, verstiegenes Zeug zu, so daß es ihr nie gelang, diese Menschen mit ihrem geheimnisvollen, inneren Blick klar vor sich zu sehen.

Einmal saß das blinde Mädchen wieder in dieser Einsamkeit unter ihnen und bemühte sich vergebens, bei ihnen zu sein. Die Worte der Leute waren nur ein undeutliches Geraun, das nicht ihr eigen zu sein schien, sondern von irgendwoher durch sie hindurchging, wie ein Wind, der die Halme des Feldes bewegt oder durch Baumkronen streicht. Und bald war es für Helene nicht mehr deutlich von der leisen, eintönigen Musik zu trennen, die die Sommerluft mit dem Rispeln der Gräser, dem gehauchten Sausen der weiten Ährenfelder, dem Summen unzähliger Insektenflügel und dem tiefen Getön des weit abliegenden Waldes spielte. Aber indem die Blinde mit ihrem feinen Gehör tiefer und tiefer in dieses Sonnenlied der Erde eindrang, geschah ihr etwas Merkwürdiges. Es erklang, aber erst noch wie hinter dieser ewigen Melodie, ein anderes, verklärtes, ein Menschensingen, unfaßbar ergreifend und kam aus der unendlichen Raumlosigkeit näher und näher auf sie zu, daß sie sich in ihrer tiefsten Seele auch machtlos, wie ein Feld bebender Ähren und zitternder Gräser, fühlte. Ohne daß sie es wußte, was mit ihr geschah, erhob sie sich von dem Rain, auf dem sie saß, wie auf einen Anruf, dem nicht zu widerstehen war. Das Gesinde, als es das sah, verstummte sogleich und alle richteten die Aufmerksamkeit auf Helene, die einen Augenblick in die weite Luft starrte. So stürmisch bebte und wogte ihr Leib dabei, daß es den einfachen Menschen war, jetzt und jetzt müsse ein Wunder geschehen und das hübelheilige Mädchen werde sich in die Höhe erheben und schwebend davongetragen werden. Statt dessen begann sie erst leise, in Traumtönen eine noch nie gehörte Melodie zu singen, die sich schnell zu jähen, trillernden Lockrufen steigerte, sie anfing zu drehen, erst auf dem Fleck, wo sie stand, ihre Arme verlangend hob und sie dann in einem schwebenden Tanz davonzutragen begann. Aber schon nach wenigen Schritten stolperte sie, raffte sich aber auf, steigerte das Singen, zwang sich zu leidenschaftlicheren Bewegungen und drohte im nächsten Augenblick mit schreckhaft weiten Augen und blassem Gesicht doch zu fallen. Da sprang Gottlieb Meixner herzu, wie damals in ihrer Kindheit und fing sie in seinen Armen auf. Kaum aber fühlte sie sich von dem Burschen umschlungen, so schrie sie lustvoll-keuchend auf: „Gottlieb, Mann, schwinge mich in die Höh!"

Allein verschämt, demütig antwortete der Knecht: „Nein, nein, das geht nicht" und hielt die Zitternde, bis sie sicher stand. Helene fühlte, wie er vorsichtig seine Hände von ihr löste und verharrte bewegungslos mit

geschlossenen Augen. Als Gottlieb die letzte Hand von ihrem Arm zurückzog, ging es wie ein erschrecktes Aufwachen durch sie. Sie hob die Hände und tastete über sein Gesicht, zog sie aber schon bald zurück, kehrte sich erschauernd und enttäuscht ab und begann befangenen, tastenden Ganges über die Wiese den Weg nach dem Hofe zu suchen.

Man bot ihr an, sie zu begleiten, aber sie lehnte es mit einem schmerzlichen Lächeln ab. Sie ging nach einem kurzen Zaudern mit dem nur ihr eigenen Schweben die geneigte Wiese schrägaufwärts, und das Gesinde sah sie dem Wege zusteuern, der, von der Hohen Kuppe her, dem Heiligenhofe zuzog. Denn die Wirbel, das Anderssein der Welt, hatten sie heute heftiger als je vorher überfallen.

Das Mädchen fragte sich umsonst, was das sein solle, und fand doch keine andere Antwort darauf als die, daß sie von einem ähnlichen Zustand erfaßt worden sei, als der gewesen, da sie in der Stube ihrer Eltern erst von dem Vogelliede wie durch die Welt gerissen und dann von einem zauberhaften Harmonikaspiel auf den Boden geführt worden war. Um herauszubekommen, was das zu bedeuten habe, war sie Gottlieb mit der hartnäckigen Bitte nachgegangen, doch wieder wie ehemals in ihrer Kindheit zu spielen. Aber heut hatte sie die Erfahrung gemacht, daß die Musik, nach der sie sich zurücksehnte, nicht von Gottlieb herrührte und nicht eine Erinnerung an das Harmonikaspiel ihrer Kindheit, sondern das betörende Lied eines Unbekannten sei, das von irgendwoher außer ihr in sie hineingesungen worden war, so leidenschaftlich, daß sie wie im Rausche hatte aufstehen und tanzen müssen, weil sie sonst taumelig hingesunken wäre. Und während sie das überlegte, streifte sie nach ihrer Gewohnheit im Weiterschreiten mit den Händen die Halme des Wiesengrases neben ihr. Aber sie mußte die Finger erschreckt zurückziehen, denn es glitten da nicht Halme, Schwingel und Blätter kühl durch ihre Hände, sondern sie fühlte in menschliche Augenhöhlen hinein und sah mit den Fingerspitzen die Buckel einer fremden, breiten Stirn, daß wieder derselbe heiße Schauer ihren Atem stürmisch, fast angstvoll gehen ließ. All dies Treiben, diese vielfältigen Berückungen, unter denen Helene litt, hatten mit dem Tage begonnen, an dem sie mit ihrem Vater den Aufstand der Querhovener Schwärmer im Hemsterhuser Pfarrhofe erlebt hatte. Da war durch den Schrecken, den ihr der wilde Prahlmeixner eingejagt hatte, etwas in ihr zersprungen und zugleich erschien es dem blinden Mädchen manchmal, es sei seitdem eine geheimnisvolle Wand um ihre sonst grenzenlose Welt gezogen worden, von woher sich in Augenblicken hoher Erregung Unbegreifliches, noch nie Erlebtes und zwar von außen her auf sie zu bewegte, während sonst alles durch ein Rätseltor ihres eigenen Innern eintretend, sich ihr zu eigen gegeben hatte.

Helene wußte nicht, daß sie, der der göttliche Sinn des äußeren Gesichts versagt war, in einem Himmel lebte, dessen Grenzenlosigkeit, nicht im Abglanz des irdischen Lichtes, wie bei den Augenmenschen, sondern in einem Schimmer erstrahlte, der außerirdisch, traumhaft aus der eigenen Seele heraufdrang. Aus diesem Paradies begann das Geschick sie nun hinauszuführen, gleich einem Engel, den es nach dem Lande der Menschen verlangt. Aber immer, wenn das Sintlinger-Mädchen von der Leidenschaft des Suchens nach dem neuen Dasein erfüllt wurde wie heut, erlebte sie am Ende den doppelten Schmerz, den Zugang zu ihrem neuen Sehnen geschlossen zu finden und auch in ihrer alten Welt heimatlos zu sein.

Sonst hatte Helene von der Hohen Kuppe das umliegende Land wie das kreisende Heranfluten von Wogen empfunden. Heut war es starr und leer dort oben, eine beklemmende, brusteinschnürende Weite. Dazu sang in der hohen Luft ein eintöniger, messerscharfer Luftzug, und als sie den jenseitigen Abhang hinunterging, traf sie nicht mehr die Zauberstille der Mulde, zu der das Land sich hier gegen den Wald senkte und in der Helene immer das traumhafte Glück einer Märchenstube erlebt hatte. Der Boden unter ihren Füßen gebärdete sich jach und ziellos. Der Wald stand nicht an derselben Stelle wie sonst und strömte fremd, verschlossen, ein nie gehörtes Sausen aus. Im Gesang der Lerchen hörte sie nur immer das hohe Schrillen. Von überallher drang der Gang der Menschen auf sie ein. Das Gebrüll der Kühe auf den Feldern klang drohend. Je mehr Helene sich zusammennahm, desto tiefer geriet sie in die Irre, wie in ein vollkommen unbekanntes Land. Und nachdem sie stundenlang umhergeirrt war, Wege zehnmal gekreuzt, Raine wieder und wieder abgelaufen, vor Bäumen zurückgeprallt und in Felder geraten war: vernahm sie das geruhige Säuseln eines Gesträuches neben sich, kroch unter dessen überhängende Äste, sank erschöpft nieder und fing an, machtlos und leise zu weinen. Dazu sagte sie immer und immer: „Ich finde nicht mehr nach Hause auf den Hof und nicht mehr zu Vater und Mutter.“

Endlich schlief Helene ermattet ein. So traf sie der Heiligenbauer, der sich aufgemacht hatte, sein Kind zu suchen.

Helene öffnete die Augen, hörte erstaunt die Stimme ihres Vaters, lauschte in die Runde und bekam davon ein verwundert rätselhaftes Lächeln ins Gesicht, wie es Kindern beschert ist, die ein Geheimnis hüten, das sie nicht begreifen. Von dem Erlebnis, das sie gehabt hatte, erfuhr der Sintlinger nichts.

So wurde Helene von der Natur und dem Leben unter Qual und Seligkeit in einen neuen Zustand verwandelt. Denn wir Menschen vermögen nicht allzulange in derselben Form unseres Daseins zu verharren.

Nur das Kind ist sich viele Jahre genug, doch nur so lange, bis es sich durch die Umwelt entdeckt hat. Dann beginnt jene fortwährende Vertauschung der Existenz, die erst in der stillen Helle der hohen Greisenjahre aufhört. Durch die Freundschaft entfliehen wir uns, den Begeisterten treibt es in den Bannkreis des Helden, daß er sich als Dienender in den Besitz hoher Willenskraft setzt, noch ehe er die Stahleshärte des Heroismus erreicht hat. Dieses Ungenügen und Leiden an sich verhandelt die minderen Menschen an alle Arten niederer Genüsse und beunruhigt selbst die Geister Auserlesener, daß sie nie aufhören mit dem Versuch, über die letzten Weiten hinaus, ihr Leben in die Unermeßlichkeit des göttlichen Wesens auszubreiten. Mit all ihren Absichten, Plänen und Hoffnungen befinden sich die Menschen auf einer steten Wanderung, die je nach ihrem Charakter bald dem Schleichen im Dunkel, dem Betteln an fremden Türen, dem Raubzuge Habgieriger und bald dem unerschrockenen Einbruch eines Eroberers gleicht.

Die Sehnsucht nach der tiefsten Verwandlung und Erneuerung aber, die dem Menschen auf Erden beschieden ist, treibt den Jüngling und die Jungfrau in die Umarmungen der Liebe. Jemand empfängt durch einen Diebstahl Gottes ihren heiligsten Geist und geht mit ihm davon. Und nun müssen sie ihm nachpilgern, bis sie ihr verlorenes Selbst reicher wiederbekommen, indem sie sich restlos hingeben.

Allein so selten der Schlaf plötzlich, innerhalb eines Pulsschlages, uns aus den Augen fällt, so selten ereignet sich die große Umwälzung durch die Liebe in einem Augenblick. Die Entfremdung von uns tritt oft ein, noch ehe wir die Leidenschaft auch nur dem Namen nach kennen, deren Macht wir verfallen sind. Auf tausend Traumwegen nähert sich dann dem Menschen diese göttliche Friedlosigkeit, und sie haben Gesichte, noch ehe sie den kennen, den sie sehen.

Zweiunddreißigstes Kapitel

In einer Nacht desselben Septembers 1909, als die Wirbel wieder stärker über den Heiligenhof gingen, betraten vier Studenten vom Korps Silesia das Café Royal in Breslau, das unter der akademischen Jugend der schlesischen Hauptstadt nur als Café Reudel bekannt war.

Konrad Kaden, im Korps nur Kaka genannt, schob zuerst die rote Portière zurück und hielt sie mit der Rechten zur Seite. Während er so einen Augenblick wartete, überflog er mit einem Blick den vollbesetzten Raum.

„Na, los,“ rief er seinen Kommilitonen zu, die auf der äußeren Schwelle etwas zögerten. „Ihr könnt euch doch nicht draußen etablieren.“

„Gott bewahre,“ antwortete eine schnarrende Stimme herein, „dazu brauchen wir dein Köpfchen, Kaka.“

Unter allgemeinem Gelächter, daß die Pärchen an allen Tischen aufsahen, schritten die Silesier vollends herein. In der linken, hinteren Ecke war noch ein großer Tisch unbesetzt. Der Kellner machte die jungen Herren darauf aufmerksam und eilte, respektvoll und dienstbeflissen, ihnen voran, klatschte mit der Serviette schnell das weiße Tischtuch ab, rückte es zurecht und stellte dann die Menage, Aschenbecher und Klingel in eine korrekte Reihe.

Indessen kamen die Studenten langsam heran.

Es waren Spiegel, stud. jur., ein langer, soldatisch straffer Mensch, mit einer fast verletzend wirkenden, feudalen Zurückhaltung; Jungmann, der Sohn eines Namslauer Apothekers, blond, sehnig, mit fröhlichem Lachen; Rupprecht, Mediziner im dritten Semester, der Sohn eines verstorbenen Oberlehrers aus Strehlen, der ein fettes, rundes Gesicht, hängende Backen und eine solch nervöse Skrofelnase hatte, daß ihm der Kneifer fortwährend herunterfiel und der kleine Vierschrötling Konrad Kaden, Sohn eines Rittergutsbesitzers aus dem Grünberger Kreise, der außer seinem ungewöhnlich dicken Kopfe die besondere Eigentümlichkeit besaß, daß er beim Sprechen etwas seitlich mit der Zunge wetzte und ein Sticklacher war. Alle trugen Anzüge von gutem Schnitt, hatten gut gepflegte Hände und befleißigten sich ungezwungen vornehmer Manieren.

Sie hatten sich jeder ein Glas helles Bier bestellt, stießen an und tranken wie in einem gemeinsamen Anfall der Erschöpfung einen tiefen Schluck, sahen sich dann zum Ulk mit stierem Blick an und brachen in lautes Gelächter aus.

„Eine schwüle Kiste," sagte Rupprecht in der Stille, die folgte und fing seinen Kneifer mit der Hand auf.

„Na und was hast du eben draußen gesagt? Und jetzt soll es plötzlich schwül sein! Ich versteh dich nicht," so fuhr ihm Jungmann fröhlich in die Parade.

„Na, hör mal, bitte, an, Jungmann! Du willst mich doch nicht etwa provozieren?" fragte der Mediziner.

„Hilf, Sackpfeife und Sägemehl! Nein, Rups, niemals," unterbrach ihn Jungmann, „aber sieh mal, unterwegs und schon auf der Kneipe hast du doch allerhand schöne Sachen über ihn gesagt. Er sei ein ernster Mensch, nur eben mit den Fehlern einer fast genialen Begabung . . ."

„Und dito Wissen," warf Kaka ein.

„. . . meinetwegen auch Wissen. Ich weiß von allem nichts, heiße Krause und bitte um mildernde Umstände."

Man lachte fröhlich und trank wieder.

Dann fuhr Jungmann fort, als er sah, wie sich Spiegel zum Reden anschickte: „Silentium! Die verrückten Sachen, die man ihm nachsagt,

kümmern mich auch nichts. Denn ich bin, weiß Gott, kein Duckmäuser. Und wenn er in zwei Jahren auf fünfzig Universitäten umhergeschwirrt wär, statt auf fünf! Jede ist ja doch ein Paradies mit Schlangenfraß..."

„Pardon, Jungmann, so geht das nicht weiter," schnarrte jetzt Spiegel dazwischen, „an deinen Worten merke ich, daß leider fast ganz Breslau von der Grabbeschen Art dieses famosen Brindeisener angesteckt ist. So geht das nicht weiter! In einer halben Stunde tritt Vollberg hier mit ihm an und die Sache ist noch nicht klarer. Ich für meinen Teil stimme mit Rupprecht überein, daß wir 'n bißchen, na sagen wir lämmerig dazu gekommen sind, ihn fürs Korps zu keilen. Daß er aus guter Familie ist, mag sein. Mit dem Geld schmeißt er freilich herum. Nicht blöde, das sag ich nicht. Aber auch nicht immer mit Geschmack."

Dann erzählte er eine Episode, die er als Unbeteiligter im „König von Sachsen" auf der Albrechtstraße erlebt hatte, wo Brindeisener, einer langen Tafel zusammengewürfelter Studenten präsidierend, ohne jeden Grund die ganze Korona mit Sekt bis zum Halsfingern traktiert habe und endete: „Der ‚König von Sachsen' ist ja ein gutes Lokal, wenn auch nicht erstklassig. Aber Geschmack, wenigstens im Sinne unseres Korps, verrät es nicht."

„Na, er kann doch nicht Silesier sein, bevor er Silesier ist, sonst brauchte er doch nicht erst Silesier zu werden," entgegnete Rupprecht.

„Wieder Brindeisnersche Paradoxie," erwiderte nach einem Stutzen Spiegel und lehnte sich abwehrend auf dem Stuhl zurück. „Die Sache mit dem schwangeren Bolzen in Jena, meine Herren, ist Tatsache. Oder weiß es jemand anders? Sehen Sie. Außerdem, er soll ein phänomenaler Fechter sein. Ich hab mit einem Heidelberger Sueven gesprochen. Ihr kennt ihn, Weibrecht. Er war voriges Semester mal auf einer Korpskneipe. Ja, nicht wahr, ein famoser, klarer Kerl, der noch nie mit der Wimper gekniffen hat. Der hat in Greifswald einen Handel mit demselben Peter Brindeisner gehabt und dabei einen Schmiß gekriegt, der ihm fast das Gesicht gespalten hat. Greulich! Wie mit einem Backscheit gehauen. Ja, dieser Patentfechter Brindeisner ist nichts weiter wie ein wilder Naturschläger. Sagen wir ein Wirbelschmeißer."

„Ergo: Facit! Ex est!" beendete Jungmann höhnisch. „Also keilen wir ihn nicht! Und dann muß ich noch anfügen: Ich habe noch selten einen Unterlegenen gesehn, der sich nicht damit getröstet hätte, daß er bloß deswegen Dresche gekriegt hat, eben weil er der bessere Fechter war. Ich sage gegen die Sueven nichts."

„Übrigens, wo ist der ... der ..." begann Spiegel wieder.

„Pönitent," flickte Kaka spöttisch ein.

„... auch nicht übel," setzte der Unterbrochene etwas gereizt fort, wußte

aber plötzlich nicht mehr, was er hatte sagen wollen und schloß daher mit der wiederholten Frage: „Ja, wo ist er also eigentlich her? Das muß doch wenigstens klar sein."

Endlich kam also auch für Kaden der Augenblick zu längerer Rede. Aber sofort wurde er ein klein wenig befangen und wetzte so mit der Zunge, daß er bei dem halben Ton, in dem die Verhandlung geführt wurde, schwer verständlich war. Die Vier neigten also die Köpfe dicht zusammen und Kaka redete: „Das weiß ich genau. Er stammt aus der Gegend zwischen Emmerich und Wesel. Also dorther, wo die Rheinländer mehr Friesen oder Westfalen sind. Für mich ist er der Prototyp eines Westfalen. Aber das nebenbei. Sein Vater besitzt dort ein großes Gut, das seit Jahrhunderten in derselben Familie ist. Ich glaube Hemsterhus heißt der Ort. Er hat mir mal allerhand Sachen aus der Gegend erzählt, in der noch immer Münzersches Wiedertäufertum spukt. Ich sage euch, der Mensch erzählt! Einfach doll!"

„Das interessiert, ist aber nebensächlich, Kaka," sagte Spiegel kalt, und als ihn Kaden deswegen verweisend ansah, fuhr er begütigend fort: „Natürlich momentan, Lieber. Ich dachte nämlich, du wolltest jetzt die Geschichte erzählen, wie unsere Magnifica mit Tochter von der Unterhaltung Brindeisners bezaubert waren. Also, bitte, fahr fort, Kakachen."

„Es liegen sich da in der hügligen Gegend zwei Güter gegenüber. Beide gleich groß und heißen in der dortigen Gegend die Fremdhöfe."

In diesem Augenblick traten Vollberg und Peter Brindeisener ein, der letztere voran. Mit einem Blick hatte er die vier eifrig zusammengesteckten Köpfe der Silesier überflogen, die Situation erkannt und als die Studenten nun wie auf Kommando auffuhren und begrüßend zu den beiden hinsahen, begegneten sie einem spöttischen Lächeln auf dem Gesicht Brindeiseners. Er hatte sich zu der vollen Größe entwickelt, die in seiner Familie üblich war. Seine Schlankheit wirkte durch die ausgeprägte Derbknochigkeit der Gliedmaßen eckig und doch, wie er sich jetzt, scheinbar schwerfällig, an den Tisch bewegte, lag auf verborgene Weise in jedem Schritt das mühsam beherrschte Aufzucken eines rasanten Sprunges. Ganz so widerspruchsvoll war auch sein Gesicht: die kühn vorgebaute Stirn trug über den Augenbogen zwei Buckel, wie die Ansätze eines sprießenden Gehörns, dabei lief sie geradlinig in eine feine Nase mit den edelsten Nüstern aus. Die Lippen schmal und brennendrot, ein kalkweißes, starkes Gebiß, wie aus Blut hervorleuchtend; alles zusammen eine fröhliche Grausamkeit. Von der Nasenwurzel gruben sich zwei tiefe Falten zwischen den dichten, fast weißen Brauen gerade in die Stirn hinauf und zwei Falten, von den Nasenflügeln an den Mundwinkeln leise hinstreichend, fügten in das braungebrannte Gesicht den Zug sarkastischer Melancholie. Das schönste an ihm

waren seine großen, unerbittlich-stillen, hellblauen Augen, voll eines stählernen Feuers, dabei langsam in den Bewegungen, von einer aufmerksamen Tiefe wie die Augen Schwerhöriger. Um dieses Gesicht, in dem sich Frechheit und Güte, Scharfsinn und Gemüt stritten, loderten blonde Haare, wie ein weißgelbes, unbändiges Feuer.

Vollberg stellte vor: „Brindeisener, stud. phil."

Der Angekommene verbeugte sich leicht, lächelte fremd, begrüßte Kaden freundlicher und sagte sich setzend: „Ja, zur Abwechslung reite ich bei Professor Stern das Luftpferd."

Dann stieß er einen leisen, nervösen Pfiff aus, guckte nach Vollberg aus, der ihm gegenüber Platz genommen hatte und steckte auf einen Moment beide Zeigefinger in die Ohren, denn er war leicht angetrunken.

Spiegel hatte von einer Paukerei zu erzählen begonnen, die er mit einem Markomannen ausgefochten hatte. Alle hörten mit halbem Ohr zu, ein wenig irritiert von Brindeisener, der mit schwer beherrschter Langeweile in das Treiben starrte, das sich in allen Sackgassen des Paukkodex verlor und kein Ende nahm. Plötzlich war es mit seiner Duldung aus. Er beugte sich ein wenig zu Vollberg hinüber und sagte:

„Sie glauben das nicht, Vollberg, aber wie sollte jemand Musik dichten, wenn Musik bloß mit den Ohren wahrgenommen werden könnte."

Zu Spiegel, der wegen der Unterbrechung brüsk aufgefahren war und Brindeisener fragend ansah, sagte er mit leichtem Lächeln: „Pardon, Herr Spiegel." Dann fuhr er fort, ohne sich weiter an ihn zu kehren: „O nein, wenn wir es wissenschaftlich nicht wüßten, daß die Klaviatur des cordischen Organs nicht ausreicht, die höchsten und tiefsten Töne zu empfinden, ebensowenig wie das Auge alle Farben wahrzunehmen imstande ist . . ."

„Verzeihung," sagte Vollberg, ihn unterbrechend, „wir hatten nämlich unterwegs einen sehr interessanten Disput über Musik im Anschluß an eine Aufführung von ‚Carmen'."

Brindeisener achtete nicht im mindesten auf das mißbilligende Erstaunen, mit dem ihn alle ansahen, trank in einem Zuge sein Bier aus, reichte das Glas dem Kellner und sprach weiter: „. . . wahrzunehmen imstande ist . . . bitte, lassen Sie mich erst den angefangenen Satz vollenden . . . jeder unverkünstelte Mensch mit einer feinen, gesunden Natur weiß intuitiv, daß er mit seinem ganzen Körper hört, Unsagbareres, Kostbareres, mit einem Wort Wundersameres, als mit dem plumpen Ohrenfell."

„Das glaube ich nicht," sagte Kaden, „wozu hätten wir dann die Ohren."

„Na zum Hören, natürlich," erwiderte Brindeisener ruhig. „Ich sage ja auch nicht, daß wir nicht mit ihnen hören; aber zum Auffassen der sublimsten Musik sind sie zu stumpf. Festgestellt ist ja übrigens, daß wir

nur mit dem Felsenbein die höchsten Töne wahrnehmen. Denn es ist zwischen einem inneren und äußeren Hören zu unterscheiden."

Vollberg beugte sich zurück und gab ihm ein Zeichen, abzubrechen.

Aber über Brindeiseners Gesicht zuckte es unwillig und er fuhr fort zu dozieren, denn er wollte „die langweilige Bande ausräuchern."

„Die äußerliche Musik, deren Wellen die Luft durchzittern, ist doch nur ein kümmerlicher Versuch, das Unbeschreibliche auszudrücken, das ein unsichtbares Instrument unseres Innern spielt," sprach er weiter.

Aber im Aufsehen fing er einen verächtlichen Blick Spiegels auf, daß er stutzte.

Es entstand ein momentanes Schweigen, das Spiegel benutzte, indem er mit höhnischem Grinsen sprach: „Also, haha, um auf meinen Markomannen zu kommen, hahaha . . ."

„Ach, bitte, lassen Sie doch jetzt die Puppen sein," schnitt Brindeisener in das beginnende Gelächter.

„Erklären Sie sich, mein Herr, näher. Ich habe wohl falsch gehört," fuhr Spiegel schnarrend auf. „Sie sagten Puppen."

„Natürlich, trommelt es falsch in Ihnen. Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß Puppen gerade so klingt, wie Gemüse, Kohl und Leipziger Allerlei, auch Blech. Wie Sie wollen," entgegnete Brindeisener, in dem die Rauflust erwachte, mit hauender Stimme und lehnte sich aufreizend bequem zurück. „Selbstverständlich sind die Anwesenden ausgeschlossen. Das heißt, w e n n sie wollen."

In diesem bösen Augenblick flog die Portiere auseinander und ein bildschönes Mädchen, den kostbaren Hut schief auf dem schwarzlockigen Kopf, sprang förmlich von der Straße herein, glühend und wie auf der Flucht vor einem Schwarm junger Herren, die ihr wie eine hungrige Meute lärmend folgten. Peter Brindeisener, sie erblickend, vergaß sofort alles, reckte sich staunend auf und verfärbte sich.

Die Schöne, die das sah, rief herüber:

„Na, Stiesel, was gibt's denn da weiter!," rauschte durchs Lokal und verschwand über die Treppe hinauf ins obere Zimmer, die Buhler fröhlich hinter ihr drein.

An allen Tischen entstand ein Aufruhr. Irgend jemand rief: „Das Eiergeschäft auf Reisen." Darauf brach ein richtiges Gewieher aus. Die Silesier sprangen auch erregt auf, froh, aus der Verwickelung herauszukommen, in die sie geraten waren. „Ein dolles Weib!" rief Ruprecht bewundernd und mit zuckender Nase. „Das reine Feuerhemd!" Mit Gelächter ergriffen sie ihre Sachen und drückten sich durch den Wirbel nach dem oberflächlichen Gruß an Brindeisener, mit dem Studenten sich von trunkenen Kommilitonen verabschieden. Nur Spiegel machte

noch einige aufreizende Bemerkungen, ließ sich aber besänftigt zur Tür hinausziehen, weil er die Ansicht seiner Korpsbrüder bestätigt sah, daß sich Brindeisener „die Nase begossen habe und das vollständig wie ein Entrich."

So verließen die Silesier das Café.

Brindeisener saß versunken, als sei ihm unversehens ein Tuch über den Kopf geworfen worden. Als er nach einer Weile auffsah, sah er sich allein am Tische, stand auf, trat an das Büfett und fragte den Ausschänker, ob man das Mädchen hier kenne, „die eben mit solchem Getöse von der Straße hereingefallen sei." „Ja, gewiß," lautete der Bescheid, es solle die Tochter eines sächsischen Oberamtmannes sein, die aus ihrer Dresdener Pension entwichen sei und hier in Breslau sofort das Buch genommen habe. Aber sie lasse bis jetzt keinen 'ran.

Peter Brindeisener atmete erleichtert auf und sagte lächelnd: „Schön! Danke. Infolgedessen bringen Sie mir eine Pulle Matheus Müller."

Als er das erste Glas Sekt getrunken hatte, versank er wieder ins Brüten, aus dem ihn keines der Dirnlein locken konnte, die entweder von hinten herantraten, sich an ihn drängten, oder ihn gar ins Bein kniffen und ihm allerhand zotige Süßigkeiten zuflüsterten.

Er sagte zu jeder dasselbe: „Nichts zu machen, Eulalia!" und wehrte sie mit einer Handbewegung ab, als vertreibe er zudringliche Fliegen.

Diese dumme Gesellschaft, diese Silesier, die glaubten, er mit seinen vier Semestern sollte etwa bei ihnen antichambrieren! Ja und warum ihn plötzlich heute mitten unter diesen zukünftigen Staatsstützen, diese Sache mit seiner Seelenmusik überfallen mußte und daß unmittelbar darauf dieses schwarzhaarige, wilde, feurige Mädchen hereinstürmen mußte. Brindeisener fühlte wieder eine Hand auf seiner Achsel, hörte aus seiner Versunkenheit jemand zu sich sprechen, winkte mit der Hand ab und murmelte, ohne herauf zu sehen, sein gewohntes: „Nichts zu machen, Eulalia."

Darauf antwortete ein übermütiges Männerlachen. Als Brindeisener deswegen betroffen herumfuhr, stand Vollberg vor ihm.

„Ich mußte auf dem Nachhauseweg hier wieder am Reudel vorbei," sagte er und zog einen Stuhl heran, „auf eine Bierlänge, weil ich Sie noch hier vermutete, wollte ich noch einmal reinkommen."

Vollberg druckste an den Worten und wurde verlegen, weil er an Brindeisener merkte, daß dieser spürte, er meine anderes, als was er rede.

„Summa, Summarum, lieber Herr Vollberg, bemühen Sie sich nicht weiter. Alles war liebenswürdig von Ihnen. Sie sind famos. Aber ich schlachte die Hühner mit einem Ruck. Diese Silesia-Sache mit mir geht nicht. Verstehen Sie mich recht; aber ich unterscheide scharf zwischen

Menschen und Leuten. Gott, das sind ja alles geeinzelte Rüben, ohne Wurzel, außer der natürlich von Adam her, für die sie nichts können und von der sie auch nicht immer den besten Gebrauch machen."

Brindeisener überhäufte den abtrünnigen Silesier nun mit Liebenswürdigkeiten, lud ihn ein, mit Wein zu trinken und sprudelte so überstürzt seine geistreichen Einfälle heraus, bekam dabei aber ein immer sorgenvolleres, ja geradezu vergrämtes Gesicht, daß Vollberg dachte, jetzt und jetzt fällt er stocksteif trunken vom Stuhl, und ich habe dann das „Nachhauseschaffen".

Allein, was Vollberg befürchtete, geschah nicht. Peter Brindeisener näherte sich nur dem Zustand der ersten Nüchternheit im Trunk, den er die „gläserne Zeit" nannte. Dann wurde er und sein Leben vor seinem Verstande durchsichtig. Gewöhnlich stand er jetzt auf und ging nach Hause.

Im Angesicht dieses guten Jungen, dieses Vollberg hier, der auf eine so rührende, fast verehrungsvolle Weise an ihm hing, brachte er es heute nicht fertig, davonzugehen.

„Pardon, Herr Brindeisener," sagte Vollberg, „was war es eigentlich, was Sie bei dem Mädchen vorhin so aushakte, daß wir alle glaubten, Sie seien plötzlich dun?"

Brindeisener sann einen Augenblick vor sich nieder und antwortete dann: „Stellen Sie sich vor, Vollberg, Sie gehen als junger Mulus in der Nacht allein mit einem Mädchen im Walde, das aus der Heimat flüchten muß, weil sich am selben Nachmittag ihr Vater im Walde erhängt hat und es die Schande nicht ertragen kann. Stellen Sie sich vor, das schönste Mädchen, was es gibt, ich mein im Punkto sinnlicher Schönheit. Dieses Mädchen, fast irr vor Scham und verletztem Stolz, nahe am Sterben, gerät am Arm des Mulus plötzlich in eine förmliche Liebesraserei, bebt am ganzen Leibe, schluchzt, wirft sich an seinen Hals und saugt sich mit Küssen fest, die brennen wie flüssiges Blei.... Sehen Sie, Vollberg, das ist die Luft bei uns zu Hause!... Freilich den Jungen überläufts wohl auch. Aber in ihm, in seinem Innersten, spielt das geheimnisvolle Instrument einen Klang, wie ihn sicher nur die himmlischen Geister kennen. Und wie der Mulus eben mit zitternden Fingern den bloßen Leib des Mädchens berührt, wird es weiß in ihm und der inwendige Engel singt so laut, daß er die Hand zurückzieht und das Mädchen aus der Umarmung gleiten läßt. Denn, Vollberg, Sie mögen es glauben oder nicht. Es gibt wahrhaftig Engel auf der Welt. Wahrhaftige Engel...."

Brindeisener verstummte und saß lange in Verzückung.

Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Und nun geht hier im Café Reutel um zwölf Uhr nachts, hundert Meilen von da, in Schlesien, die Tür auf und dasselbe Mädchen, aufs Haar dasselbe Mädchen, tritt vor Sie hin. Ist das nicht zum Starrwerden? Teufel nochmal, und dafür, um all dem Spuk zu entgehen, ist man in den Jahren immer weiter von der Heimat fortgerückt. Damit nicht alles immerfort durcheinandergeht, Tag und Nacht, Himmel und Hölle, das Lied an den Abendstern und Puppchen.

Aber das war ja gar nicht das Mathinklein, das war ja die sächsische Oberamtmannstochter, die ihren Eltern durchgebrannt ist, das Buch genommen hat und es jetzt nicht wagt. Notabene, wenn 's wahr ist." Brindeisener war ganz ins Selbstgespräch geraten und verstummte nun wieder in sein Brüten hinein.

„Sie sagen Mathinklein, Herr Brindeisener?" fragte Vollberg schüchtern.

„Ja, so hieß das Mädchen aus meiner Heimat. Eigentlich Martha Kathinka Meixner. Ihr Vater war der wildeste Kerl, den ich auf Erden kennen gelernt habe."

Brindeisener richtete sich straff auf und sah wie suchend im ganzen Lokal umher.

„Wissen Sie, Vollberg," sagte er dann leise, aber wieder so, als sitze er allein und spreche zu dem Studenten wie zu sich, „es mag dumm sein, aber was ist nicht dumm im Leben. Man lüftet einem willigen Mädchen das Kleid und zieht die Hand wieder zurück, aus Scham, aus Stolz, aus Mitleid, aus Furcht vor ihrer Liebe, was weiß ich. Aber kaum ist dieser Anfall der Keuschheit vorüber, so ärgert man sich über die Unterlassung. Gehen Sie nach Hause, mein Lieber. Ich bitte Sie darum und nehmen Sie mir nichts übel."

Vollberg stand erschüttert auf und murmelte etwas von Dank, Interesse und Bereitsein zu jedem Dienst. Brindeiseners Gesicht war sehr ernst, keine Spur von Trunkenheit an ihm, außer einem dunkeln, fieberischen Glanz in den Augen. Er schüttelte unter nachsichtig ironischem Lächeln zu den Worten Vollbergs den Kopf, reichte ihm stumm die Hand und sah dem Davongehenden gedankenvoll nach.

Dabei murmelte er ohne die Lippen zu bewegen: „Halb schläft man, halb ist man wach. Doch beides überhitzt, so daß man im Fieber träumt und lebt und nicht weiß, ob man lebt oder träumt."

In dem oberen Raum des Cafés entstand plötzlich ein toller Lärm. Männer lachten dröhnend, Weiber kreischten, es wurde aber- und abermal in die Hände geklatscht und Bravorufe ertönten. Zwei Kellner kamen lachend die Treppe heruntergestürzt und bestellten dringend am Büfett Sekt.

„Das ist ja ein toller Rummel heute," sagte der Ausschänker. „Ja, weiß Gott! Aber fix, fix!" antwortete einer der Kellner.

Brindeisener drehte langsam den Kopf nach der Gruppe, halb auf ihre Worte, halb auf den Lärm über sich horchend. Und wenn es doch das Mathinklein aus Querhoven wäre, sann er, dann könnt ich heut nachholen, was ich einst versäumt habe. Denn es bleibt einem wohl nichts übrig, als das Gift auszutrinken, das uns das Schicksal eingeschenkt hat, damit endlich die Wasser wieder rein werden. Also, auf Torero! Er bezahlte und stieg langsam und spöttisch über sich lächelnd die breite Treppe zur oberen Etage empor. Der Raum war hier durch die einmündende Stiege in zwei ungleich große Teile geschnitten. Brindeisener wandte sich nach dem kleineren, linken Gemach; denn von da her erscholl der Lärm. Durch einen kurzen Gang von drei Schritt Länge näherte er sich der Portiere, die eine Hand breit auseinanderklaffte. In dem sonst lauschigen Zimmer war alles in Unordnung geraten. Man hatte die Tische an die Wand gerückt und die Stühle in zwei einander gegenüberliegende Reihen davorgestellt, um einen freien Raum, etwas wie eine längliche Rennbahn, zu schaffen. An der der Tür gegenüberliegenden Schmalseite saß das gesuchte Mädchen, an ihrer Seite je eine hübsche, aber schon ältere Dirne. Auf den Stühlen rechts und links saßen die Herren dieses Geilhofes, junge Lebemänner der besseren Stände, Kleinstadtdurchbrenner, professionierte Unzüchtlinge, welke Bocksgesichter in allen Stellungen der Aufgeregtheit: im Aufspringen, zurückgestemmt, vorgeworfen, in Brunst zusammengekauert. Die Aufmerksamkeit aller aber war auf das dunkelhaarige, schöne Mädchen gerichtet, die offenbar der Brennpunkt dieser Tollheit war. Auf welche Weise konnte Brindeisener nicht sogleich herausbekommen, hatte sie getanzt, gesungen, gemimt, man konnte nicht klug werden. Alle Männer waren von höchstem Staunen wie exaltiert. Des Mädchens ganzer Körper wogte, ein einziges Fluten, wie die Wirbel eines kochenden Baches. Dabei glühte ihr Gesicht in den widersprechendsten Affekten: in Begierde und Verachtung, Scham und Lüsternheit, Ekel und Brunst. Die Dirnen sprachen begütigend auf sie ein, zu allem aber schüttelte sie energisch den Kopf. Offenbar wollte sie nicht mehr tanzen, oder mimen oder, was sie eben tat. Da sah Brindeisener, daß eine Dirne wie achtlos ihr das Kleid am rechten Bein höher streifte, daß fast der ganze Unterschenkel mit seiner göttlich geformten, hochangesetzten Wade zu sehen war. Als die Männer dies sahen, brachen sie in wieherndes Bravo aus, und ein ganz blutjunges Bürschlein, ein Offizier in Zivil oder ein Student, sprang in einer Art bacchantischen Taumels sofort von seinem Sitz auf, stürzte einen Kelch Sekt hinunter und näherte sich der Mitte des leeren Raumes. Er war blond, untersetzt, gut gebaut und sehr gut angezogen.

Brindeisener konnte immer noch nicht begreifen, was all das für einen

Sinn haben sollte. Denn bis jetzt sah es fast aus, als fordere der Jüngling das Mädchen zum Ringen heraus. In der Mitte angekommen, verneigte er sich vor der Schönen, die wieder nickte und sofort eine wehrhafte Haltung annahm. Ihre Augen funkelten in grausamer Lüsternheit. Sie erblaßte, kniff die Lippen ein und ihr Busen begann lechzend zu hüpfen. Aber sie raffte das Kleid noch höher und stellte das Bein herausfordernd noch mehr vor.

Der Jüngling hatte bis jetzt still gestanden, in wollüstiger Gier wie erstarrt. Nun, als sich vor seinen Blicken noch mehr Reize enthüllten, bückte er sich, wo er stand und hob mit bebender Hand ein blauseidenes Strumpfband auf. Es an die Lippen führend, näherte er sich dem Mädchen, das mit keiner Wimper zuckte, ihn brennend ansah und dasaß wie die Venus Anadyomene.

Also, so verhielt sich die Sache! Dem Mädchen war das Strumpfband vom Bein geglitten, und es ging nun darum, wer es ihr anlegen und sie mit sich nehmen konnte. Der junge Mensch hatte sich auf vier, fünf Schritte dem Mädchen genähert. „Knien!" kommandierte alles erregt. Widerstrebend ließ er sich nieder und schob sich so an das Mädchen heran. Schon hob er die Hand mit dem Strumpfband, es ihr anzulegen. Da erhielt er unversehens einen Tritt vor die Brust, daß er bis in die Mitte des leeren Raumes flog. Darauf brach wieder ein wahres Rasen los, man schrie, klatschte, trampelte, bestellte aufs neue Sekt und ließ das Mädchen hochleben. Der Abgeblitzte lächelte fahl, seine Lippe saß zwischen den Zähnen, der ganze Mensch ein wilder, lüsterner Fluch. Man sah, daß er sich zu einem zweiten Versuch anschickte und merkte an seinen Bewegungen, daß er zu allem entschlossen sei. Er trank schnell zwei Glas Wein hintereinander und fuhr sich mit den Fingern zwischen Kragen und Hals, um dem versetzten Atem Luft zu schaffen.

Brindeisener merkte, daß das Mädchen jetzt in Besorgnis unruhig werde, wohl weil sie fürchtete, der Abgeschlagene könne bei dem abermaligen Versuch Gewalt anwenden, und sie heftete ihre Augen auf die Portiere, als sinne sie auf Flucht.

Jetzt los! dachte Brindeisener bei sich, schob sich mit einem Schritt in den Raum und faßte den ratlosen Blick des Mädchens sofort mit seinen Augen. Er sah, wie sie bei seinem Anblick erst förmlich zurückfuhr und dann willig in ihn hineinsank. Dies innere Umfangen währte eine Sekunde. Dann fragte Brindeisener mit einer Kopfbewegung und sie bejahte mit den Augen. Am Ständer hingen ihr bastseidener Mantel, Hut und Schirm. Brindeisener ergriff alles, legte es sich über den Arm, schritt in den Kreis, hob das Strumpfband auf und als er sich dem Mädchen näherte, streckte es ihm schon das schöne Bein entgegen.

Die Männer brausten in einen kurzen Stoß wie eine geprellte Meute auf. Brindeisener, der alle um mehr als Kopfeslänge überragte, reckte sich noch etwas mehr, sah aus seinen kühlen, wilden Augen um sich und sagte in dem Moment der Stille, die entstand, laut zu dem Mädchen: „Ich habe mich etwas verspätet, verzeih'!" Dann war er ihr beim Anlegen der Sachen behilflich und führte sie nach wenigen Augenblicken durch den gaffenden Schwarm davon.

Auf der platzartigen Erweiterung der vielfachen Straßenkreuzung blieb das Paar in dem grellen, grämlichen Weißgrün des Gaslaternenlichtes stehen. Brindeisener sah sich nach dem Café um, in dem der Lärm nun im unteren Zimmer ausgebrochen war und unmittelbar an der Tür tobte, als handele es sich darum, widerspenstige Trinker gewaltsam an die Luft zu setzen. Plötzlich flog die Tür wie ausgeangelt auf, und wie hungrige Hunde stürzte sich ein Rudel junger Männer heraus: „Wo ist das Aas?" — „Ich klatsch ihn wie eine Fliege!" — „Dem salz ich das Fell ordentlich ein!" schrien sie durcheinander.

„Um Gottes willen!" flüsterte das Mädchen, riß Brindeisener in eine vollkommen finstere, enge Gasse und wollte anfangen, rasend zu laufen. Der studentische Fremdhöfler wurde wider seinen Willen einige Schritte mitgerissen, brachte die Ängstliche aber schon in der Mitte der kurzen Gasse mit einem Ruck zum Stehen und sagte lächelnd: „Noch eine Straße in diesem Tempo gesaust und es kann passieren, wir werden als Einbrecher verfolgt und eingelocht. Also, Mädchen, zieh dir Pomade an die kleinen Füßchen." Dann lauschte er auf das Gelauf und Geschrei der Verfolger in den benachbarten Gassen. Es verlor sich in verschiedensten Richtungen und bald war nichts zu vernehmen als das ungestaltete, leise Brummen, das über den Häusern einer schlafenden Großstadt in der Luft hängt. Da und dort klingelte noch eine Elektrische.

Brindeisener schritt lang aus und spürte an dem leichten, bestimmten Schritt des Mädchens, daß es nicht in der Großstadt aufgewachsen war. Sie hing sich schwärmerisch an ihn und preßte immer wieder leidenschaftlich seinen Arm gegen ihren Busen. „Schrecklich," flüsterte sie plötzlich. „Was?" fragte Brindeisener und blieb stehen. „Schrecklich, meine ich," sagte sie in heißer Entrüstung. „Warum?" fragte er wieder ruhig. „Na einfach, du sollst mich küssen, küssen. Das ist ja unanständig so. Ich lauf dir auf der Stelle fort." Brindeisener nahm die wild Glühende an sich, und sie küßten sich in einen solchen Rausch hinein, daß das Mädchen taumelte, als er sie endlich losließ. „Warum sagst du nicht Peter?" fragte er sie jetzt leise. „Warum?" fragte sie neckisch wieder und lachte überglücklich. „Wahrhaftig, da hast du den rechten Namen. Aber jetzt nicht mehr, jetzt nicht und dann glaube ich auch nicht. Du dummer

Peter!" Sie drängte sich wieder verlangend an ihn. „Und wie soll ich denn heißen, Lieber?" fragte sie in leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

„Mathinklein," antwortete Brindeisener.

„Nein, pfui! Das mag ich nicht! Das klingt zu kitschig. Nein, nein," entgegnete sie mit der reinsten Backfischempörung. „Nenne mich Wally."

„Wally, die Zweiflerin," sagte spöttisch Brindeisener. „Gut, also Wally."

Und während er sie weiter durch ein Gewirr enger, winkliger Gassen an riechenden Fleischbänken hin, über Plätze und Plätzchen und große, nun auch schon halb erloschene Straßen immer näher an die Oder geleitete, begann sie im Anschluß an die Ironie seiner letzten Worte zu erzählen, welche Umstände sie hierher aufs Pflaster geführt hatten. Sie war wirklich die Tochter eines sächsischen Großgrundbesitzers in der Nähe von Meißen und hatte sich als dreizehnjähriges Mädchen ihrem Onkel, dem Bruder ihres eigenen Vaters, ergeben, der sie einst in einem entlegenen Zimmer auf dem Sofa überrascht und gebraucht hatte.

Die ewige, gleiche Hurengeschichte, dachte Brindeisener bei sich. Bald ist es der Bruder, bald der Cousin, bald der Kutscher, manchmal sogar der eigene Vater. Und wie immer bei solchen Erzählungen packte ihn ein lüsterner Ekel, eine wollüstige Finsternis.

Das Mädchen schwatzte fortwährend weiter, und bei ihm grub es mechanisch durch die Gedanken: So werde ich also wieder die Augen schließen und die Seele mit schönem Fleisch satt machen.

Endlich kamen sie über den Universitätsplatz, an dem Fechter vorüber und gelangten unter der Durchfahrt hin auf die Universitätsbrücke.

Der späte Viertelsmond hing wie ein weißer, fallender Tellerscherben schräg am herbstklaren Nachthimmel.

In Brindeisener hatte sich aus den abziehenden Schwaden des Rausches, aus der Enttäuschung, sich in der Person des Mädchens geirrt zu haben, und seinem steten Lebensmißvergnügen eine sentimentale Reizsucht gebildet. Er trat mit dem Mädchen an die Brüstung der Brücke, beugte sich und schaute versunken auf den schwachbeglänzten Strom, der sich weiter hinauf in einer Krümmung unter schwarzen Haufen überhängender Baumkronen den Blicken entzog.

„Ist es nicht," fragte mehr mit sich sprechend, „als ob der glänzende Fluß aus diesen finsteren Bäumen dort oben käme? Und vielleicht ist alles überhaupt finster, ich meine noch weiter droben. Ganz droben, weißt du. Und die Menschen machen das Licht bloß künstlich mit Kirchenampeln, Gaslaternen usw. Und alle stehlen sich leise an sich vorbei wie dies Oderwasser drunten. Sage mal, Mädchen, hat es dich noch nie-

mals gejuckt, in so einer großen Pfütze deinem „Löbensglick“ ein Ende zu machen?"

„Was meinst du?" fragte Wally erschrocken und ließ seinen Arm fahren.

„Meinen, haha? – Na ja, gut, meinen!" antwortete er in höhnischer Verbissenheit. Dann begann er wieder mit den Augen den Wasserspiegel abzusuchen, bis er droben vor dem Gebüsch am Ufer eine Plaite, ein langes Holzfloß, liegen sah, das sich kaum auf dem lautlosen Wasser rührte, und ein gelbes Lichtpünktchen glitzte aus der winzigen Wohnhütte der Ruderknechte. Beim Anblick dieses stecknadelgroßen Schimmerknöpfchens in der weiten Nacht über dem katzenleisen, großen Wasser überkam den Studenten das Gefühl einer grenzenlosen Welteinsamkeit, das sich zum förmlichen Grausen steigerte, als er nun ganz, ganz schwach von dorther das Singen einer hohen Frauenstimme vernahm, wohl die Schiffersfrau, die ihren Säugling einlullte.

Und plötzlich war es Brindeisener klar, er sei im Begriff, mit diesem Mädchen sich an dem einzigen Licht seines Lebens, an dem Heiligenlenlein zu versündigen, mit dieser sogenannten „Wally", die dem Querhovener Meixner Mathinklein so ähnlich sah. Dieser Gedanke packte ihn so grell, daß auf die Dauer eines Huschens das Gesicht Helenes aus dem Wasser tauchte: Blaß, himmlisch-verklärt, aber aus einer Stirnwunde blutend, so wie er sie als Knabe im Garten seines Vaters geschaut hatte, an dem furchtbarsten Tage seines Lebens, als sie auf den Stein im Grase gefallen war und er glaubte, an ihrem Tode schuld zu sein. Das alles tobte einen Augenblick wie ein Albreiten in ihm.

Da stieß ihn das Mädchen ungeduldig an und fragte: „Wo wohnst du denn? Mir ist kalt, und ich dächte, wir gingen, denn bei der Beleuchtung bemühst du dich vergeblich, Fische zu sehen." Brindeisener richtete sich ins Tiefste erschüttert auf und antwortete vollkommen verwandelt mit tonloser Beklommenheit: „Ja, verzeih. Komm!" Damit machte er kehrt und führte sie in das Gewirr der Gassen zurück.

Wally widerstrebte und überhäufte ihn mit Vorwürfen, greinte und zankte.

Brindeisener sagte kein Wort, sondern ging mit langen Schritten unaufhaltsam dahin.

Endlich kamen sie in die Holteistraße, wo Wally wohnte. An der Haustür schüttelte er dem fassungslosen Mädchen den Inhalt seines Portemonnais so hastig in die Hand, daß ein Teil der Münzen aufs Pflaster fiel.

Er kehrte sich nicht daran, sondern machte sich schweigend und eilig auf den Heimweg.

Als er die Universitätsbrücke wieder überschritt, blieb er an derselben Stelle wie vorhin stehen und starrte auf den Strom, der jetzt unsichtbar unter ihm dahinzog, denn der Scherbenmond war schon wieder verschwunden und es herrschte dichte Finsternis. Und wieder begann seine Jugend und Kindheit an ihm hinzujagen: Er hörte den hohen Schrei durch die Nacht fallen, da das Sintlingerlenlein geboren wurde, der Wagen des Sintlingers rasselte über den Hübel herunter und stob in die Finsternis davon. Dann stand die Heiligenhofbäuerin vor ihm, von der er lange geglaubt hatte, sie sei zu manchen Zeiten ein Vogel, der sich in die Luft schwingen könne. Die engelhafte Stimme Helenens sang durch herbstbunte Bäume das Weidelied, sie saß mit der Schwerdtnerin im besonnten Grase, und er fühlte wieder die Angst von damals in sich, das trunkene Gitarrenweib könne das schöne Kind vielleicht verzaubern. Ihm war es, als sei er überhaupt nur deswegen jung gewesen, sich fortwährend wundersüchtig um den Heiligenhof zu treiben, der der ganzen Gegend ein Mirakulum war, ihn aber wegen dieses stillen, unirdisch feinen, blinden Mädchens seit je berückte, weil er selbst gar sehr unter der Brutalität seines Vaters und der dumpfen Finsternis seiner Familie hatte leiden müssen. Nach langem Grübeln richtete er sich am Brückengeländer auf und sagte zu sich: daß eigentlich der ganze blöde, wilde Betrieb seines jetzigen Lebens nichts als ein fortdauerndes Leiden an dem bitteren Schatten des väterlichen Hauses sei und daß es nun doch Zeit wäre, den Versuch zu machen, ob man in die Höhe kommen könne, in der das Heiligenlenlein lebte. Er lächelte schmerzhaft-glücklich über sich und setzte den Heimweg fort, kopfschüttelnd und verwundert über die Phantastik des Daseins.

In seiner Bude angekommen, er wohnte auf dem Matthiasplatz, legte er sich halb entkleidet zu Bett und verfiel sofort in wirre Träume. Und während er von den Wandelbildern des Schlafes durch alle Himmel und Höllen seines Lebens getrieben wurde, lag er doch immerfort in einer solch hohen Seligkeit des Gemütes, wie er sie noch nie empfunden hatte. Diese fühlte er zwar aus einer Tiefe in sich selber kommend, die nicht mit träumte, aber sie rührte auch von weichen, schönen Händen her, die ohne Aufhören seine Wangen kosten und sich zärtlich auf seine Stirn legten. Das Wesen, dem sie angehörten, konnte er nicht sehen, allein das Glück darüber war fast schmerzhaft stark und erfüllte ihn, auch noch nach dem Erwachen, wie ein überirdisches Licht.

(Fortsetzung folgt)

Stockholm

Tagebuchblätter von Samuel Saenger

29. Mai

Als der Plan, nach Stockholm zu reisen, zuerst in mir auftauchte, erschreckte er mich wie ein verbotenes Gedankenspiel.

„Die Schwärmerei der Unwissenheit oder des Nichtwissenwollens liegt Dir fern. Wenn Du nach Stockholm gehst, mußt Du wissen, was Du von den internationalen, oder international bemühten, Konferenzen zu erwarten hast. Denn Du bist kein Neugieriger im bettlerhaften Sinne des Wortes. Du bist kein Sybarit des Leibes oder des Geistes. Vor dem Elend auf allen Gassen erbleichst Du nicht; Du hast das Weh in allen Schattierungen der Gräßlichkeit und menschliches Martyrium tausendfach erlebt, auch vor dem großen Morden; in seinen Einzelheiten ungeahnt, hat es doch nur düstere Ahnungen bestätigt. Und was Du als Privatmensch seelisch gelitten hast, gibt Dir kein Anrecht auf eine besondere Atempause, auf ein Entweichen in bequemere Gefilde. Im Gegenteil; es war gut, daß Du als Chronist und Publizist erfuhrest, wie Millionen Menschen zumute ist, die, ohne deutliche Erkenntnis des Wohin? Woher? Wozu?, zwischen Zufall und Notwendigkeit eingeklemmt sind. Du weißt, wie die fühlen, die verwirrt und betäubt vor der brüllenden Öffentlichkeit in ihre ausgekratzten und ausgeleerten Nester flüchten. Für die Erholung, das Zusichkommen und Fürsichsein, grinsender Schein geworden ist. Die von den Furien, die den Weltbrand umkreisen, in jedem Augenblick ihrer Privatexistenz angefallen werden. Für sie gibt es keine Einsamkeiten mehr. Nicht mehr laben sie Frühlingswinde. Nicht mehr entzücken sie die Zauber sprühenden Sternennächte. Die Wälder sind ihnen stumm geworden, die Gezeiten am Meere für sie zum mechanischen Ablauf erniedrigt. Die gottrunkenen Klänge, wo sie aus der Zeitlosigkeit zu den Geängsteten hinüberdringen, verrauschen rasch; und die Visionen der Seher sind wie von tausend Zweifeln angenagte Krücken für Millionen Lahme und Blinde, die erbarmungslos ins geschichtliche Gerümpel gestoßen werden. Ach, und es bersten die stärksten Menschlichkeiten vieler Jahrhunderte auseinander, die von herrlichen Menschen ersonnenen Schönheiten und Tröstungen verzerren sich und verwesen, und der Atem der glühenden Brände versengt auch die Leiber, die in sogenannter Sicherheit geborgen sind. Hier, bei ihnen ist Dein Platz, im inneren Dienst hast Du sehend, ratend, fordernd auszuharren, solange Du über die Möglichkeiten von Stockholm im unklaren bist. Besteht irgendwelche Aussicht, zwischen den proletarischen Volksmassen zu den feindlichen Staatsgruppen Brücken zu

schlagen, ihre in der früheren Internationale verwirklichte (oder angeblich verwirklichte) Solidarität wiederherzustellen, so geh' hin und mache Politik. Sonst — Eindrücke zu sammeln, Feuilletonismen auszustreuen, Stimmungen durch das Sieb eines Temperamentes nach der Heimat zu leiten, das überlasse Berufeneren ..."

1. Juni

Ich bespreche mit allerhand Politikern, oder in politischen Gedankengängen Heimischen, die Idee der Stockholmer Konferenz. Mir fällt auf, wie wenig, im Politischen, die Spezialtüchtigkeit und die Spezialklugheit weiter hilft; sie ist oft nur Deckmantel für allgemein menschliche Borniertheit, die anmaßend und überheblich das Eigen- und Klasseninteresse mit dem Gemeinwohl verwechselt. Mit den Industriekapitänen zu sprechen, meide ich. Ihr Milliardenkönigtum denkt: L'Etat c'est Nous. Aber auch die anderen lächeln; die meisten, so leer und gläsern, wie sie noch jede künstlerische oder sittliche oder gesellschaftliche Neuheit belächelt haben, ehe eine lange und langsame Gewöhnung sie mit ihr ausgesöhnt hat. Sie können die Vorstellung nicht fassen, daß dieser Bündelkrieg, zu dem — es ist unwahr, wenn es auch tausendmal behauptet wird — geschichtliche Analogien keinen Schlüssel geben, von anderen Menschengruppen beendigt oder dem Ende zugeführt werden könne als durch die Oberschicht, durch welche, im Namen der unbefragten Gesamtheiten, der Krieg entfesselt wurde oder nicht verhindert wurde. Denn — vernünfteln sie — diese anderen Menschengruppen würden dadurch ja die neuen Herrschaftsgruppen werden; und — folgern sie — der Krieg darf ja nicht mit einer Umkehrung der überkommenen Herrenschaftswerte und Herrenschaftsmethoden beschlossen werden. Aber wenn das sein Sinn wäre? — Sie lächeln, die meisten, leer und gläsern. Fast drei Jahre wälzt sich das Ungeheuer im Blute der Millionen, und sie lächeln, obwohl auch ihnen das unbedingte Vertrauen auf die Gewalt der Kriegsmaschine abgeht, es zur Vernunft zu bringen und das auf Krücken humpelnde Europa gesund zu machen.

Auch die Gläubigen glauben mit halbem Glauben. In dem russischen Chaos liegen Friedenskeime; bürgerliche Imperialisten und sozialrevolutionäre Klassenkämpfer ringen um die Macht; Tolstoihände strecken sich aus; aber wie leicht können sie durch die Last der Verpflichtungen gelähmt werden, die sie aus dem zarischen Régime geerbt haben. Vielleicht liegen auch Friedenskeime in der besonderen amerikanischen Kriegsideologie; aber es gilt hier als laienhaft, daran zu glauben. Wo ist der Staatsmann, der mit inneren Mitteln, mit einer neuen revolutionären Art, die wirkliche Wirklichkeit zu sehen und zu verkünden, in einer Sprache, die den ekeln Politikerjargon von ehedem beiseite schiebt, den Amtsschutt wegräumt und für internationale Verständigung die Bahn frei macht? Das wäre der

Sieg des Rationalismus, des erleuchteten Selbstinteresses, der Vernunft, die allein das Böse zu bändigen und zu humanisieren vermag . . .

Ich gehe, nach schwülem Tage, durch die nächtlichen Gassen, am toten Himmel stehen ausgelöschte Sterne, und das Gespräch rollt dumpf ins Ohr. Der andere Spaziergänger, einer der klügsten und welterfahrensten Köpfe Deutschlands, sagt wie unbeteiligt: Es gibt drei unabgeschlossene Bilanzen: das U-Boot; das russische Chaos; die westlichen, vielleicht — wer weiß — die westöstlichen Offensiven. Warten wir ab . . . Klänge der alten Leier: glatter Sieg; Diktierfrieden; Verteilung von Freiheitslosen und Sklavenschicksalen durch Eine Partei. Stehen die Dinge heute, nach drei Jahren, noch bei diesem reinen Entweder — Oder? Nicht nur mein Gefühl empört sich dagegen. Die Konferenz ist angesagt, die Internationale ist zwar noch halb gelähmt, ihre Glieder haben sich noch nicht ganz zueinander gefunden, doch Stimmen von unten her, wo die Menschheit die beglückende Weltgeschichte so lange geduldig erlitten hat, beginnen in allen europäischen Quartieren zu grollen . . . Also mußt Du selber entscheiden, was Du im Norden zu erwarten hast, unter der Voraussetzung, daß die drei Bilanzen nicht zu unseren Ungunsten ausfallen, und daß alle wahrhaftigen Vertreter der leidenden Völker ihr Gemüt von der Infektion mit dem plutokratischen und autokratischen Imperialismus ihrer Umgebung inzwischen gesäubert haben.

8. Juni

Ich habe mich mit halbem Herzen um einen Auslandspaß bemüht. Eine Hoffnung der Wilhelmstraße, mit feinem, zartem, blassem Gelehrtenkopf über schmalen Schultern, beglückt mich mit geschichtsphilosophischem Schaukelspiel der Gedanken. Fühlt sich durch vormals gedruckte Orientierung bestätigt und betreibt Politik wie vom Sirius herunter. Das heißt, trotz aller klugen Geschäftigkeit, den Quietismus oder Fatalismus zur Regierungsmaxime erheben, im Vertrauen auf die Drastik der Gewaltmittel, die in Heeresbulletins Lösungen bringen werde. Mir vergeht der Atem. Auch ich glaube an die Gewalt der Realitäten, aber ich rechnete in jeder Phase dieser analogielosen Katastrophe die psychologischen und im engeren Sinne politischen Mittel dazu. Wir brauchen, rufe ich aus, Plakatpolitik; wir brauchen Jakobinertum von oben. Die politische Verteidigungstaktik fällt, mit ihrer bleiernen Rhetorik, auf die Phantasie der erregten Volksmassen wie Mehltau, der nicht nur die Blüten: der das Blühen selber umbringt. Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Korrektheit helfen allein nicht weiter; sie sind auf den Höhen in diesem Augenblick unproduktiv. Stellt meinetwegen Dilettanten an die Spitze, Männer mit Blut in den Adern, die die Geste haben. Die Zeit geht schwanger mit Neuem; alternde Mauern barsten, und immer sprangen sogenannte Dilettanten in

die Bresche oder erklommen die Zinnen. Kolumbus war Dilettant; Luther, Cromwell, Napoleon, Bismarck, Goethe, Darwin waren Dilettanten. Die Biographie der ganz großen, der geschichtlich entscheidenden Männer ist die Biographie großer Dilettanten; nur gelehrte Dumpfheit kann das mißverstehen. Sie gaben auf lange Zeiten das Gesetz. Und um wieviel gewaltiger ist die Aufgabe, die heute zu erfüllen ist. Auf die Zinnen, Dilettanten!

Ich flüchte. Weg von Berlin, dieser absichtlichsten, unsynthetischesten aller europäischen Weltstädte. Auf den Terrassen von Sanssouci, diesem Heiligtum von Bernard Shaws Potsdamismus, gehe ich spazieren. Da liegen Friedrichs geliebte Hunde. Dort grinst Voltaires Affengesicht aus matten Scheiben. Hier stand der Leidensstuhl dieses aufgeklärtetsten und kältesten aller großen Temperamente, von wo aus der Sterbende Mirabeau dem Jüngeren das Vertrauen auf die verfluchte Rasse da unten auszureden suchte. Mich umduften die Akazien wie ehedem. Da hinten blitzt breit und lustvoll die Havel mit ihren Seen. Hier und da blendet ein weißes Segel und schwärzt der Rauch von Vergnügungsdampfern die gleißende Sonne. Es ist eine künstliche Herrlichkeit, Natur mit Rokoko untermischt, aber in Herrschaftsgefühl bildhaft zusammengefaßt. Soll das gewesen, eine Sache für Antiquitätenhändler geworden sein? Die Baumkronen wiegen sich im Winde. In den Lindenbäumen summen die Bienen. Friedlich und lässig schleichen Frauen und Kinder auf Terrassen und Alleen und zwischen den Laubgängen umher. Wie ehedem. Auch das Liebesgirren soldatischer Urlauber und ihrer Mädchen fehlt nicht; zahm und züchtig geht es vonstatten, die Kriegsraserei ist weltenfern. Alles, alles wie ehedem. Und doch ist dieses preußische Versaillertum welk wie ein gestriges Rosenblatt –, der Stahlwerkverband und Krupp und der Vulkan und die Schichauwerfte und die Großbanken haben die höhere Gegenwart, die ‚Poesie' von heute. In meinem armen Kopf brennt es. Aus dem Fieberwirbel fische ich die folgende Überlegung auf, die hundertfach Gedachtes und Ausgesprochenes verdichtet. Lauter Obersätze, lauter Registraturen langer Erfahrungsreihen. Tut nichts; man wird mich verstehen:

Seit beinahe drei Jahren ist die Internationale im Willenszentrum krank; die zentraleuropäischen Glieder sind amputiert; der zuckende Rumpf rebelliert gegen sie. Die deutschen Genossen waren bis zum Kriegsausbruch Kristallisationskern der internationalen proletarischen Gesinnungsgemeinschaft. Sie waren geistig die bei weitem geschulteste aller angeschlossenen Gruppen und erzogen, in dem kapitalistischen Verteilungs- und Verwaltungssystem den Volksfeind zu sehen. Daheim in stärkster politischer

Gegnerschaft gegen die Reichs- und Bundesstaatsregierungen; nach außen hin der aufrichtigste Hort des Friedensgeistes und der zwischenstaatlichen Versöhnlichkeit; allem bellenden nationalen Patriotismus abhold; in unversöhnlicher Opposition gegen die alte agrarische und die neue industrielle Feudalität; mitten in der Umbildung zu der großen Volkspartei, die das Riesenreich von Grund auf demokratisieren und sozialisieren sollte; im rein Politischen, bei dem Siechtum der bürgerlich-demokratischen Parteien und des städtischen Mittelstandes, der aussichtsreiche Erbe der besten deutschen Freiheitsgedanken der vorbismärckischen Zeiten, ein werdendes Attraktionszentrum für allen politisch und sozial vorwärtsdrängenden Geist und allen von unten her aufsteigenden Ehrgeiz. So hatten sie gar nicht anders gekonnt, als bei dem plötzlichen Ausbruch des europäischen Wahnsinns und Wirrwarrs Aufstellung bei ihrer Nation zu nehmen. Es blieb ihnen keine Wahl. Sie widerriefen damit keine ihrer früheren Oppositionen. Sie bejahten damit keine der offiziellen Politiken, vor allem nicht die, die in dem unheimlich stark gewordenen Einfluß der kapitalistischen Großbürgerschaft, der Pluto- und Bankokratie auf die Staatsleitung wurzelten. Sie kündigten nur auf Zeit die früheren Todfeindschaften. Sie sahen nur, als die Millionenschwärme von Ost und West und von Übersee auf die deutschen Reichsgrenzen losstürmten, die Eine Aufgabe der Rettung von Volk und Staat und Heimat aus Todesgefahr. Es war nicht die Zeit, Verantwortungen aufzuspüren und Schuldsprüche zu verteilen. Es war nicht die Zeit, törichte Gebärden und Reden auf pathogene Bazillen zu untersuchen. Es war nicht die Zeit, für die grausige Isolierung Deutschlands die menschlichen und sachlichen Ursachen aufzusuchen, um so weniger, da nirgends, auch nicht in den politisch ‚fortgeschrittensten' westlichen Staaten, die echte, die wahre Demokratie des werte-schaffenden Arbeitsvolkes auf die imperialistische Betriebsleitung der Regierenden Einfluß zu gewinnen vermocht hatte. Manche kluge Genossen hatten ab und zu, auf Kongressen, in Büchern, Abhandlungen, Artikeln den Dämon erkannt, der nun ganze Völker und Kontinente zu erwürgen unternahm, — den Imperialismus, den nach außen gekehrten, auf Erwerb und Ausbeutung von Kolonien, Absatzmärkten, Rohstoffgebieten gerichteten Kapitalismus, der mit den Gewalt- und Drohmitteln der nationalen Macht die internationale Konkurrenz für die Verwalter der sogenannten Volkswirtschaften betrieb. Die Gefahren für ein kontinental eingepferchtes Volk, für ein industriell und handelstechnisch höchst organisiertes Land voll stärksten naturhaften Expansionsdranges waren ungeheuer; die internationalen Widersprüche der alten (westlichen) Erdbeherrscher hatten sich so zusammengeballt, — daß nur klügste, besonnenste, umsichtigste Weisheit sie hätte bezähmen können. Aber als man anfing, die Augen

zu öffnen und das Gewicht der Konfliktsgefahren wirklich zu begreifen, war es zu spät.

Und hätten im Verhandlungswege nach Leistung und Lebensbedürfnis zu quotisierende imperialistische Antriebe bestimmt werden können, wie es seit Jahren das Ideal aller Verständigen gewesen? Es war sonnenklar: wie es einen nach innen gekehrten Sozialismus gab, eine Neuordnung des national-wirtschaftlichen Verteilungsprozesses (mit allem Politischen, das daran hing), so konnte und mußte es ‚gerechtermaßen‘ einen nach außen gekehrten überstaatlichen Sozialismus geben, mit einem auf die internationale Wirtschaft angewendeten Verteilungsschlüssel. Sozialismus will Versorgungswirtschaft an die Stelle von Erwerbs- und Profitwirtschaft setzen. Auf dem ‚inneren‘ Markt hatte diese schon überall ihre Schranken gefunden; die Arbeiter-Bewegung hatte begonnen, sie zu meistern, zu kontrollieren, einzuengen, ihre monopolistische Tendenz umzubiegen. Aber —: es gab keinen reinen inneren Markt, im Kampf um Ausbeutungsmonopole war dieser Begriff von interessierten Wirtschaftsgruppen erfunden worden, die sich das Feigenblatt der Nationalität vorgeheftet hatten; überall war dieser sogenannte innere Markt mit Internationalität durchsetzt, besonders in der Technik der Gütererzeugung und des Güterverzehrs. Daher hatte eben die auswärtige Politik einen neuen Sinn erhalten: sie mußte versuchen, die imperialistischen Anteile an der internationalen Wirtschaft — den Rohstoffgebieten, Anlage- und Absatzmärkten — zu quotisieren, das heißt das System der contradictions économiques im Großen und Weiten aus den Angeln zu heben. Nicht durch Kriege, sondern durch Ausgleich und Verständigung und eine radikale Revision der internationalen Warenaustauschpraxis.

Der Zirkulationsprozeß der Waren hat, seit den Tagen des Frühkapitalismus, erst langsam, dann immer rapider, wie ein rasend gewordener Bergbach, alle Dämme fortgerissen. Der lokale Versorgungsmarkt dehnte sich und dehnte sich. Die Freihandelsgebiete vergrößerten sich, er vergeschwisterte sich mit dem Begriff der Freihandelsidee. Aber auf dem Wege zum Weltmarkt, dem sie, als der Zentralsonne, sich an- und eingliederten, durchkreuzte ein zugleich fruchtbarer und fataler Begriff die Bewegung: der des nationalen Wirtschaftsgebietes. Er war fruchtbar, weil und insofern er ein politischgeeintes und gestaltetes Volk — eben die Nation — zur höchsten Entfaltung aller seiner Wirtschaftskräfte zwang: der natürlichen, die durch Klima und Bodenreichtum oder -kargheit bestimmt waren; und der menschlichen, die durch Begabung und Bedürfnis der Bevölkerung umgrenzt waren. Der nationale Erziehungszoll, der diesen Prozeß der Eigenentfaltung leitete — in Deutschland nach Friedrich Lists Rezepten —, war fördernd, so lange er von der Rücksicht auf das Wohl des Ganzen

beherrscht war und so lange die zentrale Lage und große weltwirtschaftliche Abhängigkeit des Landes, im Vergleich zu den Möglichkeiten der Riesenreiche und Riesenmärkte Größerbritannien, Vereinigte Staaten, Rußland, nicht außer acht gelassen wurde. Geschah dies, entartete der Erziehungszoll zum Kampf- und Trutzzoll, so beschleunigte er über das natürliche Bedürfnis und die politische Wünschbarkeit hinaus die Technisierung und Industrialisierung des Landes, begünstigte auf einem gefährlich kleinen Binnenmarkt die monopolistische Tendenz der Kartelle und deren noch gefährlichere Praxis des Beschleuderns fremder nationaler Märkte mit unter dem Preis angebotenen Erzeugnissen (dumping the market), und häufte politisch gefährliche Nebenwirkungen. Diese überstürzte Entwicklung nahm die Form der Zwangsläufigkeit an, sie war es aber nur zum Teil; zum Teil war sie ein das Kultur- und Naturbedürfnis vergewaltigendes Menschenwerk. Aus einem fruchtbaren war der Begriff des nationalen Wirtschaftsgebietes ein fataler geworden: denn die unentbehrliche, die uns mehr als anderen Europäerstaaten unentbehrliche Praxis des internationalen Warenaustausches war auf stärkste Hemmungen gestoßen und begann sich zu verstopfen. Aber einmal so weit, wurden wahrhaft große Gefahren für unser elementares Leben offenbar. Die nationalen Wirtschaftsegoismen der mächtigsten Großstaaten der Erde waren unelastisch und zeigten für die Not unserer Lage kein Verständnis. Sie beherrschten die Meere und verwalteten die Erdteile. Wir mußten bangen um unsere Industriegrundlagen, sie konnten durch politische Aussperrung jeden Tag erschüttert werden. Das war die objektive Schuld unserer heutigen Gegner, abgesehen von dem furchtbaren Pfuschwerk auch ihrer Politikaster, denen die Gedankenlosigkeit ihrer Herden die res publica anvertraut hatte. Wie gesagt, nur der Sozialismus nach außen, die Quotisierung der imperialistischen Anteile an der Weltwirtschaft und eine radikale Revision der internationalen Warenaustauschpraxis, konnte helfen. Denn von ihr hing (und hängt) ja auch das Leben der kleinen Nationen ab.

Welches Bild zeigen nun aber, in diesem Zusammenhange, die Erfahrungen und „Erfolge" des Weltkrieges dem nicht geblendeten Auge? Die volkswirtschaftlichen Interessen aller Nationen und Natiönchen durchkreuzen sich heute so, daß der Ausgleich, die Rationalisierung also, noch unendlich vorteilhafter ist und mit jedem Tage mehr wird, als der Versuch, den Krieg als politisches Mittel in die diplomatische Rechnung zu stellen. Erschlagen ist der Gedankengang des politischen Militarismus, der mit der Möglichkeit rechnet, es könnten wieder Einzelkriege oder Kriege zwischen beschränkten Gruppen stattfinden. Im heutigen Zustand der wirtschaftlichen Internationale ist das vorbei; und hier darf, hier muß schärfstes Denken, das zu kühl, zu psychologisch ist und zuviel

Verantwortung hat, um in die Fallstricke des humanitären Pazifismus zu geraten, die Hoffnung schöpfen, daß der Schiedsgerichtsgedanke auch in Machtfragen — triumphieren wird. Hier liegt Fortschritt. Ich denke an die Erklärungen Bethmanns in dieser Richtung. Aber sie wurden kühl ausgesprochen, ohne den Enthusiasmus des Entdeckers; und sie drangen nicht durch den Panzer der alt-nationalen Gefühlswelt. Staatsmann ist der, der sie auf das Neue und dessen Konsequenzen umstellt. Alles andre ist Dilettanterei.

Es wird daher auf der Friedenskonferenz sogar mehr als auf dem Wiener Kongreß geschachert werden, aber nach andrer Methode und in andrem Geiste. Die Ursache des Unterschieds ist klar. Dort wurden nationale Fragen unrein behandelt, sie wurden von dynastischen Interessen und Eifersüchteleien überwuchert, ja vergewaltigt; der Prozeß Habsburg contra Hohenzollern trat in sein akutes Stadium. Wie willkürlich wurden die Grenzen des Deutschen Reiches nach Ost und West festgesetzt. Und damals waren territoriale Fragen noch reine Machtfragen, die ‚von oben' entschieden wurden. Auch ahnungslose Gemüter sind heute aufgerüttelt, sie ahnen, wie radikal die Veränderung ist.

Aber was nur offizielle staatsmännische Klugheit und eine ihr dienende Diplomatie erfassen, erstreben und erreichen konnte, was vor allem nur sie verhüten konnte, nämlich die Verschmelzung an sich nicht identischer Mit- und Gegenspieler, die unsere gar nicht gesicherte kontinentale Stellung und unsere weltpolitischen Interessen zusammenführte: das lag jenseits der Leistungsfähigkeit einer reinen Volkspartei, die nicht erzogen war, die Probleme der äußeren Politik als die vitalste aller Realitäten zu betrachten, und nicht ahnte, daß es so etwas wie einen Klassenkampf unter den großen Staatsvölkern gab. Ihre Außenpolitik war, bis zur Schwelle des Krieges, rein negativ: das war ihr und unser Verhängnis. Die Zusammenhänge enthüllten sich ihr erst, als es für Einsichten zu spät war.

Zu spät. Daher einigten sich die Genossen auf die Formel und Forderung: Laßt uns den Kampf, den überall die nationalen kapitalistischen Staatsverwalter mit ihren Geheimdiplomatien heraufbeschworen haben, schnell als Verteidigungskrieg beendigen und dann den Weg der Verständigung, des Ausgleichs, der wirtschaftlichen und nationalen Gleichberechtigung betreten, ohne das Chaos durch Auflösung der alten großen Staatsverbände zu verewigen. Behaupten wir uns in diesem gegen alle Billigkeit ungleichen Kampfe. Und nachdem wir die Wucht unserer geistigen und moralischen Kräfte erwiesen, laßt uns die internationalen Beziehungen auf eine wahrhaft internationale Rechtsbasis stellen, schaffen wir — das sei der Sinn des Weltkrieges — ein wahrhaftiges Gleichgewicht der Staaten und Nationen, unter Beteiligung auch der Neutralen...

Kein denkender deutscher oder zentraleuropäischer Demokrat oder Sozialist, der es anders wüßte oder wollte. Kein Tag verging seit Kriegsausbruch, an dem dieser den ganzen Planeten umfassende Verständigungsfriede nicht den wirklich wissenden und vorausdenkenden unter den deutschen und zentraleuropäischen Genossen immer heller als Polarstern durch alle Trübheiten leuchtete. Und kein Monat verging, in dem nicht immer wuchtigere Massen diesen Zielen und Idealen in Zentraleuropa, über Trennungen und Besonderheiten hinaus, gewonnen wurden. Nur für die Abwehr und die Selbstbehauptung vertrauten sie dem Gewaltfaktor, nicht für den Aufbau und die Zukunftsentwicklung. Aus innerer und äußerer Nötigung kam so die große deutsche Sozialistenpartei zu den Vorstellungen über Friedensmöglichkeiten, die einem wahrhaft demokratischen Grundgefühl entsprossen; die Formeln der russischen Revolutionäre, die sich stark genug glauben (oder glaubten?), ihre bürgerlichen Imperialisten zum Schweigen zu bringen, fügten ihnen Wesentliches nicht hinzu; aus nationalem und aus europäischem Instinkt bejahten sie sie.

Leider hat, leider, ihre nach innen gekehrte Politik dieser sicheren Einsicht nicht immer entsprochen. Sie haben viel zu spät erkannt, daß, und mit wie wirksamen Mitteln, Moralitäten neben den Waffen an dem Enderfolg mithelfen. Im Herrengefühl ihrer Macht hätten sie, als die Zeit gekommen war, wo die Umstände es erlaubten, ohne bloßstellende Bescheidenheit ihre alte Forderung einer deutschen Demokratie, mit allen aber auch allen ihren Konsequenzen, hervorholen und auf ihr bestehen sollen: sie gehört organisch zu den Mitteln, mit denen dieser Volks- und Völkerkrieg zu führen und zu beendigen war, mit denen ganz besonders den einem demokratischen Föderalismus zustrebenden Völkern des Donaureichs die Fahne zu geben ist. Sie mußten den Schein gouvernementaler Abhängigkeit meiden, die Berührung mit der offiziellen Verantwortung für die politische Kriegführung (oder Nichtführung) scheuen. Daß sie es nicht taten, oder nicht zur rechten Stunde und ohne mitreißenden Schwung, war der tiefste Grund der Spaltung in ihren Reihen: sie hätte vermieden werden können, vermieden werden müssen. Es genügte nicht, daß sie ihr Nationalbewußtsein vor denen legitimierten, die bisher im alten überlieferten Geiste die nationalen Geschicke verwaltet hatten. Das war, unter dem Druck der Umstände, zuerst eine Selbstverständlichkeit gewesen, und sie durften sich immerfort ohne Pharisäismus auf die Erklärung vom 4. August 1914 berufen, um diese Selbstverständlichkeit vor Mißbrauch zu bewahren. Aber sie durften, als der Bündelkrieg sich in die Länge zog und sich endlos und aufs gefährlichste verwickelte, nicht darauf verzichten, die sie Regierenden wissen und fühlen zu lassen: Vorbei ists mit dem alten Geist und den alten Formen der Politik, vorbei mit den alten Widerständen gegen Modernisierung und

Umbau, vorbei mit dem Mißbrauch des Autoritätsbegriffs, hinter dem sich ausgeleierte Klassenvorrechte und das stahlharte neue Kapitalistentum verbergen. Die innere wie die äußere Lage verlangt unzweideutiges Bekenntnis zur Demokratie. Sie bedeutet nicht, wie Demagogie von oben glauben machen will, Nachahmung westlicher Muster, sie bedeutet, von tausend Einzelheiten abgesehen, schließlich nur den Schlußstein auf das Gebäude, den die gewaltige industrielle Revolution in Deutschland errichtet hat und der Weltkrieg zur Vollendung bringen wird. Keine Schwierigkeit in der bundesstaatlichen Konstruktion von Preußen-Deutschland, keine parteipolitische Eigensüchtig- oder Rückständigkeit, keine bürokratische Engherzigkeit, keine fälschende Rücksicht und Kompromißlerei darf diese vom Schöpferwillen getragene Überzeugung hemmen. Im Vertrauen auf die letzte Gerechtigkeit, die alle Bosheit und Teufelei doch zuletzt übergipfelt — kann man sonst atmen? — mußten sie mit vollen Lungen in alle Winde hinausschreien, so laut, daß es sogar der Straßenmob in fernen Erdteilen vernehmen und die willigen Gemüter daheim, drüben und draußen erschüttern konnte — denn dieser Krieg wird auch mit Moralitäten geführt, mit Gründen, mit Worten, mit Plausibelmachen —: Alle Teile unseres Volksganzen, die oben stehn und die unten, sind so viel wert und leisten so viel wie gesittete Menschen irgendwo auf Erden. Seine Organisationen und Verwaltungen: Schule, Versicherungen, Alters- und Krankenversorgung, Gewerbegerichte, Volkshygiene, sämtliche Zweige der verstaatlichten Volkswohlfahrt entsprechen einem aufbauenden, ganz undemagogischen Begriff der Demokratie. Wir haben keine Politik mit Ämterschacher; unser Beamtentum ist hochwertig, es wird mehr mit Ehren als mit Gold belohnt. Auf allen diesen und hundert anderen Gebieten durften und dürfen wir hoffen; wir schritten vorwärts und aufwärts. Nur — Gott weiß, welche Arbeit in diesem ‚nur' steckt — der Kasten- und Polizeigeist, die böse Erbschaft früherer Tage, war zu beseitigen; der großartige Sozialisierungsprozeß, in dem wir begriffen sind, mußte seinen starren Händen entrissen werden; er mußte dienen lernen, wo er sich noch zu herrschen anmaßte. Er mußte, dieser falsche Geist, vor dem wahren, dem freien Geist der keine Verbeamtung verträgt, schweigen lernen. Aber als Unerträglichstes verstanden wir bislang, wir denken heute weniger denn je daran es zu leugnen, die Trennung von Gesetzgebung und Verwaltung; das Regieren hinter dem Schirm der Überparteilichkeit; die Entwürdigung des Parlaments zu einem Debattierklub, einer der Regierung blutsfremden Körperschaft ohne Machtwillen, der absichtlich die Erziehung zu voller Verantwortung vor aller Öffentlichkeit versagt wurde, indem man es bequemer fand, durch Verabredung hinter den Kulissen mit den großen Verbänden und ihren Vertretern im Parlament die Nation zu lenken. Vorbei. Wir haben den Willen

und haben die Macht; aus dem Verborgenen wachsen die Kräfte uns zu. Wir wollen den Volksstaat und die Träger seines Vertrauens an die Spitze der Maschine. Diese Überzeugungen schließen das Programm zu einer ungeheuren Reformarbeit ein, sie steht in Riesenlettern auf unserer Fahne geschrieben; ihre Anfänge wurden bereits vor über hundert Jahren von unsern großen Jakobinern (von oben) gelegt, nur hat sich der Rhythmus mit der Teilnahme des ganzen Volkes an seinem politischen Schicksal und den Gefahren unserer weltpolitischen Lage außerordentlich beschleunigt, und es ist unser wundervolles Vorrecht, den Prozeß der inneren Umwandlung unseres deutschen Hauses zu vollenden, während es draußen der Kampflärm umbraust. Wir schaffen den demokratischen Kontrollapparat, des sei alle Welt sicher. Unsre ganze Partei ist nichts als ein großer, Millionen umfassender Bund zur Erwürgung aller kommandierten Scheinfreiheiten und Ideale; ist jene Union of Democratic Control, durch die sogar die Angelsachsen, die auf ihre Freiheiten so stolz sind, das Heiligtum ihrer im siebenzehnten Jahrhundert erstrittenen Rechte nun zu schützen suchen. So mußten sie sprechen, für innere und für äußere Ohren.

Doch an sich wurde von keiner deutschen Parteigruppe mit so unbedingter Instinktsicherheit erkannt, welcher Widersinn in der Vorstellung lag (und liegt), ein großes werdendes Weltvolk, das seinen Platz unter den Weltvölkern der Erde beansprucht, könne anders als in demokratischem Gewand, in suveräner Selbstbestimmung seiner politischen und sozialen Existenzform, vor Gott und den Menschen sein Recht auf Gleichberechtigung erkämpfen und seine erzwungene Isolierung zerbrechen. Und diese Erkenntnis, die nur eine machtvolle Entwicklung von Jahrzehnten summierte, und dieser Wille zum Ernstmachen, den die Aufgabe unzerbrechbar machte, müßten schließlich in Stockholm ihre Wirkungen üben, wenn . . . ja, wenn auch auf der Gegenseite die Volkskräfte das Joch der imperialistischen Bevormundung und Vergewaltigung abzuschütteln bereit wären.

Das sind die allgemeinen Voraussetzungen der neuen Internationale.

22. Juni

Unterwegs. Ich kenne die Landschaft und ihre Menschen, ich kenne die Geschichte und ihren geglaubten ‚Sinn', — was gehen sie mich heute an? Das Bildhafte hat sich nicht verändert. Auf Feldern und Wiesen lächelt die Sonne ihr altes gütiges und gleichgültiges Lächeln, aber mir bringt es kein Idyll zustande. Erst auf Rügen, an den Runenwipfeln der alten Buchen und Eichen vorbei, wird mir wohler. Noch leben hier die starken Menschen, die sie einst, in mythischer Zeit, beschatteten. Kollektiv sind sie an Stärke sogar unendlich gewachsen, nur einzeln sind sie

in Schwäche gesunken, sie haben zu viel Willen an die Organisation abgegeben. Da sitzt der Jammer.

Der Reisestil ist gegen früher etwas pauperisiert. Man ist weniger ‚gepflegt‘ als sonst; aber die Geschmacklosigkeit steckt weniger im Gehirn, wie früher, als in der mageren Tasche und dem Schwund der Vorräte. Doch ist es vielleicht noch erstaunlicher, wie wenig Elend auf schiefen Absätzen sichtbar wird.

Das Menschliche hält sich tief verborgen, es strahlt nicht aus noch über. Von den ‚besseren‘ Leuten trägt so mancher, wie in der guten alten Friedenszeit, im Futteral die Kaste oder Klasse mit sich; steif und verschlossen sitzen sie nebeneinander, aber es wäre vorwitzig, sie Pharisäer der Pflicht zu nennen. Ich blicke tiefer und entdecke, besonders an Frauen und Mädchen, jene rührend schüchterne, in Leid gehärtete Güte, die zu den verborgenen Schätzen dieser starken Rasse gehört. Nur ist die norddeutsche Wortkargheit noch eine Schattierung stummer geworden. Was man wissen möchte, kann ja auch der andere Dir nicht sagen; also schweig'.

Ich sehe Schatten durch den Zug huschen. Sind sie's? Ja, sie sind es. Kautsky, Bernstein, Haase und Genossen, die Häuptlinge der deutschen Minderheitsfraktion, die ihr Bekenntnis nach Stockholm tragen. Es ist auffallend, wie wenig diese sehr bekannten Volksmänner — das sind sie und wollen sie doch sein — sich um ihr Incognito zu bemühen haben. Tausende und Abertausende haben ihre Hoffnungen auf sie gesetzt, sie gelten als Missionare des Geistes, der da war (?) und sein wird, ihr Politikertum ist, ausgesprochenermaßen, um ein großes Menschheits- und Menschlichkeitsevangelium kristallisiert, Anhänger, Gegner und Feinde sogar mußten sie kennen und erkennen. Aber selbst in der dritten Klasse bleiben sie unbemerkt. Nur im Speisewagen, wo wir uns treffen, schielen und blinzeln einzelne mißtrauisch zu ihnen hinüber.

Wie wirkt Karl Kautskys Patriarchenkopf — ein Karl Marx en miniature — so beruhigend. Da wird kein Zweifel geborgen; in seiner Wissenschaft hat er den Schlüssel zu Gegenwart und Zukunft. Wenn er spricht, rückt alles, was den wüsten Brand schürt und unterhält, in fernste Ferne. Doch ist das, was er in ruhiger deutsch-österreichischer Gelassenheit vorträgt, nichts weniger als liebenswürdig. Territoriale Fragen, wie alles, was den nationalen Machtstaat angeht, interessieren ihn nicht; ein Leben an und für sich erkennt er diesem nicht zu; der Klassenkampf ist ihm das treibende Motiv der Geschichte. Die Nationalisierung des Proletariats ist für seinen Standpunkt ein Widersinn, *solange* die kapitalistische Gier die Nation verwaltet und schutzzöllnerische Absperrungspolitik die Konflikte heraufbeschwört. Vollends ein imperialistischer Krieg wie der gegenwärtige, der den Klassenkampf in den Hintergrund drängt und Volksmassen gegeneinander treibt, deren Wohl und Wehe in vollster Abhängigkeit voneinander

steht und nur im Anschluß aneinander, in bewußter und organisierter Internationalität zu sichern und zu steigern wäre, ist Ausgeburt des bösen nationalen Paroxysmus. Gut. Aber wie weit hat der Kriegsverlauf die westlichen Demokratien in die Opposition gegen die imperialistische Machtstaatspolitik ihrer Beherrscher getrieben? Das ist die Frage. Kautsky glaubt an die Internationale, – aber erst im Frieden, oder erst, wenn die Verhältnisse Friedensverhandlungen möglich gemacht haben werden. (Die Verhältnisse!) Sie war bisher ein Friedensinstrument, sie muß nun durch die Entwicklung, das heißt durch die unausbleiblichen Folgen des Weltkrieges ein Instrument gegen den Krieg werden: ihre revolutionäre Wirkung und Tätigkeit steht noch bevor. Das alles klingt zahm und theoretisch. Wie würde es in den Händen von Karl Marx oder Friedrich Engels zerbrechen oder umgeknetet werden, die als wahre Weltpolitiker mit dem Krieg als dem radikalsten Umwerter zu rechnen wußten. Hätten sie den Zusammenbruch der zweiten Internationale (von 1889) so simplistisch aufgefaßt? Ich denke an 1859, 1864, 1866, an ihre Beurteilung der nationalen Machtkomplexe und ihrer geschichtlichen Funktion ... Seit 1915 freilich, wo Kautsky seine hastig gesammelten Gedanken über das große europäische Schicksal zum erstenmal hinschrieb, hat sich sein Standpunkt sehr wesentlich radikalisiert. Er gehört heute zu den Genossen, die die Erörterung der Schuldfrage nicht für unwesentlich halten und ihr in Stockholm nicht ausweichen werden. Das würde also ein Bekenntnis zu dem giftigsten Mittel bedeuten, mit dem Zentraleuropa bekriegt wird: zur Ansicht, die kapitalistische Staatenwelt sei schon vor dem August 1914 für Verständigung gewonnen gewesen – mit einer peinlichen Ausnahme; sie sei schon damals reif gewesen für die Quotisierung der imperialistischen Anteile an dem Planeten, für eine Art Sozialismus nach außen – mit einer schmerzvollen Ausnahme. Und unbewußt mag in dem Ton, in dem Kautsky die Selbstbestimmung der kleinen slawischen Völker in Österreich-Ungarn fordert, so gründlich fordert, daß der machtpolitische Rahmen des großen Donaureiches gesprengt würde, unbewußt mag sein tschechisches Blut in seinen heutigen Standpunkt übergeströmt sein. Stramme Einheitlichkeit findet sich in seiner Haltung nicht. Zuweilen klingen Zimmerwaldtöne mit, die Klassenkampftheorie steht an erster Stelle, und der Staat in seiner jetzigen Gestalt ist kapitalistisches Instrument ... Wir werden ja sehen.

Welche seiner Überzeugungen ihn mit Eduard Bernstein, seinem einstigen Widersacher, verkittet, ist eine Doktorfrage. Sie stützen durch ihr Ansehen in der Welt die Minderheitsfraktion. Sie wollen, kurz gesagt, die Internationale, die dritte, die endgültige. Territoriale Opfer der Zentralmächte würden sie als Demütigung nicht empfinden. Zwischen den politischen und menschlichen Temperamenten beider Männer gähnt trotzdem

eine Kluft. In der Tat, Bernsteins anglozentrischer Gefühlsnebel ist ein Unikum. Hier sitzen sie nun nebeneinander, trinken gemütlich ihr Schöppchen Dünnbier, erlaben sich an dem vorsorglich mitgebrachten Mundvorrat, blicken mit ruhiger Neugierde um sich und vor sich. Kautsky in der stillen Güte des Weisen, Bernsteins Graubart noch lebhaft, frisch, freundlich, mit hurtigen Augen hinter runden Gläsern, blaß und hager, aber zufrieden und von Anekdoten und Histörchen sprudelnd, sobald er ins Sprechen gerät. Gegen mich, von dem ihn Wesentliches in Gefühl und Anschauung scheidet, ist er ohne Arg zutraulich: er achtet jede ganze Ehrlichkeit. Überhaupt ist er selbst gegen Feinde und Gegner ohne jede Gehässigkeit, aber unter seinen Freunden macht er Unterschiede. Sieht so ein Vorläufer aus in dieser härtesten aller Zeiten? Es ist das denkbar liebenswürdigste bürgerliche Gemüt, das je unternahm, das Weltrad an den Speichen zu fassen. Wie die beiden Männer in Stockholm wirken werden, ist mir kein Rätsel.

Haase ist neben ihnen der Praktiker. Man kennt seinen Abscheu vor denen, die seit zwanzig Jahren unsere auswärtige Politik geleitet und, im Innern, den preußischen Autoritätsbegriff verwaltet haben. Aber sein Abscheu ist noch kein schöpferisches Prinzip, und sein Haß gegen den Imperialismus daheim genügt nicht, wenn es für den der andern keine Gewalt gibt. Ich spüre hinter seiner Opposition kein europäisches Blickfeld. Nur in dem einen Punkte gebe ich ihm recht, da wo er sich als Demokrat verärgert fühlt. Er hat das, was ich an der Haltung der Mehrheitssozialisten gerügt habe, erfaßt. Das gibt diesem behenden und advokatorisch geschulten Kopf einen mehr als polemischen Vorteil.

Bevor wir die schwedische Fähre besteigen, findet die Sach- und Leibesdurchsuchung statt, das Betupfen, Beleuchten, Betasten, Beschnüffeln, wovon soviel Aufhebens gemacht wird. Daß an der Grenzstelle organisiertes Mißtrauen als militärische Vorsicht geübt werden muß, wird nur von Hysterikern der Eitelkeit als persönliche Schmach empfunden. Heute, da alles Persönliche nur dienen darf, wo es hingestellt wird, wollen sie „persönlich bewertet“ werden. Wer die Schmach an solcher Lappalie erst wahrnimmt, ist unbeschreiblich gedankenlos.

Die sozialistischen Delegierten passieren unbehelligt. Die Pforte zur „Freiheit“ öffnet sich ihnen fast automatisch, es ist als ob die Staatshoheit von gestern vor dem Menschheitsgedanken von morgen salutiert — ich zwinge mich, diesen Vorgang symbolisch zu nehmen. Aber der Aufschwung meiner Phantasie wird gedämpft, als ich ein paar Schieberphysiognomien, üble und verkniffene Gesichter mit Taschen und Koffern, dieselbe Freiheit genießen sehe. Es sind vermutlich die Klammern für den friedlichen Austausch und den internationalen Kulturverkehr von übermorgen.

Jetzt atme ich Seeluft, draußen auf dem wirklichen Meere, nicht wie ein Mondsüchtiger, der erwacht, wenn seine Sehnsucht ins Weite sich erfüllen will. Frei!

Ach, gebt uns diese Freiheit wieder, Ihr Eisenmänner auf den europäischen Kampffeldern, und helft ihnen diese Selbstverständlichkeit von ehedem wieder erringen, Ihr Politiker. Denkt Tag und Nacht an diese Selbstverständlichkeit. Hämmert dem Publikum ins Gewissen: sie zu erringen, das heißt den Ring um uns zu sprengen, sei kein vernünftiges Opfer zu groß. Laßt Euch von dem papiernen Trommelfeuer daheim nicht beirren, es ist zum Blut speien . . .

Dahinten versinken die leuchtenden Kreidefelsen Rügens, das erste zarte Abendrot betupft die violette Linie der Buchenhaine, da drüben steigt Schweden empor. Wird es dich gastlich aufnehmen, nicht Deinen gleichgültigen Leib allein, ich meine vielmehr Dein Seelisches, das Deutsche, das Stück Goethe und Beethoven in Dir, das tief in Deine großdeutschen Träume eingekapselt ist?. Das Schiff gleitet so ruhig dahin, wie wenn keine Laboratoriumsungeheuer die Wassertiefen bevölkerten.

Malmö

So sehen die Menschen in Neutralien aus. Männer und Jünglinge strotzen von Muskelkraft; mit blutroten Gesichtern schieben sie die Karren und besorgen den Dienst. Man reist frei umher, man grüßt sich in Behagen, man hat Zeit, ganze Rudel von Familien stehen umher, hochzeitende Pärchen suchen sich die Ecken aus, man knabbert Schokolade und Konfekt, Milch, Eier, Butter, Fleisch, Schinken, Obst und ähnliches scheinen hier noch als dem sogenannten Christenmenschen ziemliche und zukommende Nahrung betrachtet zu werden. Die Beamten sind höflich und danken für den Gehorsam der sie Erhaltenden, die Mädchen knicksen leicht und graziös, wenn sie belohnt werden. Wo bin ich? Bei den Liliputanern oder den Houyhnhmns? Sind hier die Amtsstuben, wo Politik gemacht wird, gründlich von Unkraut gesäubert? Wird hier Witz, Verstand, Gelehrsamkeit belohnt? Sind hier die Schandmäuler der Presse in Prosa und Versen dazu verurteilt, nichts mehr zu essen als ihre eigene Baumwolle, und ihren Durst mit ihrer eigenen Tinte zu stillen? . . Weg mit Gulliver-Swift. Ich mag sein beizendes Gewieher nicht. Vor mir liegt Stockholm; dort versammeln sich die Propheten des Sozialismus, die von Glaubens wegen, im Namen des Geistes, der nie noch war und doch sein soll, sein muß, dem Blutkrampf des Erdteils ein Ende machen wollen. Ich will zu ihnen gehören, ich glaube an die Möglichkeit eines Sozialismus all round, wenn man erst einmal den wundertätigen Prome-

theus der Vernunft entfesselt haben wird. Aber sind die Völker reif dafür? Haben sie schon die Macht, ihre Souveränität in andere als der Lügner, Fälscher, Demagogen Hände zu legen?

Die Nacht verrinnt rasch. Mein Schlafgenosse ist ein schwedischer Offizier, der, gegen die Abmahnung eines in Kanada lebenden Bruders, seit September 1914 ins deutsche Heer übergetreten ist. Also auch das gibt es, ein werktätiges Gefühl der Rassengemeinschaft zu unseren Gunsten. Oder was ist es sonst? Ein herrlicher blonder Mensch, gütig und verbindlich wie ein Kind von guten Säften, überströmend von Lob für die Zucht und strategische Überlegenheit im deutschen Heere. Er hat, als Artillerie-Hauptmann im Westen, das Ungeheuerlichste erlebt, aber er nimmt das alles so ohne Meinung hin, rein als technisches und fachliches Geschehen. Der Deutsche als Mensch scheint ihm fremd. Als er die Seen der Heimat aufblitzen und die roten Holzhäuschen in der Morgendämmerung leuchten sieht, strahlt er: um wieviel schöner ist das alles, als die belebtere deutsche und französische Landschaft. Er bewundert die kontinentalen Städte, aber er mag den Menschenreichtum nicht, das Gedränge. Anima candida. Hilft Krieg führen und weiß nicht, weswegen sich die Menschen von alters her schlachten. Dieser Kriegsmann ohne Meinung gleicht gewissen Politikern, bis auf deren anima sordida, die ihr Berufsgeheimnis umschließt.

Stockholm, 23. Juni

Ich trete aus der Bahnhofshalle in eine Überhelligkeit, die Stadt ist vom Licht der Mitternachtssonne übergossen, auf den Gesichtern liegt es wie ein Jubel der von den Winterfesseln ganz befreiten Kreatur. Die sucht keine Rechtfertiung außerhalb des ganz erfüllten Augenblicks. ‚Bête et heureuse comme la nature,‘ sagt Flaubert. Ein dummer Eindruck vor dem Eindruck...

Ein andres Bild fesselt die Aufmerksamkeit. Auf den Stufen der Ausgangstreppe sehe ich unsre deutschen Minderheitsdelegierten ein Grüppchen für die Photographenplatte bilden, Freunde und Neugierige umstehen sie, auf diesem und jenem Gesicht tritt verschämt eine Eitelkeit hervor und setzt sich für die „Welt“ draußen in Positur. Nur Kautsky, der Patriarch, ist wirklich verlegen; er ist ja ganz uneitel und bietet die Frage zum Abdruck dar: was soll das alles?

Der Eindruck des Vorgangs ist ungünstig, weil niederdrückend banal und kümmerlich. Ich pilgre nach dem Mekka des zukünftigsten Menschheitsgedankens, hier soll er seine Taufe — eine wahre Nottaufe — erhalten, und da empfängt mich die abgegriffenste Spießbürgerlichkeit, eine für das seelische Proletariat übersetzte Gartenlaubenszene... Ich sehe das Gruppenbild vor mir und bemerke nun erst, daß ein zwingender, ein ganz

unbedingter Kopf fehlt. Kann man die Regie einer geistigen Revolution von einem anderen erwarten? In keinem Auge blitzt der eiskalte Fanatismus der großen Unzeitgemäßheit, die sich hier ja einem alternden, zermürbten, bankrotten politischen System entgegenstellen soll, einem System, das leider noch über sämtliche zäsarischen Gewaltmittel der Kultur verfügt. Diesen Menschen fehlt die Kraft, die Phantasie anzuregen. Das Fluidum. Sehen so, wird der naive Beschauer fragen (auf den es doch ankommt), Kronprätendenten aus? Allen Glanz von Macht und Reichtum und Herrschaftsübung und Herrschgewalt sieht er auf der anderen Seite. Es liegt soviel in der goldbetreßten Geste, wenn sie auch seelisch leer ist. Mensch bleibt Mensch. Und nicht nur die Phantasie des banalen Menschen knickt vor dem goldbetreßten Glanz zusammen. Das Christentum hat durch den Phantasiebehang der Kirche gesiegt. Und Verlauf und Ausgang sämtlicher Revolutionen haben gleiches bewiesen. Denkt daran, ihr Kronprätendenten!

Vertreter des holländisch-skandinavischen Konferenzausschusses, ruhige, irgendwie nordisch aussehende Menschen, haben die deutschen Genossen empfangen. Sehr freundlich. Es sind ja nicht nur alte Bekannte aus bequemerer Zeit, man ist auch der gegenseitigen taktischen Gesinnung sicher. Rings herum ein Schwarm von Russen, Polen, Österreichern aller Rassen, Ungarn, Amerikanern; auch Frauen sind darunter. Mir fällt das starke östlich-jüdische Element auf. Bernstein und Kautsky stehen im Mittelpunkt. Man drückt ihnen wieder und wieder die Hand, — das Herz bricht aus seinem Versteck. Sie haben ja das sozialistische Vokabularium, die kleine Münze der proletarischen Befreiungsideologie, die aus Marx' und Engels' Goldbarren geprägt wurde, vor anderen in Umlauf gesetzt. Ein brünetter Jüngling steht abseits, ein Russe, der nur gebrochen deutsch spricht. Sein Antlitz ist märtyrerblaß, in seinem Nazarenerauge glänzt eine Träne. Die ihn das Wort und das Gesetz lehrten, erblickt er nun leibhaftig vor sich. Ich frage, wer das ist. Ein Terrorist der Idee, den die Revolution aus der Peter-Paul-Festung befreit habe. Terrorist der Idee: das gibt zu denken, klingt wie ein Omen. Ein Galiläer, der den Kaiser — zunächst seinen Kaiser besiegt hat. Wird seinesgleichen die Zweiseitigkeit haben, die einem Friedenskönig zukommt?

27. Juni

Seit dreimal vierundzwanzig Stunden bade ich in Champagnerluft; man schläft kaum und man lebt trotzdem leichter. In dieser nordischen Wasserstadt, die doch auch ihre Geschichte hat, läßt einen die historische Neugierde in Ruh', sie treibt nicht in die Museen, sie dreht die Aufmerksamkeit nicht fortwährend nach rückwärts; denn sie ist in

Architektur und Lebensgewohnheiten ganz von der Natur bestimmt. Wie das frei und fruchtbar macht; wie das den Denkapparat entlastet; wie es das historische Sumpfland, ein wahres Dschungel des Gehirns, in dem wir Mitteleuropäer erzogen werden, in den Hintergrund schiebt. Hier sitzt man unter dem Opal des Himmels und läßt sich von Helligkeit durchstrahlen. Man sitzt, nach ermüdend langen Gesprächen mit Diplomaten, Politikern, Journalisten, Geschäftsleuten, mit allerhand Vorwitz und Aberwitz ... da sitzt man in einer nach dem Norden verpflanzten Üppigkeit unter den frühlinghaften Bäumen in Kungsträdgården. Die Glocken der Riddarholmkirche umklingen Dich, sie geben die Stunden an, so rein und melodisch, daß sie gewiß nicht einmal das lässigste Gemüt der Stadt verängstigen. Vom Grand Hotel dringen Bruchstücke zahmer Zigeunermusik herüber, selbst das elegante Laster, das sich da spreizt, wirkt hier naturhaft und kann die Umgebung nicht beflecken. Drüben, jenseits des Wassers, nördlich der Brücke, unter der sich der Mälar mit der Saltsjö vermischen, steht wie aus dem Felsen gewachsen das Königsschloß, ein schöner viereckiger Kastenbau aus dem achtzehnten Jahrhundert, ein beherrschendes Dekorationsstück in edlen Maßen, seitwärts und eine Stufe tiefer der häßliche Reichstag in Talmistil; — aber hier ist der Sitz für die heraufziehende Herrschgewalt Harald Brantings, des schwedischen Volksmannes. Hinter mir stürmt aus grünen Büschen der überschlanke Karl XII., er stürmt immer noch gen Norden, wo d e r Feind des Landes und des königlichen Ehrgeizes wohnte: Nationalheld und Donquichote zugleich, ein Stück verblaßter Königsromantik von ehedem. Die frische salzige Feuchtigkeit weht herüber. Du darfst dem süßen Rausch des Ortes nicht verfallen, wenn auch Dampfer und Fähren Dich tausendmal in die Schärenwelt und ihre Gegenwartsmärchen hinauslocken, und wenn Dich tausendmal nach dem Feiertag dieser Menschen gelüstet, deren Arbeit wie regulierter Zeitvertreib ausschaut, — sieh Dir vielmehr das Grüppchen Menschen an, das herrenhaft naiv, als ob es über alle Herrlichkeiten dieser Welt in alle Ewigkeit verfügte, dem leckeren Opernkeller zutrollt: Engländer, Amerikaner, Franzosen und Russen, dem Handwerk nach Journalisten, in Herzlichkeit verbunden; die Über- und Unterordnung ihrer Nationen scheint verschwunden, obwohl das Angelsachsentum den Takt schlägt. Sie scheinen ihres politischen und materiellen Schicksals ganz sicher. Ich suche vergebens nach dem pessimistischen Albdruck, der sonst von Europäerstirnen abzulesen ist. Das Bild ist unvergeßlich. Es bestätigt Vermutungen und Erkundungen. Nie mehr wird, zwischen diesen Nationen, in absehbarer Zeit ein Konflikt die Form der absoluten Unversöhnlichkeit annehmen, p a r t i e l l ist der Völkerbund Wirklichkeit geworden. Schon um diese Gewißheit zu erlangen, war die Fahrt nach Stockholm nützlich ... (Wird fortgesetzt)

Distler

Erzählung von Otto Flake

Distlers Tod beschäftigt mich. Die Kugel traf ins Herz, er rollte die Böschung hinunter, wie ein Kaninchen abgeschossen. Der Hauptmann sprach, als er an mein Bett trat und gratulierte, daß ich mit einer Verwundung davon gekommen bin, vom schönen Soldatentod ohne Schmerz; wer im Verlauf der Kriegsmonate die entsetzlichen Abarten des schmerzhaften Sterbens kennen gelernt hat, muß zugeben, daß solche Bemerkung doch mehr als Redensart ist. Aber ich sehe diesen Tod anders, ich sehe wieder und wieder die Brutalität daran, vielleicht aus keinem anderen Grund, als weil er geheimnisvoll zu dem Bilde paßt, das ich von Distler in mir trage.

Wenn man im Lazarett liegt, hat man Zeit, einer Vorstellung auf den Grund zu gehn. Man findet, daß die Dinge tiefe Wurzeln haben; man versenkt sich in sich selbst; seit Ausbruch des Krieges ist es das erstemal, daß ich es tue. Es scheint mir, als sei Distler enger mit entscheidenden Jahren meines Lebens verknüpft, als mir zum Bewußtsein gekommen ist. Ich hatte ihn vergessen, als er mir im Krieg wieder begegnete.

I

Als ich fünfundzwanzig Jahre alt wurde, zog ich mich aus meinem bisherigen Leben zurück; ich könnte auch sagen, ich zog mich aus dem Leben zurück, denn ich hatte Schiffbruch erlitten — im elften oder zwölften Semester, nachdem ich zu verschiedenen Malen an den Universitäten versucht hatte, ein Abschlußexamen zu machen. Die Professoren warfen mir Mangel an Konzentration vor; ich selbst hatte den Zwiespalt, an dem ich litt, immer als legitim empfunden; ich wollte Schriftsteller werden und verbrauchte meine Studienjahre mit Entwürfen und Niederschriften, die anzubieten ich nicht den Mut besaß, weil mir alles fehlte, was mit der Welt verbindet, Gesinnungsgenossen, Kenntnis der Geschäftswege, Überzeugung, schon reif zu sein. Mit Theaterdirektoren in der Hauptstadt, mit einem Verleger anzuknüpfen, erschien mir als solche Vermessenheit, daß ich unter ihnen nicht Menschen mit bestimmten Zügen, sondern mystische und unzugängliche Richter verstand — ich war immer allein gewesen und in einer von Wasser und Grün umschloßnen Landstadt der Provinz aufgewachsen.

Obwohl ich Tage, Wochen, Monate verschleuderte, glaubte ich doch jedesmal, wenn ich mich den Vorlesungen zuwenden wollte, ich dürfe keinen Augenblick meiner eigentlichen Bestimmung darangeben. So ar=

beitete ich wohl bisweilen eifrig wie irgendein Philologe, der das Ziel der Versorgung vor sich sieht, aber immer ließ ich dann Bücher und Seminar im Stich.

Als ich in mein fünfundzwanzigstes Jahr trat, wurde es leer um mich; die Studiengenossen hatten abgeschlossen und mit dem Staat Vertrag auf Ernährung und Laufbahn gemacht. Meine Mittel waren aufgebraucht, und ich wurde jemand, der die Erwartung des einen Menschen, der auf ihn hoffte, seiner Mutter, zerstörte. Ich zählte meine Semester zusammen und fand, daß nur drei gültig waren, weil ich die Vorlesungen der anderen zwar beim Antritt, aber nicht am Ende hatte bescheinigen lassen.

Ich beschloß, alles auf eine Karte zu setzen und in einem Herbst das Buch zu schreiben, von dem der Erfolg abhing. Deshalb also zog ich mich zurück. Zu einem früheren Kommilitonen, dessen Lebensgang insofern meinem eigenen ähnlich war, als auch er auf Examina verzichtet hatte; sein Beweggrund aber unterschied sich durchaus von dem meinigen und verlieh ihm festen Boden: er erachtete den Erwerb von offizieller Bildung gering, war in die Arbeiterpartei eingetreten und redigierte bereits in der Großstadt am Rhein eine Zeitung.

Er wohnte vor der Stadt, dort wo ihre äußersten Villen auf die äußersten Ausläufer einer Hügelkette übergriffen. Unten in der gewaltigen Ebene rauchten die Schornsteine, verhallten die flatternden Schreie der Züge, glänzte das vielfach gewundene Band eines zum Rhein eilenden Stromes.

Das Haus lag weit zurück in einem Obstgarten, Ort der Ruhe und des stärkenden Lebens im Freien; von der Straßenbahn vernahm man nur das steigende Singen in den Drähten. Morgens fuhr Baumann zur Stadt, abends kam er zurück, der Tag war mein. Am Fenster über rot entflammten Bäumen stand der Tisch, auf dem Tisch warteten Papier und Feder: nun arbeite, nun sammle dich, nun gewinne Dir Dein Recht auf Dasein zurück. Wenn ich Hunger fühlte, war im unteren Stockwerk gedeckt, ohne daß ich jemand zu sehen brauchte; wenn ich müde war, bot ein ganzer Berg mit Wäldern und Wiesen Steg und Weg zum Gehen.

Es war eine weiche Landschaft, gartenhafter Sitz warmblütiger Franken, lind, vermenschlicht, heiter, ihre Luft wohltätig wie die Bäder ihrer Berge, geschaffen, die Schmerzen einer wunden Seele zu heilen.

Alles, woran mir lag, schien in Erfüllung zu gehn — alles endete in erneuter Qual. Arbeit erzwingen wollen, hieß die Unbefangenheit verlieren; einen Termin sich setzen, ihn nicht einhalten können. Ich begann Tage einzuschieben, die der Stadt gehörten, denn immer war es so gewesen, daß Eingang in das Arbeitsfieber der anderen den eigenen Ehrgeiz angestachelt hatte. Aber nun fühlte ich zum erstenmal ganz, wie gewaltig

das Leben dieser anderen war, wie es sich mehr und mehr verbarg, je tiefer ich hineinschaute, wie alle unter dem harten und großen Gesetz der Fron standen, wie niedrig und lügenhaft, oberflächlich und bequem der war, der glaubte, aus den Wallungen und Erfindungen seiner Seele ohne Zucht und Hingabe aufs Geratewohl formen zu können.

Ekel vor mir ergriff mich, der nichts kannte, nichts demütig und geduldig umworben hatte. Baumann schrieb für ein geringes Gehalt seine Artikel; außerdem stellte er sich an vielen Abenden auf die Rednertribünen und dafür erhielt er nichts. Wenn ich auch seine Berechnung und seinen Ehrgeiz nicht übersah, mußte ich doch anerkennen: dieser da gibt zu, dieser dient und wirbt, und wenn er dann eines Tages dem Volke sagt: ich bin treu gewesen, nun schenkt mir den Lohn eures Vertrauens, ist er im Recht. Er hatte ein Bürgermädchen zur Freundin, er sah sie an den Wochentagen nur auf eine Viertelstunde und oft nur auf ihrem Gang zur Arbeit einen Augenblick, aber an den Sonntagen trafen sie sich in Beziehungen, die nur ihrer waren. Ich fand, so zu leben, schön und billig, so sehr, daß ich mich geschämt hätte, wie er eine Freundin zu suchen.

Ich sah wohl, daß mein gequälter Zustand einem rechten Gefühl entsprang; aber das war nur früher Entschuldigung gewesen. Es enthielt eine Schuld, daß das Papier auf dem Tisch am Fenster, statt sich mit den saubern Zeilen geordneter Gedanken zu bedecken, nur Abbild meiner Zerrissenheit blieb.

Es kam der Tag, wo mein letztes Goldstück gewechselt wurde. Ich vertraute mich Baumann an, meine Rechnung war fällig. Er sagte: Ich besitze ein paar Ersparnisse, ich habe sie mir am Mund abgespart und werde sie nicht angreifen; du hast nicht gelernt, zu arbeiten — arbeite; tritt in die Partei ein, man wird dir über die Lehrzeit hinweghelfen.

Das war mehr, als Arbeit annehmen, das hieß, in der Not Überzeugungen vortäuschen, die man nicht besaß, weil man niemals über sie nachgedacht hatte. Er widersprach. Wer ein Proletarier sei, möge es sich klar machen, die Partei rekrutiere sich wie die Religion aus denjenigen, die an ihrer eigenen Person die Not empfinden; über die egoistische Grundlage der großen und der kleinen Bekehrungen verliere niemand ein Wort. Damit ich meine Wochenrechnung bezahlen konnte, gab er mir Auftrag auf zwei literarische Aufsätze, die mit Politik noch nichts zu tun hatten. Ich schrieb sie und begann in der Fortsetzung dieser Tätigkeit die Möglichkeit zu sehn, mich für einige Zeit über Wasser zu halten.

Die Grundzüge des neuen Handwerks lernten sich rasch, erste Sicherheit stellte sich ein und die Entdeckung, daß über die Unendlichkeit von Geist und Welt sich beliebig viele Glossen verfertigen ließen, sofern nur

die Hand nicht zögerte, den ersten besten Einfall, der sich anbot, aufs Papier zu bringen.

Schreiben, einst leidvolles Überwinden der Scham, wurde täglicher Zustand, der die Mühelosigkeit der Abspaltung, aber nicht ihren Zeugungsrausch brachte. Ohne Baumann etwas zu sagen, oder besser ohne mit ihm darüber zu sprechen, denn er mußte ja bei Durchsicht der Zeitungen meinem Namen begegnen, sandte ich an auswärtige Blätter und wagte mich bald an die größeren. Ich nahm einiges Geld ein, ich hielt mich über Wasser. Es lag nahe, zu Ende zu denken und aus dem Artikelschreiben Beruf zu machen – augenblicklich versiegte der Quell. Er rann nur, indem ich ihn verachtete, nur unter dem Druck eines schmerzlichen und zynischen Zurückdenkens an die Zeiten stolzerer Pläne, nur in der Verzweiflung ein Ausgestoßener zu sein.

Da las ich im Café die Schilderung, die ein Journalist von der abenteuerlichen Arbeiterstadt am Panamakanal gab. Dort unten hatte einst Cortez die symbolischen Schiffe hinter sich verbrannt, klassische Stätte des letzten Entschlusses. Ein Plan formte sich, zu tun, wozu ich aufgefordert war: zu arbeiten, aber unter vollem Einsatz von Gesundheit, Existenz, Schicksal zu arbeiten. Mit fünfundzwanzig Jahren war man noch eben elastisch genug, um im Zwischendeck nach fernen Ländern zu fahren, wo man unterging oder sich ein Stück Land eroberte, auf dem man saß und mit unbeteiligter Ruhe an Jahre zurückdachte, in denen man ein geistiger Führer hatte werden wollen.

Es dauerte lange, bis ein paar hundert Mark, notwendige Reisezehrung, gespart waren; es dauerte zu lange und jeden Tag fuhr der Zug nach Hamburg, in dem noch immer kein Platz für mich war. Eines Morgens trat ich bei Baumann ein, ohne anzuklopfen; er warf einen Gegenstand in die Kommode zurück, klirrender Goldton wurde gehört, wie auf der Bank. Baumann war unfreundlich, er verriet sich. Als er zur Stadt gefahren war, ging ich in sein Zimmer. Die Kommode war verschlossen, der Schlüssel meines Schrankes öffnete sie; unter den Strümpfen lag ein Beutel mit zweihundert Mark in Gold und daneben eine Brieftasche mit drei Hundertmarkscheinen.

Kampf erhob sich, er war kurz. Mit dieser Summe und meinen Ersparnissen konnte ich die Überfahrt und die ersten Wochen bestreiten, und es stand sofort in mir fest, daß ich statt nach Hamburg nach Genua reisen würde. Hier war das Schiff des Cortez, hier die Verbindung mit dem alten Leben abzubrechen. Ich hatte noch etwa zweihundert Mark ausstehen, ich schrieb an die Redaktionen und wies sie an, die Beträge an Baumann zu senden. Ihm selbst hinterließ ich einen Brief und bat ihn, mich nicht zu verfolgen; die dreihundert Mark, die ich ihm raubte, waren Anleihe oder sie waren verloren.

Ich bezahlte meine Rechnung, packte, verließ das Haus und trug den Koffer zur Haltestelle. Da sprang ein Postbote vom Rad und frug mich nach dem Empfänger eines Eilbriefs, den er mir entgegenhielt. Der Brief war an mich gerichtet. Er kam vom Verlage einer mitteldeutschen Zeitung, der Redakteur, dem ich Beiträge geschickt hatte, schrieb, er müsse, um selbst einem Ruf zu folgen, augenblicklich einen Nachfolger finden, und fragte, ob ich bereit sei, mich zu bewerben. Ich ging ins Haus zurück, legte das Geld wieder in die Kommode, zerriß die Briefe und fuhr zur Bahn; ich telegraphierte, folgte dem Telegramm auf dem Fuß, war am Nachmittag in D. und fand mich, als ich am Abend ins Hotel ging, als Mann wieder, dem ohne Zeugnisse und Vorkenntnisse eine Lebensstellung in den Schoß gefallen war.

Ich rauchte in der Hotelhalle eine Zigarre und versuchte meiner veränderten Lage nachzudenken. Theoretisch fühlte ich die Verpflichtung, dankbar und demütig, und mehr als das, beschämt zu sein; in Wirklichkeit setzte ich an die Stelle abwesender Empfindungen das spöttische Bewußtsein, durch Unerregtheit gegen das Schicksal das Schicksal zu zwingen. Es hatte mich zurückgehalten, als ich Europa den Rücken kehren wollte — ich gab nach und erhob Anspruch auf Versorgung. Es hatte mir nicht erlaubt, geistige Kraft zu werden, es war mir den Ersatz durch Macht schuldig. Nun würde ich sie ausüben und einer Stadt in jedem Morgenblatt ihre Meinungen diktieren, denn zu meinen Obliegenheiten gehörte die Theaterkritik an zwei Bühnen. Ich hatte ein großes Unrecht begangen — es unverzüglich bereuen, da ich von ihm befreit war, schien eine Abhängigkeit, gegen die ich mich zur Wehr setzte. Eine Auffassung vom Leben, die in mir geschlummert hatte und nie etwas anderes als ungeformte Ahnungen ausgesandt hatte, brach durch: so unabhängig zu sein, daß nicht in gegebenen Situationen die gegebenen Gefühle Gewalt gewannen.

Die nächsten Wochen waren schön und voll Jugend, weil ihr Genuß ausgeschöpft wurde, und Genuß war, eine Wohnung von zwei Zimmern und Bad zu haben, zum Schneider zu gehn, in Läden einzukaufen, nach Laune zu speisen, an Sonntagen als sorgloser Mensch nach Nachbarstädten zu fahren, jeden Wunsch der täglichen Notdurft zu befriedigen, ein Bankkonto anzulegen, Bürger zu sein, der entschlossen die Qualen der Geistigkeit über Bord geworfen hat und seinen Ehrgeiz nicht mehr an etwas so Irrationales wie Talent hängt, sondern an die realen Gaben der Klarheit, Energie, Klugheit. Wenn je ein Bedauern auftauchen wollte, brauchte ich nur eine Begegnung mit dem mir gleichaltrigen Alcalai zu haben, um geheilt zu sein.

Er war der erste Literat, der mir einen Redaktionsbesuch machte, kam aus den artistischen Kreisen des jungen Moskau, für das er deutsche

Symbolisten übersetzte, und hielt sich in D. auf, weil er sich mit einem zarten, jüdischen Mädchen verlobt hatte, dessen Eltern ihn aus einem guten Grund ablehnten: er war Morphinist. Entbehrte er das Gift, war er schlaff, zerrissen, von Apathie ausgehöhlt. Fräulein Rahel ließ er in dem Glauben, daß er durch sie dem Morphium entsagen gelernt habe, sie sei ihm mehr als Muse, Beschützerin. Ich wußte es besser; saß man mit ihm im Café, so ging er hinaus und gebrauchte die Spritze. In einem Augenblick der Verzweiflung hatte er mir seinen Unterarm gezeigt, geschwollenes Glied mit abstoßenden Wunden bedeckt. Er dichtete viel, aber um es zu können, jagte er der Droge nach, die er auf gefälschte Rezepte erhielt. Einmal war er Bankbeamter gewesen; er gestand, in dieser Zeit habe er normal gelebt, die Sehnsucht nach der geistigen Welt war es, die ihn zu einem kranken Menschen machte. Die harten und kalten Gedanken über den Wert dieser Welt befestigten sich in mir.

2

Eines Tages klopfte es demütig an meinem Büro, aber es trat ein gesunder und derber Mann ein, dessen pralle Gestalt die Nähte des Anzugs zu sprengen drohte. Er hielt die Karte, mit der er sich hatte anmelden lassen wollen, noch in der Hand, ich las: Ernst Distler, Dr. phil. Sie war so gebraucht, daß man auf den Gedanken kam, sie sei seit langem seine letzte. Ein Blick auf seine Kleidung verriet, daß auch sie nicht mehr gut war, die Hosen zeigten Fransen; im Gesicht stand keine Not geschrieben, es war vollblütig genährt.

Er begann zu sprechen; die Stimme war tief und von schmeichlerischem Klang; er bemühte sich, ihn zu verstärken. Die blauen Augen suchten Ehrlichkeit auszudrücken, auf der Oberlippe standen die Haare in einer seltsamen Weise ab, für die ich später ein Gleichnis fand, und die Stirn war, gegenüber dem kleinen Mund, breit, Sitz eines ungewöhnlich starken Gehirnes.

Er war gekommen, um sich des Wohlwollens zu versichern, das er bei meinem Vorgänger besessen hatte; sobald er mir seinen Schriftstellernamen nannte, erinnerte ich mich, eine Reihe seiner Manuskripte übernommen zu haben; sie waren mit grüner Tinte auf Zufallspapier verschiedenen Formats geschrieben. Als ich ihn fragte, warum er nicht unter seinem Namen schrieb, wurde er verlegen und sagte, er werde mir bei Gelegenheit die schmerzliche Geschichte seines Lebens erzählen. Da ihm an der sofortigen Auszahlung eines Honorars gelegen war, gab ich einen seiner Artikel ins Abendblatt. Er drückte mir heiß die Hand und ging. Diese paar Schritte zur Tür waren lautlos und schleichend, ungereimt bei einem so wuchtigen Körper.

In der Abendsitzung gab mir der Verleger zu verstehen, daß ich gut

täte, der Mitarbeit des Doktor Distler nicht die Zügel schießen zu lassen. Er war ein geschmeidiger und sehr höflicher Sachse. Ich bemerkte, daß Distler in Not zu sein scheine, er lenkte sofort lässig ein, nahm mich aber nachher doch auf die Seite und sagte, Distler sei wegen eines dunklen Vorfalls ins Unglück geraten, er habe mich nur warnen wollen und ich dürfe jenem niemals einen Vorschuß anweisen.

Ich las infolge dieser Mitteilungen die Artikel, die ich aus Distlers Feder besaß, prüfend durch und fand sie nicht nur geschickt, sondern auch gründlich. Sie beschäftigten sich mit philosophischen Fragen; ich konnte sie beurteilen, weil in dieses Gebiet diejenigen Studien fielen, die ich ernsthaft betrieben hatte. Es sprach aus ihnen eine scharfe, atheistisch gefärbte und versteckt zynische Auffassung, die ich gelten ließ, weil sie geistige Kraft verlangte. Andere Aufsätze waren philologischer Art. Belesenheit, Beherrschung aller Quellen, Gedächtnisstärke waren erkennbar. Ich beging die Unvorsichtigkeit, es ihm zu sagen; er überhäufte mich mit Arbeiten; jede Zeitung, die er las, gab ihm Anregung; mit Hilfe eines Kalenders machte er Todestage ausfindig, an denen man einen Gedenkartikel anbringen kann; er entwickelte sich zum Polyhistor.

Ich wies ihm Schranken an; mit derselben Bereitwilligkeit, womit er Aufträge annahm, fügte er sich – in dieser werbenden Demut war etwas, was an ein sich duckendes Tier erinnerte. Wenn ich seine Züge betrachtete, fiel mir ein, daß man bei gewissen Menschengesichtern an Tiere denken muß; ich suchte nach dem ihm verwandten, ohne es zu finden. Da wurde ich nach Berlin geschickt, benutzte eine freie Stunde, um in den Zoo zu gehen, und im Raubtierhaus blickte mich zwischen Panthern plötzlich Distlers Kopf an; es war ein Gepard, von dem eine Tafel berichtete, daß er in Ostafrika gezähmt werde, eine niedrigere, unstolzere, in den Gelenken weichere Spielart des Leoparden. Und als ich in einer Buchhandlung stand und ein Porträt Strindbergs sah, fiel mir ein, daß Distlers auseinandergesträubtes Oberlippenbärtchen über zusammengezogenem Mund dem Strindbergs glich. Er war untergebracht zwischen einem gezähmten Raubtier und einem genialen Menschen, woraus sich der Schluß ergab, daß ihrerseits zwischen diesen beiden eine Verwandtschaft da war.

Als der Zug sich D. näherte, standen die Vorstädte unter Wasser. Regenfälle der nächsten Tage verwandelten den vergrößerten Fluß in ein strudelndes Meer, eine im Bau begriffene Brücke stürzte ein, die Zugangslandstraßen wurden mit Kähnen befahren. Erregung der Stadt, Pilgergänge der Neugierigen. Eines Nachmittags schloß ich mich ihnen an und fuhr hinaus. Die Straßenbahn hielt, ich mußte das letzte Stück zu Fuß gehen.

Eisenfabriken, eine rußige Backsteinkirche, Vorstadthäuser bildeten eine

Front, die endlos in den grauen Abendhimmel lief. Ein Mann ging vor mir, federnden Ganges; pralle Glieder sprengten die Nähte, es konnte Distler sein. Aber er trug einen Schal um den Hals und ein steifer Hut war zurückgeschoben, so daß ich ihn für einen Zuhälter hielt. Ich überholte ihn, es war Distler. Er roch nach Schnaps. Er faßte sich, und wie ein Ertappter, der im Leugnen keinen Sinn mehr sieht, lud er mich ein, mit ihm in einer Wirtschaft etwas Warmes zu trinken. Er zog ein Päckchen heraus und begann zu essen. Man muß billig leben, sagte er, und man kann es. Während er kaute und trank, erzählte er seine Geschichte. Er beurteilte mich richtig; jemand, der Einblick in sich gewährt, hat Anspruch auf Duldung.

In einer süddeutschen Universitätsstadt war er der Lieblingsschüler und dann die rechte Hand eines bekannten Philosophen gewesen. Zum sechzigsten Geburtstag wollten Hörer und Anhänger mit einer Stiftung und einem Sammelband von Aufsätzen hervortreten. Die Verwaltung des Geldes wurde Distler übertragen. Seine Frau erwartete ein Kind, er vergriff sich an den Beiträgen. Er behauptete, er hätte sie ersetzt, wäre nicht plötzlich Rechenschaft von ihm verlangt worden. Zum Unglück starb der Professor, es war kein Grund mehr vorhanden, ihn zu schonen; er kam ins Gefängnis, der Doktortitel wurde ihm entzogen, er war gezeichnet.

Seine Beichte gefiel mir nicht. Eine kranke Frau, ein neugeborenes Kind, die Tatsachen mochten richtig sein, aber ich glaubte ihm nicht, daß er ihnen zuliebe die Rechnungen gefälscht hatte. Eine Beichte, die ihre eigene Entschuldigung nicht vermeidet, ist unrein. Es stand nicht einmal fest, daß Frau und Kind existierten, denn er hatte mir bereits erzählt, daß er bei einer Österreicherin ein Zimmer gemietet hatte. Ich fragte, warum seine Frau nicht bei ihm war; er antwortete, sie sei damals schwermütig geworden und wohne mit dem Kind in Berlin, um Verwandten nahe zu sein, er könne sie nicht ernähren.

Meine Abneigung war so stark, daß ich die Unterhaltung abbrach; auf der Redaktion gab ich Anweisung, ihn nicht mehr ohne Anmeldung zu mir zu lassen, ich wünschte ihn seltner zu sehn. Aber nachts begab sich etwas Besonderes.

3

Ich hatte im Bett gelesen und Distler vergessen; im Schlaf mußten meine Gedanken sich ihm zugewandt haben, stärker, unmittelbarer, rücksichtsloser, als im wachenden Zustand, und dieser Energie mochte eine Frage entsprungen sein, die tönende Stimme wurde und mich weckte. Sie bestand nur aus zwei Worten und hieß: Und du?

Ich vernahm Mahnung und Strenge, ich grübelte nach, bis die zwei

Worte sich öffneten und ihren Sinn entließen: welches Recht hast du, Richter über jenen zu sein? Und als bedürfe es einer letzten Erklärung, schob sich ein Bild vor mich: jemand, der mir glich, stand an einer Schublade und bückte sich, um eine Brieftasche zu nehmen. Ich begriff. Das Bild erlosch, Müdigkeit senkte sich herab, Schlaf kehrte zurück, ich brauchte mich nur zur Seite zu legen und war entrückt.

Ein Augenblick des Schwankens, ein Aufraffen des Willens und es entschied sich, daß ich das Bild festhalten wollte. Ich war wach, kein Bedürfnis nach Schlaf mehr; ich stand auf, der Morgen dämmerte; ich wusch mich, belebende Entschlossenheit erhöhend, setzte mich an den Tisch und nahm einen Bogen Papier. Lieber Baumann, begann ich und schrieb, was ich meinerseits zu beichten hatte. Dann verließ ich das Haus.

Die Straße, still aufgereiht, lag in weißem Traum, erwachender Wind wiegte Frühjahrsbäume, eine Drossel schlug hallend, trunken, betäubend. Mein Gott, wie jung und neuerschaffen die Welt war, wie unbegriffen, mehr als wirklich, wie voll Ruf sie war. Erster Morgen wie diese Frühe war ja jungem Menschen das Leben; das Motiv der Drossel aufnehmend, sang ich stürmisch, wie ich stürmisch ging.

Die Post war mir zu nah, ich ging zum Bahnhof, ob ich einen Zug fände, den Brief hineinzuwerfen. Acht Hallen waren gereiht, sechzehn Geleispaaren Mündung; als würden sie nie auseinanderstrahlen, schmiegte sich Stahl neben Stahl. Hochbusig, die Öffnung erfüllend, fuhr eine Lokomotive ein, lebend, heroisches Geschöpf, atmend in Dampf und Feuer.

Ich empfand sie in sinnlicher Art wie eine Frau, war der Mann, der auf ihr stand und beides erzwang, Entfeßlung und Gehorsam. Wie einst der Knabe, der nach der Schule vor die Stadt ging, um den donnernden Streif von Zügen in voller Fahrt vorbeischießen zu sehen, empfand ich hungrige Sehnsucht nach draußen der Welt – da, als ich eben den Brief in den Postwagen gleiten lassen wollte, hielt ich beschämt inne: war ich denn an diesem Morgen etwas anderes als ein Knabe, hingerissen von dem Rausch einer Beichte. Ich warf den Brief nicht ein; er war überschwenglich, darum war er unreif und noch mehr, er war wertlos wie das Bekenntnis Distlers wertlos gewesen ist.

Im stürmischen Lauf aufgehalten zu werden, machte mutlos und schlaff, aber dann, in dem ruhigeren Gang, war ein neues Wägen, Ahnung vieler Schritte, die noch getan sein wollten, Bereitschaft sie zu tun. Unerträglich, wie ich seit Monaten gelebt hatte, bürgerlich zufrieden, ohne Kampf und Treue. Philosophie der Klugheit, auf die ich stolz gewesen, war nicht Männlichkeit, war Feigheit, Rechtfertigung, die sich jeder ausdenken konnte, dem ein Vorteil in den Schoß gefallen ist.

Ich schrieb einen neuen Brief an Baumann, Mitteilung über meine

neue Beschäftigung und kurze Nachricht meines Unrechts; dann legte ich auch ihn in eine Schublade, weil noch solche Beichte zu sehr Symbol war; nicht zu gestehen war wichtig, der Wahrheit in sich zu folgen genügte.

Am Abend legte ich meine alten Papiere auf den Tisch und las sie durch. Das Gas sang in den Röhren, es rauschte gleichmäßig wie ferne Brandung am Meer. Das war wie ein großer Horizont, der sich ums Leben schlang, es umfaßte. Ich konnte schreiben, zum erstenmal war, was ich unternahm, Arbeit. Ich schlief ein, sobald ich mich legte; aber in derselben Stunde wie in der Nacht zuvor erwachte ich und wieder hatten Gedanken an Bestimmtheit zugenommen. Ich schrieb sie nieder, dann trat ich in den dämmernden Morgen. Weiße Häuser lagen im Traum, Morgenwind rauschte, die Drossel schlug, abermals war der Ruf der Jugend da — klarer, befehlender, wissender. Es handelte sich darum, gleichmäßiger Arbeiter zu sein, Ziel zu haben, Zwang über sich zu setzen.

Ein alter Friedhof lag mitten in der Stadt, längst in einen Kinderpark mit Beet und Bänken verwandelt; Grabsteine an den Wänden, biedermeierhafte Urnen und Rosetten, waren Schmuck geworden, von Zeit verwittert. Die Stadt hatte die Toten in die Arme genommen und sie hatten nicht Widerstand geleistet, gelbe Kieswege lagen geglättet über ihnen. Feine Grausamkeit, triumphierendes Wachsen, Vorgang ohne Worte, Recht zu leben, Unrecht, das kein Unrecht war, Einklang mit sich selbst — die Kraft der Umarmung war auch in mir.

An diesem Morgen wurde mir Distler gemeldet. Ich ließ ihn vor, das Verbot innerlich zurückziehend. Er brachte ein Goldstück zurück, das ich ihm geliehen hatte. Ich hörte den Klang und sah es nicht an, aber als ich es in die Tasche steckte, schien es mir klein zu sein; ich betrachtete es; es war ein österreichisches Stück, nur acht Mark wert. Distler war überrascht, er habe es von seiner österreichischen Wirtin beim Zahlen erhalten, Irrtum von ihr, der ihm entgangen sei. Er hatte, was zusammenzupassen schien, gereimt. Ich ging auf seine Entschuldigungen nicht ein, aber ich verwies sie ihm auch nicht; ich war in seiner Schuld, ihm dankte ich Erlebnis meiner selbst. Ich war mit ihm verbunden, brüderlich nicht, aber bruderhaft; durch Mahnung, nicht durch Wunsch.

Eines Tages eröffnete mir der Verleger, daß es empfehlenswert sei, die Beziehungen der Zeitung zu Distler zu lösen. Es lebte in der Stadt ein gefürchteter Journalist, der unter dem Titel „Der Wächter" ein Blatt der zuerst versteckten, dann offenen Enthüllungen herausgab, sich auf die vornehmste Pflicht seines Berufes, den Wahrheitsdienst, berief und sein Verstummen durch Inseratenaufträge erkaufen ließ. Er war Jurist gewesen und verstand Prozesse zu vermeiden. Seit kurzem begann er sich mit dem Verlag unserer Zeitung zu beschäftigen, erste Ankündigung war erlassen.

Nun hatte der Verleger Distler in seiner Gesellschaft gesehen und in ihm wenn nicht den wirklichen Zwischenträger, so doch einen möglichen Spion erblickt. Ich sollte nicht offen mit ihm brechen, aber vielleicht so verfahren, daß ich zuerst einen, dann mehrere seiner Artikel unverwendbar fand.

Ich widersprach; man verlangte ein häßliches Verfahren von mir selbst und man tat jemand, der auf Absatz seiner Arbeit angewiesen war, unrecht, man stieß ihn noch tiefer ins Elend. Der Verleger blieb freundlich, wie es seiner Natur entsprach, aber hinter seinen Augen las ich Erkaltung und den Beginn einer nachtragenden Feindseligkeit. Am nächsten Tag erteilte mir der Chefredakteur seinen Rat, der eine Warnung war. Ich verstand: der Verleger hatte beschlossen, daß nicht der Chefredakteur die Entscheidung treffen, sondern daß sie mir überlassen werden sollte, und ich begann zu ahnen, auf wie unsicherer Grundlage eine Stellung wie die meinige beruhte. Zunächst war ich noch gedeckt, die Manuskripte Distlers waren angenommen, aber um ihm unnütze Arbeit zu ersparen, mußte ich ihm einen Wink geben, ohne doch zu deutlich zu sein. Nun war der Augenblick da, die Probe auf die Klugheit zu machen, die ich mir vorgenommen hatte. Folgte ich ihr, so gab es genug Gründe, um mich vor mir selbst zu decken. Der Verleger einer Zeitung hatte ein Recht, Leute, die ihm den Interessen seines Blattes nicht zu entsprechen schienen, auszuschließen; nicht ich war der Besitzer, ich war nur angestellter Mittelsmann. Zum mindesten war es notwendig, daß Distler die Besuche in der Redaktion vermied. Ich suchte ihn auf. Eine Frau öffnete, ihre Aussprache verriet, daß sie die Österreicherin war. Distler saß am gedeckten Tisch, geleerte Bierflaschen, vielerlei Schüsseln, zum Teil geleert, zum Teil in Reserve wartend, zwei Gedecke, zwei Sessel, die warme Luft von Zigarrenrauch durchzogen. Distlers Weste stand halb offen, sein Gesicht war vom Genuß gerötet, dieselbe Üppigkeit auf den Zügen der vollen, warmblütigen Frau. Im Hintergrund das Bett war symbolische Dreingabe, diese beiden lebten wohl zusammen.

Ich änderte meinen Plan und beschloß, nicht so offen zu reden, wie ich beabsichtigt hatte. Diesem Mann ging es nicht schlecht, aber das war kein triftiger Grund, da es ihm ja auch nicht weiter gut ging. Worauf es ankam, war, daß zu vernehmbar die Philosophie auf mich eindrang, die er auf dieses Zusammenleben machte: unbekümmerte Ausnützung, Abwesenheit von feinerer Reue, Zufriedenheit mit seiner Geschicklichkeit, Anpassung an eine niedere Lage, derbe Lebensbegierde. Ich hatte keine Veranlassung mehr, den Verleger bloßzustellen, und bemerkte, ich müsse das Feuilleton einschränken und in erster Linie erschienen die Gedenkartikel überflüssig – sie bildeten seinen Hauptverdienst.

Meine Stellung dem Verleger gegenüber war also nicht mehr unmittel=

bar bedroht, aber die Warnung war empfangen und ich sagte mir, daß ich gut tue, unverdrossen zu arbeiten, um nicht wieder entwurzelt und hilflos dazustehn. Schöpferischer als jene Stunde, da ich den Brief an Baumann zur Post trug, war keine, aber einen ganzen Sommer lang war es erlaubt, sie zu wiederholen, sooft eine Stockung der geistigen Kraft eintrat. Aus Seite um Seite wurde ein Kapitel, aus Kapitel um Kapitel ein Werk, das erste Buch wuchs zusammen; das zu fühlen war ein körperlicher Zustand, wie eine Pflanze in Tag und Wochen reift, in Demut ihr Schicksal als Gesetz aller Geschöpfe empfindet.

Auf meinem Redaktionstisch lag um diese Zeit ein sorgfältig abgeschriebenes Manuskript, das, eine Reihe von Abschnitten enthaltend, dieselbe Stimmung von Zusammenwachsen und Aufbau gab. Es waren philosophische Aufsätze, die im einzelnen verständlich, im ganzen ein System waren. Der Name des Verfassers war mir unbekannt, er bat, das Manuskript abzudrucken oder es beim Pförtner zum Abholen bereitzulegen. Ich brachte zwei Monate lang in jeder Sonntagsnummer ein Stück, obwohl das Ende fehlte. Eines Tages erhielt ich die Fortsetzung: sie war in einem ganz anderen Geist geschrieben, oberflächlich, selbstzufrieden, ohne Energie; ich ließ sie liegen. Da teilte mir Distler mit, daß er der Verfasser sei und fragte, warum ich den Abdruck eingestellt hatte. Ich bestellte ihn in ein Café und ließ ihn mein Urteil wissen. Er sagte, den ersten Teil habe er in seiner guten Zeit geschrieben, als er den schönen, großen Ehrgeiz einer eigenen Philosophie gehabt hatte, und er schrieb den Unterschied seiner veränderteten Lage zu. Aber der Unterschied lag in der Gesinnung, die zuerst rein, dann niedrig geworden war.

Er antwortete, vielleicht sei es so, er habe die Geldquelle nicht versiegen lassen wollen. Ich hätte ihn aufrütteln mögen, aber die Worte, die ich gebrauchte, klangen nur lächerlich, er wollte sie nicht mehr verstehen.

4

Ich sah ihn lange nicht mehr; seine Verbindung mit jenem erpresserischen Journalisten wurde offenkundig. Da suchte er meine Hilfe. Seine Frau war mit dem Kind angekommen, unfähig sich durchzubringen, ihm die Pflicht auferlegend, sie zu ernähren. Er war von Haß gegen sie gefüllt, denn er mußte das warme Nest der Österreicherin verlassen und mit seiner Familie eine armselige Wohnung beziehen. Ich besuchte ihn, um die Frau zu sehen. Ein feines Gesicht war herb verschlossen, Jugend durch Entbehrung entstellt; es stieß ab, den starken, triebhaft gesunden Mann neben ihr zu sehn. Ich weiß nicht, ob es verständlich ist, wenn ich sage, was ich bei ihrem Anblick dachte: ich empfand, daß sie anders,

derber, weniger voll Leid hätte sein müssen, und daß es eine Schuld enthielt, nicht so zu sein – eine schuldlose Schuld, auf der härtere Strafe steht als auf der schuldigen.

Ich unterstützte sie und gab ihm zu verdienen, indes ich dem Verleger verschwieg, daß ich wieder Artikel Distlers brachte. An einem Herbstmorgen erhielt ich einen Brief der Frau, ihr Mann habe sich seit Tagen entfernt und sie wisse, daß er nie wiederkehren werde; ich möge mich des Kindes annehmen.

Ich eilte zu ihr. Menschen füllten das Treppenhaus, die Wohnung war abgesperrt, die Gerichtskommission darin. Ich war darauf gefaßt, daß die Frau Selbstmord begangen hatte, aber es erschütterte, auch das Kind tot zu finden. Sie lag in einer letzten, maßlosen Verzweiflung über ihm gestreckt, sie hatte es mit sich genommen.

Als ich zur Redaktion zurückkehrte, hielt mir der Verleger mit einer pathetischen und zornigen Geste etwas hin. Die letzte Nummer des „Wächters" enthielt eine Mitteilung über das Verbot, das er gegen Distler ausgesprochen hatte, und die Andeutung, daß sein Redakteur, also ich, sich um diese ungerechte Verfügung nicht kümmere, sondern Distler unter anderem Namen Aufnahme gewährt habe.

Ob es ein Racheakt Distlers gegen mich war, ob ihn keine Schuld traf – die Wirkung war gleich, ich erhielt die Kündigung. Sie ließ mich gleichgültig, ich vertraute auf das Buch und wurde nicht enttäuscht. Distler hatte seltsam in mein Leben eingegriffen, das enthielt eine nicht weniger seltsame Befriedigung; Begegnungen müssen sich ausschöpfen. Ich verließ D. und in vier bewegten und ausgefüllten Jahren verblaßte sein Bild.

5

Da kam, im zweiten Jahr des Krieges, ein Tag, an dem ich ihn wiedersah. Ich war eingezogen und wurde in einer märkischen Stadt ausgebildet. Bei einem Nachtmarsch hatte ich mir eine Sehnenzerrung zugezogen und mich am nächsten Morgen auf dem Revier krank gemeldet. Es bestand aus zwei Zimmern, im ersten lagen Leichtkranke, die beobachtet wurden, im zweiten fand die Untersuchung derer statt, die am Morgen sich hatten eintragen lassen. In Abteilungen von zwanzig Mann zogen wir uns bei den Bettlägrigen aus und traten einzeln in den zweiten Saal.

Während mein Vordermann untersucht wurde, stand ich auf der Grenze der beiden Räume in der Tür. Eine Bewegung hinter mir ließ mich zurückblicken. Ein Gendarm brachte einen Landstreicher, den er im freien Feld aufgegriffen hatte, ohne weiteres zur Untersuchung. Der Arzt befahl dem Mann, sich auszuziehen und nahm ihn außer der Reihe vor. Als

er seinen Namen nannte, horchte ich ungläubig auf, es war Distler. Ich hatte ihn nicht erkannt, er trug einen Bart. Dann sah ich seinen prallen, muskulösen Körper; über ein Jahr lang war er auf den Landstraßen Deutschlands der strengen Kontrolle der Polizei entgangen. Er wurde sofort dem Rekrutendepot überwiesen und ich sah ihn vom Lazarett aus, in das ich kam, beim Exerzieren.

Er hatte es nicht leicht, ein aufgegriffener Landstreicher. Einmal beobachtete ich, wie er bei der Kniebeuge nicht tief genug hinunterging; der Unteroffizier drückte ihn nieder, ihre blutgefüllten Gesichter, die in gleicher Höhe waren, starrten einander an, in dem einen war der Hohn der Macht, in dem anderen ein tierischer Haß; eine Gewalttat Distlers war eine Frage von Sekunden, da kam der Leutnant und der Unteroffizier ging ihm entgegen.

Als ich wieder in die Kompagnie eintrat, lud ich Distler zu einem Glas Bier auf meinem Zimmer ein; ich brauchte nicht in der Kaserne zu schlafen und wohnte in einem kleinen Hotel. Er hatte mir Anhänglichkeit bewahrt und redete. Seit drei Jahren war er zu Fuß durch Europa gezogen, auf den Redaktionen als Wanderjournalist vorsprechend, bei Bauern bettelnd, in Konstantinopel die Fremden führend; als der Krieg ausbrach, war er Kellner auf einem Donaudampfer. Die Ungarn hatten ihn nach Wien, die Österreicher nach Deutschland transportiert, in Schlesien war er entsprungen. Er verfluchte sein Mißgeschick, wäre das Ultimatum an Serbien einen Tag später erfolgt, hätte er sich in Belgrad in Sicherheit befunden.

Er wußte nichts vom Tod seiner Frau und seines Kindes; er erblaßte, aber diese Wallung ging nicht tief, das Blut kehrte in sein volles Gesicht zurück und mit ihm der zähe und verwilderte Trotz; die Jahre, die dazwischen lagen, mochten eine Ewigkeit sein. Er schwor, daß er sich nicht dazu hergeben werde, Kanonenfutter zu sein, und er unternahm einen systematischen Feldzug, um krank geschrieben zu werden, indem er sich wochenlang jeden zweiten Tag auf dem Revier meldete.

Da er nicht krank war, bändigte man ihn. Er gab nach, aber als die Zeit kam, wo er, zugleich mit mir, ausrücken sollte, beging er eine Gehorsamsverweigerung und kam in die Strafanstalt. Er gewann damit Zeit, aber nicht genug, eines Tages war er bei uns an der Front. Ich war aufgerückt und sein Vorgesetzter; er mußte seine Gedanken für sich behalten — ich kannte sie, er suchte eine Gelegenheit, um sich gefangen nehmen zu lassen.

Eines Tages kehrte er von einer Schleichpatrouille nicht zurück, aber als uns ein nächtlicher Vorstoß gelang, fanden wir ihn in einem Trichter, Schüsse mit den Franzosen wechselnd. Er wurde belobt und von diesem

Augenblick an wechselte er seinen Plan. Er diente willig und suchte aller Vorteile teilhaftig zu werden, die im Feld einem brauchbaren Soldaten zufallen; er schmeichelte den Unteroffizieren, suchte die Freundschaft derer, die das Essen austeilten, bewarb sich um Prämien und meldete sich bisweilen freiwillig zu einer Unternehmung, der Gefahr dadurch begegnend, daß er Vorsicht und Deckung zu einer Wissenschaft machte. Die Erfahrungen seiner Wanderjahre kamen ihm zustatten, er bewegte sich in Graben und Wald, Gelände und Hütte wie ein Tier, das den Kampf um sein Leben zu führen gelernt hat.

Er stand allein und empfing nie Briefe, aber auf einem Urlaub mußte er mit einer Frau Beziehungen angeknüpft haben, sie schickte täglich Paketchen; sie gingen eine Zeitlang durch meine Hand. Wenn ich ihn ansah, kam mir immer der Gepard im zoologischen Garten in den Sinn, zähmbares Tier, das darum seine Natur nicht verloren hat. Einmal fragte ich ihn, was er tun werde, wenn der Krieg zu Ende sei. Heiraten, antwortete er. Er war bestimmt, achtzig Jahre rüstig zu sein, aber der Krieg dauerte zu lange. Eines Tages fiel auf die Waldhütte, in der wir lagen, eine Granate, während er ein Kaninchen ausweidete, das er mit bloßen Händen im Lauf gefangen hatte. Er stürzte als erster hinaus, um Schutz zu suchen, und das war sein Verderben, er wurde abgeschossen und rollte hinab, das Kaninchen in der Hand, dessen mörderische Todesart er nun teilte.

Goethe und Carl August*

von Arthur Eloesser

Als Carl August von Sachsen-Weimar mündig gesprochen und nach Darmstadt geschickt wurde, um sich die Braut zu holen, fand er unterwegs den Freund, mit dem zusammen er mehrere Menschenalter hindurch über seine Erblande herrschen sollte. Denn daß Goethe sein Mitregent in Weimar gewesen ist, das sagen uns dort alle Bäume, die sie gemeinsam gepflanzt haben; das sagen uns alle die löblichen auf ihren Zweck schlicht eingestellten Institute für Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, die die ununterscheidbaren Bemühungen der Beiden in diesen gut gefurchten Kulturboden eingesetzt haben. Carl August holte sich den auffallendsten Mann in Deutschland, um ihn zunächst für einen Besuch in sein Ländchen mitzunehmen, das wie die meisten deutschen Kleinstaaten seit dem Dreißigjährigen Kriege kaum eine andere Geschichte als die seines Hofes erlebt hatte. Der junge Goethe war mit einem Glanz und Aufsehen sondergleichen aufgetreten; mit dem „Götz" hatte er den Deutschen einen vergessenen Gemütsschatz ihrer Vergangenheit, ein poetisches Jugendland wiedergeschenkt, und mit dem „Werther" gab er ihnen nach fast zwei Jahrhunderten ältlich trockener Pedanterie die verjüngende Vorherrschaft der Empfindung, die Allgegenwart der naturverwandten, der gelösten und von der eigenen Fülle trunkenen Seele. Das Gefühlsklima Deutschlands, von Klopstocks christlicher Freudigkeit erwärmt, war durch Goethe überheizt worden, und wie das anstößige Baden in freien Gewässern aufkam, so stürzten sich die jungen Genieanbeter mit durstender Nacktheit in diese wollüstige Flut der seelisch-sinnlichen Übererregtheit. Der angestaunte Zauberer und Quellenfinder war sofort eine legendarische Figur; über Goethes erstes Auftreten ist unglaublich viel geschrieben und geklatscht, gejubelt und gestöhnt worden: ein Narr, ein Geck, ein Titan, ein Gott! Der achtzehnjährige Herzog, von einer jugendlichen Mutter mit Mühe erzogen, eine ungebärdige und ungeleckte Kraftnatur, drängte sich an den Wundermann, wie ein junger Bär an einen jungen Löwen. Es kamen die Tollen Jahre, über die genug fabuliert worden ist, und die den unvorhergesehenen Erfolg hatten, daß Goethe seinen Herzog erzog und im Wechsel des Bändigens und Laufenlassens mit erzogen wurde; die einzige Erziehung, die ihm überhaupt geglückt ist. Als er ein Weiser wurde und die Pädagogik theoretisch verstand, hatte er die glückliche Hand nicht mehr.

Goethe war derb, Carl August aber roh, als Fürst daher um so ge-

* Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Herausgegeben von Hans Wahl. Ernst Siegf. Mittler u. Sohn Berlin.

fährdeter und gefährlicher; so fiel auf den Jüngling, dem sich ein halber Knabe, dazu noch Autokrat und blutjunger Ehemann, mit ungemessenen Hoffnungen auf dieses Bündnis verschrieben hatte, eine schwere Verantwortlichkeit. Die früh verwitwete Anna Amalie hatte ihre Umgebung, soweit eine Frau sie beheherrschen konnte, zu einem feineren geistigen Stilleben erzogen, aber die deutschen Höfe des Rokoko gehörten im allgemeinen der mit dem Schönpflästerchen französischer Form verzierten Roheit oder der Langweile oder der Liederlichkeit auf Kosten einer übermäßig tributpflichtigen Bevölkerung. Es war nicht lange her, daß etwa ein süddeutscher Fürst die bürgerlichen Ratsherren seiner Residenz auf Prunksitze nötigte, aus denen Stacheln herausfuhren, oder daß er seine Gäste nachts auf Betten legen ließ, die sich durch eine weise Mechanik plötzlich umkehrten. Die Hofnarren waren abgeschafft, aber nicht ein überliefertes fürstliches Vergnügen an Narretei, an boshaften Erfindungen der Schadenfreude, um harmlose Leute zu foppen und zu blamieren, und sogar Friedrich der Große hat sich zum Spielen nicht mit den Affen von Sanssouci begnügt.

In Weimar schien ein Rückfall gegen die gesittete frauenhafte Epoche möglich und er wurde für bevorstehend gehalten, als der mit seiner wilden Unbeständigkeit schon recht unbequeme Fürstensohn sich mit dem verführerischsten und gefährlichsten Geist der Epoche zu einer studentisch ungebundenen Kameradschaft verband. Aber Goethe war ordentlicher, dazu reicher Leute Kind, und mit den Lenz, Wagner, Klinger, Bürger nur gefühlsmäßig und literarisch verbunden stand er nicht zu der Partei der Enterbten und Empörten, die mit roter Tinte schrieben, weil sie nicht handeln durften. Auch der junge Frankfurter Patrizier hatte mit den Grafen Stolberg Tyrannenblut getrunken, aber seine Mutter, die den Wein aus ihrem Keller dazu lieferte, wußte nicht, was ein Despot sei, und wenn sie die leeren Gläser an die Wand schmetterten, fühlte er sich von seinem Freunde Merck am Ärmel gezupft. Der mephistophelische Klarseher hatte ihm vorausgesagt, daß es seine unabwendbare Richtung sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, während die anderen das sogenannte Poetische und Imaginative zu verwirklichen suchten, wobei nichts als dummes Zeug herauskäme. Goethe ging nicht als Posa nach Weimar; der Antonio in ihm war gegeben und sofort auf der Hut, als er sich in ganz fremden Verhältnissen zurechtzufinden hatte. So wird er auch nicht sinnlos charakterisiert, wenn die von der Erscheinung eines Genies aufgeschreckten Hofleute sich über seine Studentenstreiche, aber auch über seine hochmütige Steifheit lustig machen. Mehr als grob fertigte er den verehrten Klopstock ab, als der sich nach Hörensagen über eine Weimarer Mätressenwirtschaft entrüstet hatte; mit großem Takt und mit sehr offenen Augen und Ohren verhielt er sich gegen die Persönlichkeiten, die ihm an gesellschaftlicher oder

politischer Erfahrung voraus waren, gegen die Frauen des Hofes und gegen die erprobten altweimarischen Beamten. Natürlich wurde geschwärmt, geliebelt, gebummelt und gesoffen, aber man tobte nur einen Überschuß an männlicher Kraft aus und man spielte sich etwas indianerhaft in patriarchalische heroische Zeiten, zu den biblischen Erzvätern und den Homerischen Helden zurück.

„Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben!" „Unser Herzog ist ein goldner Junge!" „Er ist ein trefflicher Junge und wird, will's Gott, ausgähren!" Und dann macht er sich wieder lustig über die „sch — — ige Herrlichkeit" des Ländchens, die dem verwöhnten Sohne einer der reichsten deutschen Landschaften nicht eben imponieren konnte. Trotzdem fühlt Goethe, daß an diesem mitteldeutschen Fleckchen mehr Geschichte vor sich geht als in seiner behaglichen und politisch kaum aus dem Mittelalter hervorgetretenen Vaterstadt. Die kleinfürstliche Territorialmacht will sich zur Kulturmacht verinnerlichen, und so legt er überall mit Hand an, nicht wie ein Günstling, der verzehrt, sondern wie ein Freund, der, was er kostet, auch einbringen möchte. Nach dreiviertel Jahren hat sich entschieden, daß er bleiben wird; aus der Liebschaft mit dem Herzog kann nur noch eine Ehe werden.

Goethe baut Wege, hebt Rekruten aus, kümmert sich um Ackerbau, Forstwesen, Bergbau, nimmt auch die Bauern in Schutz gegen die blinde Jagdleidenschaft des Herzogs; er lernt jedes Ding mit kleinen Mitteln an seinem unscheinbaren mühseligen Anfang anfangen, und so lernt es auch der Herzog von ihm, nachdem er sich an den engen Wänden seiner Herrschaft reichlich den Kopf gestoßen hat. Wer über den Iphigenien-Dichter lächelt, der etwa den Rekruten Maß nimmt, stelle sich den Rechtsanwalt Goethe in Frankfurt vor, der allenfalls in den Hohen Rat der Republik aufgenommen worden wäre, um dort kollegialisch zu stimmen und überstimmt zu werden. Der kleine Fürst, wenn er nicht seine Landeskinder verkaufte und von dem Blutzins liederlichen Hof hielt, lebte damals nicht anders als ein größerer Grundbesitzer von heute, nur daß die Verpflichtung zur Repräsentation, die auch in Weimar widerspruchslos anerkannt wurde, sich mit der beständigen Knappheit an barem Gelde zu vertragen hatte. An den Pflichten und Sorgen des regierenden Fürsten teilnehmend führt Goethe zum ersten Male ein gesundes männliches Leben; aus der ungenügenden bürgerlichen Welt, die aus der Nüchternheit in die Imagination hinüberschwärmt, wird Wilhelm Meister unter die Waltenden und Ordnenden versetzt, die mit einem produktiveren Schaffen beauftragt viel näher am Anfang und Wiederanfang aller Kultur stehen. Schließlich war Frankfurt ein dumpfes Mauerloch gewesen, mit Wall und Graben eng umgürtet und mit dem Gärtchen vor dem Tor. Man wanderte zur Natur hinaus am Feierabend, am Sonntag, und sie kam zu den Städtern

hinein, um ihnen den Tisch mit den Kindern Floras zu schmücken und den Nachtisch mit denen Pomonas zu vervollständigen.

Aus dem Stadtkind wird ein Landmensch. Das sentimentale Verhältnis zur Natur hat aufgehört; Goethe weiß jetzt mit ihr auch in Prosa zu reden. Ein neues Frühlingslied an Frau von Stein bringt auch Spargel aus dem eigenen Gärtchen. Die Jagd führt ihn auf die Forstwirtschaft, von den Enziansammlern, den alten Laboranten des Thüringer Waldes lernt er die Anfänge der Botanik, und das vergebliche Bemühen um die Wiedererweckung des Ilmenauer Bergwerks macht ihn zum Mineralogen, der Naturgeheimnis nachstammelt, bis er sich in hohen Jahren so gern in Bergeinsamkeiten verliert als der Alte Merlin, „mit Urelementen befreundet". Die künftigen Goethe-Biographen können seine naturwissenschaftliche Forschung nicht mehr als einen Nebenschößling des Genius in dem Ehrentöpfchen eines angehängten kleinen Kapitels einsetzen; dieser Trieb gehört mit zum Hauptstamm, und man wird namentlich nach diesem Briefwechsel an dem Wachstum von Goethe wie von Carl August dieselben Jahresringe der Entwicklung ablesen. Aus Liebhabern wurden sie beide zu Beobachtern, zu Ordnern und schließlich zu Organisatoren der naturwissenschaftlichen Forschung.

Das Weimar Carl Augusts war ja nie ein Musenhof; der gehörte vielmehr seiner Mutter, und wenn die schönen Geister untereinander disputierten, so wurden sie oft genug von dem unbeliebten Besuch der bevorzugten herzoglichen Jagdhunde unterbrochen. Carl August hatte sich den Verfasser des Werther eingefangen, aber vor allem eine militärisch-politische Natur, und in militärischer Hinsicht über seine geringen Mittel hinaus ehrgeizig, trieb er viel weniger Literatur als etwa sein bewundertes und mit Paraden und Alarmen nachgeahmtes Vorbild Friedrich der Große. Carl August schrieb nicht und er blies nicht die Flöte, ein Landwirt und Jäger, ein Städte- und Wegebauer, der sich zwischen erst sprunghaft, dann immer bedächtiger getriebenen Arbeiten, austoben und zerstreuen mußte, weil sein Land ihm zu klein, seine Frau ihm zu zart und eine Frau überhaupt zu wenig war. Über Literatur urteilte er recht fürstlich, über Schauspiel- und bildende Kunst sehr vernünftig, immer außerhalb aller Moden des Tages, aller versucherischen Zeittendenzen, aber auch mit der Unabhängigkeit eines natürlichen Menschen, der seinen Kopf und sein Herz fragt, und wenn diese ihm keine Antwort mehr gaben, sich einfach auf das Gutachten des Dichters an seiner Seite verläßt. Carl August war auch in seinen Mußestunden kein ästhetisierender Geist, wohl aber in allen Stunden eine sinnende und forschende, eine aufmerksam mit den Sinnen einnehmende und daher der Goetheschen Frömmigkeit verwandte Natur. Den Sinnen hast du dann zu trauen: nichts Falsches lassen sie dich schauen.

Das achtzehnte Jahrhundert spielte mit der Naturwissenschaft, mit den

Montgolfieren so gut wie mit Elektrizität und Magnetismus; man wollte die Natur durch einen glücklichen Fang enthüllen, überraschen, überlisten, und es hat nie eine kindlichere Leichtgläubigkeit und ein bequemeres Feld für die Scharlatans und Glücksritter der Wissenschaft gegeben als die Zeit der Aufklärung. Carl August blieb auch hier verständig und solide, ein durch und durch sinnlicher Mensch, als Jäger, Forstmann, Landwirt zu unbefangenem Verkehr mit der Natur aufgewachsen; von seinem Pfade hatte er keine Magie zu entfernen. Der Reiter wollte ein Pferdeskelett haben, der Jäger einen Gemsenschädel, der Landwirt einen Begriff von der Wetterbildung, und als er nach dem Sturze Napoleons gleichzeitig mit Blücher die englischen Verbündeten besuchte, rühmte er nicht ohne Ergriffenheit als tiefsten Eindruck dieser Reise die Bekanntschaft mit einem fossilen weiblichen Skelett von den Kalksteinfelsen Guadeloupes. Mit Hilfe von bescheidenen aber sicheren Fachleuten wurde in Weimar ausgeräumt und eingeräumt. Die herzogliche Kunstkammer barg Kuriositäten und Ungeheuer, wie sie das siebzehnte Jahrhundert gern zusammengeschleppt hatte, einen Elefantenschädel, ein Krokodil oder einen Walfischknochen, der aber mit Schiffen bemalt war. Von dem Unheimlichen, von der Ausnahme schritt man zum Gesetzlichen, zum Typus, und es mag nicht leicht einen Fürsten gegeben haben, der seinem Freunde, noch dazu einem Dichter, von seinem Spaziergange eine tote Maulwurfsmaus zur Begutachtung mitbrachte. Die Anfänge der beiden haben etwas Rührendes in ihrer Anspruchslosigkeit; sie vergewissern sich immer erst rein freundschaftlich als Privatleute, bis sie die Staatskasse mit einem paar hundert Thalern für ein Unternehmen zu belasten wagen. Für Goethes Gartenhäuschen wird ein Thermometer und ein Barometer angeschafft; nach vierzig Jahren ist Weimar der erste Staat in Deutschland, der über ein System von meteorologischen Stationen verfügt. So baut sich ihre Freundschaft, recht sachlich und schmucklos, auf einem viel breiteren und festeren Fundament auf, als es das Verhältnis eines Fürsten zu einem Dichter allein gesetzt haben würde. Darin liegen immer Konflikte notwendiger Tragik, die aber mit dem Tasso abgetan waren.

Es sind allzu geistreiche Leute aufgetreten, die die Freundschaft von Goethe und Carl August bestreiten, weil der Herzog auch manchmal vergeblich bei seinem Günstling anklopfte, wenn der sich recht offensichtlich und absichtlich verborgen hielt. Das kommt in den besten Ehen vor. Goethe hat ungefähr alle Jugendfreunde, vor allem die Kerle, die spekulierten, hinter sich gelassen; mit dem Herzog aber als mit einem sinnenden, sammelnden und ordnenden Geiste traf er sich auf seiner grünen Weide. Carl August blieb ein Lernender und darum dankbar, wie er nie darauf Wert legte, als geistreicher oder nur als gebildeter Fürst zu

gelten. Friedrich Wilhelm IV. hat von den größten Kapazitäten, die er zu seinen Abendunterhaltungen einlud, nichts gelernt, weil er ein Besserwisser und Vielredner war. Wenn die beiden sich bei dem Anatomen Loder zu einer frisch geschälten Leiche oder zu einer Gehirndemonstration einladen, so folgt der Herzog seinem Vertrauensmann wie ein Lehrling einem erfahrenen Gesellen. Was er, selbst ein guter Beobachter, von dem Genius erwartet, das sind vor allem „die prägnanten Gesichtspunkte", die vorläufigen Summierungen, die wieder die Zweckmäßigkeit der Beobachtung steigern. So gelangen die beiden von zerstreuten dilettantischen Bemühungen zur zusammenhängenden Forschung und schließlich zur Organisation ihres Betriebes. Das heute beliebte Wort sollte über dem Kapitel stehn, das nach der „Italienischen Reise" anfängt; Goethe dankte es seinem Fürsten, weil er ungefähr der einzige war, der diese Reise zum Kulturbegriff voll verstand, und weil er seine einzige Stütze blieb, da die redlich Mitstrebenden und Fördernden zu einer unglaublich vielseitigen Beackerung aller wesentlichen Betriebe von Kunst, Geisteswissenschaft und Naturforschung aufgerufen werden sollten.

Als der Schriftsteller Goethe sein Publikum verlor, als der Forscher die träge Beschaulichkeit des „Erkenne dich selbst" verabschiedete, um sich an neu beschauten Gegenständen neue Organe aufzuschließen, stand der Herzog mit einer festeren Bürgschaft und mit einem eigeneren, unverzehrbareren Kapital hinter ihm als mit seiner jugendlichen Schwärmerei für den glänzenden Apostel einer genialen Freiheit. Carl August, der Jäger, Landmann und Wegebauer, hat in Goethes Gesamterscheinung ganz gewiß eine viel tiefere Einsicht gehabt als irgendein Lavater oder Fritz Jacoby, eine instinktivere gewiß auch als Schiller, der sich das ihm Entgegengesetzte mit einer literarischen Anstrengung erst vorhalten und darstellen mußte. Es konnte nur ein Freund, ein Blutsverwandter sein, dem sich Goethe bei Eröffnung der Farbenlehre mit dem Jubelruf an die Brust warf: ich darf mich ein Kind des Lichtes nennen. Sie hatten dieselbe beständige Liebe und dieselbe fromme Unenttäuschbarkeit, ob sie ihre bescheidenen Experimente anstellten oder jeder von seinem Hause nach dem Zug der Wolken sahen, verzagt vor diesem unfaßbarsten aller Naturspiele und immer wieder in der tröstlichen Erwartung, daß sich auch hier eine Gesetzmäßigkeit offenbaren muß. „Wissen wir doch nun, von wannen der Wind fährt, und wohin er weht," so ruft Carl August mit einer frohlockenden Wendung gegen das von allen Sonntagspredigern so gern bemühte Bibelwort, um dann wieder mit einem wahrhaften Schmerz zu resignieren, da die Nordpolfahrer und Südseeforscher mit neuem Wissen neue Ungewißheit zurückbringen. Es ist ein Goethe-

sches Gebet, wenn er zu Gott hofft, er möge ihn in „dieser verworrenen Wissenschaft" auf seine alten Tage noch einige Klarheit erleben lassen.

Carl August war vielleicht der vorurteilsloseste, unbefangenste, natürlichste Mensch, den Goethe für sich gewonnen hat, und der nachgelassene Freund meinte es recht wörtlich, wenn er Eckermann am Schluß einer bedächtig rundenden Charakteristik notieren ließ, daß der Höchstselige eine dämonische Natur gewesen sei, ein elementarisches von seinen Organen mit tierhafter Sicherheit bedientes Instinktwesen mit einer gewaltigen Kraft der Abwehr gegen entsinnlichte Geistigkeit wie gegen die theoretische Reglementierung des Sittengesetzes. Goethe nennt ihn eine dämonische Natur und dazu eine produktive, die sich nur in höchst persönlicher, nie aber in egoistischer Tätigkeit auswirken konnte. Ihr Verhältnis verharrte in stiller Fruchtbarkeit, weil es jede Rivalität ausschloß, weil es von keiner Seite durch einen abtragenden Egoismus abgebröckelt werden konnte. Der unegoistischste und deutscheste, um Schein und Glanz unbekümmertste Mensch hatte das Glück, auf einen Mann rechnen zu dürfen, der weder für sein Fortkommen, noch für seinen Ruf, noch selbst für seine Eitelkeit zu sorgen hatte, der sein überkommenes Erbe ausbauend nur Erfolge höchst sachlicher und wirklicher Natur finden konnte. Ich bin ihm, was ich ihm sein kann, und er ist mir, was er mir sein kann: diese elastische Formel des jungen Goethe hat ein Verhältnis von ganz einziger Gesundheit über fünfzig Jahre getragen. In einer etwas zu geistreichen Anmerkung meint Herman Grimm, daß Goethe im schriftlichen Verkehr trotz den Feierlichkeiten seines Kurialstils immer von oben, der Herzog dagegen trotz seiner suveränen Jovialität immer von unten spricht. Die Fürsten tun das nun einmal nicht. Wohl aber hat sich das Verhältnis für uns Nachbetrachtende so umgestellt, daß Goethe einerseits als der erste weimarische Staatsdiener auftritt, daß aber andrerseits der Herzog gegen Goethe nur den zeitlichen Herrn über eine Territorialmacht, über ein weltliches Konklave bedeutet, von dem aus ein geistiges Universalreich verwaltet wird. Die Kirche ist größer als der Kirchenstaat.

Ich bin ihm, was ich ihm sein kann, und er ist mir, was er mir sein kann: diese Formel erlaubte und forderte allerdings, daß das sachliche Verhältnis zwischen den beiden von Zeit zu Zeit revidiert wurde. Goethe gab die Beschäftigungen ab, die nur noch eine mechanische Fortsetzung verlangten, und er übernahm neue Verpflichtungen, die seiner persönlichen Produktivität bedurften. Diese Vorschläge vollzogen sich allerdings in den Formalien eines gehorsamen Vortrags, aber wenn man von dem burlesken Theaterkonflikt absieht, wo der Herzog mit einer suveränen Entscheidung zuvorkam, so hatte Goethe allerdings eine gehorsamste Art, seine Wünsche zu motivieren, gegen die es keinen Widerspruch gab. Es

hat der Form nach heute etwas Beängstigendes, wenn der Minister Goethe mit weitläufiger Begründung etwa um einen Urlaub bittet, aber gerade Goethe hat diese Form zu seinem Selbstschutz gewollt, und man versöhnt sich mit diesen Kurialien durch die stets wiederholte Feststellung, daß Goethe dem gnädigen Serenissimus auch nicht eine Viertelstunde seiner Zeit bewilligt, die er nicht für nützlich angewandt halten mußte.

Allein diese strenge Abwehr, diese eifersüchtige Verfügung über den Besitz der Stunde beweist, daß es einen Hofmann Goethe nie gegeben hat. Nur in der Zeit vor der Italienischen Reise, in den Tollen Jahren, die man vielmehr die der Erziehung nennen sollte, hatte Goethe seinem Fürsten vorbehaltslos zur Verfügung gestanden. In dem denkwürdigen und durchaus programmatischen Briefe aus Neapel, mit dem er den Fürsten gleichsam mündig sprach und sich selbst nach abgeleistetem Vasallendienste wieder als Künstler feierlich einsetzte, hatte er ihm anspornend zugerufen: „Mein einziger Wunsch war, Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen." Und diesem Wunsche entsprach die andere Erwartung, die Forderung, nun auch Herr von dem Seinigen zu bleiben, so weit er es abgrenzen würde. So gelang es Goethe, die Gefahren der Enge und Nähe zu vermeiden; freiwillige Gebundenheit sicherte ihm die Freiheit. Auf Grund von Berechnung, Rücksicht und Gewohnheit verkehrten die beiden schließlich wie zwei alte Nachbarn, die sich nicht täglich die Hände zu schütteln brauchen, aber es mag wohl kaum eine ernstere Sorge seines Staats- und Familienlebens gegeben haben, mit der Carl August nicht zu seinem ältesten Freunde und erprobtesten Ratgeber gekommen wäre. Goethe tritt bei besonderen festlichen Anlässen als Hofdichter auf, aber nach diesem Briefwechsel gehört er zur herzoglichen Familie; die Kinder der beiden Häuser spielten ja auch zusammen. Da Carl August eine erwachsene Tochter stirbt, ergeht an Goethe ein Notruf des geschlagenen Vaters: „Komme morgen früh um zehn Uhr zu mir und erleuchte mich in der Trübe!" In solchen Augenblicken waltet der Dichter wie ein Beichtiger oder wenigstens wie ein Seelsorger. An seinen bestallten Hofprediger hätte sich der Herzog nicht gewandt, auch wenn es ein Herder war, den er überdies nicht leiden mochte. Eine unkirchliche Natur war er so gut wie Goethe, höchstens daß ihn im Alter einmal das Bedürfnis nach der „fein äußerlichen Zucht" einer Graunschen Passion aus seinen Knabenjahren heimsuchte. Seine Erbauung in einer Hiobsstunde fand er nur bei dem Freunde, der zu religiös war, um eine Religion zu haben, und mit dem er Gott nicht bei Namen zu nennen brauchte.

„Alter Freund und Waffengefährte" spricht ihn der Herzog einmal an; die beiden hatten zusammen etwas durchgemacht und manche Narbe davongetragen. Die Briefe des Herzogs aus den ersten zehn Jahren, die Goethe vernichtet hat, muß man sich gewiß voll von Übermut und Unmut

und von unbeherrschten Gefühlsentladungen vorstellen. Später schweigen sie wie Männer über die Selbstverständlichkeiten der bloßen Empfindung, worin ja Goethe besonders geübt war. Es bezeichnet wie vieles die gegen seine innere Weichheit geübte Strenge, daß er nach der Katastrophe von Jena die ersten spontanen Briefe zerreißt, allerdings nicht ohne anzudeuten, was an stillender Klage da hinein geflossen war. Dafür gibt er beruhigende Nachricht aus ihrem gemeinsamen kleinen Reiche, daß der Park an der Ilm nicht allzu sehr gelitten habe, und daß die Bibliothek wie das Mineralogische Kabinett vor den plündernden Franzosen gerettet worden seien. Auf die Pflicht der Selbsterhaltung wie auf die Verantwortlichkeit vor seinem Herrn gestellt, machte er eine heilige Willensanstrengung, um das deutsche Kulturgut in stiller Weiterarbeit für die kommenden Zeiten zu retten.

Goethe war keine politische Natur, und als dieser Weltkrieg ausbrach, blieb er wieder zu Hause, während wir uns unter den Befehl des Kategorischen Imperativs stellten und mit Kleist, Arndt, Fichte ins Feld rückten. Nach drei Kriegsjahren ist Weimar mindestens so stark wie Potsdam geworden, und mit einer glücklichen Überraschung fühlen wir, daß der ruhige und häusliche Goethe vielleicht stärker als je wieder in uns arbeitet. Er kämpft nicht für uns, wohl aber wir für ihn; das mag auch die Gesinnung von Carl August gegen den in Weimar verbliebenen Statthalter gewesen sein. Der Herzog war preußisch gesinnt, seit der Zeit des Fürstenbundes, Goethe war aber nur „Fritzisch" gesinnt gewesen, und wenn er auch seinen Briefen nach den Plänen des Herzogs mit zustimmender Aufmerksamkeit folgte, so dürfen wir uns nicht mehr einbilden, daß der Dichter seinen Fürsten zu diesem frühesten Versuch einer Einigung Deutschlands ohne Österreich irgendwie inspiriert habe. Hier brauchte ihn der Herzog nicht, der schon im Jahre 1785, wie Droysen ohne Übertreibung sagen darf, ein „deutsches Programm" aufgestellt hat, der den Patriotismus der deutschen Reichsstände gegen die usurpierenden Mächte Europas aufrief und sich überhaupt in diese Kabinettspolitik mit einem leidenschaftlichen, den Geist von 1813 vorwegnehmenden Idealismus hinein warf. Goethe folgte seinem Herzog als weimarischer Staatsdiener, aber als Deutscher ging er ihm nicht voran, wie der Dichter des „Götz" als Sohn der privilegierten Reichs- und Krönungsstadt sich immer eine gewisse Anhänglichkeit an das Kaisertum erhielt. Über Frankfurt hinaus war das schlummernde alte Reich seine Heimat mit der unendlichen Vegetation verschiedener politischer Bildungen, denen er wohl nichts Besseres als ein stilles Fortschreiten der inneren Kultur wünschte.

Aus diesem Traum weckte ihn die Revolution so hart, daß sie ihn geradezu mit einer Störung seines Innenlebens bedrohte. Goethe sagt selbst, daß die Revolution seine produktiven Kräfte jahrelang matt

gesetzt hat. Auch hier standen der Fürst und der Dichter trotz der gemeinsamen Campagne nicht auf demselben Boden. Carl Augusts militärisch-politische Natur machte sich schon im Anfang der Ereignisse auf einen französischen Imperialismus gefaßt, dem man zuvorkommen müsse, und er fand seine frühen Befürchtungen durch die Erscheinung Napoleons bestätigt. Goethe fühlte sich der Revolution wie einem Naturereignis wehrlos ausgesetzt; er verdammte sie aus einem ethisch-ästhetischen Erschrecken, wie er den Neptunismus verwünscht, weil er nicht wollte, daß Natur oder Geschichte so gewaltsam gehandelt haben sollten. Goethe war in einem Grade Deutscher, daß jede Politik der Begriffe, der fordernden Theorien ihm widerstand; für ihn bedeutet der Mensch ein natürliches, aber kein absichtlich herzustellendes Wesen, und die Robespierre und St. Just hatten wohl vor seinem ästhetischen Urteil keine menschlichere Gestalt als die schlotterichten Lemuren bei ihrem Totengräbergeschäft. Für Carl August wurde die Erscheinung Napoleons eine Bestätigung seiner politischen Befürchtungen, für Goethe die Beruhigung seiner ethischen und ästhetischen Ratlosigkeit. So wie er sich Fritzisch genannt hatte, ohne im geringsten preußisch zu sein, fühlte er Napoleonisch, ohne französisch zu werden. Aus der Anarchie der Prinzipien, aus der tönenden Leere der Schlagworte tauchte ein Haupt, eine Persönlichkeit auf, an die er sich halten konnte als an die lebendige Voraussetzung aller Produktivität. Napoleon haßte die Ideologen, weil er sie für gefährlich hielt; Goethe verabscheute sie, weil sie ihm unfruchtbar, unmenschlich schienen. Sein „gegenständliches Denken" wurde sich des Zusammenhanges zwischen Ponderabilien und Imponderabilien nicht bewußt, und er schätzte die offenbarte Kraft einer kühnen Exekutive, um die Kräfte sammelnde und befreiende Wirksamkeit der Legislative zu unterschätzen. Eine gute Verwaltung war ihm lieber als die beste Gesetzgebung; insofern blieb Goethe ganz ancien régime, rein praktisch und prinzipienlos. Faust will auf freiem Grund mit freiem Volke stehen, aber zuvor bringt er Philemon und Baucis um ihr Häuschen.

Trotz einem starken Bewußtsein fürstlicher Berufung war Carl August weniger Autokrat als sein erster Minister. Nach den Freiheitskriegen, da Goethe die Deutschen zum ersten Male wenn auch durch einen Haß vereinigt gesehen hatte, beeilte er sich, seinem Lande die verheißene Verfassung zu geben; so handelte er wieder als wahrhaft „patriotischer Reichsstand". Wir wissen gar nichts davon, daß Goethe sich um die Verleihung der Konstitution irgendwie gekümmert hat; wahrscheinlich war ihm das mechanische Verfahren der Abstimmung und die Addition einer Mehrheit so fremd und feindlich wie etwa die Herrschaft der Mathematik über die Optik. Wir erfahren aber aus diesem Briefwechsel, mit welcher Unbefangen-

heit sich der alte Dichter gegen die neugeborene Preßfreiheit benehmen wollte, als sie durch einige Angriffe der Okenschen „Isis" gegen auswärtige Behörden zum ersten Male auf die Probe gestellt wurde. In der ganzen Korrespondenz der beiden alten Waffenbrüder gibt es keine erregtere und ungehemmtere Äußerung Goethes als die amtliche Begutachtung, mit der er für die sofortige Unterdrückung des Blattes eintritt. Hier verläßt er sich wiederum lieber auf die Polizei als auf die Justiz, wie er es geradezu für unschicklich hält, daß über eine so große Frage nicht der souveräne Fürst nach Beratung mit seinen Ministern und Landständen entscheidet, und wenn der Herzog ihm gefolgt wäre, so hätte er einen offenbaren Verfassungsbruch begangen. Carl August ließ sich von Goethes konservativem oder patriarchalischem Radikalismus nicht hinreißen, wie er auch während der Demagogen-Verfolgungen den reaktionären Zumutungen der Heiligen Allianz recht mannhaft widerstanden hat. Hier war Carl August der Staatsmann, zu seinem Jahrhundert gehörig, und Goethe der „Staatsdiener" alten Stils, welches Wort er so gern, wenigstens auf deutsche Verhältnisse, anwendet. Der handfestere Begriff der Regierung verschlang ihm die Idee des Staates, so daß er dem Verfassungsleben nicht die Möglichkeit der Produktivität zuerkennen konnte.

Nach den Freiheitskriegen fühlte er sich wieder der homunkelhaften Altklugheit und kahlen Häßlichkeit der Ideologen ausgesetzt, nicht als ob er ihr Ziel, das der deutschen Freiheit an sich verworfen hätte. Er sah sie kommen, aber er wollte nicht, daß eine Notwendigkeit der nationalen Kultur auf den Rädern der Politik daher fuhr. Man sollte nur Chausseen und Eisenbahnen bauen, einen einheitlichen Münzfuß einführen und die innerdeutschen Zollgrenzen aufheben. So sieht Goethe den deutschen Zollverein voraus, wie Carl August ihn schon einmal im Geiste begründet hatte, als er für das Gebiet des Fürstenbundes eine ökonomische Einigung und sogar ein gemeinsames Gesetzbuch forderte. Goethe ging noch weiter, wenn er sich den Rhein-Donaukanal ausdachte und wenn er die Durchstechungen der Landengen von Suez und Panama als seine Lieblingsträume hinterließ, mit denen sich die Menschheit beschenken sollte. Wobei es ihm unerheblich schien, wer diese Machtpunkte besaß. Goethe hatte die engsten und willkürlichsten, weil rein praktischen Gesichtspunkte gegenüber der politischen Theorie, er hatte die weitesten, idealsten und gesetzmäßigsten gegenüber der praktischen Kultur. Vielleicht erweist sich wie so oft, daß er hinter uns zurückgeblieben schien, während er uns in Wahrheit überholt hatte, so daß wir ihn auch auf diesem Gebiete nur im Vorwärtsschreiten finden können. Wir werden dem Unausschöpflichen auch hier noch Frist geben müssen und die stolze Warnung des Greises nicht überhören dürfen, der in der Abwehr zeitlicher Zumutungen von sich sagen durfte: da ich in Jahrtausenden lebe...

Gedichte aus der Gefangenschaft
von Hermann von Boetticher

Kriegsjahreswende 1915 auf île-longue

Ein Jahr geht jetzt herum, ein ganzes Jahr, ihr Brüder,
Und eines stampft heran, – wer kann's von euch erfassen! –
Ohn' daß auf ihn wie Wolkenbrüche nieder
Gefühle brausten bis zu kaltem Hassen.

Selbst die von euch, die schlafen nur und prassen,
muß Ahnung überkommen und Erbeben
von dem Gewichte dieser berstenden Sekunden.
Hoch steht auf einem Gipfel jetzt das Leben,
aus Tod und Schmerzen in das Nichts gewunden,
und abwärtsstürzend wird von ihm Geschichte
aus dem, was war, in neues Sein gebunden.

Wir stehen hier, Gefangne, abseits, ferne,
Ohnmächt'ge, scheint es, tatenlose Wichte,
und können nicht, so wenig wie die Sterne
eingreifen in der Tage waffenstarr'nde Dichte.

Doch Brüder, still, auch wir
sind Söhne dieser Zeit, und wie die Himmelswandrer
trifft uns nicht Schuld, wenn wir in andrer
Form und Art als jene in der Mitte wirken.

Wenn wir nur zugehörig sind, ihr, dieser Stunde!
so ganz, so tief, wie auf dem breiten Feld in Polen
die Männer, die im Blut bis zu den Knöcheln,
die dunklen Blumen von ihr küssen und verröcheln.

Genesung

Ein Leid stand auf,
so groß und dunkel,
daß es mein eigenes bezwungen,
die Trauer schütt' ich ab,
und unter Lichtgefunkel
sind alle Wände um mich eingesunken.

So eitel Freud ist nie in mir gewesen,
der Strom bin ich, der an dem Meer genesen.

Erfüllung

Der Himmel ist so still und weich
wie einer Frau Gesicht,
der Mond an seltnem Glanz so reich
wie eines Herzens Licht.

Die Insel liegt frei in der Bucht
wie Tod in Ewigkeit,
kein Laut im All den Bruder sucht,
kein Licht die Helligkeit.

Des Lebens dunkle Palmen stehn
um mich wie Sterne viel,
ich laß sie, lächelnd, in mich sehn
und atme tief und bin am Ziel.

Gebet

Laß mich einmal, Herr meiner Seele,
mit gezücktem Degen
hinstürzen in der ewigen Feinde Getümmel,
von Wunden verschüttet
in blutblitzendem Regen
einmal eintreten
in deinen tatgepanzerten Himmel —
und dann sterben!
den Blick zum Zenith, die Hände gekreuzt hinterm Haupt,
als einen, der an des Staubes Erfüllung geglaubt.

Vision

Unter dem offenen Himmel,
im freien Felde,
sah ich auf einem umgeworfenen Steine
einen Mann,
das hutlose Haupt gestützt in die zerrissene Hand
und den Blick gerichtet in die dahinstürmenden Wolken.
Kein Schimmer des Lichts kam durch die Nacht
und seiner Stummheit antwortete nur in den Urlauten
der Welt der Wind.

Aber tief unten im Tale schlief friedvoll die alte Stadt.
Von dem Brunnen am Markte schien vertraulich und gelb
eine Laterne in ein fenstergeöffnetes Zimmer.
Sanft wurde vom Winde hier nur bewegt der Vorhang
und in dem halbbeleuchteten Bette regte sich Mensch an Mensch.
Der eine flüsterte im Schlafe und griff mit der Hand
suchend in den verdunkelten Raum
und barg dann tiefer den Kopf an der warmen Brust des andern;
ein inniges Wortpaar kam ruhig zurück,
schwebte gleich einer Ampel über dem Lager,
und beider Leiber schmiegten sich beseelender in Eines.

Von der Eintracht duftenden Mitte des Zimmers
ging ein Ton hinüber
über die Dächer der Stadt
auf das Feld
zu dem einsamen Manne:
Lieber, hebe das Haupt,
besiege den Schmerz mit der lösenden Fülle der Tränen
und kehre zurück zu den Menschen!"

Doch tiefer nur senkte sich das bleicherwerdende Antlitz
in die stumme Nacht über der Erde.
Die dunklen Wolken stürmten weiter dahin
und der Himmel allein hielt Zwiesprache
mit dem ihm verfallenen Manne.

Rundschau

Walther Rathenau
von Hermann Stehr

Ehe eine neue Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihres Weges gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie — erführe man bald, wohin die Zeit hinaus will. Aber das tut man nicht! Man nennt jene Vorläufer Unruhstifter, Verführer, Schwärmer und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr als sie gebraucht und verlangt.

Dies sind Worte Ludwig Börnes, der, zu Unrecht fast ganz vergessen, sie zwar politisch gerichtet, aber rein menschlich gemeint hat, und die immer ihre Gültigkeit behalten werden, weil das Sinnbild menschlichen Wesens, das wir mit dem abstrakten Namen Zeit bezeichnen, etwas ist, das sich immer im Übergang befindet. Wir sind aus dem Zwang unserer inneren Beschaffenheit, ich meine der geistigen, genötigt, uns den Ablauf der äußeren Welt als eine linear verlaufende Bewegung auf ein bestimmtes, übrigens nicht strikt bezeichenbares Ziel zu denken. In diesem Sinne reden wir von Vorläufern, obwohl, wenn die Jahrhunderte überblickt werden, die Männer der Erfüllung bald auch aussehen nur wie Vorläufer. Das Erreichen würde das Ende der Menschen bedeuten. Und so fahren wir fort, immer neue Schienen an das alte Geleis zu legen, in der irrigen Meinung befangen, all diese Unruhe, Qual, der Gram, die Leere seien zu beheben, wenn die Menschheit zwar nicht mehr, wie man früher glaubte, eine bestimmte Gegend der Erde, das verloren gegangene Paradies, erreichte, aber doch durch die Organisation materieller Realitäten alle menschlichen Ansprüche zu befriedigen imstande wäre. Aber wie Christoph Columbus auszog, den Himmel auf Erden zu finden und nur Amerika entdeckte, so wird für die Menschen jedes erreichte Ziel

immer zu einer Enttäuschung ihrer Erwartung und sie müssen auch, um im Bilde zu sprechen, die Wahrnehmung machen, daß sie vor dem Hause nach Feuer pinken und hinterm Hause die Flammen aufschlagen. Doch die Menschen ermüden nicht, stets einen neuen Galilei, Kepler, Swedenborg mit der Not ihrer Enttäuschung und Sehnsucht innerlich zu beladen und ihn anzufeuern, nach einem Ziele zu suchen, das endlich die tausendfältigen Beschwerden von ihnen nimmt.

Ich stehe nicht an, Walther Rathenau, der in diesem Monat seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, unter die Schar der erlesenen Männer zu rechnen, die wirklich den Beruf haben, uns nicht nur alte Spinnweben vor den Augen wegzuwischen, sondern zugleich Tiefe, Liebe und gründliche Kraft genug besitzen, den Menschen auf der Welt der Erde, der Menschen und in der Welt seines Innern neu zu orientieren.

Walther Rathenau spricht in einem seiner drei Hauptwerke in Rücksicht auf den inneren Zustand des Menschen und auch im Hinblick auf dessen Auswirkung von der Polarität und meint damit die angeborene Form der Innenorganisation. Er bezeichnet das Problem, das Emerson und vor allem Goethe deutlich erschaute, nicht näher, zielt aber wohl auf die Unterscheidung der Menschen ab, in solche, die entweder die Welt von außen nach innen oder umgekehrt schauen. Ohne den Menschen der einen oder anderen Kategorie einen Vorrang wegen ihres grundständig anders eingestellten Blickes zuzusprechen, ist doch von Anfang der Weg gespalten, auf dem die Menschen zu einer ordnenden Erkenntnis der Welt gelangen können. Wenn man will, kann man die einen Empiristen, die anderen Spiritualisten nennen, je nach dem die äußere, sinnliche oder die innere, spontane Rezeptivität größer ist. Und so müssen beide aus angeborener Beschaffenheit, wenn sie bedeutende, über ihre Zeit ragende Geister sind, entweder durch die Fülle der äußeren Tatsachen zur inneren Einheit dringen oder ihrer inneren Grundwahrheit durch die systematische Schlichtung und Klärung der äußeren Welt objektive Gültigkeit zu erwerben bestrebt sein. Doch wie alles Denken extrem, verhüllt oder deutlich, je nach dem Temperament, stets „entweder" „oder" sagt und oft am leidenschaftlichsten, fast verzweifelt, wenn es so tut, als ob es weder das eine noch andere sagt, sicher, so ist es nicht minder sicher, daß wir diese Anomalien, die wir brauchen, um uns einander etwas deutlich zu machen, nie so einseitig, radikal in der Welt der Dinge, der Natur, auch der inneren Struktur des Menschen finden. Und so gibt es den reinen Empiriker und den reinen Spiritualisten nur in unserer Fiktion, wie „den Menschen", „den Mann", „das Weib", „das Tier", „die Pflanze" und so weiter. Allein inmitten der unendlichen Fülle der Modalitäten können wir uns nur durch Aufstellung äußerster Relativitätspunkte helfen. Also gibt es

Spiritualisten von einer sinnlichen Geistigkeit und einer solch sicheren inneren Ordnung, die es getrost wagen können, ihr System zur Klarheit zu bringen, ohne es je aufzustellen. Man denke an Emerson und Nietzsche, man denke höher hinauf an Goethe oder im Religiösen an Ekkehard. Ein Geist dieser Art ist Walther Rathenau. Man wird in seinen drei Büchern trotz der ungeheuren geistigen Vitalität, schärfster Präzision und eherner Monumentalität vieler definitiver Prägungen wohl im Vorbeigehen, achtlos ergriffene Ansätze zu einem System, doch nie das Rathenausche System finden, mit klug gestellten Prämissen, säuberlich vorbedachter Antithetik, kurz, dem ganzen Gerippe der Gelehrtenwissenschaft. Seine Fülle ist zu groß, er braucht nicht die gehefteten Faszikel, um den sinnfälligen Eindruck des Reichtums hervorzubringen; seine Sicherheit gleicht der eines starken Stromes, dessen Macht ihm von selbst den Weg zum Meere weist. Außerdem ist seine Weisheit von Grund aus skeptisch gegen den Intellekt, den er doch messerscharf zu handhaben versteht, denn er weiß nicht nur, daß alles Beweisen Überreden und Täuschung ist; er weiß, daß ein Mensch berufen ist, Wahrheit zu zeugen, nicht weil er sie *denkt*, sondern *erlebt* und *erschaut*; weil die Welt, die er im Geiste fühlt, ihm wirklicher ist, als die er mit Augen sieht. Er besitzt die Sicherheit, daß auch im Gebiet des Gedanklichen die seelische Überzeugungskraft eines Satzes, eines Systems unabhängig von der Dialektik besteht. Denn die innere Wahrheit eines Gedankens beruht nicht im Gedanklichen, das nur ein Ritual, eine Form der Seele ist, eine ihrer unendlich mannigfaltigen Modalitäten der Gestalt.

Zudem wird ja auch das tiefgegründetste, folgerichtigste, abgewogenste System, sei es im Raume des Geistigen, des Sozialen oder Religiösen an seiner äußersten Peripherie, meistens aber schon eher, gerade dort also, wo es ohne Bruch in die Welt des Kosmischen sich einfügen müßte, zum Widerspruch seiner selbst, wenn dessen Schöpfer nicht schon vorher, wie etwa Spinoza, diese Widersprüche durch subjektive Umbiegung von Grundbegriffen beseitigt hat. Sonst laufen die an sich unantastbaren Wahrheiten und Kostbarkeiten Gefahr, gerade durch das System, dem sie dienen sollten, entwertet oder ins Zweifelhafte gerückt zu werden.

Dies scheinen einige von den Gründen zu sein, warum Rathenau seiner Kraft nicht gestattet hat, sich in dem Korsett eines Systems darzustellen. In unserer Zeit lagen ebensowenig widrige Hemmnisse als Förderungen zur Aufstellung eines Systems und diejenigen, welche ihm darum einen Vorwurf machen möchten, sollen bedenken, daß die Gesetze nicht den Moses machen, der Sinai nicht den Herrgott und daß ich nicht schon einer großen Ernte sicher bin, wenn ich mit einem großen Wagen daherfahre. Nichtsdestoweniger scheint es manche Männer aus der Gelehrten-

zunft zu kröpfen, daß ein Außenseiter und noch dazu nicht nach den abgezählten Tabulaturschritten der Kaste mit suveräner Unerschrockenheit und so bedeutendem Erfolge ein Gebiet betritt, das nur ihnen gehörte, und sie kleiden den Unwillen über Grenzverletzung in den wenn auch versteckten Vorwurf der Systemlosigkeit. Das Nörgeln aus jener mampfigen Luft setzte schon bei seinem ersten Buche der Kritik der Zeit ein, aber mit gereckten Schultern, immer heiterer, setzte Rathenau seinen Weg in Schritten fort, die er nicht erlernte, atmete mit Lungen, die er sich nicht auslieh und sah sich mit Augen in der Welt um, die noch den ursprünglichen Blick besitzen, die nicht durcheinander, sondern viel auf einmal sehen. Und da ich dabei bin, sei bald jetzt schon auf Rathenaus verblüffende Kraft des vereinfachenden Blickes hingewiesen. Jene seltene Fähigkeit muß so genannt werden, welche imstande ist, verwickeltste, nur subtilster Fach-Gelehrsamkeit zugängliche und auch dann kaum schlichtbare Fragen als so leicht lösbare Verwickelungen spielend zu entwirren, wie sie uns am Tage zehnmal durch die Hand laufen. Wie werden die Sozialisten marxischer Prägung erstaunt sein, als er ihre Grundlehre von der Schädlichkeit des Kapitalismus und der Vereinigung aller Mittel in einer, nämlich der Staatshand, als vollkommen wirkungslos und nichtsverändernd erwies und daß wohl eine Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaft, nie jedoch für einen Großstaat mit seiner allseitigen Weltverbundenheit die Abschaffung des Kapitalismus möglich sei, weil man der Produktion damit ihre notwendige Beweglichkeit und schnelle Einstellung in veränderten Bedingungen raube. Die Entlarvung der Lehre von der Notwendigkeit des Luxus als sittlichem Ansporn des Strebenden, aus ästhetischen und wirtschaftlichen Gründen, an der in Wahrheit niemand zu rütteln wagte, ist ebenso der Beweis eines Auges, das durch alle Hebelübertragungen und Kraftumwandlungen eines verwickelten wirtschaftlichen oder Lebenskomplexes die einfachen, lebendigen Wesensgebärden sieht.

Diese Unbestechlichkeit, ich will sagen genialische Naivität des geistigen Blickes, sie bildet aber auch die Veranlassung, daß er sich an keine Partei der Lehre, sondern nur an die ewige Partei des Göttlichen im Menschen mit Leidenschaft hingeben konnte. Denn noch der Hauptkampf gegen den schlimmsten Feind der gegenwärtigen Menschheit, die Mechanisierung, führt er weder mit dem Fanatismus eines Pfaffen, noch der Einseitigkeit eines sittlich Besessenen, sondern bei aller Leidenschaftlichkeit seines starken, unerschrockenen Temperamentes mit der maßvollen Einsicht eines Weisen, der von der Notwendigkeit, ja Nützlichkeit der Irrtümer des Individuums ebenso überzeugt ist, wie von der unausweichlichen Notgedrungenheit gewisser Verirrungen der Kollektivpersonen, seien sie nun Staat, Kirche oder ein industrieller Großbetrieb. Er sieht das Heraufkommen der Herrschaft

des Prinzips der Mechanisierung in den physikalischen, geographischen Bedingungen der nördlichen Breiten und der Dichtigkeit der Bevölkerung, sowie einer sittlich-geistigen Wesensart, die imstande ist, technisch-methodische Hilfsmittel zu schaffen. Aber welche Flammen der Abneigung, der Bitternis, ja des Grauens auch bei der Betrachtung dieser Verranntheit ins rein materiell Zweckhafte „solcher Satanskräfte" bei ihm uns auch mit Recht erschüttern, Rathenau wird nie, selbst darin nicht, der einseitige Anachoret, der benommene Puritaner, der glaubt, die Menschheit rutsche nun rettungslos über diesen einen Abhang hinunter. Nein, er erkennt in diesem Moloch, der den Leib des Menschen umwandelte, alles, seine Sitte und sein Ethos verkehrte, Religion, Kunst und Staatsverfassung entheiligte, verderbte, aussog, doch den einzigen Hebel gegen die Schwerkraft toter Massen. Denn individuelle Bedürfnisse kollektivistisch geäußert werden anonym und bedürfen anonymer, namenloser Mittel zu ihrer Abstellung. Und ebenso klar ist es ihm, daß man diese Schattenkugel, in der sich die Menschheit weiterrollt, nicht beiseite schleudern kann, weil man dann die Menschheit beiseite schieben müßte. Er macht uns deutlich, wie dieses Gewebe mechanischer Bedingtheit und Verstricktheit gerade durch seine Kulmination zur Zweckhaftigkeit der Allgemeinheit die individuelle Utilität ihre ideelle Heiligsprechung und Erlösung vom Egoismus zum Altruismus findet. Denn in der Verneinung des materiellen Zweckwahnes gerät er nicht in den Widerspruch der sozialistischen Idee, die Schäden des Besitzes durch ständische Umschichtung des Besitzes oder durch einfache Einkommenserhöhung zu erreichen, weil, etwa durch die Erhöhung des Maximaleinkommens um einhundertvierzig Taler die Massen nicht seelischer gemacht werden. Denn mechanistische Mittel helfen nicht gegen mechanistische Übel.

Als Rathenau das Problem der Mechanisierung in seiner Kritik der Zeit das erste Mal historisch ableitete und in seiner individuellen und sozialen Wirkung allseitig aufzeigte, erschütterte er die Menschen, auch die geistigen jener Jahre, tief; aber diese Getriebenen, Überreizten, Unsteten wehrten sich gegen den sittlichen Ernst der Forderung und paralysierten den Eindruck, indem sie die Mechanisierung als Schlagwort tottrieben. All diese Männer, die immer mit der neuen Welt schwanger gehen und dann ein altes, trockenes Tintenkrüstlein gebären, klebten sich auf ihre Brille das Wort Rathenaus von der Mechanisierung und sahen nun, wo immer sie hinschauten, Mechanisierung. Gott, der Ruhm in der breiten Masse hat eben diesen komischen Beigeschmack, den der davon Betroffene nur durch die Duldung oder Eitelkeit zu tragen imstande ist, und er hat auf den Menschen, der ihm innerlich nicht aus dem Wege gehen kann, eine Wirkung wie Arsenik auf Pferde. Erst strotzt er sie in eine bewunderungs-

würdige Fülle und dann magert er sie zu unheilbaren Kleppern ab. O, wie viele Klepper ihres eigenen Ruhmes humpeln so durch die Jahrhunderte der Menschen! Nur scheinbar ließ Rathenau sich von dem weitgreifenden Erfolge und dem versteckten Widerspruch, den sein erstes Buch hervorrief, auf dem eingeschlagenen Wege fortleiten. Ihm waren die Reizungen geläufig, die der überlegene Mensch durch seine Wirkung auf andere empfängt, eine Gewohnheit seiner leitenden Stellung in einem über Europa hinausreichenden Betriebe. Er ist zu voll, zu gesund, zu leidenschaftlich an höchste Ziele gebunden, als daß er Anerkennung und Widerspruch ein großes Recht auf Beeinflussung seiner Absichten einräumen konnte und so überraschte er durch sein zweites Buch von der Mechanik des Geistes alle diejenigen, die es als selbstverständlich ansahen, daß der einmal Eingeschachtelte nun für immer in der alten Schachtel singen müsse. Er fuhr nicht bloß fort, ein gewaltiger Richter und Mahner inmitten sozialer Verirrung zu sein, sondern ließ sich von der Tiefe in sich in die Tiefe des Einzelnen, des Menschengeistes überhaupt führen, um die Zweischichtigkeit des Volkes, die er im ersten Buche historisch erkannt und nachgewiesen hatte, nun in der Zweischichtigkeit der geistigen Grundorganisation des Menschen zu erkennen, die in der Präponderanz der Begehrungs- und Furchtstimmung schon von jener Zweiteilung beherrscht wird, welche im Völkischen des Staates der Herren- und Pariakaste entspricht. Gefesselt oder befreit, sind sie Genossen unseres inneren Reiches, und das Spiel unseres Bewußtseins ist nichts als Bändigung und Entbindung blinder Elementarkräfte. Schon hier lärmt und kämpft es und schläft nie ein. Ja selbst im Traum verfolgt der Mensch, wie der schlafende Jagdhund, stöhnend die Fährte seines Wollens und planenden Denkens. Und wiederum spannt Rathenau diese sublime Thesierung nicht in den didaktischen Rahmen eines Systems. Er strömt eine solche Fülle der Untersuchungen, Spiegelungen und Gesichte, daß wir erstaunt, ja überschüttet ihm überallhin folgen. Wir werden klüger, wo wir schon klug zu sein glaubten, sehen durch Verwickeltes auf Einfachstes, wo wir das Einfache aufgestellt hatten, werden von neuen Analogien überrascht, sehen weit Getrenntes verknüpft, zeitlich Geschiedenes in zwanglosem Konnex und wenn wir von seinem allhinstürmenden Reichtum durch Galerien von Völkern, Weltanschauungen, Kulturen, von der Religion in die Kunst, durch die Gebiete aller geistigen Komplikationen geführt worden sind, so finden wir uns nicht überall und nirgend, sondern sind von der grundständigen Ordnung dieses seltenen Mannes zwingend dahin gebracht worden zu sehen, daß vom Geiste des Menschen als einem Grenzphänomen nur zwei Wege abführen, die doch nur zu einem Ziel gelangen, der Weg in den Kosmos des Äußeren, die Welt, und der in den Kosmos des Inneren,

die Seele, und beide sind das Göttliche. Das Göttliche des Äußeren, die Welt, stellt sich als ein Zweifaches, als die Welt der Natur und die Welt des Menschen dar. Beide müssen leidend und wirkend geschafft und das Gebiet ihres bewußten Besitzes immer erweitert werden. Der göttliche Kosmos in uns, die Seele ist unerworbener, ewiger Besitz von Anbeginn. Vom Geist aus also schaffen die Menschen aus ureigener Kraft die Welt außer sich, alle Gottesverehrung aller Zeiten, aller Völker, alle Kulturen, alle Bindungen und Verhältnisse und Einrichtungen und damit sich selbst die geheimnisvolle, transzendente Gestalt ihres Lebens. Aus dem weißen Lichte der Sonne rührt der bunte Farbenfächer der tausend Erdenfarben. So müht sich der Mensch, die ewige, weiße Helle der Seele in den tausend und abertausend farbigen Gestalten gewirkten Wesens zu erzeugen und leidet und verzweifelt oft, weil die Vielheit, in die er sich ausstrahlte, sich nicht mehr restlos zurückverwandeln läßt in das hohe, friedevolle Allicht seiner Seele. Das ist der Schicksalsweg des Einzelnen, das aber auch das Schicksal aller Gemeinschaften. Wir merken, wie bei Rathenau Seele und Staat, als die höchste Form des kollektiven Gesamtwillens, verwandt sind und sich gegenseitig bedingen. So zwar nicht, daß es je möglich wäre, daß die ganze Seele je Staat oder Staat je ganz Seele sein könnte, doch gewiß so, daß, wenn auch noch nicht empfunden oder schon nicht mehr empfindbar, in den menschlichen Handlungen oder Einrichtungen wohl von Verirrung aber nicht von vollkommener Seelenlosigkeit gesprochen werden kann. Denn noch durch das Gelächter des wahnsinnigen Lear trifft uns der Klang der Seele. Der ganze Mensch ist Seele, also noch die Peristaltik seines Darmes göttlich.

Es geht über den Rahmen hinaus, aber verlockend wäre es, die Wandlungen zu verfolgen, die im Laufe der Zeit der Begriff Seele durchgemacht hat. Auch bei Rathenau ist deren Bezeichnung nicht eindeutig. Noch in der Mechanik des Geistes nennt er sie eine Teilingredienz der Ökonomik des Individuums und der Völker und spricht von der Geburt der Seele in der Zeit der ersten Resignation nach den Schwarmjahren der Jugend. Allein derjenige, der bestrebt ist, fast jede Untersuchung bis an ihre Tiefe zu treiben, unter den verschiedensten Bedingtheiten realer oder rationaler Verhältnisse ihrer zu gedenken, als des einzigen A und O, muß zu solch mehr figürlicher Redeweise greifen, will er nicht hartnäckig in erhabener Monotonie von ihr wie Tschang-Tse von Tao sprechen. Denn schon in der Kritik der Zeit findet sich die präzise Fassung, daß er unter Seele versteht die undifferentiierten Regionen, jenseits von Begierden und Wünschen, in ewiger Reinheit und darum Harmonie. Er unternimmt es nicht, denn seine demütige Größe hierin schreckt vor jedem Vorwitz zurück, den noch der Begeisterte im Rausch der Hingerissenheit begeht —

sie durch ein Geflecht gut präparierter Relationsschlingen zu destillieren, sondern sie ist ihm das Relationslose, das Primäre und jedes, auch das höchste Menschenwerk ist nur ihr Werkzeug, durch das sie sich darstellt, aber nicht erschöpft. Sie erhebt für sich selbst keinen Anspruch auf zeitliches Glück, Macht und Ehren, ja sie verlangt nicht einmal irdische Gerechtigkeit. Wie könnte dieses Wesen unseres tiefsten Wesens auch so etwas, da alles Glück, alle Macht, alle Ehre und Gerechtigkeit diesseitige hinfällige Determinationen sind, von Verstand und Vernunft aufgestellt, die der Seele gegenüber leisten, was das Prisma in bezug auf das Sonnenlicht bewirkt. Sie ist ihm die Retterin des Menschen und der Gesellschaft aus aller Not und bunten Leere. Das Herz der Welt – es ist auch unser Herz; der Sinn des Alls – es ist auch unser Sinn; das Ziel des Seins – es ist auch unser Ziel. Sie schreitet noch über dem produktiven Denken, über Ähnlichkeiten, Gegensätzen, kausalen Begründungen zu einem solch einfachen, hohen Gesetz, dem gegenüber selbst Newtons Gesetze und Platons tiefste Erkenntnisse nicht mehr wie Pfeile sind, die Menschen nach Gestirnen abschießen, geschweige, daß es etwas besagen sollte, in Flugmaschinen über der Erde zu fliegen oder unter einem Granatschuß ein halbes Dorf zu begraben. Sie ist jung, noch immer, nachdem die Menschheit in unendlichen Erbreihen in der Schule des Intellekts so oft greisenhaft geworden ist; die Nationen gehen als schnellhinwelkende Gebilde weniger Jahrtausende an ihr vorüber; wie viel flüchtiger noch huschen die Stunden, ja Minuten von Jahren vor ihr dahin, während der einzelne Mensch über die Erde wandelt.

Lichtenberg sagt in seinen Aphorismen einmal von der Seele, daß es eine sehr unphilosophische Idee sei, sie bloß als ein leidendes Ding anzusehen; nein sie leihet auch den Gegenständen und so könnte es sehr wohl Wesen geben, für die die Ordnung des Weltgebäudes eine Musik ist, nach der man tanzen kann, während der Himmel aufspielt.

Walther Rathenau gibt Zeugnis für solche Wesen. Beglückt, hingerissen, begeistert, wirklich so, als spielte ihm der Himmel auf, fliegt er oft in einem wahren Dithyrambos hin, wenn er die Schönheit und unaussprechliche Höhe und Tiefe der Seele darzustellen sich gedrungen fühlt, daß er für einen, der in jenem Gebiet sich heimisch weiß, ein erlesenster Genuß ist. Ein berufener Verkünder der Seele, ein Wunder in unserer Zeit, da Völkerfamilien aus der Angst um materielle Güter die ganze Welt in Brand gesetzt haben, ist dieser Mann der Tat. Er geht, den Tag klug und scharfsichtig wägend, an der Spitze eines weitverzweigten Geschäftsbetriebes, ein Organisator von großem Weitblick und Energie, kühl im Abwägen, rasch und entschieden im Entschluß, der kaum fehlgreift und nur wenige wüßten von dem Glück seiner einsamen Stunden und dem

Vertrauen in den geheimnisvollen Rat der Gestirne, die ihm bei aller aufreibenden Arbeit nie aus dem Blick schwinden, wenn er in seinen Büchern nicht vor allen davon spräche.

Dabei ist nichts, aber auch rein gar nichts von Quietismus oder dunkler Schwermut an ihm. Voll Heiterkeit, Mut und tapferer Zuversicht greift er in die Welt der Tatsachen, nicht bloß als Kritiker, sondern als ein Mann neuer, zukünftiger Wege. Er breitet nicht nur Pläne aus, sondern hat immer auch die Mittel bei der Hand, sie zu verwirklichen und wie er als Schöpfer der Organisation für die Rohstoffversorgung des kriegsbedrängten Vaterlandes Unvergeßliches geleistet hat und nach Hause ging, als das Pferd zugeritten war, so redet er nicht aus Parteirücksichten über Parteien, aus ständischer Selbstgebundenheit über Stände, aus Rassenvorurteil über Rassen. Seine Gegnerschaft ist ohne jede Schärfe. Denn wo in aller Welt hätten die Gründe eines abgewogenen Geistes nötig, ihre Kraft durch Bitterkeit zu entwerten und ein größeres Rad zu schlagen als die gewachsenen Federn ihnen erlauben! Es ist nicht bloß journalistische Klugheit, nicht bloß der Kniff angenommener Unparteilichkeit, daß er nach der allgemeinen Volksverpflichtung und -berechtigung im Staat und zwar nicht aus demokratischer Katechismusklugheit verlangt. Er ist aristokratisch aus tieferem Anlaß als die Aristokratie; seine monarchische Gesinnung besteht trotz der scharfen Kenntnis der Kastengefangenschaft jedes Dynasten und des Gottesgnadentums, das nur bei großen Männern nicht aussieht wie eine vom Vater ererbte Firma. Gewöhnlich bleiben transzendent gerichteten Geistern, wie Rathenau einer ist, nur zwei Arten, sich mit der Welt der Menschen abzufinden: ihr den Rücken zu kehren oder mit dem stieren Blick des Fanatikers auf sie loszugehen. Er bleibt gelassen im Gefühl, auf der Seite ewiger Rechte und Pflichten des Menschen zu kämpfen. Sein Wille bedarf nicht der eigenen Übertreibungen und der anderen Unsinn, sich in Spannung zu erhalten. Seine Hoffnung lebt nicht von der Liebedienerei um die Massen. Er geht rüstig seines Weges, weil er sicher ist, daß heute eine Minderheit, unaufgerüttelt von Propheten und Zeloten, in stiller unausgesprochener Überzeugung die wahren Wertungsmaße in sich trägt und ohne Haß und Proselyteneifer sie in jeder Individualität bestätigt findet. Das ist ihm ein frohes Zeichen. Diesen unzerstörbaren Optimismus hält er trotz der Umwälzungen aufrecht, die dies jahrelange Kriegssterben auch über Deutschlands Einrichtungen gebracht hat.

Nur wenige Jahrzehnte werden vergehen, bis zum mindesten Deutschland den menschlichen Weg in Ziel und Maß vor sich sieht, jenen Weg, der sich ihm aufdrängen muß, wenn es mit Walther Rathenau erkennt, daß wir nicht da sind um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen,

auch nicht um des Glückes willen; sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste. Und nur aus diesem Geiste heraus ist das einzige Ziel des Staates der Mensch und das Ziel des Menschen der Staat, als höchster nationaler Vollkommenheit seines Persönlichkeitsbegriffes.

Kein Volk wird auf die Dauer anders regiert, als es seiner Art entspricht. Schon heut erleben wir an den Deutschen den entschiedenen Willen, sich ihre Regierung nach einem anderen, als dem bisher geübten Modus selbst zu setzen und ihr Ziele zu geben, die aus dem Zustand des Gesamtgeistes, nicht aus dem Zustand einer eng begrenzten Kaste geboren sind. In diesem unerhörten Kriege gegen die ganze Welt haben sie die Freiheit ihrer Macht kennen gelernt. Laßt die Männer von der Front heimkehren und ihre Tornister auspacken. Sie bringen die Macht der Freiheit mit, zu tun, was sie müssen und zu müssen, was sie wollen. Denn ihr und unser aller Willen ist heilig gesprochen durch hunderttausendfachen Tod. Und nicht einer starb dafür, das alte Wasser mit dem alten Pumpenschwengel in den alten Eimer zu drücken. Die neue Zeit steht hinter der Tür. Der Tag ist da für einen Mann, dessen tapferes Auge die kommenden Dinge gesehen hat. Er wird uns helfen, zu ihnen hinzufinden. Wir dürfen ihn nur recht rufen.

Die jüdische Kolonisation in Palästina

von Max Brod

Die besondere Schwierigkeit, ja Unzugänglichkeit der Judenfrage liegt darin, daß sie keine soziale, wirtschaftliche, kulturelle, politische oder nationale Frage ist, sondern alles dieses zugleich und überdies noch eine allerhöchste Ausweitung aller dieser Fragen: eine religiöse Angelegenheit. Im ersten Aufflammen der großen Entdeckung Theodor Herzls „Wir sind ein Volk, ein Volk", — einer Entdeckung, die nur den jüdischen Westen revolutionierte, weil der Osten das zu Entdeckende nie vergessen hatte —, im ersten Rausche weltlich-nationaler Freude mochte man allerdings zur beliebten Indifferenz-Maxime der Sozialdemokratie greifen, daß Religion Privatsache sei, und damit die jüdische Sache, die ein Religiosum ist und bleiben muß, zu einem bloßen Politikum degradieren. Aber Wort blieb Wort und jenseits aller Prinzipien setzte sich die einfache Lebenstatsache durch, daß auch bei Betonung nationaler Wesenhaftigkeit der neuen jüdischen Bewegung das Besondere und Wesenhafte dieser einen Nation

für alle Zeiten eben darin beschlossen liegt, Gott zu suchen mit aller aufbauenden Kraft und zugleich mit aller Kraft zerstörendster Skepsis sich selbst zu verwerfen und zu verhöhnen, solange der Weg zu Gott nicht beschritten wird. — Mögen wir uns hundertmal als Nation erklären: wir sind nur eine Karikatur unser selbst (und das sind wir ja tatsächlich in unserem heutigen Zustand), falls wir nicht unser vorzüglichstes Nationalgut in der religiösen Seele erblicken. Wer das leugnet, scheidet aus dem Kern des Judentums. Die Sadduzäer taten es zur Zeit des letzten Tempels, wollten uns als ein Volk unter den Völkern, mit Streitwagen, hoher Diplomatie, Imperialismus, usw. Und die sadduzäische Idee ist ja durchaus nicht erstorben. Neulich hat sie der extrem-hebraistische Theoretiker Klatzkin, indem er uns nur eine Sprache, aber keinen besonderen „Geist des Judentums" zuerkannte, wieder aufgefrischt. —

Indessen kann die jüdische Kolonisation in Palästina von keinem andern Stand als vom allerhöchsten, religiösen aus richtig gesehen werden!

Von diesem Standpunkt ist allerdings zwar nicht dem Wortlaut, aber dem Sinne nach unendlich weit entfernt, wer den jüdischen Kolonisten und Arbeitern (namentlich den zuletzt eingewanderten) die gelegentliche Nichteinhaltung der Sabbatruhe oder gar die Neu- und Weiterbildung religiöser Feste vorreibt. — Nicht näher kommt aber auch sein Gegenbild, der Aufklärer, dem es nicht in den Kram paßt, daß die Landwirte einiger Kolonien das Erlaß- und Jubeljahr der Bibel wiedereinführen, und der in „Reliquienverehrung" solcher Art ein Hemmnis für die Produktivität des Bodens erblickt. — Es zeigt sich, daß der geradlinig Orthodoxe wie der hintergrundslose Zivilisations-Narr kein Verständnis für jenes blühende und in seinen steten Veränderungen immer neu überraschende Leben haben, das allein Symptom und Bürgschaft einer in der Tiefe wirkenden religiösen Erschütterung bedeutet.

Religion ist unmittelbares Erleben des einigen Gottes, nicht mehr und nicht weniger. — Nicht weniger. Will sagen: Bloßes Glauben an Gott auf eine Autorität hin genügt nicht. Nicht mehr: Pantheistischer Überschwang, der überall Gott zu finden glaubt, und sein negativer Gegenpol, Hebbels „Pantragismus", der sich lauter gleichberechtigten und einander widerstreitenden letzten Dämonen gegenübersieht, ohne die Möglichkeit, in dieses Wirrsal einen Sinn zu bringen, — auch diese reichen nicht zu, wiewohl sie verehrungswürdige Vorstufen des Religiösen sein mögen.

Dagegen Religion im reinsten und einfachsten Sinne ist es, wenn einige Akademiker in Rußland den Plan fassen (und mehr als das: ausführen), ohne irgendwelche agronomische Vorkenntnisse, nur im Vertrauen darauf, daß dies der einzige vor Gott gerechtfertigte Weg sei, ohne bestimmten Plan, ohne Kenntnis von Land und Leuten nach Palästina zu gehen und

dort von ihrer Hände Arbeit zu leben. Eine offene Grube ohne Dach wird ihre Zuflucht sein, Regen wird sie nässen, Malaria ihre Körper schlagen, der streifende Araber ihre junge Anpflanzung verwüsten, deren Erde sie „buchstäblich mit den Nägeln aufgegraben haben", – und dennoch wird ihre Tat geschehen. – Ich spreche nicht von einer Phantasie. Sondern dies ist tatsächlich die Urzelle der ersten modernen jüdischen Kolonie in Palästina, des heute sehr lebensfähigen Ortchens Rischon-le-Zion. Im Jahre 1882 von ein paar Studenten, den sogenannten „Bilu", gegründet.

Man muß immer wieder auf den elementar-religiösen Urquell der einzigartigen Kolonisation Palästinas hinweisen, wenn man würdigen oder überhaupt nur begreifen will, daß hier ein Volk, nirgends in der Welt als Volk anerkannt, befähigt ist, dasselbe zu leisten, was sonst Völker nur in ihrer allerhöchsten ausgebildetsten Organisationsform als Staaten zustande gebracht und öfter noch nicht zustande gebracht haben. – Man bedenke: alle Funktionen, die sonst der kolonisierende Staat beistellt (zum Beispiel Anlage unproduktiver gemeinnütziger Einrichtungen, Schulen, landwirtschaftliche Erziehung, Arbeiterfürsorge, Heimstätten, hygienische Institute, ja sogar die Sorge für die öffentliche Sicherheit) müssen aus privaten Mitteln bestritten werden. Keine Regierung hilft und man muß Gott danken, wenn keine stört. Und diese Privatmittel fließen nicht aus einem einheitlichen, einheitlich geleiteten Volkskörper, sondern aus dem in sich uneinigen, zersprengten, materialistisch entnervten Judenvolk, aus diesem Volk, dessen paradoxe Lage durch nichts in der Welt besser charakterisiert ist als durch die Tatsache, daß es bestrebt ist, in seiner eigenen „Heimat" „Kolonien" zu gründen.

Ich möchte den denkenden Menschen sehen, der diese Schwierigkeiten richtig überblickte und an der Fiktion festhielte, sie könnten ohne die Entfesselung einer wahren religiösen Urkraft überwunden werden. – Die Moral, wird man einwenden. Genügte nicht Moral, Volksmoral, Staatsmoral? – Hier kann es nur eine Antwort geben, wiewohl gerade dieses Gebiet durch einige jüngste Terminologien mit Erfolg vernebelt worden ist. Man hat nämlich Moral und Religion in Gegensatz gestellt. Dies ist natürlich nur so gelungen, daß man das Niveau der Moral hinunterschraubte, daß man (Ricarda Huch: Luthers Glaube) unter „Guthandeln" ein Handeln verstand, welches „das Wohl des Nächsten" bezweckt. Mit derartiger Benthamscher Nützlichkeitsmoral hat freilich Religion nichts zu schaffen, mit ihr wird man auch niemanden nach Palästina locken, selbst dann nicht, wenn man dem Worte „Wohl" die allerspiritualste Bedeutung gibt. – Sinn der Religion (zumindest der jüdischen) ist es niemals, dem Menschen wohlzutun, sondern ihn in das richtige Leiden einzu-

stellen, in die erschütternde Einsicht seiner Endlichkeit und Unzulänglichkeit gegenüber dem Absoluten, ihn zu diesem Zwecke freilich auch zahllosen unrichtigen, weil unwesentlichen, behebbaren Leiden zu entreißen, das diese Leiden (Plackereien des Alltags, Krieg, soziale Ungerechtigkeit, Ausnützung, Mangel an freier Zeit und Lebenskraft) ihn nur beirren und von dem einzig liebenswerten, edlen, wahrhaft menschenwürdigen Leid, von Reue und am Unendlichen entzündeter Begeisterung, ablenken. Schalom Asch hat in einer schönen Novelle („Ein Talent für Palästina") erzählt, wie ein jüdischer Kleinbürger aus seinem wolhynischen Kramladen in das Land der Väter auswandert und dort über alle Betrübnisse hinweg (und den Scheltworten seiner Frau zum Trotz) den Sinn seines Daseins hinter dem Pflug findet. Nicht darauf, daß es dem Mann jetzt besser geht als in seinem russischen „Städtel", beruft sich der Dichter, sondern daß er und seine Familie richtiger, wesenhafter, erkenntnisreicher (im metaphysischen Sinne) leiden.

Diesen klaren religiösen Tatbestand halte man sich vor Augen und beurteile dann die beklagenswerte Unwissenheit oder den bösen Willen eines Autors (Clemens Ritter in der von Franz Blei herausgegebenen Vierteljahrsschrift „Summa", – Hellerauer Verlag), der die junge jüdische Palästinabewegung mit den Worten abfertigt: „Sind ihre Führer nicht die stolzen Söhne von Abraham, Jakob, Moses und David? Ach, es ist nur der große Schriftsteller David, von dem sie reden; und an ihren Propheten loben sie nur die großen Worte, die prächtigen Bilder, und wenn es hoch kommt, die Ideen". – Es gilt also gar nicht, daß die von religiöser Glut auf eine wahrhaft unfaßbare Art ergriffenen Herzen das, was Moses gebot und was David lobpries, in Wirklichkeit tun, erfüllen, fühlen, leiden und ihr zeitliches Leben daran wagen? Dem Literaten Ritter bleibt das: Literatur, Lob des „Schriftstellers David". Ach, der Arme hat nie die gegenwärtige und alle Vernunftgründe überschwemmende Inbrunst gehört, mit der etwa galizische Juden, fromme und unfromme, den „König David" als ihren Retter anrufen, nie die natürliche Selbstverständlichkeit, mit der sie die Erfüllung aller ihrer Wünsche zur Messiaszeit in die Worte fassen: Moses, unser Lehrer, wird uns lehren, David, unser König, wird uns singen. – Ritter kennt die abgrundtiefen Sehnsuchtskräfte nicht, die sich in der Palästinakolonisation entladen, für ihn bleibt sie: „Eine Wirtschaftsorganisation, die mit einer Aneignungs- und Übersetzungskultur verbrämt und verschönt ist durch zahlreiche Handels-, Verwandtschafts- und Sympathiebeziehungen."

Gegen diese Worte einer frevelhaften Kritik stelle ich nicht die Tatsachen selbst (sie sind mir zu ehrwürdig, um solcher Berührung ausgesetzt zu werden), nein, – ein einziges Büchlein, das während des Krieges in

New-York erschienen ist. Es heißt „Iiskor" und legt in einfachen Worten von dem Leben der „Schomrim", der freiwilligen Wächter, die jüdische Siedlungen gegen arabische Nomaden schützen, Zeugnis ab. Daß sich ein junger kaukasischer Bergjude, der schon zu Hause von den gesitteten Stadtkindern als „Wilder" gefürchtet und gemieden worden ist, durch ganz Rußland durchhungert, um nach Palästina zu kommen, dort Wächter wird und nach abenteuerlichen Kämpfen in der Abwehr eines Raubanfalles stirbt: nun, das mag als romantisch und im Rahmen jungenhaften Heldentums bleibend passieren. Seltsamer schon, wenn ein Fabrikantensohn aus Lodz dem hebräischen Gymnasium in Jaffa, wo er studiert hat, entläuft und in einer malariaverseuchten Kolonie das gefährliche Wächteramt übernimmt. Er fällt als Opfer der schleichenden Krankheit. Eine lange Reihe solcher Pioniere erleidet ähnliches Schicksal. Einer, Setzerlehrling in Jerusalem, verläßt seine Arbeitsstelle, als er für seine Zeitung sensationelle fette Überschriften „Brandlegung, Überfall in einer jüdischen Farm" setzen soll. Rarer Effekt einer Zeitungsmeldung: der Drucker legt sein Werkzeug aus der Hand und eilt sofort in die bedrohte Siedlung, um sie von da an zu verteidigen, bis auch er im neuen Beruf seinen Tod findet. — Die Kameraden betrauern den Tod des jungen Moses Barski, der als Wächter der Arbeitersiedlungsgenossenschaft Dagania von sechs Banditen erschlagen worden ist. Sie senden seinem armen Vater in einer russischen Kleinstadt Worte tiefsten Beileids. Der Vater ruft ihnen im Antwortbrief Trost zu und schickt — seinen jüngeren Sohn als Ersatz nach Dagania . . .

All dies, ohne staatlichen Zwang, aus Herzensnotwendigkeit geschehen, duldet keine andere Erklärung als die religiöse. Auseinandersetzungen, welche Rolle in dieser Religion der Offenbarungsglaube und das sogenannte „positive Dogma" spielen, gehören nicht hierher. Sie müßten auf die zum Teil heute noch gänzlich verkannten, weil vom landläufigen (christlichen) Schema sehr verschiedenen Grundlagen der jüdischen Religiosität eingehen, die auch mit den Grundlagen der jüdischen „Orthodoxie" nicht identisch sind, obwohl sie sich in wesentlichen Punkten mit ihnen berühren. — Nur so viel für unsere diesmalige Blickrichtung: Daß in der für das jüdische Volk gültigen Offenbarung Gottes die Verankerung in Grund und Boden, im eigenen Lande mitgefordert erscheint. — Jede Erneuerung des Judentums knüpft mit erfrischten religiösen Instinkten hier an.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, die moderne politische Bewegung des Zionismus mit der jüdischen Kolonisation Palästinas zu identifizieren. — Jüdische Ansiedlungen im Heiligen Lande begannen bald nach der Tempelzerstörung, sind für das zwölfte und fünfzehnte Jahrhundert

bezeugt, wurden durch Sir Moses Montefiore im neunzehnten lebhaft in Angriff genommen. – Die schon erwähnte Expedition der „Bilu" gab den entscheidenden Anstoß für neue Versuche, Baron Edmund von Rothschild gründete die Kolonien Ekron, Kastinje und so fort. Baron Hirsch und sein Nachlaß, russische Kolonisationsvereine geben der ersten Phase, der „philanthropischen" Kolonisation ihr Gepräge. Nicht ohne harte Kämpfe setzten die Kolonisten eine Art von Selbstverwaltung gegenüber dem Bevormundungssystem der „Administrationen" durch. – Heute gibt es in Palästina mehr als vierzig jüdische Kolonien, die bedeutendste ist Petach-Tikwah mit 2000 Einwohnern und 2400 Hektar Areal.

Weizen, Hafer, Gerste wird angebaut. Der jüdische Ansiedler zieht im allgemeinen die Baumkulturen vor, bei denen er seine geschickten Hände und seine Intelligenz bewähren kann, es gibt Plantagen von Ölbäumen, Maulbeerbäumen, Orangen, Mandeln, Zitronen, Granatäpfeln usw. Die Industrie steckt noch durchaus in den Anfängen. Freilich gibt es auch schon Sadduzäer dieses Gebietes, die zu rücksichtsloser Industrialisierung nach europäischem Muster raten. – Gerade hier liegt, wie ich glaube, der entscheidende Punkt. Wird sich Palästina zu einem jüdischen Gemeinwesen nach Art heutiger sozialer Schichtung entwickeln, dann wäre alle Mühe und Hoffnung vergebens gewesen. Glücklicherweise deuten schon heute die genossenschaftlichen Formen, die sich in der Landwirtschaft durchsetzen, auf eine bessere und von allem Gewesenen durchaus und dem innersten Sinne nach verschiedene Zukunft (nur sie wäre eine bessere zu nennen). Alles wird darauf ankommen, ob man auch für die Industrie neue Methoden und für diese Methoden neue Herzen finden wird.

Knapp vor dem Krieg zählte Palästina etwa 700 000 Einwohner, darunter 100 000 Juden. Die Zahl der Juden hatte sich in den letzten 40 Jahren vervierfacht und war doch im Verhältnis zur Gesamtziffer aller Juden (nach Ruppin 13¾ Millionen) sowie zur Gesamtkapazität Palästinas (von Prof. Ballod auf 6 Millionen geschätzt) verschwindend klein geblieben. – Auf die Zwerghaftigkeit der palästinensischen Siedlung setzten die einen unter Führung Achad Haams ihre aristokratischen Auslese-Hoffnungen. Sie hielten sich an das Prophetenwort, daß sich (nur) ein Rest bekehren würde, und sahen in Palästina das „geistige Zentrum", das „Modell jüdischen Lebens", das die Diaspora auf Distanz hin befruchten sollte, ohne sie aufzuheben. Die andern (und zu diesen hat seit jeher die zionistische Weltorganisation gehört) ließen sich die Hoffnung auf größere Maßstäbe nicht rauben und fanden in allem Vorhandenen nur ein mehr oder minder gelungenes Experiment, eine Pionierarbeit, der die eigentliche Arbeit auf breitester Volksgrundlage erst folgen sollte.

Es hat den Anschein, daß diese letztere Ansicht durch den Krieg, der

überall die ärgste Judennot zur Reife gebracht hat, mehr und mehr in den Vordergrund gerückt wird. Das Vorhandene als geringer Anfang, als machtvoll Auszubauendes: das drückt sich in nahezu allen Publikationen aus, die in letzter Zeit erschienen sind. Davis Trietsch „Palästinahandbuch", das den Riesenstoff in glücklicher Beschränkung meistert, und das gründliche Gelehrtenwerk „Die Jüdische Kolonisation Palästinas" von Dr. Curt Nawratzki, das neue Buch Ruppins „Syrien als Wirtschaftsgebiet", Hans Rhodes „Deutschland in Vorderasien", das der jüdischen Kolonisation ein umfangreiches Kapitel widmet, ferner die trefflich redigierten „Mitteilungen des Hauptbüros des Jüdischen Nationalfonds in Haag", die unter dem Titel „Erez Israel" herauskommen, stimmen in diesem Hauptpunkte überein.

Von den 100000 Juden Palästinas waren vor dem Krieg etwa 10000 landwirtschaftlich beschäftigt. Die heutigen Verhältnisse entziehen sich naturgemäß einer exakteren Erfassung. — Der Rest stand teilweise mit dem modernen Kolonisationswerk in engster Verbindung. So gingen vor allem von den Bewohnern der städtischen Siedlung Tel-Awiw bei Jaffa, dem Zentrum der Schulen und aller neuhebräischen Kulturansätze, die kräftigsten Impulse aus. Mit tiefster Betrübnis liest man, daß der Krieg auch diese letzte Zufluchtsstätte des Judentums nicht verschont hat. Jaffa und die Kolonien bei Jaffa wurden in diesem Frühling (angeblich aus militärischen Gründen) evakuiert. Was Evakuierung bedeutet, kann nur der ermessen, der (wie ich) einige Zeit lang unter Flüchtlingen gelebt hat. Nachrichten des neutralen und feindlichen Auslandes lassen Schreckliches ahnen. Ein Urteil wird man sich nicht früher bilden dürfen, ehe die Untersuchungen, die auch durch Interpellationen im deutschen und österreichischen Parlament angeregt wurden, abgeschlossen sind. — Umfassende Hilfsaktionen sind eingeleitet.

Von diesem Zwischenfall und den Übergriffen einzelner türkischer Lokalbehörden abgesehen, die jedoch von höherer Stelle aus meist in die Schranken gewiesen wurden, haben die Kolonien Palästinas den Krieg bisher nicht übel überstanden. Am besten haben sich die Kolonien Nordpalästinas (Galiläa), die Getreidebau treiben, bewährt. Sie gewährleisteten eine wenigstens nicht ganz unzureichende Ernährung einiger Städte, beugten dem Allerärgsten vor. Die Plantagen Judäas konnten, auf Export angewiesen, vor Schaden nicht bewahrt werden.

Den für die Zukunft bedeutsamsten Teil des „neuen Jischuw" („Neue Siedlung" — so nennen sich stolz die Träger der modernen Palästinaidee zum Unterschied von den Almosenempfängern, die heute noch die Mehrzahl einiger Stadtbevölkerungen Palästinas ausmachen, deren Kinder aber teilweise zu der neuen Bewegung übergehen) sieht man ziemlich übereinstimmend im jüdischen Landarbeiter, von dessen Seele die Briefe Gordons

(veröffentlicht im ersten Jahrgang des „Juden") mit rührender Einfachheit sprechen. Haußmann (zitiert bei Nawratzki) schildert diesen in der Geschichte des jüdischen Menschen neuen Typus folgendermaßen: „Das Arbeitermaterial stellt in vielen Beziehungen die Elite unseres Volkes dar: Idealisten reinsten Wassers, reine Charaktere, selbstbewußt, intelligent, mutig, kräftig, im höchsten Grade kameradschaftlich und genügsam, andrerseits aber leider etwas übertheorisiert in marxistischen und andern sozialen und nationalen Schablonen, stark revolutionär, freigeistig, aber unreif, die Neuheit der Verhältnisse verkennend. Ihr Losungswort, vielleicht das ethischste, welches die jüdische Renaissance gezeitigt hat, ist: Chibusch Haawodah (die Eroberung der jüdischen Arbeit durch jüdische Arbeiter). Sie kämpfen für dieses Ziel noch jetzt unter sehr widrigen Bedingungen."

So klein die landwirtschaftliche Siedlung in Palästina ist, so reich ist sie bereits an sozialen Versuchen, die religiös geforderte Gerechtigkeit zu verwirklichen. Leider hat der Kriegsausbruch jede Möglichkeit eines normalen Experimentierens abgegraben und man muß sich glücklich preisen, wenn man die Keime eines neuen Lebens in den Frieden hinüberretten wird. Dann erst wird man das Gedeihen der Arbeiterproduktivgenossenschaft in Merchawja, die nach dem Oppenheimerschen Prinzip ungleicher Gewinnanteile arbeitet, und der kommunistischen Siedlung Dagania beurteilen können. Dann erst werden auch die vielen andern Pacht-, Okkupations-, Pflanzungsgenossenschaften zur Geltung kommen.

Ein reich entwickeltes Schulwerk schließt sich an die ländlichen und städtischen Kolonien: Kindergärten, Religionsschulen, Volksschulen für Knaben und Mädchen, zwei hebräische Gymnasien, eine Ackerbauschule, Lehrfarmen, die Mädchenfarm Kinereth, ein Kindergärtnerinnen-Kurs, ein Lehrerseminar, die Kunstgewerbeschule Bezalel usw. Die wiedererwachte hebräische Sprache klingt im Arbeiterlied wie im wissenschaftlichen Vortrag. In Jerusalem arbeitet ein jüdisches hygienisches Institut. Das hebräische Verlagswesen entwickelt sich und hat gerade im Kriege einige literarische Sammelwerke unter dem Titel „Beschaa su" (In dieser Stunde) ediert, die durch die gemessene Haltung der Beiträge und durch schöne Ausstattung Aufsehen erregt haben.

Ein wesentlicher Kulturfaktor ist der „Jüdische Nationalfonds", durchaus auf freiwillige Spenden aufgebaut, die in den letzten Jahren bereits zweimal die Jahressumme von einer Million Francs erreicht haben (1913 und 1916). Der Nationalfonds steht außerhalb jeder kapitalistischen Spekulation, er erwirbt Grund und Boden „als unveräußerliches Volkseigentum" und nimmt damit, wie auch der deutsche Bodenreformer A. Damaschke neuerdings anerkannt hat, die heiligen Gebote unseres Lehrers Mosis auf. Sein Arbeitsgebiet ist unübersehbar groß. Gerade jetzt tritt der

Agronom Oettinger mit einem großzügigen Kolonisationsprojekt hervor („Methoden und Kapitalbedarf jüdischer Kolonisation in Palästina"), das innerhalb der nächsten zwölf Jahre nach Friedensschluß im ersten Triennium je eine, im zweiten je zwei, im dritten je drei, im vierten je vier, zusammen also dreißig neue Kolonien mit je hundert Familien (12–18000 Seelen) begründen will. Das Programm hat durchaus erreichbare Ziffern vorgesehen, – doch damit verlassen wir schon das Gebiet der Tatsachen und spielen mit einer Hoffnung.

Sagt man von einem Starken, er sei nach wie vor auf seine eigene Kraft angewiesen, so klingt das stolz. Sagt man es von einer so problematischen Gestalt, wie es heute noch das jüdische Volk ist, so könnte es leicht nach Kleinmütigkeit schmecken. – Doch ist dem nicht so. Neben vielem die Volkskraft in der Wurzel Treffenden hat die Kriegszeit dem Judentum zwei günstige Momente gebracht: die Befreiung von vier Millionen russischer Juden aus dem letzten und ungeheuerlichsten Getto und den Kongreß der amerikanischen Juden. In Rußland hat die Revolution, so weit man es heute nach den vorliegenden Meldungen beurteilen kann, ein geradezu elementares Aufwachen des Zionismus (der bis dahin infolge irgendwelcher seltsamer Polizeilaune verboten und streng verfolgt war) ausgelöst, das den Bestrebungen der andern kleinen Völker an Intensität nicht nachsteht. Die Juden Amerikas haben nach langen hartnäckigen Kämpfen gegen die wie allüberall assimilierten Notabeln einen Kongreß auf demokratischer Grundlage und die Aufrollung der Palästinafrage auf diesem Kongreß (nebst vielen anderen Fragen jüdischer Migration) durchgesetzt. – Auch in Rußland wird ein allgemeiner jüdischer Kongreß vorbereitet. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die österreichischen Juden sich gleichfalls besinnen und die Friedensverhandlungen nicht in demselben unvorbereiteten Zustand abwarten werden, in dem sie der Krieg überrascht hat. –

Die jüdische Kolonisation Palästinas bildet ein loyales Element der heutigen Türkei. Nahezu alle jüdischen Einwanderer sind ottomanische Staatsbürger geworden. Palästina gehört zu den dünn bevölkerten Gebieten des Orients (Nawratzki) und ist, wenn es sich wirtschaftlich schneller entwickeln will, auf eine Einwanderung angewiesen. Die Neueinwanderung ist nicht auf Zurückdrängung der arabischen Einwohner angelegt, sondern fördert durch wirtschaftliche und kulturelle Erschließung des Landes auch das Interesse der Araber. – In jüngster Zeit hat sich die Entente-Presse lebhaft für Palästina interessiert. Der englische Minister Sir Alfred Maud tritt für einen autonomen jüdischen Staat ein. Ähnlich schrieb Miljukow im „Rjetsch", Hervé in der „Victoire". „Journal de Genève" teilt mit, daß sich der päpstliche Stuhl in diesem Moment mit nichts

anderem intensiver beschäftige als mit der Idee, Palästina unter dem Schutz der christlichen Mächte zu internationalisieren und so den „Traum des Zionismus" zu vereiteln. Andere Blätter berichten, daß der zionistische Führer Nahum Sokolow eine Audienz beim Papst gehabt habe. Im „Berliner Reichsboten" schreibt Gustav v. Dobbeler: „Wie ein Präriebrand durch Gegenfeuer gelöscht wird, so können wir Englands neuestem imperialistischem Vorhaben begegnen, indem wir ihm vorwegnehmen, was es zu tun beabsichtigt. Die Gründung eines jüdischen Staatswesens unter türkischer Oberherrschaft würde für uns Notwehr sein, wie der U-Boot-krieg die einzige mögliche Antwort auf die englische Blockade ist und so fort." — Hingegen verkünden die „Daily News" den Präsidenten Wilson als Anwalt einer jüdischen Republik in Palästina.

Ach, ist denn noch niemand dieser Töne satt geworden? Wird dieser Wirbel von Länderverteilungen und Eroberungen unaufhörlich durch die Welt rasen? — Das Judentum hat diese Fanfaren nie geliebt und sein großer Prophet Jesaja hat zum erstenmal den Völkerfrieden, da man die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Winzermessern umschmieden wird, in traumhafter Beseeligung geschaut. — So bleiben auch heute die Juden allen waffenklirrenden Versprechungen gegenüber skeptisch und kühl. Ihre Kriege sind Kriege der Seele gegen die Heuchelei des innern Feindes in jedem von uns, ihre Eroberungen wollen Eroberungen göttlichen Geistes, Netze gegen das Unendliche hin ausgespannt sein. Was ich zu Anfang sagte, gilt hier mit verstärktem Nachdruck: kein Politikum, sondern eine religiöse Frage bleibt das Tiefste aller jüdischen Angelegenheiten. — Freilich gehen unsere Wünsche und Bestrebungen nicht ins Leere, sondern auf eine ungestörte Entwicklung der jüdischen Kolonisation in Palästina. Wir hoffen aber, trotz etlicher Enttäuschungen in letzter Zeit, daß der ruhige Fortbestand der türkischen Herrschaft und die Einsicht türkischer Staatsmänner, ihre Vertrautheit mit den Gesinnungen der jüdischen Einwanderer diese Entwicklung garantieren, daß es der Losreißungsprojekte der Entente nicht bedürfen wird. — Uns war es von jeher am liebsten, wenn sich die Völker nicht allzu sehr um uns bemüht haben. Nicht aus kaltem Egoismus haben wir uns abgesperrt (wiewohl man uns das ebenso oft nachsagt wie: daß wir uns aufdrängen. — Seltsame Kombination!), sondern weil uns irgendeine dunkle Hoffnung leitete, wir könnten vielleicht in Stille und Einsamkeit einen Keim schaffen, der nicht nur uns, sondern der ganzen Menschheit, die wir mit allen Fibern und allen natürlichen, noch unverdorbenen Anlagen unserer Seele lieben, zum Heile gereichen könnte. Diese Stille auf eigenem Boden, diese Geburtsstätte neuer, nicht etwa national beschränkter, sondern allmenschlicher Zielsetzungen schaffen, — dies und nichts anderes ist der Sinn jüdischer Palästinakolonisation.

Literarische Chronik

von Oskar Loerke

I

Gut oder schlecht? mag der Rezensent und kleine Künstler vor einem Kunstwerke fragen. Wesentlich oder nicht? fragt der Kunstfreund und der größere Künstler. Er geht über die Prüfung des Technischen hinaus und übersteigt das Niveau der zeitlich-ästhetischen Forderungen. Seinem Geiste fügt sich nicht, gleich einem photographischen Bilde, die Folge der Ideen ein, die ihm die Umwelt zeigt, so daß die neueste und mit der jüngsten, wärmsten Leidenschaft werbende die höchste wäre, sondern Ordnung und Rang bestimmt sein aktives Schauen. Er fügt einer dreijährigen Wahrheit siebenundzwanzig Jahre hinzu, so daß ihr nach Ibsen dreißigjähriges Leben erfüllt ist, und streicht einer achtzigjährigen die überschüssigen fünfzig ab, wenn der Eindruck eines Werkes ihn nötigt zu glauben, der Kampfplatz der Wahrheiten sei verlassen und der Bezirk des Wahren betreten. Dann geschieht wohl, daß er gut! sagt, wo der Rezensent urteilt: schlecht! Und seine Meinung begegnet sich zuweilen mit der des kunstfremden und kunstfeindlichen Bürgers, was ihm den Vorwurf der auf der allgemeinen mittleren Straße Trabenden sichert, er sei selbst solch ein Bürger. Den Trabanten gilt für unbestimmt, wer von bestimmten Voreingenommenheiten frei ist, und wer keinen Eklektizismus nach dem Kanon aufweist, ist ihnen ein Eklektiker.

Die modernen Schlagworte und Schulbegriffe sind unkünstlerischer als die älteren, weil sie viele Menschen und Dinge a priori ausschließen. Sie haben etwas Tyrannisches. Das kann nur durch das Zustandekommen endgültiger Leistungen gerecht werden – oder das Gegenteil der Bestrebung wird erreicht. In der Tat finden wir in den Durchschnittswerken etwa der literarischen „Expressionisten" uniforme Kennzeichen, die nicht dem Objekt und nicht der Methode angehören, also auch nicht dem Geiste, die heimatlose Beigaben sind. Das Positive an diesen leicht verwechselbaren Erzeugnissen ist nur Kritik. Nur oder noch oder erst oder schon. Freilich hebt die Kunstlehre das Neue aus dem Dunkel, aber dann tritt sie selbst in das Dunkel zurück. Denn die Zeit vergißt nicht Kunstwerke, sondern immer bloß Kunstlehren. Das Veraltende und das Veraltete ist immer die Lehre im Werke.

Auch das Ethische in der Dichtung tritt heute vielfach tyrannisch auf: der Haß des Kontemplativen, das Kameradschaftsgefühl. Gewiß entstammt es einer natürlichen allgemeinen Strömung und wäre als bloße Sehnsucht auch schon berechtigt, indessen der litaneienhaft einförmige Ausdruck unterscheidet mehr als daß er sich entscheidet.

Mit diesen Bemerkungen wollen wir die Gerüste von einer Reihe frischer Bauten auf dem Olymp abnehmen. Hinter vielen Gerüsten befand sich nichts, und an manchen Häusern hatten sie die Baumeister bereits entfernt.

2

Zwei Dramen von Max Pulver, „Alexander der Große" und „Robert der Teufel" lassen sich nur als Vorübungen bewerten, manche Gedichte in „Selbstbegegnung" (alle drei Bände bei Kurt Wolff, Leipzig) als Übungen. Wo er Fall und Reim regelmäßiger Formen nicht als Erleichterung schöner Rede benutzt, helfen sie ihm, Stoff zu entdecken und zu gliedern, und der Stoff entdeckt sie. Es ist ein gegenseitiges Aufmerksammachen. Ein Hörender und Fühlender lernt sehen und fassen. Den umgekehrten Vorgang meinen wir bei Ernst Wilhelm Lotz zu finden, dem jung im Kriege Gestorbenen. Die Freudigkeit und Zuversicht, noch in der Schwermut seines Naturells, zeigt einen Besitz an Weltstoff an. Sie bringt etwas Fließendes und Beschwingtes in den Verlauf seiner Verse; aber noch ist sie nicht zum Pulse der Rhythmen geworden. Wie der Titel seiner Gedichte „Wolkenüberflaggt" (Kurt Wolff, Leipzig 1917) eine fröhliche Vorstellung und ein schwerfälliges Wortgefüge ist. Er führt uns immer frisch zu einem Schlusse, aber der Schluß führt uns nicht ebenso willig zum Anfange zurück. Gedichte im Gedicht breiten sich aus, zumeist als pathetische Idyllen, als unbewegte Bilder vor einer bewegten Seele, wie so oft heute, da unerlöste Materie nach dem Erlöser ruft, — heute und meist in den vorbereitenden und aberntenden Epochen. Wo, anders als bei Lotz, ein liebenswürdig wahrer und heller Geist fehlt, kommt das Zähe dann nicht in Fluß. Es donnert ohne Laut, rast ohne Besessenheit, blutet ohne Wunde; ein Bild tönt, der Ton riecht, der Geruch sieht. Die Eindringlichkeit müht sich an einer Nebensache am Rande ab, und die Mitte, aus der das Leben quellen soll, ist unversorgt.

3

Ein Buch, das sich in großen Stücken liest wie die Bestätigung eines Formelglaubens und nicht wie die eines Formglaubens, ist der erste Band der Aktionskriegslyrik „1914—1916" (Verlag Die Aktion, Berlin-Wilmersdorf 1916). Eins ist darin offenbar: menschliche Ehrlichkeit in Zorn, Leiden und Bekenntnis. Wieviele junge Leben aus den Reihen der Beiträger durch den Krieg vernichtet worden sind, läßt sich an den schwarzen Umrandungen der Namen zählen, — wieviele junge Dichter, nicht. (Daß es einen Dilettantismus nach alter Mode und einen nach dem dernier cri gibt, lassen die Genossen moderner Verbände häufig nicht gelten.) Eine eigene starke Farbe im Einzelnen, eine Sonderbarkeit der Anschauung findet

sich wohl bei allen, doch was neue Nerven und neuer Wille im Bergwerk des Geistes fördern, hat nur Materialwert, der Kunstwert beginnt erst beim ganzen Gebilde. Auch der ist da: die belangvollen Dichter klären Klang zum Ton, finden das Leid im Leiden, erheben das Sichbeklagen zur Anklage. Sie laden nicht nur den Freund und Verwandten im Fremden zu Mitleid, Schauer, Begreifen und Mildherzigkeit ein. Der Künstler weiß, daß ein schlechter politischer Zustand in einen schlechteren oder besseren politischen Zustand übergehen kann, nicht aber in einen schlechteren oder besseren künstlerischen. Darum bleibt er bei der Kunst.

Die Darbietung eines anderen Sammelbuches der Aktion, das „Jüngste tschechische Lyrik" in Übersetzungen bringt, will vom Herausgeber als ein politischer, völkerverbindender Akt gewertet werden. Er ist es, weil viele Stücke darin — nicht so politisch, sondern so gut sind. Eine starke Kraft reißt uns über die Landesgrenzen zu Petr Bezruč, und durch sein Wort wird sein Aufstand gegen Unterdrückung und Fron der unsere. Das vollströmend Hymnische in Otokar Březina findet uns willig, tschechische und deutsche Erde nicht zu unterscheiden oder doch nur mit dem Danke feststellender Erkenntnis, sein kosmisches Gefühl erläutert nicht erst, daß der Himmel über uns unzerschnitten sei. Gedanken, die wir fühlen, gehören allen oder niemand. Und wenn wir mitunter nach der Notwendigkeit der Wortfülle Březinas fragen, so geschieht es nur darum, weil wir schon gewonnen sind. Auch unter den Gaben der übrigen Dichter finden sich viele ruhmwerte Stücke, die insgesamt nach außerkünstlerischen Wünschbarkeiten nicht zu messen sind und daher politischen Zwecken wirklich dienen können. Wir gehören übrigens nicht zu den Lobpreisern, denen Gleichwertiges von deutschen Dichtern, das ebenso unbefangen und unabhängig nur Kunst wäre, nicht gleich hoch gälte, was zu betonen nicht ganz überflüssig ist, weil neben dem zungenfertigen Chauvinismus nichts so häufig ist wie der Chauvinismus, der sich beständig auf die Zunge beißt.

Die schönste unter den jüngsten Veröffentlichungen der Aktion ist das „Aktionsbuch" (Berlin-Wilmersdorf 1917). Darin wird ausführlich Rechenschaft gelegt von der bisherigen Arbeit der Zeitschrift und nicht zum wenigsten von der ihres Herausgebers. Es ist ein ergreifendes und begeisterndes Buch, innerlich weit genug, jeden parteiischen und parteilichen Ehrgeiz zu lösen und eine große Mitarbeiterschar in einem reinen schönen Menschlichkeitsgefühl geeint zu zeigen. Männer mit Namen von Weltruf reden wie zu ihren geringsten bürgerlichen Nachbarn, jungen Menschen — manche wohl unbekannt und ungenannt in der eigenen kleinen Stadt — ist gegönnt, ihre Stimme, wenn sie nur hilfreich sein will, zu proben und zu üben, als ob die Welt guten Willens geworden sei, zu hören. Kameraden grüßen sich, und wären sie auch nur in seltenen Stun-

den des Lebens Kameraden. Die Großen lassen ihre Legende draußen und sagen außerhalb ihrer ein Weniges, die Geringen geben ihr Blatt ab, ohne gefragt zu werden, was sie sonst noch Schriftliches im Ranzen haben. Doch hat über dieser Auslese unaufdringlich eine Kritik gewaltet, die den bedeutenderen Könnern unter den Lebenden zwanglos einen weiteren Raum gewährt.

4

Ein kleines Heft von hohen Gaben ist erschienen. „Das himmlische Licht" von Ludwig Rubiner (Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1917). Der Ausbruch des Krakatao wirft das himmlische Licht aus der Erde und über sie. Seine Mahnung flammt bis an ihr Ende. Verkrustet, träge geworden, zerfallend, von Fäulnis angefressen, darf sie nach heller Zukunft aufbegehren, denn das reine Feuer ruht noch in ihr und ist nur erstickt und vergessen. Man deute das geistig. Demnach wäre Rubiner ein in sich gekehrter Visionär? Nein! antwortet er darauf zornig wie auf eine Beleidigung. Ein Täter, ein Helfer! Durch das Wort ein Sturm. Durch die Vision in allen Erdteilen zugleich! Und nicht mehr in den Erdteilen, denn einem Erdteil hilft man nicht. Schon in seinen Hauptstädten, schon in den winzigsten Elendswinkeln der Hauptstädte, auf einem Teppichklopfplatz, unter einem Brückenbogen. Schon hat er den Gequältesten in einer Gruppe entdeckt, schon die Stelle seiner größten Qual, ein Geschwür, eine Schwiele, ein abgerackertes Gehirn. Sein Finger liegt darauf: hier! Tausendfach Nähe ohne Abstand ist seine Aktivität. Du und du und du bist krank, sagt er, werde gesund! Für dich ist das Heil warmes Essen, für dich das tausendjährige Reich. — Seine hohen künstlerischen Gaben bringen einen Zwiespalt in Rubiners Bestrebung. Er hat im Grunde eine Freude an der Schärfe des Panoramas der Gegenwart, doch er überredet sich, sich nicht des gewaltigen Bildes zu freuen. Denn er sieht ja lauter Krankes. Und er überredet die Krankheit, Gesundheit zu werden. Er will, daß er wolle. Man hört öfter zu deutlich den Peitschenknall hinter der Aktivität. Ein kleinerer Geist und schlechter Schriftsteller schriebe an solchen Stellen: ha! und hei!

Auch Albert Ehrenstein ahnt ein Reich des himmlischen Lichtes, nur ist, was die irdische Welt seinen Augen eingesteht, davon so unterschieden, daß er sich einstweilen mit Grotesken und Satiren zu behelfen gezwungen sieht. „Nicht da, nicht dort" heißt eine Sammlung, die 1916 bei Kurt Wolff in Leipzig herausgekommen ist. Gequältheit ist die Bewußtseinsform seines Geistes, in ihr gewinnt die Welt ihren Zusammenhang. Die Sehnsucht steht vor dem Leiden und schafft es, die Bequemlichkeit hinter ihm und beruhigt es, beide halten es fest, so daß es nicht vom Flecke

kann. Spott und Hohn leuchten ihm ins Gesicht. Dies scheint dem Dichter ein dauerhafter Zustand. Daher weiß seine Satire selten von einem Trost, aber viel von Verzweiflung und Tod. Jeder wahrhaftige Glaube, auch der, in einem unglücklichen Zeitalter unglücklich leben zu müssen, macht einen dichterischen Geist fruchtbar: da er nicht mit seiner Erkenntnis von den Dingen spielen darf, darf er es mit den Dingen. Und weil der Nährgrund bei Ehrenstein giftig ist, so schwellen seine Gewächse burlesk, strecken scharfe Stacheln heraus, nehmen fröhliche, drollige, spukhafte Gestalt an; weil er aber auch kräftig ist, so sind sie stark und wetterhart und repräsentieren sehr eindringlich ihre Gattung. Der Vortrag entspricht dem Vorgetragenen. Der Erzählungsstil ist straff und lässig zugleich. Der Wagen will an kein Ziel, das Ziel ist in den Rädern des Wagens. Der Historiker dieser Geschichten kann wagen, die Maske eines schläfrigen, kurzsichtigen Chronisten aufzusetzen, seine einfältige Ruhe macht das Unerhörte und Fabelhafte um so aufregender, seine Sachlichkeit gestaltet Eifer, Kaprize, Tanz des Geistes um so wirksamer.

5

Jemand kennt fünf oder sechs interessante Punkte in seiner heimischen Landschaft, die er einem Gaste zeigen möchte, die aber an einem weiten, ermüdenden Wege liegen; er führt den Gast auf einen Berg, der jene Punkte aus der Höhenperspektive, einander genähert und in ihre sinnvolle Beziehung gesetzt, erscheinen läßt. Ein halber Kilometer Weges hinauf führte weiter als fünf Kilometer durch die Ebene. Das ist die technische und, weil er ein Dichter von Rang ist, die menschliche Lösung der beiden Erzählungen „Das Abenteuer im Geiste" und „Der Prophet und die Liebe" von Emil Alphons Rheinhardt (S. Fischer, Verlag, Berlin 1917). Der Horizont schneidet das rechte Bild aus, seine Linie läßt nichts Wesentliches draußen und nimmt nicht zuviel herein. Beziehungen, die sonst einander fremd geblieben wären, treten aus ihrer zufälligen toten Nachbarschaft in eine tätige Spannung. Rudolf Feiler, ein junger Mann, möchte seine Bekanntschaft mit Frauen nicht zu einem Erlebnis des ganzen Menschen, sondern nur zu einem Abenteuer im Geiste geraten lassen. Sein Bewußtsein wacht, es bewacht auch das Naive, es berechnet die Wirkungen von Gefühlen, es erschafft Eigenschaften, ja, ein zweites Ich wird aus dem Geiste empfangen. Dieses Sichbeobachten entdeckt wohl Wunder, doch schließlich erweist sich noch das Beobachten anderer als ein Sichbeobachten und beginnt damit die Wunder aufzuheben. Das Vorauswissen des Naturgemäßen und der Wunsch, rein in dem vom Geiste Beabsichtigten zu verharren, wird zu dem zwiespältigen Grauen, das immer die Überwältigung durch die Natur ankündigt. „Duft, Schön-

heit, Zierat," in ihrer ungetrübten Reinlichkeit von der Vernunft gesucht, rücken mit der Weite des Weges in immer unfaßbarere Ferne, sind plötzlich in anderes, fremdes, einsames Schicksal umgewandelt; selbst zwischen dem Materiellen und dem Seelischen steht ein undurchlässiges Etwas wie zwischen Mensch und Mensch. Der Fallensteller hat die Fallen sich selbst gestellt. — Die andere Geschichte, die zur Kondottierezeit in Ragusa spielt, entspricht mit ihrer Gelegenheit, dem Reize stofflichen Prunkes und sprachlicher Feierlichkeit nachzugeben, noch mehr der gegenwärtigen Intensitätsrichtung des Autors. Der Prophet Marko Kassali hat Gott hinter sich gebracht, und man kann ihn nur immer vor sich haben: aus dem Heiligen ist ein Politiker geworden. Nun gehört ihm nicht mehr die Liebe, die ihm ziemte: „Liebe ohne Sehnsucht, Liebe ohne Hoffnung, Liebe ohne Zukunft, die des Leibes entraten kann, weil sie ihn erfahren hat in der Entsinnung, die Gottes entraten kann, weil sie Gott geworden ist." Dieser Liebe fallen die Edlen unter den Adeligen der Stadt zu, sobald sich aber die Hoffnung ihrer sichtbaren Republik ihr beigesellt, ist das Gottesreich schon dahin. Irdisches drängt sich zwischen Irdisches und weckt seinen Widerstand. Das Werk Marko Kassalis fällt, weil Marko Kassali gefallen ist. Rheinhardt zeigt uns nur diesen Zusammenbruch vom Keime an. Das ist in gewissem Sinne ein Fehler, — und wir ehren Rheinhardt, wenn wir das nicht verschweigen. Die Gebärde erscheint bisweilen größer, als was sie ausdrückt, weil wir es in seiner völligen Makellosigkeit nicht mehr sahen. Wir sehen vieles, was man interessant nennen könnte, um seiner selbst willen, während doch der Leitgedanke jenseits von interessant und uninteressant liegt. Dennoch haben wir hier ein starkes, erfüllendes Buch vor uns.

Die gleiche Richtung schlägt Carl Einsteins „Bebuquin" ein (Neue Ausgabe im Verlage der Aktion 1917). Freilich mündet der Weg, der bei Rheinhardt in der Dichtigkeit der schweren Wirklichkeit aufhört, entgegengesetzt im Wesenlosen. Einstein gibt Ausschnitte aus dem Leben von Artisten und Bar-Gespenstern. Die schon gemäß ihrer Anlage und von Berufs wegen der Künstlichkeit beflissenen Geschöpfe atmen gleichsam in einer doppelten Künstlichkeit, da sie im Intellekt eines Mannes erscheinen, dessen Geschäft ein metaphysisches Artistentum ist: Bebuquins. Bebuquin sucht das Phantastische des Daseins, sucht es auf eine tiefsinnig und bitter hartnäckige Weise. Das Phantastischste ist ihm die Logik, weil sie ihm zeigt, wie doch offenbar die Dinge, sobald sie und sofern sie in die Gedanken aufgenommen werden, in ihrer Dinglichkeit vernichtet sind, wie sie aber zugleich nur in dieser Vernichtung leben, unvernichtet jedoch nicht. Das ist eine qualitative Einstellung zur Welt, sagt sich Bebuquin, auf die Quantität kann es bei dem ihm wesentlichen

Vorgehen nicht ankommen. „Die Zahl ist keine Tatsache, sie ist nur eine Ordnung.“ Aber die Form, das einzig in den Geist Übernommene, ist so sehr Tatsache, daß sie außerhalb aller historischen, ja kausalen Begreifbarkeit steht. Nur die Form allein. So muß Bebuquin denn wünschen, eins von den vielen Dingen, die er sich vorstellen kann, zu sein. Natürlich allein der Form nach, denn sie allein ist die Schöpferin der Dinge, alle andere Bestimmung bringt eine Bedingtheit hinzu. Diese Raserei vom Stoffe weg, diese Wut, zu sehen mit geschlossenen Augen, diese Sucht, Empfindungen zu erstreben, die keines Erlebnisses bedürfen, diese Sehnsucht nach einem Jenseits der Bedingtheit, muß ein schlimmes Ende nehmen. Und nimmt es für Bebuquin. Er stirbt den physischen Tod. — Ein Buch, in dem jemand beschließt, sich aus formalen Gründen das Genick zu brechen und ähnliches, würde unerträglich sein, wäre es nicht mit so ungewöhnlich viel Geist geschrieben. (Aber ohne Bebuquin kein Bebuquin.)

Rheinhardt und Einstein machten sich auf die recherche de l'absolu. Bei Rheinhardt wird das Abenteuer im Geiste durch wachsende Belastung mit Welt gestärkt, durch ihr Einströmen geweitet. Der scheinbar klare Anfang führt zu trübem Ende und erst hier ist der Anfang wirklich klar. Bei Einstein tauscht der Wille zum Unbedingten ein Bedingtes gegen das andere ein, immer grotesker, immer lemurischer; und endlich bleibt er doch an seinem Träger hängen, kann sich nicht entmenschlichen. Vor einer Kerze werden gleichsam alle Gegenstände, die sie beleuchtet, entfernt, damit das Licht durch nichts gebrochen werde, aber zuletzt lassen sich Docht und Öl, aus denen es Licht wurde, nicht beseitigen.

6

Also werde an der Brechung des Lichtes sein Wesen deutlich.

Hans Grimm veröffentlicht einen Novellenband unter dem Titel „Der Gang durch den Sand“ (Albert Langen, München). Die Südspitze Afrikas ist sein Herz geworden. Das Herz schlägt, ohne daß man von seinen Kammern und Aderausgängen etwas weiß, und es schlägt nicht anders, wenn man sich nachträglich über sie unterrichtet. Nicht Sammlung und Studium von Einzelheiten verleiht Grimms Buch das Leben, sondern das gegenwärtige Gesamtgefühl seines Gehaltes schafft die Einzelheiten. Die Novellen handeln von kriegerischer Not. Die scheint nicht psychisch, sondern nur physisch zu wirken, sie bewegt wie ein Stoß die Füße von Menschen und Vieh. Der Engländerkrieg bleibt zumeist in der Ferne. Eine gerüchtweise Kunde dringt zu einem entlegenen Anwesen, ein Brief trifft ein, die Menschen haben weiter unverändert ihre Tages- und Jahreszeiten, bis plötzlich ein Zusammenbruch erfolgt ist, — und

wieder die gleichen Tages- und Jahreszeiten. Das Schicksal hat scheinbar kein Objekt, wie das Gewitter mit seinen Blitzen ein himmlischer Vorgang bleibt, obwohl es auf der Erde auch gezündet und gefällt hat. Die kernhaftesten Buren drunten bleiben Steine, die, mit einem schönen Worte des Buches zu reden, kein Moos ansetzen. Fort und fort bewegt zu werden ist ihre Not, doch sie werden dabei nicht beschädigt. Es gibt in ihnen nichts eigentlich Privates, auch in den persönlichsten Angelegenheiten und in der einsamsten Ödenei nicht. Sie erleben ihre Bedrängnis und ihren Tod nach einem edlen seelischen Kurialstil. Ein Name lautet Hermanus Olewagen. Bedroht der Orlog die Freiheit ihres bäurischen Königreichs, so bespannen sie ihre drei Zeltarchen mit je dreißig Ochsen und durchqueren ein ungeheures Durstland, um ein anderes Reich zu finden. Sie können weder guten noch kleinen Mutes werden, davor bewahrt sie die als Einmaligkeit und Endgültigkeit gefaßte Tatsache ihres Geschicks. Sie leiden wirkend. So werden sie mit der Besonderheit ihres Landes fertig. Ein verwundeter Reiter schleppt sich durch den endlosen heißen Sand, bis an den Tod, und bei seinem Gange rieselt er aus ihm und aus dem feilschenden farbigen Begleiter wie aus zwei Quellen, — wild, einsam, mitleidlos und keines Mitleids bedürftig. Das ist die Kunst — oder wollen wir sagen: Kraft? — des Buches. Vielmehr seiner besten Strecken. Grimm sucht nicht nach Interessantem, nicht nach schönem Sprachgut, wiewohl er Prägungen wie „lose gewachsener Reiter" findet. Verschwiegen sei nicht, daß manche orientierenden Einleitungen nicht über das Zulängliche reichen und daß einige anekdotische Geschichten geringen Rang haben, wie ihm das Tendenziöse und Polemische (gegen Gewalt und Willkür der Engländer) überhaupt klein gerät. Alles, was „Saga" ist an diesem Buche, zeigt ihn als Meister.

Zum Schlusse danken wir einem Erzähler, in dem sich ein großer Dichter ankündigt. Wilhelm Lehmanns „Bilderstürmer", den die Leser dieser Zeitschrift bereits kennen gelernt haben, liegt nun als Buch vor (S. Fischer, Verlag, Berlin 1917). Wir hören, daß viele — viele ist allerdings ein relativer Begriff — das Werk enthusiastisch begrüßt haben. Wer romanische Klarheit liebt und sucht, wird in dem Klima, in dem seine Geister, Menschen und Dinge Notwendigkeit und Notdurft ihres Daseins haben, schwer heimisch werden. Der Norden, der Himmel der Barbaren ist über ihnen und in ihnen: nach lang lastendem Grau gewaltiges grelles Licht, an einer Stelle explodierend, krepierend, den gepackten Gegenstand zerreißend, und während der grauen Zeit von innen heraufkauchend wie die Hemisphäre der Antipoden mit den weisen Fresken und Schnörkeln vielleicht der Asiaten. Dazwischen die Ebene eines stillen Wochentags. Weil es dort gewöhnlich so zugeht wie angedeutet, ist das Wunder so frisch

Natur und so wenig Gespenst und die Natur so sehr Wunder. Ein bedeutendes Gesichtsfeld wird abgegrenzt. Wer nicht sein Werk nur schaffen, sondern damit die Welt ändern will, der bedarf des Bilderstürmers oder er muß selber einer sein. Ist er es, so zerstört er seine Schöpfung oder sich selbst. Eine neue Menschenschule, eine Schule neuer Menschen soll erstehen. Der halb gescheiterte Lehrer Magerhold unternimmt es, sie zu stiften. Und es ist ergreifend, wie nun Magerhold, der es schließlich mit einem Idealismus aus robustem Stierhorn wirklich ins Werk gesetzt hat, „einen unberührten Fleck mit Menschen zu bestellen", lauter ihm überlegene Gehilfen um sich sammelt, manche enger, blutärmer, befangener, selbstsüchtiger als er in ihrem Wesen, aber doch echter im Wiederscheinen eines Fetzens Wahrheit; ergreifend, wie ihn selbst die jung aufschossenden Seelenpflanzen auf jenem unberührten Fleck nach einem unbezwingbaren, außerhalb des Scharwerkerwillens gedeihenden Gesetze der Stärke, bis er ins verbrecherische Unrecht gerät selbst vor dem kranken armen Knabenjüngling David Pfleghar, dem Schnitzer schöner Tierköpfe, dem wehrlos kleinlauten und doch riesenhaften Feind seiner irdischen Seele, David Pfleghar, der ist wie einer aus dem Fabelreiche des Montezuma, dessen letztes Werk, ein Wildeselkopf, nach seinem Tode sich vorbeugt und schreit. (Unvergeßlich herrlich!) Und bei seinem eigenen Abschied von der Welt verfällt Magerhold der Rache des Gottes: sein Körper hat in der Schwäche der Auflösung Halluzinationen, ihn durchleuchtet visionäres Licht, sein Körper d i c h t e t gegen ihn, dessen Seele Prosa war. So ist durchgängig die Spannung zwischen Recht und Unrecht zum Gegensatz von Fülle und Mangel, Schönheit und Häßlichkeit geweitet, Schicksal und Selbstbestimmung werden, von da aus gesehen, zur Einheit. Der Umriß eines großen Romans. Er ist trotz seiner Kürze nicht Skizze geblieben. Denn „den Weg des Lebens gehen die Füße der Ameise und die Füße des Löwen". Dies zu wissen, heißt auch, vor dem Wunderbaren nicht zu erschrecken, wo immer es angetroffen werde. Für Wilhelm Lehmann ist vieles gewiß ganz gesetzlich, was anderen als große Kühnheit erscheint. Die Kühnheiten sind nie Überfälle auf die Wirklichkeiten, eher überfällt das Wesentliche der Wirklichkeit ihren Ausdruck und tut ihm Zwang an. Ein Saatkorn ist dem Dichter schon ein Saatkorn, wenn es noch hinter Grannen in der Ähre schläft und diese auf Halm und Wurzeln steht: so ist das Zupacken eines Ernters, der mit dem Auge zu ernten hat, der zu zerstören scheint, da er nicht zerstören darf.

Politische Chronik / von Junius

Im Juliheft schon hat der Chronist von Herrn von Bethmann Hollweg, dem damaligen Kanzler, Abschied genommen. Der Zusammenbruch einer Politik des guten Willens und des vorsichtig bedächtigen Handelns, Behandelns, Verhandelns, des Sichzeitnehmens, des Vermeidens drastischer Mittel, des Ausweichens, der Dreiviertel-Energie ... war unvermeidlich geworden. Wir hofften lange; aber auf die Dauer war der Zustand nicht erträglich. Nun liegt der deutsche Kanzler, unter dessen Mitverantwortung der Weltbrand ausgebrochen war, unter den Trümmern der eigenen Schwäche begraben.

In ruhigeren Zeiten wäre über diesen vornehmen und beste deutsche Überlieferung verkörpernden Staatsmann viel Gutes zu sagen gewesen, und wir haben es bei mehr als einer Gelegenheit getan. Heute treibt uns, peitscht uns der heiße Atem der europäischen Revolution vorwärts. Es ist kaum von Belang, sich im Vorbeigehen einzugestehen, daß auch die Schwäche dieses Kanzlers ihre heroischen Seiten hatte. Aber im Grunde ist dies ‚Literatur' und Nekrologphraseologie. Was wir immer gefühlt haben, müssen wir heute ungeschminkt aussprechen: daß ein dreijähriger Mangel an kriegspolitischer Initiative, daß die grundsätzliche Unterordnug der Politik unter die Laune des Kriegsgottes (und seiner Verwalter) immer unerträglicher wurde.

Dies auszusprechen gehört zu den objektiven Würdigungen, die uns frommen. Die fortschrittlichen und demokratischen Parteien täten sich und der allgemeinen Sache einen unendlich wichtigeren Dienst, wenn sie sich eingeständen, weswegen Herr von Bethmann Hollweg gefallen ist und fallen mußte, als wenn sie den Adel seines Charakters und seinen Willen zum Systemwechsel in sentimentalen Wendungen rühmen.

Sie sprechen von Intrigen und bedenkenloser Kulissenarbeit, von der Zusammenballung alles Retrograden in Preußen-Deutschland mit allem imperialistisch Modernen, um diesen Staatsmann in einem Augenblick zu stürzen, wo er die Geburt der unvermeidlichen deutschen Demokratie einleitete und die Löschung des Brandes mit innerpolitischen Mitteln zu unternehmen anfing. Allerdings ist darin ein kleines Körnlein Wahrheit, aber nicht die ganze und nicht einmal die halbe Wahrheit. Kein Intrigenbündel, keine Trutzverbrüderung noch so gewichtiger Einflüsse und keine Zeitungshetze hätten ausgereicht, Bethmann Hollweg zu stürzen, wenn er nicht dem Wahn gehuldigt hätte, große Dinge mit kleinen, mit vorsichtigen Mitteln — mit Mittelchen zu vollbringen. Wenn er beizeiten den Volksparteien die wirkliche Wirklichkeit gezeigt hätte, wie sie ist und wie er sie kannte. Wenn er sich gegen die Vergewaltigung durch die bekannten dunklen Mächte im Gefühl seiner tragischen Verantwortung in die Öffent-

lichkeit geflüchtet hätte. Wenn er die kriegspolitische Initiative behalten und nicht gewartet und gewartet hätte, bis der günstige Augenblick zur Sammlung der ungeheueren Gegenkräfte in Deutschland, ja in ganz Zentraleuropa vorbei war, — für ihn vorbei war. Ja, er selbst hätte den Moment wählen müssen, durch einen erzwungenen Abgang der Sache des deutschen Volkes den Dienst zu leisten, um dessen willen ihm die Mängel und Sünden seiner und seines unmittelbaren Amtsvorgängers Außenpolitik vor Ausbruch der Katastrophe hätten verziehen werden können. Denn nach der Verfassung trug Er, Er allein die Verantwortung für die gesamte deutsche Geschäftsführung nach innen und nach außen. Lagen in dem System Merkmale und Eigenschaften, die diese Verantwortung in kritischen Zeitläuften lähmten, sie überhaupt zu einem Anachronismus machten, so hatte er beizeiten das System zu ändern oder zu demissionieren. Zwischen diesen zwei Wegen war kein dritter.

So lag auf Herrn von Bethmann Hollwegs Politik von Anfang an der Fluch des Schwankens, des Vermittelnwollens zwischen unvereinbaren Gegensätzen. Tragische Zeiten dulden dies nicht. Sie verlangen die einfache Linie und die dramatische Linienführung. Es ist zu bemerken, daß für den Nachfolger Bethmanns diese Logik der Tatsachen ihren Charakter nicht ändern wird, er heiße, wie er wolle. Persönliche Energie und die höchsten Beamteneigenschaften, die in einem engen unpolitischen Bezirk sich noch so glänzend bewährt haben mögen, werden auf Granit beißen, wenn sie diese Logik der Tatsachen zu verändern oder an ihr vorbeizuschielen unternähmen.

Habemus papam, — wir haben einen neuen Kanzler erhalten. Er ist, politisch, aus dem Dunkel ins hellste Licht der Weltbühne gestellt worden. Er soll in dem Labyrinth der Verwicklungen, die in den Krieg geführt haben, den Weg finden, der aus ihm hinausführe. Er soll, ich weiß nicht, wie vielen Reichsämtern Kopf und Gewissen sein. Er soll den politischen Außendienst neu organisieren, er, der ihm so lange ein Fremdling gewesen ist und dem seine Technik fremd geblieben sein muß. Er soll durch das Gewicht seiner Persönlichkeit die Vielstimmigkeit eines vielköpfigen Bundesstaates zur Harmonie bringen, gegenstrebige Parteiwünsche ausgleichen, das Arbeitsvolk mit den feudalen und bourgeoisen Herrenschichten in einer Front erhalten. Er soll die Wechselbeziehungen zwischen Heeresleitung (Generalstab) und Diplomatie so gestalten, daß die „Frage von Krieg und Frieden stets zur Kompetenz des verantwortlichen politischen Ministers gehört und nicht von der technischen Armeeleitung entschieden werden kann.“ Wenn es in dieser dürftigen Aufzählung der auf den Kanzler des deutschen Reiches gewälzten Verantwortungen ein besonders wichtiges Glied gibt, so ist es das von meinem erlauchten

Vorgänger, dem Publizisten Otto Bismarck, besonders hervorgehobene Verhältnis zwischen Heeresleitung und leitendem Minister: er hat es im berühmten Kapitel 23 (‚Versailles‘) seiner Gedanken und Erinnerungen eindrucksvoll genug dargestellt. Mir graut, wenn ich daran denke, daß in einem einzigen Kopf, in einem einzigen Nervenbündel der Sitz für alle diese Aufgaben und für die Möglichkeiten ihrer Lösung zentralisiert sein soll, und daß dieser aus dem inneren Dienste an die Spitze des Reiches gestellte Mann mit den Vertretern des Volkes zusammen arbeiten soll, ohne des Vertrauens einer organischen, in sich gefestigten und willens-einigen Mehrheit von vornherein sicher zu sein. Denn damit dies sei, hätte sie ihn vorher politisch kennen, billigen und mit erküren müssen. Mir graut, wenn ich mich erinnere, daß der Schöpfer dieses Systems des einen verantwortlichen Reichsministers und der ministeriellen Befugnisse des Bundesrats Otto von Bismarck hieß; und daß dieser Mann, dessen Autorität sich auf eine Lebensleistung und ein geschichtliches Werk ohne gleichen stützte, zuletzt nur noch mit Sophismen gegen die Einführung von Reichsministerien und ein Kollegium gleichberechtigter Mitberater kämpfte. Mir graut, wenn ich sehe, mit welch absichtlich verdunkelnder Betriebsamkeit dieses System des verfassungsrechtlich für die ‚Ewigkeit‘ konstruierten Übermenschentums des Reichskanzlers verteidigt wird, um eine Zentralisierung zu verhindern, die angeblich die Festigkeit des Reiches gefährde: nur, damit ihr die Grundlagen entzogen werden, die in dem Vertrauen des reifsten Volkes in Zentraleuropa wurzeln. Trotzdem: zu dieser Leistung ist, nach dem Buchstaben und dem Geist unserer Reichsverfassung, der neue Kanzler, Herr Dr. Michaelis, verpflichtet . . .

Die nationalliberale Partei hat ihren Führer verloren. Albert Bassermann ist unter Rosen begraben worden. Ich habe früher einmal schon ausgeführt, wie leer die nationale und die liberale Hülse dieser Partei geworden war, wie ihr Liberalismus lahmte, und wie ihr Nationalismus einen Beigeschmack von pharisäerhafter Überheblichkeit an sich trug, nachdem es in diesem neuen deutschen Reiche in den letzten Jahren immer weniger politische oder unpolitische Menschen gab, die dem Staat in irgendeinem wesentlichen Punkte die Mittel versagen wollten, die zu seiner Existenz und Entwicklung nötig sind. Dafür wurde die Partei immer mehr das Asyl für Machthungrige im ökonomischen Sinne des Wortes, für die Interessen der Großindustrie und der Großbanken, für die Schutzzöllnerei sans phrase, für starkes Herrentum in Fabrik und Kontor. Die stärksten und modernsten Elemente der neudeutschen Führerschicht suchten und fanden in ihr ein Unterkommen, meist nicht direkt, sondern durch ihre Sekretäre oder andere Beamte; denn die hohen Herren hatten meist

anderes und „besseres“ zu tun als ihre Zeit in den Parlamenten zu verbringen. So verlor diese ehemals so glorreiche Gruppe ihren Nimbus beim Volke, das Wort nationalliberal begann in vielen Lichtern zu schimmern, und in unabhängig denkenden Menschen, die Politik nicht völlig mit Erwerbs- und Machtinteressen identifizieren wollten, nistete sich mit der Zeit ein Widerwille gegen die Partei ein, die nach der Reichsgründung viele der freiesten, gebildetsten, weitsichtigsten Köpfe Deutschlands beherbergt hatte. So gähnte eine Kluft zwischen den einstigen Führern Bennigsen und Miquel und — Albert Bassermann. Jene hatten parlamentarische Macht erstrebt und die Parlamentsrechte selbst gegen den Autokratismus eines Bismarck zu schützen gesucht; echt liberale Stimmungen und Gesinnungen waren in ihnen noch nicht ganz erloschen, und es blieb erst dem opportunistischen Genie Miquels vorbehalten, sich seines Glaubens an den Volksstaat radikal zu entledigen. Bassermann aber trat sein Amt als Führer der Partei an, als es kaum mehr denn liberale Erinnerungen zu verwalten gab. Steuer- und Handelspolitik standen im Vordergrunde, das Verfassungsleben als solches interessierte nicht, wie wenn das bismärckische Erbe gerade in seinen vergänglichsten Teilen für die Ewigkeit geschaffen wäre, und alle Kunst zehrte sich darin auf, freundschaftliche Beziehungen zu rechts zu pflegen und die Sozialdemokratie in ihrem Wachstum zu hemmen. Vielleicht war die banale Beredsamkeit Bassermanns, dem jeder schöpferische Überblick über die neue Zeit und ihre Erfordernisse fehlte, gerade recht, um eine solche Mittelpartei zu leiten, solange der deutsche Aufstieg anscheinend reibungslos vonstatten ging und die wachsende Unruhe von unten durch die fetten Jahre immer wieder beschwichtigt wurde. Aber es war doch ein Unglück, daß in dieser großbürgerlichen Partei, die diese wertvollen nationalen Überlieferungen pflegen durfte, kein schöpferischer Geist die Aufgabe vorhersah, die der Krieg auch dem Blindesten offenbar gemacht hat: das Parlament zu einem Ausleseapparat für verantwortliche Politiker zu machen und mit der Fiktion parteiloser Regierungen aufzuräumen. Das durchzusetzen war in allen modern entwickelten Ländern Sache der Großbourgeoisie gewesen, denn wer die Wirtschaftsmacht eines großen Volkes lenkt und leitet, hat bisher noch immer die politische Macht zu erobern gewußt. In diesem Punkte blieb Bassermann alles schuldig. Er schwankte, er vermittelte. Der kondensierte Haß des Beamtentumes gegen eine moderne Pflanzstätte politischen Talentes, aus der die neuen Verantwortungen an die Spitze treiben, hatte sich ihm offenbar auch mitgeteilt, obgleich jüngere Mitglieder der Partei, wie Stresemann, sich unumwunden für die Parlamentarisierung der Regierung erklärten. So hatte man schließlich das Gefühl, daß Bassermann Parteiführer blieb, weil er nicht führte. Nichts ist für unsere innerpolitischen Ver-

hältnisse bezeichnender. Alles ist im Fluß, alles im Werden. Aber vergebens späht man nach den überlegenen Künstlerhänden aus, die gestalten können.

Karl Jentsch ist 84jährig gestorben. Die Leser dieser Zeitschrift kennen ihn seit langen Jahren. Ursprünglich katholischer Theologe, hat er sich in langen inneren Kämpfen zu einer freieren Auffassung des Christentums durchgerungen, hat seine Seele mit Philosophie und Antike erfüllt und dann seinem Volke durch eine rege und saubere Publizistik gedient. Seine einfache und sachliche Art zu schreiben war doch nicht ohne Reiz, obgleich er in keinem Sinne den höheren rhetorischen Schwung besaß, der den großen Publizisten auszuzeichnen pflegt. Er war wohltemperiert und haßte die schreienden und blendenden Worte, weil er der siegreichen Überzeugungskraft der Vernunft vertraute. Aber da er für die Fülle und Buntheit des Lebens und seiner Spannungen ein offenes Herz hatte, so strömte aus dem reichen Arsenal seiner außerordentlich gründlichen und umfassenden Kenntnisse doch Wärme und fesselnde Belebtheit in seine Sprechweise über und hob diese weit über den trockenen Gelehrtenton. Von seinen Schriften werden vielleicht nicht allzu viele bleiben, obgleich einige von ihnen, zum Beispiel „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" und seine agrarpolitischen Studien von klugen Einzelbemerkungen strotzen und auch durch ihre konsequente Grundüberzeugung wohltun. Wo sind heute Publizisten dieses Schlages, dieser Vorbildung, dieses Wahrheitswillens, dieses unermüdlichen Lern- und Leseeifers? Und hinter alledem stand ein warmer und unbegrenzt gütiger Mensch, der, ohne viel Worte zu machen, den Bedrückten und Leidenden beistand. — Dem Krieg stand er kopfschüttelnd gegenüber. Seine Ursachen suchte er in der wirtschaftsimperialistischen Raserei, die alle natürliche Einstellung fälscht, nachdem die überhetzte industrielle und städtische Entwicklung freie Menschen in eine unerträgliche Betriebs- und Berufssklaverei gepeitscht hatte. Jentsch war von jeher ein Feind der Staatsallmacht, wie er von jeher die Hegelsche Vergottung der Staatsweisheit haßte. Das klingt alles so altertümlich und überholt, durch unsere Maschinenzeit und die technische Übervernunft zu Boden getreten. Aber vielleicht kommt noch der Tag, an dem sein Ideal wieder Anhänger findet: Deutschland wesentlich ein Bauernland im Herzen der Vereinigten Staaten von Europa, zwischen denen er weder kulturelle noch wirtschaftlich unüberbrückbare Gegensätze sah. Je mehr aber der Krieg weiter rollte, desto schmerzlicher sah sich der Greis enttäuscht. Er verstand Zeit und Menschen nicht mehr. Doch er hielt seine tiefe Enttäuschung bei sich und ging aufrecht und im Herzen glaubend an unverdiente Gnaden dem Ende entgegen. Wir wollen ihn nicht vergessen, diesen Meister einer Zunft, die erst noch lernen muß, ihre Macht zum Guten zu suchen.

Anmerkungen

Max Liebermann über Kleist

Wer Kleist kennt, wundert sich nicht, daß seine kleinen Schriften einen nachdenklichen Künstler reizen, ihnen mit Illustrationen zu einem neuen Leben zu verhelfen. Sie sind zeitgemäß, diese von Pathos flammenden Aufsatzfragmente „An die Zeitgenossen", diese leidenschaftlichen Erörterungen über das Einzige, um was es in diesem Kriege geht und über das, was Deutschland wahrhaft nottut — genau so zeitgemäß wie damals, vor etwas mehr als hundert Jahren, als sie niedergeschrieben wurden. Und auch diese merkwürdigen Anekdoten sind wieder zeitgemäß, diese Geschichten von preußischen Husaren, von Soldaten, die trinken und aufsässig werden, von Müttern, die tolle Hunde anfallen, alle diese kleinen Geschichten von seltsamen Begebenheiten, die wir vor vier Jahren kaum verstanden hätten, die aber jetzt auch wieder durch einen geheimen Sinn untereinander verbunden werden, weil jetzt, wie damals, alle Zustände wanken und auch das Unwahrscheinliche eine tiefere Wahrhaftigkeit annimmt. Höchst zeitgemäß, dieser nüchterne, beinahe reporterhafte, im Grunde aber äußerst geschliffene und in seiner kargen Knappheit höchst treffsichere Stil, in dem sie vorgetragen werden.

Diese Nüchternheit des Vortrages war es vielleicht, die Max Liebermann bewogen hat, Illustrationen zu diesen Aufsätzen zu zeichnen. Er ist heute der größte Vertreter jenes sachlichen preußisch-berlinischen Kunstgeistes, der durch Krüger, Steffeck und Menzel repräsentiert wird und an dem auch, trotz allem, Kleist, der Meister des „Kohlhaas", bestimmten Anteil hat. Alle Dinge so anzuschauen, auch die phantastischen, als ob sie einfache Wirklichkeit wären, sie mit Auge und Hirn so lange zu destillieren, bis sie alltäglich und real erscheinen, das ist die Art von Objektivität, die in diesem Kunstgeiste herrscht.

Liebermann hat bisher noch nie illustriert. Er hat es früher einmal, Ende der neunziger Jahre, geplant gehabt, eine holländische Bibelausgabe sollte es werden, und einige Handzeichnungen dazu existieren noch. Er hat den Plan aber wieder aufgegeben. Vielleicht war der Gegenstand seiner besonderen Art von Temperament nicht angemessen oder umgekehrt. Jetzt, als Siebzigjähriger tritt er wieder hervor und begibt sich als Neuling auf ein Gebiet, auf das sich die Jüngsten so sorglos und so gern wagen. Selbstverständlich, daß er eine neue Art erfindet und nicht in gewohnten Bahnen geht. Er überläßt Slevogt die Domäne, die sich dieser geschaffen hat und tut auch nicht so als ob er Menzel hieße. Wenn Goethe zu Eckermann über Delacroix'Faustillustrationen rühmend sagte, der Maler habe die Vorstellung des Dichters zu Ende gedacht, und wenn wir gerne meinen, dies sei nun das Alpha und Omega aller Illustrationskunst, so abstrahiert Liebermann von dieser Forderung. Er erfindet nichts hinzu und hält sich sehr sachlich an den Text. Seine Bilder sind streng wie das Tüpfelchen auf dem I. Wenn eine Anekdote von der Erschießung eines Soldaten in merkwürdiger Position berichtet, dann zeigt Liebermann diese Situation genau

so, wie sie nach Kleists Meinung ausgesehen haben müsse, ohne weitere schweifende Phantasie und Paraphrase; und wenn einer von einer Naturmerkwürdigkeit erzählt, von der Sache mit dem herunterstürzenden Felsen, der einen Elbkahn auf Sand setzt, so sehen wir das Resultat dieses Naturspiels in aller Nüchternheit und Deutlichkeit vor uns. Sachlich fast so genau wie in der „Illustrierten Zeitung". Selten glossiert der Zeichner seinen Dichter. Nur in dem „Brief eines Malers an seinen Sohn", einem Brief, dessen Inhalt Liebermann schon lange liebt und gern zitiert, gibt er der Sache eine phantasievolle Deutung in Form einer hinreißenden und – vergleichsweise – keuschen Liebesszene. Sonst ist alles deutlich und ehrlich herausgesagt, Klarheit durch Selbstbeschränkung gewonnen.

Die einzelnen Bilder sind manchmal von wundervoller Reife der Anschauung und des Stils. Jene Liebesszene ist ein Meisterwerk, auch das Blatt, wo ein Husar mit Beutepferden davontrabt. Und die badenden Jungen — ein altes Thema, überraschend neu variiert, und die Blätter mit den Hunden und die vom Sturm geknickte deutsche Eiche. Herrlich manchmal die Bewegungen und die Empfindung für körperlichen Ausdruck. Das ist vielleicht doch das Allergrößte, wie in dieser so hart auf die Sache gerichteten Kunst soviel Platz ist für feinste Empfindung, für den Ausdruck einer Haltung, eines Arms, einer Schulter, eines Blickens. Daß dieser Künstler nun, auf der Höhe seiner Tage, in immer stärkerem Maße da, wo ein Wurf ihm glückt, unbekümmert um alles andere, nur noch den Ausdruck des Seelischen gibt, mit Hilfe seiner Empfindung für das Körperliche. Und wenn wir vorhin, als von seiner Art der gegenständlichen Auffassung die Rede war, paradox und trivial genug, den Vergleich mit dem illustrierten Blatt heraufbeschworen, so müssen wir hier, wo nur von der Kunst gehandelt wird, hinzufügen, daß es vom Illustrator bis zum großen Künstler nur ein Schritt ist. Aber ein großer. Genau so groß, wie der vom Reporter zum Dichter Kleist. So deckt sich der Stil des Zeichners mit dem Stil des Schriftstellers, die höchste und letzte Übereinstimmung ist erreicht.

Ebenso ward die Übereinstimmung von Bild und Textdruck erzielt. Der energische, leicht faserige Strich der Originallithographien (im Umdruckverfahren gezeichnet) geht mühelos zusammen mit der schönen Type und dem wohlabgewogenen Druckspiegel. Technisch, im Druck der Lithographien stellt das Werk eine mustergültige Leistung dar, und daß der Verleger Bruno Cassirer bei der äußeren Ausstattung es weder an Geschmack noch an Sorgfalt hat fehlen lassen, versteht sich wie von selber. Dem 70. Geburtstag zuliebe hat er wohl, trotz des Krieges, noch ein übriges getan.

Emil Waldmann

Der Born Judas

Was von Herder, von den Romantikern und wohl auch schon andeutungsweise von Früheren, Abseitigen, in zweckmäßigem Bau erstrebt wurde: der Völker Stimmen in aller Ursprünglichkeit mit uns reden und den letzten Charakter des Triebes, der ihre Rede zeugt, erschließen zu lassen, wird bis heut planvoll fortgeführt und immer gewissenhafter vervollkommnet. Den verschiedenen guten Märchen- und Sagen-Sammlungen, die der Verlag Diederichs in Jena betreut, tritt ein auf sechs Bände angelegter Kanon im Inselverlage zur Seite, der das Wertvollste aus der jüdischen Überlieferung zugänglich machen will. M. J. bin Gorion hat die Zusammenstellung geleitet und führt mit andächtig-gehaltenem Vorspruche in seine Schatzkammern ein. Der erste, bis jetzt vorliegende Teil bringt die Dokumente zum Thema „Liebe und Treue", einem Thema, das sich zum Grundstein

der Reihe vorzüglich eignet: denn Liebe und Treue sind letzten Endes die unverrückbaren Pfeiler jeden wahrhaft ernst genommenen Lebens überhaupt. Und wie nun diese Fülle der Gesichte herauf- und vorüberzieht, festigt sich aus dem Reigen der Bilder immer mehr der hauptsächliche Umriß der jüdischen Seelenstruktur: im betonten Bekenntnis zur Allmacht der Wahrheit, zur Heiligkeit des Verlöbnisses, zur hohen Meinung von der Standhaftigkeit der Frauen, zur Abneigung gegen die unberechenbare Zwangsläufigkeit des Eideschwörens offenbart eine Rasse von verheißungsvoll eigenwilliger, bewußter und nach göttlichem Maße gebildeter Geschlossenheit die Verankerungen ihres Herzens. Wenn in einer der schönsten Legenden die Hagiga, die Lehre, in Figur trauert um ihren gestorbenen eifrigsten Anhänger, wenn immer wieder streitbare Bräute noch über den Tod sieghaft werden, wenn verständnisweit der unwiderstehliche Zauber der Liebesleidenschaft als Faktor in Rechnung gesetzt und vor dem Herrschertum Eros die große Vereidigung willig geleistet wird, ist Judas psychische Bereitschaft nach seinen drei Richtungen hin: dem Hange zur Weisheit, dem Ausdauern wider die mächtigsten Hemmungen, dem beständigen Gestelltsein unter das Joch der Liebesauflösung, restlos enthüllt. Und dann beglückt die Erkenntnis, daß auch dieser Stamm, wie jeder andere, ein Glied ist in der großen, trotz schlimmster Zerrungen ewig ineinander geschweißten Kette der allgemeinen Menschenbrüderschaft: Ödipus, Amphitryon, Undine und alle guten und bösen Geister nordischer und orientalischer Märchen wandeln in andrem Kostüm, doch mit der gleichen Geste, auch auf dieser Tempelbühne und Morgen und Heut und Gestern sind nur drei Spiegelungen der gleichen Idee, „wir alle führen, trotz der Kluft der Jahrhunderte und der Sonderheit der Stämme, dieselbe Zwiesprache mit uns in den Stunden der Not wie in den Stunden seelischer Gehobenheit."

Machen wir das Exempel auf die Gegenwart. In einem kleinen Taschenbuch neuerer ostjüdischer Erzählerkunst, das Alexander Eliasberg bei Kiepenheuer in Weimar herausbrachte, sind drei „Kunstdichter" des Geschlechts. Was von ihrer Schöpfung nachhaltiger in uns fortklingt, sind dieselben Töne, die aus den namenlosen Harfen der jahrhundert- oder jahrtausend-alten Ahnen fesselten. Nur erschütternder durch die Vergewaltigungen aller seitherigen Sklavenerleidnisse in Verbitterung oder Resignation transponiert und oft von einer rührenden Reflexbewegung nicht mehr wegzureagierender Angst hilflos begleitet. Von den drei Poeten ist Perez der Bedeutsamste und Wesentlichste, ein gütiger und starker Meister, der die armseligen Schicksalstragödien der mißbrauchten Kreatur in unvergeßlich herben, zum Kunstwerk gestalteten Mahnungen einprägt. Seine Vision „Drei Geschenke" ist eines der überlegensten Symbole, ohne alle Verschnörkelungen der Gattung, furchtlos mit gewaltiger Geberde bis zur einsamsten Konsequenz Sprosse um Sprosse nehmend. Scholem-Alejchem kommt über eine gewisse Gedrücktheit nicht hinaus, doch sein „Hodel" wurde etwas sehr Zartes, Inniges, mit delikater Diskretion des Gefühls. Scholem Asch, der „Literarischste" des Trios, flicht sich stilistisch äußeren Einflüssen beweglicher ein und ist in den Errungenschaften und Subtilitäten artistischer Ziselierung fertig. Jede seiner fünf Skizzen ward eine in sich besondere Reife, Frucht eines ostjüdischen Maupassants, dessen unantastbarste „Menschen und Götter" heißt. Doch, wie gesagt: derselbe Ozean umarmt auch die entlegensten Inseln — Geistigkeit, Versuchung, Überwinden des dunklen Engels .... es rauscht und rauscht in gleicher Melodie .... sollte nicht die Erfahrung der zwanghaften Atem-und Fahrt- und Hafen- Ge-

meinsamkeit immer hartnäckiger jedem Individuum zum Ereignis werden und Phänomen jenes Dorfzaddiks zu Bestätigtem: „Und er sieht Gott überall, wo er nur hinblickt. — — — Und nicht nur er allein betet so! Er weiß, daß alle beten."

Max Herrmann

Österreich, Erde und Geist*

Österreich ist Reich eines Geistes. Nicht Nasen, Komplexionen, Zungenstellung beim Reden, nicht einmal das tägliche Reden sind Motiv in Werken, die sich von selbst ganz geben oder ergänzen. Nicht das Reden in einem Idiom formt ein Reichswerk, eint zum Volkswerk. Schon René Schickele hat in seinem „Benkal" den Grundbegriff des modernen Nationalismus mit schneidendem Hohn auf das Zufällige zurückgeführt, indem er statt des Sprachigen etwa das Nasige einstellte: damit ist die Nation als Kumulierung nach einem äußeren Merkmal, dem Reden, für immer gebrandmarkt. Eine Nation heißt dort „die Langnasen"; es gibt einen Patriotismus der langen Nase, ein tiefes, mystisches Volksgefühl der langen Nase beseelt sie wohl rings um die Tische; das ist bissig, steht die Sprache als Sammelmerkmal nicht höher als eine Nasenlinie? Die Sprache wohl, aber nicht das Reden. Und doch ist es auffallend, daß die, denen Sprache gegeben ist, sich überall in der Welt gegen die Nationen der Redner wehren. Die Nation ist heute nicht erst von der Sozialdemokratie als ein plumpes Sammelprinzip ausgefunden. Die Nation bewahrt nicht vor Fremdheiten innerhalb ihres Systems. Über sie hinaus sind Bindungen wirksam, denen die Nation an menschlicher Realität nichts Gleichartiges an die Seite zu setzen hat.

Solche Bindungen, die nicht auf Nase und nicht auf Akzent, nicht auf Rede und gleichem Vokabular beruhen, wirken über dem Erdreich Österreich. Landschaftliches wirft die Seele zu Gebirgen auf, gräbt eine epische Talfurche mit Hochgebirgsnebenläufen in ein Schicksal, das zwischen zwei Kleinmeeren schwingt. Der Bergdeutsche und der Bergslave, ob im Norden, im äußersten Osten, im Süden der Monarchie, begrenzen sich über Gipfel hinweg. Auch die Rassennase ist ein Motiv, auf dem ein Staat aufgebaut werden kann; aber das Grundrißliche, die Kurvenbeziehung, die geometrische Prädestination der Landschaft sind nicht weniger Rassenmerkmale, sobald sich Menschen zu einer Landschaft bekannt haben. Und sie bekannten sich, denn sie sind vor grauen Jahren da geblieben, zu einer Zeit, als sie noch nicht hätten bleiben müssen; ihre Wahl gespenstet noch in ihren Staatsinstinkten. Berge binden Berge, Meere, Ströme, Völker.

Von mystischen Raumschicksalen ausgehend gelangt Erwin Hanslik zur Vision seines Österreichs „Erde und Geist". Ein exakter Phantast, in dieser naturalistisch spekulativen Mischung, Antithese, den Österreicher verkörpernd, schreibt er das Reich von einer brillanten Entdeckung her, die vielleicht eine Erfindung ist; als Ausdruck jenes plötzlich entstandenen österreichischen Bewußtseins, das zur Stärke einer Rassigkeit anschwillt, bleibt seine wissenschaftlich-historische Richtigkeit nebensächlich. Er macht nicht hergebrachte materialistische Geschichte, Kulturtechnik wird versucht, aufbauende und produktive dynamische Gesetzgebung, Synthese, die zum Gefühlten den fördernden Gedanken gestaltet. Professoren werden gegen diesen Professor Vieles einwenden; Politiker der alten Schule und Auffassung, die den Staat nicht als ein Kunstwerk, als einen Expressionismus sieht, sondern als ein zahlenmäßig beeinflußbares Hebelwerk, werden, vielleicht nicht einmal dies,

* Von Erwin Hanslik. Verlag des Instituts für Kulturforschung, Wien.

grinsen. Wann werden wir darauf kommen, daß der Staat nach dem Gebären die irrationalste Schöpfung ist, die der Mensch erleben kann, und daß es eine Zeit geben wird, wo Staat im höchsten Sinne vor dem Kunstwerk an der Spitze der menschlichen Tat steht? In Österreich, das sich dadurch gründlich von dem englischen und dem preußischen Geist und seinen Nachprägungen unterscheidet, kamen schon einige darauf. In Erwin Hanslíks Titel „Österreich, eine Erde und ein Geist", ist dieses neue Wesen getroffen. Eine neue auch für Geistige bewohnbare Gesellschaftsauffassung wird von hier ausgehen.

Hanslik ist ein böhmischer Name. Das umfangreiche, sauber gearbeitete Gelehrtenwerk enthält Kartenskizzen, Umrißvisionen von einem handgreiflichen Scharfsinn, der aus künstlerischer Anlage hervorbricht. Es ist ein gereifter, welterwachsener Mann, dem wir uns „im Trapez um Österreich" anvertrauen, kein politischer Heißsporn. Sein Werk ist dennoch nicht Geschichte, nicht Abhandlung und Gelehrtenexperiment, es ist Ethos; Ethos aus dem Sinnlichen, und dies wieder wölbt die neue Biegung herauf, das neue Wesen, den Österreicher. Eine ernste soziale Auffassung vom Staate, ein Glaube, der nicht die dürren Maximen von Sitzungssälen, sondern die beglückenden sinnlichen und gemütsmäßigen Kräfte des menschlichen Innenlebens zum Staate beitragen läßt, formen das letzte Staatsideal. Es bewegt sich in der Höhe etwa eines Prof. Fr. W. Förster, und würde auch in den Sphären des allerdings weniger sinnlichen, aber staatsethisch ehrlichen Wilson oder des Afrikandergenerals Smuts, des bedeutendsten (holländisch-hugenottischen) Weltengländers, verstanden werden.

Stärker, inniger, künstlerischer und geistreicher ist das Phänomen Österreich noch nie dargestellt worden. Das Buch hatte bisher wenig Widerhall – es zu verreißen, scheuen sie vor der Reinheit der Absicht zurück, mit der Hanslik als Mensch, Gelehrter und Sprachmeister dasteht. Als Sprachmeister, nicht als Festredner.

Robert Müller

Tschechische Anthologie

Plötzlich verspüren wir einen kräftigen Wind, voll Frische herwehend aus dem Lande Böhmen, wo, auch geistig, ein mit den üblichen Journalberichten wenig übereinstimmendes Österreich dazusein scheint. Wiener Dichtung – besteht dieser zweckhaft geprägte, schon durch das Vorhandensein von Ehrenstein, Kraus, Viertel Lügen gestrafte Begriff als der eines repräsentativen Österreichertums angesichts der Tatsache, daß aus Böhmen Rilke, Werfel, Kafka, Paul Adler stammen . . . ?

Und nun sind die Dichter des tschechischen Volkes da; schon bemüht sich manche deutsche Zunge um die richtige Aussprache des Namens Otokar Březina. Franz Pfemferts „Jüngste tschechische Lyrik" ist erschienen, herbsüßer Duft entströmt den neuen Strophen neuer Dichter, die man zu achten veranlaßt ist, vorerst noch wenig um ihr Werk wissend, aber von ihrem heftigen, oft gewaltsamen, naiv geraden Wollen nach bedeutendem Ausdruck gebannt. Ein sympathischer Tumult waltet in diesem Buche, das selbst im scheinbar höchst artistischen Gefüge einzelner Stücke nicht mindere Unbeschwertheit durch letztzeitige literarische Tradition aufweist als in den volksliedhaften Versen eines Fráňa Šrámek, dessen Stimme doch anzuschwellen vermag zu gewaltig dröhnender Anklage der Gesellschaft. Ein hagerer Gast aus finstersten Bezirken, dessen einmaligen, langhinhallenden Empörungsschrei Franz Werfel in der Vorrede zu den „Schlesischen Liedern des Petr Bezruč" weit ausholend deutet, schreitet der Einsamste und Brudernahste durch dies Buch, den seelenvollen Blick vielleicht dorthin emporgehoben, wo auch Březina die

Hände dereinst einiger Brüder in Liebe nach all den Leiden den Erdball umspannen gewahrt.

Ein Band der „Österreichischen Bibliothek" des Insel-Verlags bringt umfangreichere Proben, zunächst aus dem Werke der Lyriker: Vrchlický, Sova, Březina. Die Übertragungen, vielfachen rechten Begriff vom reineren Eindruck der Urdichtung gebend, gewinnen an Verdienstlichkeit durch die, besonders im Falle Vrchlický, auf das Wesentliche hinzielende energische Auswahl aus zahllosen ungleichwertigen Stücken.

Jaroslav Vrchlický, Nachdichter des „Faust", der „Göttlichen Komödie", Schöpfer der modernen lyrischen Ausdrucksweise der Tschechen: Eisners Auswahl rettet ihn vor dem Geruch eines schattenhaften Klassizismus, in welchen bloß fleißige und getreue Übersetzer seine hohe Kunst gebracht hätten. Das Schlagwort von dem Eklektiker, der, in allen Sätteln der Dichtkunst gerecht, überhitzt wirkend, nichts als bereits schon Daseiendes, wenn auch kunstvoll und wohlgebildet geformt, wie wird es Lügen gestraft durch die frische Lieblichkeit seiner Naturbilder, die die reinen Linien böhmischer Landschaft haben, durch die tiefe Geistigkeit seiner Sonette, vor allem aber durch den vollen Wellenschlag seiner Strophen vom „Baum des Lebens", den er der Alternde und durch kein Leid Zermürbte, himmelan ragen sieht im Lande Böhmen, nicht anders als in Louisiana dem fernen Bruder Whitman es geschah. Wertvollstes Merkmal der tschechischen Lyrik: wie aus subjektiven Leides Sang und Sagen der Schrei schwillt nach der Begegnung der Seelen in brüderlicher Gemeinschaft, auf dem Wege zum Göttlichen, den zu begehen uns Zweck und Sinn des Daseins sein sollte – sein sollte!

Zwischen Vrchlický und Březina gestellt, hat Antonin Sova, den Deutschen kaum noch bekannt, so recht den seiner Art geziemenden Platz im tschechischen Schrifttum inne. Gleich liebenswert erscheint uns seine Kunst, wenn er in bildhaften, wirklichkeitsfrohen Strophen ländliche Gastfreundschaft preist, wenn Träume von einem lichten Königreich reinerer als irdischer Art ihn sein Lied anheben lassen, oder wenn dieser bewegliche, aber der Grenzen seiner auf das Einprägsame, Klare gerichteten Begabung instinktiv bewußte Geist in klingenden Romanzen der Ehe seltsamschwüles Leid kündet, wenn mystisches Getön der Quellen ihm Hymnen entstehen läßt, die manchmal eine Übereinstimmung mit Březina aufweisen. Seine Ballade „die Börse", anhebend gleich Verhaerens städtischen Gesängen, steigert sich zur anklagenden Doppelvision von Natur und „Kultur" und scheint selbst dem Kenner dieses Dichters das glückliche Betreten einer neuen Entwicklungsbahn zu bedeuten.

Wie nicht so sehr das Fahnden nach irdisch direkter Gemeinschaft den rechten Weg zu Gott weist, als eher des mit seinem Werke scheinbar Einsamen sich in die Welt werfende Liebe, Güte, Mitleidenschaft, erweist sich an Otokar Březinas Werk. An diesem schier ehernen Gefüge von fünf Lebensbüchern, die einmal bei Kurt Wolff in Leipzig deutsch erscheinen sollen, deren jeglicher Abschnitt, jegliches Gedicht, selbst wenn allein in den geistigen Raum gestellt, muschelgleich das Brausen der großen tobenden Harmonie in dem gesamten Bau vernehmen macht und wunderbar ahnen läßt. Dieser Dichter ist ein Seher, verkündigend die Wunder der Vorzeit und deutend den Weg in eine reinere Zukunft, die sein das Leid von Äonen erfassender Blick dennoch erspäht. Sein Werk, einmal von uns gekannt, wird vielleicht schon der nach uns folgenden Generation zum mindesten das bedeuten, was heute Whitmans irdische Hymnen, Werfels Gesänge aus den drei Reichen uns scheinen. Diese zwei knappen Anthologien tschechischer Lyrik sind plötzlich da. Man liest sie beglückt, denn zwei, drei neue große Dichter kennen zu lernen, ist Gewinn, der uns oft nicht in Jahrzehnten blüht.

Otto Pick

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.